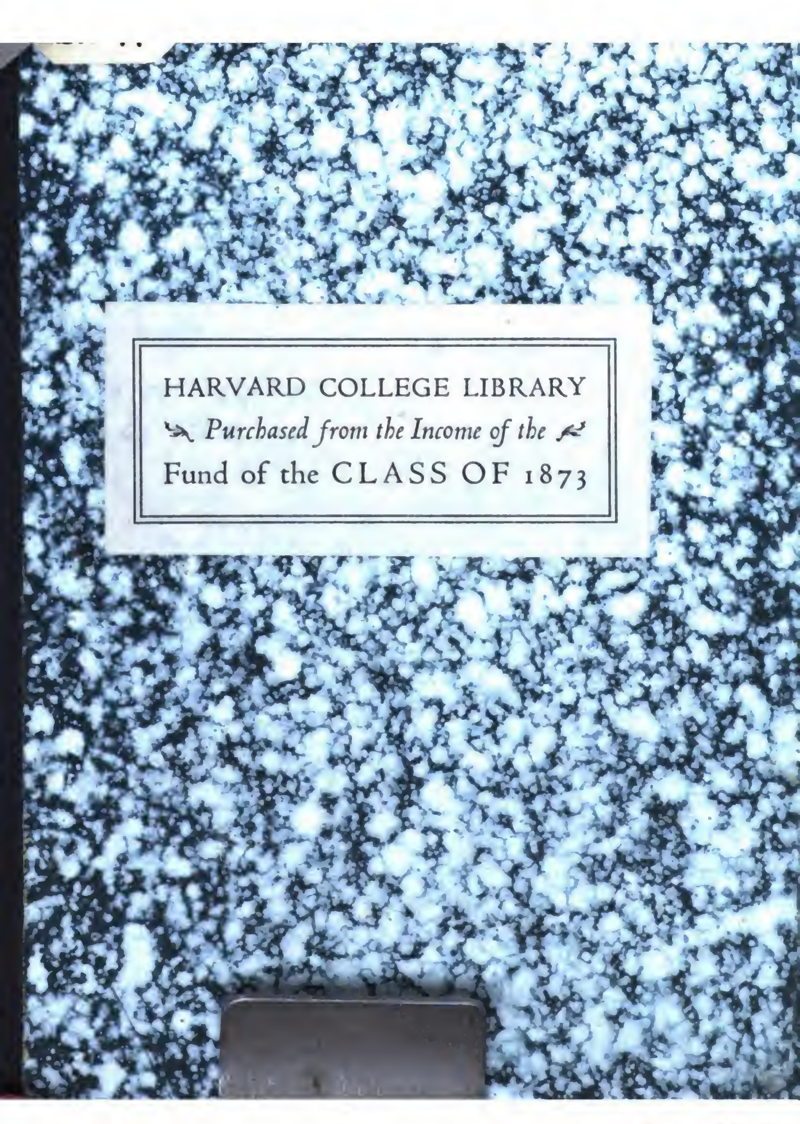
NOVELLENBUCH

Johannes Scherr





HARVARD COLLEGE LIBRARY
Purchased from the Income of the
Fund of the CLASS OF 1873



J. Lüthy.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Dritter Band.

Rosi Zurflüh. Brunhild. Werther-Graubart.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Rosi Zurflüh. Brunhild. Werther-Graubart.

Von

Johannes Scherr.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.

1873.

Rosi Zurflüh.

Eine Geschichte aus den Alpen.

Erstes Kapitel.

Schwarz-Elsi.

Der herbstliche Morgenwind hatte sich noch nicht aufgemacht und das Gebirge lag stumm unter einer dichten Nebelhülle. Regungslos, wie gefroren, standen die grauen Schwaden. In die Monotonie dieses Niflheim dunkelten die Umrisse von Bergkolossen herein, Schwarz in Grau. Tief herauf aus den Klüften kam ein dumpfes Rauschen, als murmelte diese Welt von Granit und Schnee in bangem Traume.

Jetzt aber glomm ein fahles Geflimmer die äußersten Säume des Dunstmeeres an und langsam hellte sich hoch droben ein Punkt. Der röthliche Schimmer wuchs an Umfang und Stärke, und, vom Frühroth angeglüht, leuchtete die Schneekuppe des Ritzlihorns in das chaotische Düster hernieder. Der Tag hatte sein Banner ausgesteckt und gebrochen war der Bann der Nacht. Ein leises Wogen und Wallen kam in die Nebelflut unten, während droben die Lichtsignale triumphirend von Firn zu Firn sprangen. Lauter rauschte im Thalgrund der Bergstrom und hüben und drüben ging mit klingendem Geplätscher die Gletschermilch in den Felsrunsen.

An dem schmalen, längs der jähabfallenden Bergwand hinführenden Geißenpfad steht auf einem Vorsprung die Teufelskanzel, eine bizarre Zusammenwürfelung halbverwitterter Steinblöcke. Von da herab, meldet die Sage, habe in unvordenklicher Zeit einmal Satan den Bergen gepredigt und vor Entsetzen darob seien alle die munteren Ströme, welche dazumal durch das Gebirge gegangen, zu Gletschern erstarrt. In den Rissen und Zwischenräumen des Steingetrümmers hatte sich eine Gruppe niedriger Arven angesiedelt, der letzte kümmerliche Versuch von Baumwuchs, denn höher hinauf gibt es nur noch dürftigen Rasen, der bald durch die Schneeregion begränzt wird.

Die Dunstmassen, welche noch auf der Tiefe wuchteten, schoben sich, an der Oberfläche vom Widerschein der droben leuchtenden Kuppen, Hörner und Zacken weißlich angeschimmert, langsam an der ungeheuren Felswand aufwärts, über deren Rand hinweg ein Gletscherbach in den schwindelnden Absturz schießt, in Myriaden weißer Flocken zerstäubend, bevor er drunten sein Wasser mit dem des jungen Bergstroms mischt, welcher die schmale Thalsohle durchrauscht. Nur ein paar Schritte von der Teufelskanzel entfernt kreuzt vor seinem Sprung in den Abgrund der Bach den Geißenpfad, milchweiß in der tiefen Furche schäumend, die er sich da gewühlt hat. Aus den Nebelschwaden aufgetaucht, setzt mit dem flüchtigen Sprung einer Gemse ein junges Mädchen über die Runse, eilt auf die Teufelskanzel zu, steht dort hochaufathmend still und bohrt mit schwarzen funkelnden Augen in das Dunstgewoge der Tiefe hinab, welches sich mälig zu lichten beginnt. Denn die Sonne ist am östlichen Himmel jetzt so weit heraufgestiegen,

daß ihre Stralen die Spitzen der Bergkolosse aus Roth in Gold umfärben und langsam auch in die verworrenen Thalzüge des Hochgebirges hinabgreifen.

Das junge Mädchen oder, landesüblich zu reden, das junge Meitschi hat sich in der Teufelskanzel an einem Arvenstamm auf das feuchte Moos niedergekauert. Es trägt die Landestracht, aber die einzelnen Stücke des Anzugs sind ärmlich, halb verschlissen und nicht gar säuberlich. Ihm zur Seite liegt ein kleines Bündel, das es unter dem Arme getragen. Wie das junge Ding so dahockte, die nackt in plumpen, abgetragenen Schuhen steckenden Füße unter den Saum des verfärbten schwarzen Röckleins zurückgezogen, ein rothes Tuch, unter welchem halbaufgelös'te rabenschwarze Haarflechten hervorkamen, nachlässig um den Kopf gewunden, die Ellbogen auf die Kniee, die Wangen auf die geballten Hände gestützt, stier, fast glotzend vor sich hinstarrend, konnte man es für ein pures Kind ansehen. So klein und halbwüchsig, um nicht zu sagen verbuttet erschien die Gestalt. Aber die Täuschung schwand sofort, wenn die Kleine, wie von wilden Affekten gestachelt, aus ihrem Hinbrüten auffuhr und sich schüttelte, als wollte sie die Last eines peinigenden Gedankens von sich werfen. Dann zeigten die bräunlichen Züge des Mädchens einen Ausdruck, der weit über seine Jahre ging. Zwischen den starken, dunkeln, über der Nasenwurzel in einander greifenden Brauen bildete sich eine finstere Falte, die Flügel des allerliebsten Stumpfnäschens dehnten sich zitternd und zwischen den zurückgezogenen Lippen des kleinen Mundes schimmerten die weißen Zähne hervor, fest zusammengebissen, als sollten sie einen wilden Schrei zurückhalten. So war das

hübsche Gesicht nicht mehr das eines Kindes, sondern schon das eines Weibes und zwar eines Weibes voll ungestümer Leidenschaft, unter deren Anhauch auch die kleine, aber zierliche und ebenmäßige Gestalt zu so vollschwellenden Formen gereift war, wie sie in einem Alter von sechzehn Jahren nicht eben gewöhnlich sind. Auffallen mußten bei dem Armuth verrathenden Anzug der Kleinen ihre feinen, zierlich geformten Hände, welche, wenn auch jetzt vom Morgenfrost bläulichroth angelaufen, deutlich verriethen, daß sie nur wenig oder gar keine schwere Arbeit gethan. Aber noch auffallender war die seltsame Mischung von Intelligenz und Sinnlichkeit, von Leichtsinn und Trotz, welche sich in diesem zu vorzeitiger Reife gediehenen Mädchengesicht ausprägte. In der scharfen Gebirgsluft wachsen sonst die Menschen an Geist und Körper nur langsam. Hier jedoch war einmal eine Menschenpflanze zu jener frühzeitigen Treibhausreife gekommen, wie sonst nur die Atmosphäre großer Städte sie befördert.

In phantastischen Gestaltungen und Windungen hatten sich inzwischen die Nebelschwaden aus der Tiefe bergwärts gehoben und zerflatterten hoch droben am Firnschnee oder zerflossen im Blaßblau des Morgenhimmels. Der Blick zu Thal war jetzt frei, obgleich da unten noch alles in fahlgrünlichem Dämmerlicht verschwamm, weil das Ritzlihorn die ganze Mulde mit seinem gigantischen Schatten erfüllte. Wer freilich den Falkenblick des jungen Mädchens besaß, konnte sich unschwer zurechtfinden. Hinten im Grunde des schmalen, etwa eine Wegstunde langen Hochthals blinkte und blitzte es himmelan wie von Sonnenstralen, die von Eis und Firnschnee abprallen. In der That steigt dort ein mächtiger Gletscher in gethürmten Massen

bis zur Thalsohle herab und am Fuße seiner Moräne sammeln sich die Wasser, welche, bald durch Zuflüsse von allen Seiten her verstärkt und deßhalb mehr schon den Namen eines Flusses als den eines Baches verdienend, an der rechten Seite des Thales herabkommen, jetzt durch tiefe Felsklüfte rauschend, dann wieder aus den Schluchten in offene Matten hervorströmend und zuletzt, hart unter der über die an tausend Fuß hohe Felswand halb hinaushängenden Teufelskanzel, abermals in eine schwarze enge Kluft abstürzend. Mitten im Thal, am linken Ufer des Flusses, legt sich ein niedriger Hügelkamm wie ein Riegel quer durch die Niederung. Im Schutze dieser Aufdachung, in welcher man wohl die ursprüngliche oder wenigstens eine frühere Moräne des großen Gletschers zu erkennen hat, liegen die zerstreuten Häusergruppen des kleinen Pfarrdorfs Windgellen. Es ist wie andere Dörfer im Hochgebirge ganz aus Holz gebaut. Nur die Kirche, etwas abseits in einer Einbuchtung des Hügelkamms gelegen, ist aus Steinen aufgemauert, aber ihr Dach wie das ihres Thurmes besteht gleich den Dächern der andern Gebäude aus Schindeln. Vom Dorf aus führt ein Weg, der zur Noth mit leichten Karren befahren werden kann, thalabwärts, zwischen Feldstücken hin, auf denen Gerste, Hafer und Kartoffeln gebaut werden, erstere Fruchtarten aber freilich nur in günstigen Sommern recht zur Reife gelangen.

Von diesem Wege zweigt sich ein zweiter links ab und führt über fette Matten aufwärts gegen die mittägliche Bergseite des Thals. Hier lehnt sich im Schutze eines kleinen Ahornwäldchens ein Gehöft an die Halde, welches ein stattliches oder landesmundartlich ein „habliches" zu nennen ist. Die Stelle

heißt „In der Zwihl", und der Zwihlbauer, welcher in den umliegenden Bergen die besten „Alpen" und darauf zwei „urchige" Sennereien oder „Sennten" besitzt, ist so recht der Magnat des Thals. Rechter Hand führt von der Zwihl aus ein Fußpfad bergan und bergab durch Gruppen von Berglärchen und malerische Felswindungen hin, bis er in der Entfernung von einer Viertelstunde in eine Senkung niedersteigt, die von einem kleinen Bergsee ausgefüllt ist. Ein Bach, welcher weißschäumend hoch droben vom Glanzhorn herabkommt, speis't den See, dessen dunkelgrüne Fläche eine Schale von Granit einfaßt. Da und dort senkt eine Legföhre, die zwischen dem Gestein Wurzel geschlagen, ihr schweres Geäste gegen das Wasser herab, dessen Spiegel noch mehr verdüstert wird durch einen ungeheuren Felsblock, der am nördlichen Ende des Sees aufragt und von den Thalleuten der Schudereulkopf, das ist Schuhukopf, genannt wird. Falls man dem Auge mit der Phantasie ein wenig nachhilft, kann man in der That meinen, der auf seiner Spitze breit abgeplattete Block habe auf seiner südwärts, also dem See zugerichteten Seite etwelche Aehnlichkeit mit der Kopf- und Gesichtsform des genannten Vogels der Nacht. Hart diesem Felsen zur Seite ergießt der tiefe stille See den Ueberschuß seines Wassers in ein mit Steingeröll angefülltes Rinnsal, welches sich weiter unten im Thale mit dem früher erwähnten Fluß vereinigt. Zunächst durchbricht das Rinnsal ein dichtes Tannengehölz, jenseits dessen der Bach in ein schluchtartiges Seitenthälchen einbiegt, an dessen Ende er sich dann in einem scharfen Winkel wieder in das große Thal herauswindet. Die düstere Schlucht heißt nicht unpassend „Zur Höllenschwärz", und es steht da ein großes,

mehr noch infolge von Vernachlässigung als von Alter halb zerfallenes Haus.

Die Entfernung von hier bis zum See hinauf beträgt bloß ein paar Büchsenschüsse, und doch sieht es droben ganz anders aus. Der an und für sich düstere Wasserkessel wird durch seine Umgebung ins freundlich Malerische gewendet; denn die Hand des Menschen ist hier sorglich thätig gewesen, einen traulichen Wohnsitz, ein „Heimeli" zu gründen. Der See ist an seiner Mittagsseite offen und es steigt da ein sanftgeschwungener Rain zu mäßiger Höhe hinan. Eine gutgepflegte Umzäunung faßt den Hügelrand ein und hinter derselben zieht sich eine ländliche Gartenanlage bis zu einem neuerbauten Hause hin, dessen zierliche Beschindelung und helle Fenster Wohlstand verrathen. Das Haus mit seinem weit vorspringenden Dach ist zwar ganz in der Form der Gebirgshäuser aufgeführt, aber in seinen Einzelnheiten verräth es überall einen gewissen bei dem Bau rege gewesenen Schönheitssinn. Der offene Söller, welcher um das zweite Stockwerk herläuft, zeigt hübsches Schnitzwerk. An der Ostseite über dem Haupteingang stehen in kunstreichen Zügen die Worte: „Zum Rütli", der Name des Hauses. Gerade darüber erhebt sich, auf starkem Gebälke ruhend, ein erkerhafter Vorbau, dessen Dach sich wie ein Thurm zuspitzt und der ein einziges Fenster hat, welches aber fast dreimal so groß ist wie die übrigen. Auf der Westseite des Hauses sprudelt ein Röhrbrunnen seinen fast armsdicken Stral in einen großen Steintrog, und von da hat man nur ein paar Schritte bis zu einem Gaden, welcher die Winterstallung für etliche Kühe enthält. Die ganze Lage des Hauses muß eine gegen die rauhen

Winde sehr geschützte sein, denn sonst hätten in solcher Höhe nicht die Obstbäume gedeihen können, welche die Matte hinter dem Hause beschatten. Diese Matte zieht sich sanft geneigt bis zu einer jähaufspringenden Felswand hinan, deren oberer Rand dicht mit Arven bestanden ist. Hinter diesem Steinwall fällt der Boden in ein tiefes Tobel ab, welches zur Sommerzeit mit Lawinentrümmern angefüllt ist, und jenseits desselben bauen sich die Abstufungen des gewaltigen Glanzhorns hoch in die Lüfte empor.

Alle die bezeichneten Oertlichkeiten sind von der Teufelskanzel aus sichtbar, das Dorf, die Kirche, der Hof in der Zwihl, das Haus zum Rütli am See „im Böbeli“, wie die Stelle genannt wird. Die Blicke des jungen Mädchens wanderten von der Kirchthurmspitze nach der Zwihl und von da zum Rütli. Da hafteten sie lange und es schien, als wollte sich ein feuchter Schleier über die schwarze Glut des bohrenden Auges herziehen. Aber es schien nur so, denn sogleich wieder brannte in diesem Auge ein Feuer, das jede Thräne schon im Entstehen aufzehrte, und ein Zug des Hasses ringelte sich schlangengleich um die Mundwinkel. Auch das aus der Höllenschwärz hervorlugende Dach des zerfallenden Hauses lag im Gesichtskreis. Allein dorthin fiel kein Blick des Mädchens, nicht einer, und doch war es sein Vaterhaus.

Seit ein paar Jahren haus'te dort der Strobelchäpi [1]) mit seinem Weibe, der Strobelbäbi [2]), ein Menschenpaar, das man im ganzen Thale überall mit Scheu und Verachtung, aber auch mit Furcht ansah. Denn daß die Strobelbäbi eine Hexe, galt

[1]) Strobel-Kaspar. [2]) Strobel-Barbara.

bei der Mehrzahl der Thalleute für ebenso ausgemacht als die Thatsache, daß ihr Mann ein Gauner, welcher in verschiedenen Zuchthäusern seine Ausbildung erhalten hatte. Zuletzt war er als Mitglied einer Falschmünzerbande mehrere Jahre zu Bern „im Schellenwerk", das ist in Ketten, gewesen. Bei seiner Entlassung hatte sich herausgestellt, daß er von Kindheit auf ein „Heimatloser" gewesen, wie sich das auch bei seiner aus Zigeunerblut stammenden Frau von selbst verstand. Weil sich aber die öffentliche Kalamität des Heimatlosenwesens dem Staat gerade fühlbarer als je gemacht hatte, war auch der Strobelchäpi von der Maßregel betroffen worden, durch Einbürgerung der Heimatlosen dem Vagabundentreiben die Axt an die Wurzel zu legen. Der entlassene Schellenwerker wollte sich erinnern können, daß er vor Zeiten in der Feldmark der Gemeinde Windgellen irgendwo geboren sei, und so mußte sich die besagte Gemeinde nach langem Sträuben dazu hergeben, den übelberüchtigten Mann in ihren Verband aufzunehmen. Die Strobelbäbi, welche während des Aufenthalts ihres Eheherrn im berner Boller-Bayes [1]) auf eigene Hand das allgewohnte Vagantenleben fortgesetzt hatte, war nicht sehr von der Aussicht auf ein seßhaftes Dasein erbaut gewesen, aber sie hatte sich fügen müssen, und so war das würdige Paar mit seinem Töchterlein Elsi [2]), welches seiner braunen Gesichtsfarbe wegen das Schwarzelsi hieß, nach Windgellen heraufgekommen. Natürlich hatten die guten Leute sofort Ansprüche an das Armengut erhoben und wollten es gar nicht begreifen, daß die Gemeindevorsteher der „lockeren" [3])

[1]) Zuchthaus (rothwälsch). [2]) Elisabeth. [3]) Falschen unrichtigen (rothwälsch).

Meinung waren, Leute, die noch so gut bei Kräften wären, müßten ihr Brot selber verdienen. Doch gab ihnen die Gemeinde Dach und Fach, nämlich das Haus in der Höllenschwärz, welches unbewohnt und herrenlos dastand. Der letzte kinderlose Besitzer desselben, vormals ein hablicher Bauer, hatte in wüstem Wandel all seinen Besitz verthan und dann, eines kalten Wintermorgens beim Erwachen aus seinem letzten Bränntsrausch [1]) zu der unliebsamen Einsicht gelangt, daß er nichts mehr zu vertrinken hätte, an einem der morschen Dachsparren seines Hauses sich erhenkt. Niemand im Thale hatte Lust, das verfallende Haus „des vom Tüfel Geholten" an sich zu bringen, und so war es von der Gemeinde zur Armenherberge bestimmt worden. Es wohnte aber nur die Familie des Strobelchäpi darin, dessen Gewerbe jetzt war, den Holzschnitzern — die Holzschnitzerei wird in diesem Theile des Gebirges eifrig betrieben — das Ahornholz zu ihren Arbeiten zu beschaffen. Man munkelte freilich und sagte sogar laut, weder der Strobelchäpi noch seine Bäbi hätten ihre früheren Erwerbswege ganz verlassen. Beide waren oft längere Zeit von Hause abwesend, und wenn sie dann wieder heimkehrten, würde, wie die Klatschbasen des Dorfes wissen wollten, in der dürftigen Küche der Höllenschwärz gebraten und geküchelt wie bei einer Kirchweih. Aber sicher war, daß der Strobelchäpi und sein Weib, mochten sie in der Ferne treiben, was sie wollten, mit richtigem Takt wenigstens in der Nähe ihre Hände von allen gefährlichen Dingen fernhielten. So mußte man sie schon dulden, wenn auch noch so ungern.

---

[1]) Branntweinrausch.

Zweites Kapitel.

Der Pfarrherr von Windgellen.

Schwarzelsi schaute noch immer von der Teufelskanzel thalwärts. Das Haus in der Zwihl und das Rütli im Böbeli waren die Zielpunkte ihrer dunkeln Augen. Mit gekniffenen Lippen murmelte sie: „Jetzt wird die Rosi allgemach ihren Hochzeitsstaat anthun und der Ruodi[1]) ist wohl schon auf dem Wege nach der Zwihl. 's Chämmi[2]) raucht ja schon mächtig und die Zwihlbäurin rüstet mit dem Frätzli, dem Vreneli[3]), den Morgenimbiß. Derweil zählt der Zwihlbau'r den Sack voll harter Feufliber[4]), den er seiner Tochter mitgibt. Das ist ja alles und alles schüli schön! Oh, ich wollt' nur, der roth' Güggel[5]) säß' auf dem Dach, daß all' z'sämme verbrännten, all' z'sämme, und wenn auch er drunter sein müßt' — mira[6])!"

Nach diesem leidenschaftlichen Ausbruch versank sie wieder in ihr starres Hinbrüten und hatte nicht acht, daß ein Mann den Geißenpfad am Bergrand daherkam. Sie sah den Kommenden gar nicht, der langsam vorschritt. Sein schwarzer Anzug hob sich kaum von dem Schattendüster ab, in welches die

[1]) Rudolf. [2]) Kamin, Rauchfang. [3]) Verena. [4]) Fünflivres, Fünffrankenthaler. [5]) Hahn. [6]) Meinetwegen.

Bergseite noch gehüllt war. Von Zeit zu Zeit verbargen die noch immer vom Thal heraufwallenden Nebelzüge die schlanke Figur halb und halb, und sie schien dann über dem Felsabsturz, an dessen Saum der Weg sich hinwand, in der Luft zu schweben. So kam der Mann näher. Er hatte im Wandeln die Hände auf den Rücken gelegt und seine Augen hafteten am Boden. Wenn er aber, wie öfter geschah, stillstand, um nach dem gegenüber ragenden, jetzt in goldenem Lichte badenden Gipfel des Glanzhorns oder ins Thal hinab zu sehen, wurde ein stilles, sanftes braunes Augenpaar bemerklich, über welchem sich eine Stirne wölbte, deren intelligente Form selbst unter der Krämpe des tief in die Brauen gedrückten Hutes sich deutlich verrieth. Es war jedoch nicht allein die Hutkrämpe, was einen schwermüthigen Schatten auf die hübsch geschnittenen, feinen und blassen Züge des jungen Mannes warf: der trübe Anhauch derselben schien mehr von innen als von außen zu kommen. Die ganze Erscheinung trug unverkennbar den landpfarrherrlichen Stempel und zwar die protestantische Nüance desselben; denn bekanntlich weiß jedes Auge den protestantischen Landpfarrer auf hundert und zweihundert Schritte weit von seinem katholischen Amtsbruder in Christo zu unterscheiden.

Im übrigen war keine Spur von gleißnerischer Gottseligkeit im Antlitz oder in der Haltung des Mannes, wohl aber etwas Resignirtes, eine gewisse Müdigkeit. Und doch auch verrieth dann und wann wieder eine heftige Bewegung oder ein momentanes Aufleuchten des Auges, nur eine ungewöhnlich starke Willenskraft habe hier ein heißes Herz so weit gebändigt, daß oberflächliche Betrachtung die rothe Glut nicht unter dem

bleichen Aschenflor vorschimmern sah. Die meisten seiner früheren Freunde würden freilich in dem stillen Pfarrer von Windgellen kaum noch den Mann erkannt haben, der nur zwei Jahre zuvor drunten im Lande in der Vorderreihe einer rührigen und mächtigen Partei gestanden, den Mann, der damals in mancher tosenden Volksversammlung „des Wortes Feuerbrände“ in die Gemüther geschleudert und bei Freund und Feind die bestimmte Erwartung erregt hatte, daß er binnen kurzem einen vorragenden Platz unter den Lenkern des Gemeinwesens einnehmen würde. Aber die Hoffnungen der Parteigenossen und die Befürchtungen der Gegner waren gleichermaßen getäuscht worden. Der junge Agitator, dem man neben vielen glänzenden und löblichen Eigenschaften eine bedeutende Dosis von Ehrgeiz zugeschrieben, hatte plötzlich und ohne sich selbst gegen seine nächsten Bekannten zu einer Erklärung herbeizulassen, die Berufung der Gemeinde Windgellen zu dieser entlegenen Pfarrstelle angenommen, und die allgemeine Verwunderung darüber war um so größer gewesen, als man in Erfahrung gebracht, der neue Pfarrer habe sich angelegentlich um diese von keinem seiner geistlichen Mitbrüder beneidete Stelle beworben. Hierauf hatte man noch einige Tage, da und dort noch einige Wochen von sothanem „dummen Streich“ gesprochen; dann hatte man sich damit beruhigt, den jungen Geistlichen achselzuckend einen Sonderling oder auch wohl geradezu einen Narren zu nennen, und endlich hatte man ihn in seinem „am Ende der Welt“ gelegenen Bergwinkel vergessen, wie das ja so überall Brauch der Parteien ist, wenn eins ihrer Werkzeuge abgenutzt ist oder wenn es sich ihnen versagt.

Wie verschiedenartig immer die Gefühle und Gedanken des langsam daherkommenden Pfarrherrn und des jungen an einem der Steinblöcke der Teufelskanzel kauernden Mädchens sein mochten, beide waren sie so davon erfüllt, daß sie für anderes keinen Sinn hatten. Sie bemerkten einander noch nicht, als der Geistliche der Teufelskanzel schon bis auf wenige Schritte nahe gekommen. Aber waren denn ihre Gefühle und Gedanken wirklich verschiedenartige? Seltsam zu sagen, der junge Theologe dort, hochbegabt, tüchtig und vielseitig gebildet, voll idealer Anschauung und sittlichen Strebens, und das junge Vagantenkind da, Zeit seines Lebens auf der haardünnen Gränzlinie zwischen Leichtfertigkeit und Laster, Gemeinheit und Verbrechen schwankend, voll vorzeitig gereifter Sinnlichkeit und doch wieder die Antriebe derselben mit kühlster Berechnung zu bändigen wissend, von frühauf in der Welt umhergetrieben, bei Gelegenheit einen verirrten und getrübten Stral vom Lichte der Bildung auffangend, voll unklaren Dranges, voll rachelustigen Menschenhasses, dabei verschlagen, keck, skrupellos — ja, die Seelen dieser beiden Wesen waren am heutigen Morgen von denselben Vorstellungen erfüllt. Auch der Pfarrherr war, während er zur Teufelskanzel heraufstieg, mit seinen Gedanken in der Zwihl; auch vor seiner Phantasie stand die schlanke Gestalt der schönen Rosi, im Begriffe, den Hochzeitsstaat anzulegen; auch er sah im Geiste den Ruodi von seinem Haus im Böbeli nach der Zwihl wandeln, um von da die Braut zur Kirche zu führen. Aber der bange Seufzer, welcher bei der Anschauung dieser Bilder aus der Brust des Geistlichen aufstieg, ward auf seiner Lippe nicht, wie das vorhin auf den Lippen Elsi's geschehen, zu einem Laut

der Drohung und des Fluches. Stephan Milder war überhaupt kein Mann des Fluchens. Hatte er doch am Ende seiner Studentenzeit bei einem theologischen Kolloquium, als sein Kirchengeschichtelehrer beiläufig die Angabe eines leuchtenden Beispiels priesterlichen Hochsinns verlangte, die ganz und gar undogmatische Antwort gegeben, das leuchtendste Beispiel, dessen er sich erinnere, sei die Priesterin Theano im heidnischen Athen; denn dieselbe habe die Zumuthung, den verbannten Alkibiades von staatswegen zu verfluchen, mit den Worten abgewiesen, sie sei Priesterin zum Segnen, nicht zum Fluchen.

An der Bachrunse vor der Teufelskanzel angelangt, stand der Pfarrer still, wie unentschieden, ob er weiter gehen sollte. Das scharfe Ohr Elsi's hatte aber durch das Geräusch des Wassers hindurch nahende Tritte vernommen, und als sie jetzt mit einem raschen Seitenblick die Gestalt des Geistlichen erfaßte, griff sie mit der Hand nach ihrem Bündel und erhob sich halb, als wollte sie sich wegstehlen. Aber sie gab diese Absicht sofort wieder auf und sank in ihre kauernde Stellung zurück, das Auge gleichgiltig von dem Pfarrer ab- und wieder dem Thale zukehrend. Milder hatte nun auch seinerseits das Mädchen wahrgenommen, und von der Anwesenheit desselben an diesem Orte zu früher Stunde augenscheinlich überrascht, rief er über die Runse hinüber:

„Was machst denn du hier, Elsi?"

„Nichts."

Sie sagte das, ohne nach dem Frager umzusehen, und das trockene Wort klang genau wie: „Was geht's dich an?"

Des Pfarrers Blick fiel auf das Bündel, welches der Kleinen zur Seite lag, und er sagte:

„Ich will nicht hoffen, daß du wieder einmal in der Welt herumvagirtest oder herumvagiren willst?"

„Herumvagiren? Ein jedes geht seinem Ehsek nach. Das ist keine Busche[1])."

„Nimm dich in acht, Elsi, du redest wieder das garstige Rothwälsch, und doch hast du mir bei deiner Konfirmation versprochen, diese schlimme Angewöhnung aufzugeben."

„Versprechen ist leichter als halten."

„Kind, ich fürchte, du bist wieder auf bösen Wegen. Weiß dein Vater, daß du so früh am Morgen von Hause gingest?"

„Der Strobelchäpi? Was geht mich der Baal[2]) an? Er ist gar nicht mein rechter Vater."

„Und deine Mutter?"

„Oh, die ist eine gute Golle. Sie hat mich nie mehr geschlagen, seit ich ein Schiksel[3]) geworden, und weiß wohl, warum."

„Warum?"

„Weil sie wußte, daß ich ihr das Gesicht grandig[4]) zerkratzen würde."

Der Pfarrer war durch die freche Sprache des Mädchens wie angedonnert. So hatte er Elsi noch nie reden gehört. Es war eine vollständige Rücksichtslosigkeit, eine wilde Energie in dem Gebaren der Kleinen. Und außerdem griff diese Begegnung so störend in die Gedanken ein, welche den jungen Geistlichen

---

[1]) Ehsek, Geschäft; Busche, Schande (rothwälsch). [2]) Baal, Mann. [3]) Golle, Frau; Schicksel, erwachsenes Mädchen. [4]) Grandig, heftig, tüchtig.

auf seinem Morgengange tief und traurig bewegt hatten, daß er im Augenblicke gar nicht wußte, wie er dem Wildling gegenüber die Ausübung seiner Seelenhirtenpflicht anfassen sollte. Dem gutmüthigen Manne kam dabei nicht entfernt zu Sinne, daß Elsi mit bewußtem Trotze sich gegen ihn stellte und daß sie auch recht absichtlich rothwälsche Ausdrücke gebrauchte, um ihn zu ärgern.

Während er sich besann, drehte Elsi den Kopf halb gegen ihn und musterte ihn mit ihren brennend schwarzen Augen vom Scheitel bis zur Sohle. Dann ließ sie ihren Blick keck auf seinem Antlitz ruhen und sagte:

„Herr Pfarrer, was thut denn Ihr so früh hier oben? Sie werden jetzt drunten in der Dufe bald das erste Zeichen zur Chaßne läuten. Habt Ihr gäng Eure Predigt noch nicht fertig? Was werdet Ihr der herzigen Kalle, der Rosi, die so große Augen hat wie die größte Kuh, alles sagen? Von Jakob und Lea und Rahel, wie's in der Kohbel-Flittermännche steht? Aber der Jakob, wenn er auch nicht Jakob heißt, führt ja die Rahel heim und der andere geht leer aus. 's wird gäng beim Koozen in der Zwihl heut' hoch hergehen. Der Gotsche und seine Goje werden ihre Mittel sehen lassen und in der Finkelei wird's riechen wie in unseres Herrgöttli's Paradies. Aber lugt nur auf Euren Lupper, Herr Gallach, Ihr habt gäng keine vorige Zeit mehr. Horch, da läutet's zum ersten. Und wenn Ihr die Hochzeitsleut' zusammengebt, so lugt der Braut nicht so tief in ihre großen Linzer, Ihr könntet sonst drin versaufen und der Ruodi könnte darob mesayisch werden. Und wenn Ihr beim Hochzeitmahl sitzet, so trinkt gäng brav Jaim, damit Ihr rothe Backen über-

kommt, sonst könnten die Leut' was merken und 's Breneli grillisch werden. 's Breneli ist ja gäng auch keine treife Hische und hat was recht's hinter'm Klemmerle und einen Sack voll Massumen gibt ihr der Oltrisch-Kaffer auch mit. Eia, vielleicht gibt's bald wieder 'ne Graunerei in der Zwihl!"

Das alles sprudelte Elsi nur so heraus und es schlug dem Pfarrer in das Gesicht wie ein plötzlich abgefeuerter Schuß. Die Farbe wechselte rasch auf seinen Wangen und seine Lippen zuckten. Es mußten in den Worten des überkecken jungen Dinges Anspielungen liegen, die sein innerstes Leben trafen.

Schwarzelsi weidete sich an der Verlegenheit des Geistlichen, und während er nach Worten rang, funkelten ihre Augen vor Schadenfreude und spielte ein höhnisches Lächeln um ihren trotzig aufgeworfenen rothen Mund.

„Die Rosi", sagte sie wieder, „hätt' freilich 'ne staatsmäßige Gallächin fürgestellt, ja, ja; aber sie hat gäng nicht g'wollt. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und der Ruodi ist zuerst gekommen."

Und dazu kicherte die Kleine boshaft wie ein Teufelchen.

Das Blut schoß dem Pfarrer ins Gesicht, aber er bezwang seine leidenschaftliche Wallung und sagte nur mit nachdrücklichem Ernst:

„Was faselst du, thörichtes Ding?"

Sie wollte ihm keck ins Wort fallen, aber seine schlanke Gestalt aufrichtend und die Kleine fest anblickend schnitt er ihre Entgegnung mit den Worten ab:

„Du wirst mir sagen, was dieses morgenfrühe Herumstreifen bedeuten soll und wohin du willst."

Für einen Augenblick, aber auch nur für einen Augenblick eingeschüchtert, versetzte sie:

„Ich will fort."

„Wohin?"

„In die weite Welt."

„In welcher Absicht?"

„Mein Glück zu suchen."

„Dein Glück? Dein Glück?"

Und das Mädchen und sein seelsorgerliches Amt für einen Moment vergessend, fügte er murmelnd hinzu: „Wo ist das Glück und wer findet es?"

Elsi hatte aber diese Worte doch gehört.

„Wer sucht, der findet", sagte sie, „und wer anklopft, dem wird aufgethan. Ich will suchen und anklopfen."

„Nein, du wirst jetzt zunächst mit mir ins Dorf zurückkehren und nachmittags werd' ich in die Höllenschwärz gehen, um deinen Eltern ins Gewissen zu reden, daß sie ein achtsameres Aug' auf dich haben sollen."

„Ihr seid gar zu gütig, Herr Pfarrer. Aber ich bin kein Gambes mehr. Ich bin b'hört[1]) und kann gehen, wohin ich will."

---

[1]) Duse, Kirche. Chaßne, Hochzeit. „Gäng" ist nicht rothwälsch, sondern ein Füll- und Flickwort von unbestimmtem Sinn, welches in der berner Mundart unzählig oft wiederkehrt. Ebenfalls mundartlich sind „vorig" statt vorräthig und „b'hören", einsegnen, konfirmiren. Kalle heißt im Rothwälsch Braut, Kohbel-Flittermännche die Bibel, Koozen ein reicher Mann, Gotsche Bauer, Goje Frau, Finkelei Küche, Lupper Taschenuhr, Gallach Pfarrer, Gallächin Pfarrerin, Linzer Augen, mesayisch verdrießlich oder mißtrauisch,

Damit stand sie auf, faßte mit der linken Hand ihr Bündel, stützte sich mit der rechten an den Felsblock, der neben ihr aufragte, schlug ihr rechtes Bein um das linke und balancirte mit keineswegs kindlicher Koketterie ihr hübsches Figürchen auf der linken Fußspitze. So sah sie verführerisch genug aus, mehr aber noch komisch; denn sie wollte sich offenbar das Air einer jungen Dame geben, die mit ihrem Anbeter kokettirt. Deßhalb vermied sie jetzt auch die rothwälschen Redensarten und befliß sich ein Hochdeutsch zu sprechen, wie sie es nicht so fast in der Schule von Windgellen als vielmehr zu Zeiten auf dem „Juhe" des Theaters in Bern kennen gelernt hatte.

Milder nahm von alledem keine Notiz. Er sah in dem Mädchen nur ein unartiges Kind, welches vor der Zeit der Ruthe entlaufen wollte. Aber das Kind hatte ihm Theilnahme abgewonnen, seit er es kannte, und er war zu der Annahme berechtigt gewesen, Elsi auf einen besseren Weg gebracht zu haben. In der „Unterweisung", das ist, im Konfirmationsunterricht, hatte sie es in schneller Fassungskraft und Fleiß allen ihren Mitschülern weit zuvorgethan und den Pfarrherrn durch ihre scharfsinnigen Fragen in Erstaunen, manchmal auch wohl in Verlegenheit gesetzt. Ein unaustilgbarer Zug von Bosheit war freilich auch da mit untergelaufen und hatte Elsi keine Gelegenheit versäumt, in ihrer Art für die bauernstolze Verachtung, welche sie von seiten ihrer Mitschüler und Mitschülerinnen zu befahren

---

Jaim Wein, grillisch eifersüchtig, Meise unschön oder unrein, Hische Weibsbild, Klemmerle Brusttuch, Massumen Geld, Oltrisch-Kasser Vater, Graunerei Hochzeit, Gambes Kind.

gehabt, Rache zu nehmen. So hatte eines Tages der Pfarrer, nachdem er seinen Konfirmanden eindringlich auseinandergesetzt, innerhalb welcher sittlichen Schranken der Mensch berechtigt und sogar verpflichtet sei, auch für sein zeitliches Heil zu sorgen, den Jakob Dötterli gefragt: „Nun, Jakobli, sag' mir mal, was muß man thun, um hienieden glücklich und zufrieden zu leben?" Die Antwort abwartend, ging Milder nach seiner Gewohnheit in der Schulstube auf und ab, und sowie er den Rücken gewandt, beugte sich Schwarzelsi blitzschnell zum Ohr des vor ihr sitzenden Jakob, ihm einzublasen, und sofort platzte der hoffnungsvolle Junge mit der Erwiderung heraus: „Ma mueß luege, daß ma e ryche Buretochter zum Wyb erwitscht."[1]) Natürlich lachte Elsi über ihren gelungenen Streich hellauf und die andern ihr nach, und der gute Pfarrer hatte, seit er im Amte war, noch nie größere Mühe gehabt, seine seelenhirtliche Würde zu bewahren, als bei Anhörung dieser Probe ländlich-sittlicher Moral.

Der Pfarrer überschritt den Bach und Elsi ließ ihn ruhig herankommen. Nur warf sie rasch einen Blick rückwärts über ihre linke Schulter, als wollte sie sich auf alle Fälle der Möglichkeit eines ungehinderten Rückzugs vergewissern.

„Nein, thörichter Wildfang", sagte Milder, „du bist nicht in den Bund erwachsener Christen aufgenommen worden zu dem Zwecke, schlimmen Trieben frei nachleben zu können. In die weite Welt willst du? Weißt du denn nicht, daß die Heimat ein Segen ist, den man in der Fremde vergebens sucht?"

[1]) „Man muß sehen (das ist sorgen), daß man eine reiche Bauerntochter zur Frau bekommt."

„Davon weiß ich freilich nichts, weil ich nie von einer Heimat wußte", erwiderte Elsi kalt, aber in so respektvollem Tone, daß sich der Pfarrer dadurch täuschen ließ. Deßhalb sagte er mit zutraulicher Güte:

„Aber du kannst lernen, was Heimat zu bedeuten hat, indem du dir eine gründest und zwar hier in unserem Thale. Deine Aufführung ist die letzte Zeit her tadellos gewesen und du mußt wohl bemerkt haben, daß demzufolge die Leute freundlicher gegen dich geworden sind."

„Nein, davon hab' ich nicht viel bemerkt. Was hilft mir die gute Aufführung? Ich bleibe doch 's Schwarzelsi aus der Höllenschwärz, die den Strobelchäpi, den Schellenwerker, zum Vater hat, wenn er's schon nicht ist. Ja, wenn ich Batzen hätte! Nur wer Geld hat, gilt in der Welt."

„Bei den Dummen und Schlechten, ja. Der rechtschaffene Arme, welcher mit redlichem Fleiße sein Brot erwirbt, darf auf die Achtung aller verständigen Leute Anspruch machen und sie entgeht ihm auch nicht. Arbeite, Kind, arbeite! Das ist der feste Grund, auf welchen du deine Zukunft, deine Zufriedenheit gründen mußt. Leben heißt thätig sein. Du hast eine entschiedene Gabe fürs Zeichnen und Bildschnitzen. Der Ruodi Zurflüh hat es mir wiederholt gesagt."

„Der Ruodi hat Euch das gesagt?"

„Ja."

„Und weiter nichts?"

„Doch. Er meinte, man müßte dafür sorgen, daß du nach Brienz in die Holzschnitzerschule kämest. Da könntest du, wenn du nur wolltest, es in der Holzschneidekunst zu was rechtem bringen."

Elsi's Miene war sanft, fast weich geworden. Sie schwieg nachdenklich, es arbeitete in ihrer Brust und sie senkte die Augen.

„Der Ruodi hat gutes von mir gesagt, der Ruodi!" flüsterte sie selbstvergessen.

Milder sah, daß er Terrain gewonnen, und wollte den Vortheil verfolgen, indem er fortfuhr:

„Glaub' mir nur, Kind, es gibt Leute, die es gut mit dir meinen. Da ist die Rosi —"

„Die Rosi?" fiel das Mädchen ein, heftig aufzuckend.

Der Pfarrer beachtete in seinem wohlwollenden Eifer nicht, daß schon wieder ein Wechsel über die beweglichen Züge Elsi's gekommen war, daß ihr Mund sich trotzig aufwarf und ihre Stirne zornroth brannte.

„Ja, die Rosi", sagte er. „Sie war dabei, als der Ruodi mir zuletzt von dir sprach, und sie meinte, ihr Vater, der ja Gemeindevorstand ist, sollte dafür sorgen, daß in der angegebenen Richtung die Gemeinde etwas für dich thue. Und wenn das nicht ausreichte, wollte sie, wie sie sagte, gern ihren Spartopf hergeben —"

„Sie mag ihn behalten", fiel Elsi hastig ein. „Ich will nichts von ihr, keinen Sahntihm[1]), gar nichts!"

„Was soll denn das wieder bedeuten? Was hast du denn?

„Nichts hab' ich und das ist gäng eben das Kreuz und der Jammer."

---

[1]) Centime, sonst auch Rappen genannt, deren der Schweizerfranken 100 enthält.

„Still mit deinen koboldischen Einfällen! Und jetzt kommst du mit mir heim. Ich habe keine Zeit mehr zu verlieren."

Der Pfarrer hatte mit Fug das Wort koboldisch gebraucht. Jede Spur von Weichheit war aus Haltung und Rede des Mädchens verschwunden. Die tiefschwarzen Augen blinzelten wie die eines schelmischen Kobolds und den kleinen Mund kräuselte wieder das alte Hohnlächeln.

Leicht wie ein Vogel war sie ein paar Schritte weit von dem Pastor weggehuscht, hinter einen Steinblock im Innern der Teufelskanzel, welcher ihr bis an die Brust reichte. Dort stand sie still und ihr allerliebstes rundes Köpfchen guckte über den bemoos'ten Granitwürfel herüber.

„Lieber Herr Pfarrer", sagte sie, „liegt Euch denn wirklich etwas daran, daß ich in Windgellen bleibe?"

„Allerdings. Meine Pflicht als Seelsorger und als Vorstand der Armenpflege —"

„Ach was! Eure Pflicht geht mich nichts an. Ich meine, seid Ihr dem armen Schwarzelsi e chli[1]) gut?"

„Gewiß bin ich dir gut, wenn du nur —"

„Nun dann, wißt Ihr was? Heiratet mich!"

Sie sagte das mit einem so possirlich-schelmisch-naiven Ausdruck, daß die beste Schauspielerin sie darum beneidet haben würde. Ihre Augen schossen dabei unter den halbgeschlossenen Lidern hervor schmachtend-zärtliche Blicke auf den guten Pfarrer und die Spitze ihres Züngleins spielte schlangenhaft zwischen den wie zum Kuß gerundeten Lippen.

---

[1]) Ein wenig.

Der arme Pfarrer wußte nicht recht, ob er lachen oder fluchen sollte.

„Nun, was meint Ihr?“ sagte sie wieder. „Ich sag' Euch, ich werde die Frau Pfarrerin spielen, daß es 'ne Art hat und Ihr 'ne rechte Freud' dran haben sollt.“

Dem guten Milder war jetzt der Geduldfaden gerissen.

„Unverschämter Baggäugel[1])!“ brach er los.

„Ah so, Ihr wollt mich nicht haben? Ich merke schon, Ihr seid noch immer in die Rosi verschossen.“

Der Pfarrer machte eine rasche Wendung nach dem Felsblock zu und es steht zu vermuthen, daß der sanftmüthige Mann große Lust hatte, den Heiratsantrag des Vagantenkindes mit dem theologisch-pädagogischen Argument einer Ohrfeige zu erwidern, wozu er in Wahrheit vollwichtige Ursache hatte. Allein Schwarzelsi schlüpfte hinter dem Felsblock weg, bevor er dessen Rückseite erreicht hatte, flog durch das Steingetrümmer aufwärts und erschien in der nächsten Minute hoch über Milders Haupt auf einem vorspringenden Zacken.

„Lieber Herr Pfarrer“, rief sie herunter, „b'hüt' Euch Gott und nichts für ungut! Wenn ich das Glück gefunden, komm' ich wieder und will Euch auch ein Stückli davon geben. Und höret, ich weiß noch alle die Bibelsprüch', die Ihr mich gelehrt, und im zweiten Buch Mose, zwanzigstes Kapitel, Vers da und da, steht geschrieben: Laß dich nicht gelüsten deines Nächsten Weib, noch seines Knechtes, noch seiner Magd, noch seines Ochsen, noch seines Esels.“

---

[1]) Possenreißer, Fratz, Narr, mundartlich für Bajazzo.

Ein schmetterndes Gelächter aufschlagend verschwand sie.

Milder stand bestürzt.

„Es hilft nichts, dem Wildfang nachzugehen", sagte er dann. „Ich könnte ebenso leicht eine Gemse einfangen. — Aber was war das? Mein Gott, das Geheimniß meiner Seele, das ängstlich verwahrte Geheimniß im Munde dieses halbwüchsigen Kindes!"

Glockenklang, welcher abermals aus dem Thale heraufkam, weckte ihn aus seinem schmerzlichen Hinbrüten. Er fuhr zusammen und raffte sich mühsam auf. Er war sehr bleich geworden und nahm den Hut ab, um sich die in kaltem Schweiß gebadete Stirne zu trocknen.

„Ich will die Last tragen, die mir auferlegt ist, solange meine Kraft aushält," murmelte er. „Wenn nur sie es nicht merkt, daß ich sie trage."

Damit sprang er über den Bach und ging eilenden Schrittes den Pfad zurück, den er gekommen.

Drittes Kapitel.

'S wird doch was aus der Sach'.

Beim reichen Kuori[1]) Leuenberger in der Zwihl ging es an diesem Tage wirklich hoch her. Der Zwihlbauer hatte nur zwei Kinder, zwei Meitschi, und dem älteren derselben richtete er heute die Hochzeit aus. Da mußte etwas draufgehen, das verlangte schon die bäuerische Kleiderordnung, und zwar um so mehr, als es galt, dadurch zugleich das Gerede zu widerlegen, der Magnat von Windgellen sei nur schwer dazu vermocht worden, seine Rosi dem Ruodi Zurflüh zu geben.

Es war etwas an diesem Gerede, es war etwas dran. Der Ruodi war zwar ein „hablicher" Mann, keine Frage, und ein stattlicher und braver Chnab'[2]) war er ebenfalls, kein Zweifel; aber er hatte auch, wie der Zwihlbauer seiner Zeit ziemlich ungrammatikalisch gesagt haben sollte, „zwo bedenkli Items" an sich. Denn fürs erste war er ein Fremder, das heißt, er war in dem sieben bis acht Stunden von Windgellen entfernten Hasli im Grund geboren, und fürs zweite war er kein Bauer, sondern „gäng nur" ein Holzschneider.

Kein Stolz geht über den rechten Bauernstolz. Ueberall, wo noch eine unvermischte Bauersame deutscher Zunge sitzt,

---

[1]) Konrad. [2]) Knabe, junger Bursch, Junggeselle.

namentlich eine solche, auf deren Nacken das demoralisirende Joch der Hörigkeit nie gelegen, macht sich in ihrer Denkweise, in ihrem ganzen Gebaren der trotzige Geist altgermanischer Gemeinfreiheit fühlbar, aber auch die starre Ausschließlichkeit altgermanischen Kastenwesens. So ein Bauer, auf seiner Hufe sitzend, deren Vererbung von Urväterszeiten her die Familientradition genau nachzuweisen vermag, ist gewohnt, die ganze Menschheit einzutheilen in Bauern und andere Leute, und wie immer die Lebensstellung dieser „anderen Leute" sei, ob hoch oder niedrig, arm oder reich, gleichviel, sie sind keine Bauern und demzufolge nicht ebenbürtig. Auch der Knori Leuenberger war vom echten und gerechten alten Bauernschlag, wennschon durch sein knorriges Wesen eine weiche Ader lief, die ihm, wie er meinte, schon manchen Possen gespielt hatte. Wahrscheinlich war diese Ader durch den Umstand genährt worden, daß seine Heirat mit dem Anneli, der Erbtochter des Zaglibauers, nicht allein eine bäuerliche Konvenienzheirat, sondern zugleich auch eine gegenseitige Neigungsheirat gewesen war. Die Zwihlbäurin war aber zuvörderst Weib und Mutter und dann erst Bäurin. Auch eine große dörfliche Diplomatin war sie, die ihren Knori vortrefflich zu handhaben wußte und sich durch sein Brummen nicht abschrecken ließ, wenn sie sich mal etwas gutes und rechtes vorgesetzt hatte.

Eines schönen Frühlingsabends, etwa ein Vierteljahr vor Eröffnung unserer Geschichte, hatte die Zwihlbäurin, während ihr Eheherr auf dem Söller droben tubäkelte, das heißt, seine Abendpfeife rauchte, unten in der Wohnstube eine lange flüsternde Unterredung mit ihrer älteren Tochter, der Rosi, welche an

demselben Tage ihr zwanzigstes Jahr angetreten hatte. Als die jüngere Tochter, s' Vreneli, ein lebhaftes hübsches Chind[1]) von sechzehn Jahren, in die stille Stube kam, brachen Mutter und Schwester verlegen ihr Gespräch ab, und 's Vreneli bemerkte im Zwielicht, daß die Wangen Rosi's hochroth waren und Thränenspuren zeigten. Bei so bewandten Umständen ging 's Vreneli sogleich wieder hinaus und in die Küche, wo sie zu der alten Magd, einem Inventarstück des Hauses, sagte: „Gib acht, Kathri, 's gibt ebbis[2])." — „Was denn?" — „'ne Hochzyt." — „Warum nit gar, du Göhl! Was weißt du von Hochzyten?" — „Ei ja fryli! Bin ich nit an Ostern b'hört worden? Und meinst, ich hätt's gäng nit g'merkt, daß d' Rosi und der Ruodi einander gäng gern haben?" — „So, du Aeffli, das hast du g'merkt? Papperlapapp! Da wird gäng nüd[3]) draus."

Während dieses Gespräch in der Küche seinen Fortgang hatte, stieg die Zwihlbäurin nachdenklich zum Söller hinauf, setzte sich neben ihren Eheherrn und begann die Unterhaltung damit, daß sie meinte, bei der ungewöhnlich günstigen Witterung dürfte es bald an der Zeit sein, mit dem Veh[4]) zu Berg zu fahren. Aus der Verhandlung des Viehkapitels merkend, daß ihr Alter guter Laune sei, lenkte die Bäurin mit behutsamen Uebergängen die Unterhaltung allmälig auf ein ganz anderes Feld und dabei wurde ihre Sprache immer wärmer und ein-

[1]) Ueberall in der deutschen Schweiz heißen die Mädchen, auch die erwachsenen, Chind', d. i. Kinder. [2]) Etwas. [3]) Nichts. [4]) Vieh.

dringlicher. Der Bauer hörte ihr nach seiner Weise bedächtig zu und verrieth weiter keinen Antheil, als daß er sehr energisch tubäkelte. Die Bäurin achtete in ihrem Eifer wahrscheinlich nicht sehr darauf, denn sonst hätte sie sich nicht so weit mit dem herausgelassen, wessen ihr Herz voll war. Wenn der Zwihlbauer große Tabakswolken von sich paffte, so war das kein Zeichen der Beistimmung; im Gegentheil, ganz im Gegentheil. Die gute Zwihlbäurin sollte auch bald genug innewerden, daß es ihr nicht immer gelänge, ihren Kuori „anzubohren", mit welchem sonderbarlichen Ausdruck sie ihre auf diplomatischer Kunst beruhende Oberherrlichkeit im Hause zu bezeichnen pflegte. Der Zwihlbauer ließ seine würdige Ehehälfte ruhig ausreden. Hernach stand er auf, klopfte über die Brustwehr des Söllers hinweg seine Pfeife aus, trat vor sein Anneli hin, zupfte, wie das bei feierlichen Anläßen seine Gewohnheit war, seinen bretsteifgestärkten, ein gut Theil über die Ohrläppchen hinaufreichenden Hemdkragen noch mehr in die Höhe und sagte decidirt: „Da schlag' gäng der Dunder dri! Aus der Sach' wird nüd, säg' i."

Nach also abgegebenem Konklusum drehte sich der würdige Beherrscher der Zwihl gegen die Thüre hin, hinter welcher in wohlverwahrter Kammer das mächtige Ehebett stand, worin schon der Aehni mit der Ahne und der Vater mit der Mütter ihre Nachtruhe gehalten hatten. Das ehrwürdige Möbel füllte die Schlafkammer zur Hälfte aus und war von einem „Himmel" überdeckt, dessen vier eichene Tragsäulen im Nothfall ein Haus hätten tragen können. Auf der inneren Fläche des Betthimmels war ein Schnitzwerk angebracht, welches Adam und Eva im

Paradiese darstellte. Die Zeit hatte dieses Kunstwerk schwarz gebeizt, und in der Kammer war es zudem nicht mehr hell genug, daß der Zwihlbauer, als er seine gewaltigen Glieder in das hochaufgestapelte Federbett versenkte, das Bild noch hätte gewahren können. Dennoch richtete er die Augen nach der Stelle hin, und wie wenn ihm der schlimme Streich, welchen Frau Eva ihrem Eheherrn weiland gespielt, eine wunderliche Ideenverbindung eingegeben hätte, brummte er: „'s Wybervolk ist gäng allzyt e Dunderszüg gsi."

Derweil wälzte die Zwihlbäurin draußen auf dem Söller schwere Gedanken im Gemüthe. Sie fühlte, daß ein großer Wendepunkt in ihrem Leben eingetreten und daß es jetzt, wenn je, gälte, ganz ungeheuer klug und fest zu verfahren. Nachdem sie die Angelegenheit, welche sie beschäftigte, nach allen Seiten hin gewendet und gedreht hatte, kam sie zu dem Schluß: „Er wird gäng brummen, länger und ärger brummen als je; aber 's könnt' doch gehen, 's könnt' doch gehen. Man muß nur sachte thun, sachte, sachte." Damit machte die rüstige Frau noch ihren allabendlichen Gang durch das Haus, zu sehen, ob alles in seiner Ordnung sei, und verfügte sich dann in die Schlafkammer. Als auch sie unter dem erwähnten Betthimmel Platz genommen, sprach sie nach ihrer Gewohnheit mit über der Bettdecke gefalteten Händen halblaut den Abendsegen und wollte sich dann, im Glauben, ihr Kuori schliefe schon, ebenfalls zum Schlafen zurecht legen. Da drehte der Bauer halbwegs den Kopf auf seinem Kissen und brummte: „Anneli, los', i säg', aus der Sach' wird nüd!" Sprach's und legte sich wieder aufs Ohr. Die Zwihlbäurin sagte nur ganz sanft: „Nu, so schlaf' gäng in

Gottesnamen." Sie hütete sich wohl, Widerspruch zu erheben oder auch nur ein weiteres Gespräch zu veranlassen, und begnügte sich zu denken: „Der Brei ist eingerührt, jetzt mag er kochen."

Er kochte auch wirklich so wacker, daß der Zwihlbauer in dieser Nacht nicht viel schlief. Kaum eingedußelt, fuhr er wieder auf und murmelte: „Mein' Rosi so 'nem Fremden geben, der gäng kaum in die G'meind' hereing'schmeckt hat, so 'nem Holzschnäfler[1])? Ja, ahsograd! Aus der Sach' wird nüd! Der Dunder schlag'!" Die Zwihlbäurin hörte es gar wohl, that aber nicht dergleichen. — Am folgenden Morgen rief der Bauer seine ältere Tochter in sein Oberstübli. Sie müsse ihm, sagte er, während die Familie mit den Knechten und Mägden ihre Hafersuppe zum Frühstück aß, bei einer Schreiberei helfen. Das kam oft vor und wußte männiglich, daß die Gemeindeakten von der Hand Rosi's geschrieben wurden. Dennoch pochte bei der Bestellung dem Mädchen das Herz so stark unter dem rothen Brusttuch, daß sie bald den Löffel hinlegte und hinausging. Während sie dann beim Vater im Oberstübli war, schlich 's Vreneli leise wie ein Mutterkätzchen die Stiege hinauf. Das Chind merkte wohl, daß ebbis im Hause vorging. Und es sollte nichts davon wissen? Das war gäng „schüli[2])"! Aber wart', es hatte feine Ohren, es, und es konnte doch wohl nicht schaden, e chli an der Stüblithür' zu löslen. Da drinnen sprach der Vater laut genug und auch gäng ernsthaft, aber die Lauscherin konnte es doch nicht recht hören; und dann sprach 's Rosi, aber

---

[1]) Holzschneider. [2]) Abscheulich.

das war noch weniger zu verstehen. Zuletzt ging die Thüre halb auf und so hörte 's Vreneli den Vater sagen: „Los', Rosi, aus der Sach' wird nüd, säg' i — der Dunder schlag'!" Die Lauscherin huschte erschrocken über den Gang und die Treppe hinab. Aber ihre heraustretende Schwester hätte das Chind auch bei geringerer Eile kaum wahrgenommen, denn ihre Augen waren vom Weinen trüb.

Und doch wurde was aus der Sach'! Geduld überwindet Sauerkraut und noch viel mehr, will sagen einen Bauer aus dem Bernerbiet, der doch aus dem zähesten Holz geschnitten ist, das auf Gottes Erde wächst.

Zunächst freilich gab's eine trübe Zeit in der Zwihl. Der Bauer war brummig, die Bäurin unruhig, die Rosi traurig und 's Vreneli lachte weit weniger als sonst. Es war etwas, wie es nicht sein sollte. Das merkten auch die Knechte und Mägde, welche die Köpfe zusammensteckten und unter einander munkelten. Die Zwihlbäurin machte die Erfahrung, daß der fragliche Brei sich keineswegs von selbst auskochte, und befliß sich daher, von Zeit zu Zeit frisches Holz unterzulegen. Aber es wollte nicht brennen und die gute Frau begann zum erstenmal ihrer diplomatischen Kunst zu mißtrauen. Eines Morgens nach der Hafersuppe sagte der Bauer mit einem ganz eigenthümlichen Seitenblick auf seine ältere Tochter, er werde sich gäng resolviren müssen, den Türk, den alten Hofhund, abthun zu lassen; denn der Hundsketzer, meinte er, sei gäng gar nicht mehr wachsam. Und im Hinausgehen brummte er noch zwischen Thüre und Angel verständlich genug, er werde dem Kiltgänger, der nachtschlafender Weile um das Haus streiche, schon das Handwerk zu

legen wissen. Rosi wurde vor Schrecken über und über roth. Aber am Tage darauf hatte sie noch gewichtigere Ursache, zu erschrecken. Nämlich vor dem Schlafengehen sagte ihr der Vater, der Schurbauer drüben in der Schur, sein alter Sozi[1]), habe bei ihm für seinen einzigen Sohn und Erben um die Hand der Rosi angefragt und sei das gäng ein Wort, welches sich hören lasse. Ein urchiges Heime[2]), der Schurhof, und sei des Schurbauers langer Toni ein Chnab, der einem rechten Meitschi gäng anstehen könne. „Was meinst, Chind?“ — „Oh, Vater, Ihr wißt ja —“ — „Was weiß ich — der Dunder schieß'! B'sinn' dich drüber, Rosi, und sag' mir morgen gäng ein g'scheideres Wort.“

Rosi war kein „Zimpferthrineli“, kein „Teigaff“, keine Buttersemmel-Natur, sondern ein kerngesundes, frisches Bergmädchen, das seinen Katechismus gut innehatte, geläufig lesen und schreiben, für den Hausgebrauch auch rechnen konnte, aber weiter von der Blässe der Civilisation nicht angekränkelt war. Sie wußte weder von Nerven noch von Empfindsamkeit und Siegwart und Werther waren ihr wildfremde Namen. Sie hatte sich daher aus der Liebe kein Geschäft zurechtgemacht, wie „gebildete Töchter gebildeter Stände“ zu thun pflegen, welche dann doch nicht gar selten, sondern recht häufig, ja gewöhnlich, aus den ätherischen Regionen einer irrlichterirenden Liebespoesie mit einmal und im Grunde ohne viel Federlesen, jedenfalls aber ohne Herzbruch in die Konvenienzprosa einer „standesmäßigen Versorgung“ herabplumpen, mitunter auch wohl noch erklecklich

---

[1]) Socius, Freund, Kamerad. [2]) Ein stattliches Heimatwesen, Besitzthum.

tiefer. Aber die arme Rosi liebte und tief und wahr, wie ihr ganzes Wesen, war auch ihre Neigung. Romantik war dabei eigentlich blutwenig im Spiele. Sie hatte einen Mann liebgewonnen, der, kaum fünf Jahre älter als sie, stattlich von Gestalt, gewandt im Benehmen, freundlich und mild von Sitten war, einen Mann, an dessen Lebensführung kein Makel haftete, der außerdem ein hübsches Heimwesen besaß, völlig unabhängig war und sein gutes Auskommen hatte. Warum also sollte sie dieses Mannes Weib nicht werden? Weil er nur erst seit kurzer Zeit ein eingebürgerter, nicht aber ein geborener Windgellener oder weil er kein Bauer im vollen Sinne des Wortes war? Rosi ehrte und liebte ihren Vater aus Herzensgrund; aber daß ihr nur ein Altburger von Windgellen und ein Bauer als Mann anstünde, das hätte ihr Verstand nicht begriffen, auch wenn das Herz einer solchen Logik nicht den Weg zum Kopfe verlegt haben würde. Vielleicht wurde Rosi's Zuneigung vermehrt und gestärkt durch den Umstand, daß Ruodi Zurflüh, welcher als angehender Jüngling zum Lehrerberuf bestimmt gewesen und demnach eine länger dauernde und einläßlichere als die gewöhnliche Volksschulbildung genossen hatte, auch geistig über das bäuerische Niveau bedeutend emporragte; aber so viel ist gewiß, Rosi hatte sich diesen Umstand nie zum Bewußtsein gebracht. Dazu war sie viel zu naiv, viel zu wenig reflektirt. Mit der ganzen Frische und Kraft ihres bis dahin mehr herben als weichen Mädchenthums hatte sie den Eindruck von Ruodi's Persönlichkeit empfangen, und mit der ganzen Frische und Kraft ihres Herzens hielt sie diesen Eindruck fest. Das war alles und es war gerade genug.

„Da braucht's gäng kein B'sinnen: es kann nit sein!" dachte Rosi, als sie in ihre Kammer hinaufstieg. Es war ihr jetzt, wo ihr plötzlich der bestimmte Vorschlag gemacht worden, einen anderen zu heiraten, erst recht klar geworden, wie sie mit so ganzer Seele an dem Ruodi hing. Das Nichtseinkönnen, nämlich die Unmöglichkeit einer Heirat mit des Schurbauers langem Toni, war ihr so etwas Abgemachtes, Thatsächliches, daß sie sich darüber weiter keine Gedanken machte. Aber die Gedanken kamen von selbst, denn sie kannte ihren Vater und mußte um so mehr glauben, derselbe würde einen einmal gefaßten Plan mit allen Mitteln durchzusetzen trachten, da sich die Zwihlbäurin mit richtigem Takt von jeher wohl gehütet hatte, ihren Töchtern einen Einblick in die Diplomatie zu gestatten, womit sie ihren Kuori in letzter Instanz zu dessen eigenem Besten lenkte. Sanft von Gemüth, wie Rosi war, fühlte sie instinktartig und mit nicht geringem Bangen, daß in ihrem Leben eine Wendung eingetreten, wo das Geschehenlassen, das geduldige Hinnehmen und Abwarten nicht mehr ausreiche, sondern wenn auch nicht Begehrtes keck anzustreben, so doch Verhaßtes muthig abzuweisen sei.

„Nei au, Rosi, was machst du für ein grüsli ernst Gesicht!" rief 's Vreneli von dem gemeinschaftlichen Bette der Schwestern her, als die ältere in die Kammer getreten war und die Lampe auf den Tisch gestellt hatte.

„Was werd' ich gäng für ein besonderes Gesicht machen, Chind? Schläfst du denn noch nicht?"

„Ei was, bei Nacht soll ich allzyt schlafen und bei Tag nüd merken. Du und ihr alle im Haus vergesset allweil, daß ich

letzte Ostern b'hört worden. Aber ich bin nicht so dumm, ich. Los', ich will dir ebbis sagen. Gelt, der lang' Toni aus der Schur geht dir im Kopf umme[1])?"

„Der? B'hüt' mi Gott!"

„Hast recht. Was nur dem Vater einfällt? Als wär' der Toni ein Mann für dich! Pfüdi[2])! Der lang' Dalk ist gäng grad' so ein Gythung[3]) wie sein Alter."

„Aber woher weißt du denn —"

„So, meinst, unsereins hab' keine Ohren? Wer Ohren hat, zu hören, der höre, heißt's in der Bibel. Verstanden?"

„Ja, du hast deine Ohren überall, wo sie hingehören und nicht hingehören. — Aber weißt du was, Vreli?" fuhr Rosi fort, sich zum Scherzen zwingend. „Weil du doch kein Kind mehr sein willst, so könntest du mir einen großen Gefallen thun."

„Gern, Rosi gern. Sag' nur, was du haben willst."

„Du könntest die Sach' mit dem langen Toni ins recht' Gleis bringen, wenn du dem Vater sagtest, du wolltest ihn nehmen. Dem Toni wird's gäng einerlei sein und so wäre dir und mir geholfen."

„Jetzt schweig' aber, Rosi. Du red'st gäng schüli! Den langen Toni nehmen — pfüdi! Nei! nei! Los', laß dir sagen, im ABC kommt nach dem R nicht das T, wohl aber das S. Verstehst mi?"

---

[1]) Umher, herum. [2]) Pfui! [3]) Geizhund. Das Wort Hung (Hund) kommt in der berner Mundart in vielfachsten Zusammensetzungen vor. Die originellste von allen dürfte sein, daß der Berner einen Frömmler einen Bet-Hung nennt.

„Nein, wahrli nit", entgegnete Rosi, die Lampe löschend und zu der Schwester ins Bett steigend.

„Gelt, ich kann dir gäng auch Räthsel aufgeben?"

„Ja, das seh' ich. Aber jetzt halt dein Plappermüli[1]). Ich bin gäng schläfrig."

Mit Rosi's Schläfrigsein war es jedoch nicht weit her. Denn als sich die jüngere Schwester mit der glücklichen Sorglosigkeit ihres Alters auf die Seite gedreht hatte und bald eingeschlafen war, setzte sich die ältere im Bett auf und versank in ein quälendes Nachdenken über ihre Lage.

So mochte sie etwa eine Stunde lang gesessen haben, als die Stille um sie her durch ein kaum bemerkbares Geräusch unterbrochen wurde. Es kam von dem Laden her, womit das Kammerfenster von außen verschlossen war. Dort pöppelte es in drei Absätzen, ungefähr so, als würden kleine Steinchen an den Laden geworfen. Dann ward es wieder ganz still.

Rosi lauschte mit verhaltenem Athem. Hierauf beugte sie sich zu der Schwester hinüber, deren tiefe Odemzüge einen festen Schlaf bezeugten. Nun schlüpfte sie sachte, sachte aus dem Bett, warf ihre Jüppe[2]) über und zog ihr Hemdprisli[3]) fest am Halse zusammen. So ging sie, schob leise das Schiebfenster hinauf und öffnete vorsichtig den Laden.

Kein Lichtstral, aber ein feuchtkalter Lufthauch drang in die Kammer, denn eine Regennacht lag schwarz über Berg und Thal.

---

[1]) Plappermäulchen. [2]) Rock. [3]) Hemdband.

Rosi beugte sich hinaus und fühlte nicht den kalten Regenschauer, welcher ihr ins Gesicht schlug; sie fühlte nur die warme Hand, welche ihre in die Finsterniß hinausgebotene ergriffen hatte. Ein heftiger Föhn schüttelte rauschend die Aeste des alten Ahornbaumes, welcher dem Kammerfenster nahe stand, aber doch konnte er vier Ohren nicht verhindern, das Geflüster zu verstehen, welches zwischen dem Kammerfenster und dem Ahorn hin und her flog.

Es währte lange. Endlich zog Rosi ihre Hand zurück, aber schon im Begriffe, den Laden wieder zuzuziehen, beugte sie sich noch einmal hinaus und flüsterte mit einer tief aus der Seele kommenden Betonung:

„Nei, Ruodi, nei. Dich oder keinen!"

Darauf schloß sie behutsam den Laden, schob das Fenster nieder, that die Jüppe ab und glitt vorsichtig wieder in das Bett. Fast erschrak sie, denn sie hörte die Schwester murmeln, und aufhorchend vernahm sie von Vreneli's Lippen die Worte: „Der Herr Pfarrer, ja, der ist gäng e Männli!" Aber das war nur im Traume gesprochen.

„Das Kind träumt von dem Pfarrer", dachte Rosi, „und es spricht auch im Wachen immer von ihm, wo es nur kann. Arm's Vreli, solltest auch du schon — Aber 's ist ja noch ein pures Kind. Und doch — Nun, Gott wende alles zum besten!" fügte sie laut hinzu und so schlief sie ein.

Unerwarteter Weise sprach der Zwihlbauer am folgenden Tage kein Wort von dem langen Toni aus der Schur und seiner Freiwerberei. Sollte während der Nacht die Politik der Zwihlbäurin mit Erfolg thätig gewesen sein? Es schien doch kaum.

Wenigstens wußte die Mutter der Tochter wenig tröstliches zu sagen, und als ein paar Tage darauf vormittags 's Rosi mit dem Vreneli nach der gegen das Bödeli zu gelegenen Matte hinabgehen wollte, um den frühmorgens dort gemachten ersten Grasschnitt zu wenden, hatte sie im Hausflur eine Begegnung von übler Vorbedeutung.

Wie nämlich die Mädchen mit ihren Rechen auf der Schulter zur Hausthüre hinauswollten, kam der alte Schurbauer die steinerne Staffel herauf. Der Mann hatte ein höchst wichtiges Aussehen, auch seinen Sonntagstschopen an und darunter ein ganz frisches Hemd, dessen Kragen akkurat so hoch hinaufging wie die Ohren. Die Zwihlbäurin, welche, unter der offenen Stubenthüre stehend, den Kommenden wahrgenommen, trat hervor und begrüßte ihn. Der Alte gab den Gruß zurück, und als die beiden Mädchen ohne Ceremonie an ihm vorüberschlüpfen wollten, sagte er galant:

„Potz Bluest, wei't[1]) die Jumpfere scho in Heuet? Nei, bym ewige Dunder, 's geit[2]) doch kei töllleres[3]) Meitschi als 's Rosi in der Zwihl. Das wird gäng 's prächtigst Brütli[4]) abgä[5]), das ma centum g'seh' cha."

Rosi ging schnell zur Hausthüre hinaus, aber 's Vreneli kehrte sich um und sagte schnippisch:

„Wisset Ihr, Schurbaur, was sie im Dütschland draußen für ein Sprichwort haben?"

[1]) Wollen. [2]) Gibt. [3]) Stattlicheres, wohlgethaneres. [4]) Bräutchen. [5]) Abgeben.

„Was denn für eins, Chind?"

„D' Nürnberger henken keinen, eh' sie ihn haben."

„Wart', du Aeffli! Bym ewige Dunder, 's ist doch schad', daß mein jüngerer Bub', der Uli, hat sterben müssen. Der wär' für dich wie a'g'messen, gäng wie der —"

's Breneli war aber schon weg und die Zwihlbäurin unterbrach den Gast mit den Worten:

„Wollet Ihr nicht in die Stube treten, Nachbar, und ein Schnäppsli nehmen, bis mein Baur von den Mähderen auf der Bühlmatte heimkommt? 's wird nicht lang währen."

Sehr neugierig kam 's Breneli, sehr zaghaft die Rosi zum Mittagessen heim. Dieses ging aber so gemessen vorüber wie immer. Rosi warf zuweilen einen verstohlenen Blick auf den Vater. Aber das braunrothe Gesicht des Zwihlbauers in seinem weißen Hemdkragen war undurchdringlich.

Als die Dienstleute hinausgegangen, sagte 's Breneli draußen zu der alten Küchenmagd: „Paß auf, Kathri, jetzt wird's drinnen losgehen."

Es ging aber drinnen nicht los. Rosi räumte den Tisch ab, an welchem Vater und Mutter noch sitzen blieben. Während sie das Geschirr hinaustrug, hörte sie die Mutter sagen:

„Kuori, der Schurbauer ist gäng —"

„Schwyg', Anneli", unterbrach ihr Eheherr die Redende barsch. „I säg', der Tüfel kann meinthalb den —"

Weiter hörte Rosi nicht, aber bald darauf kam die Mutter aus der Stube, zog ihre Tochter beiseite und flüsterte ihr froh erregt zu:

Los', Rosi, wenn du z' Obig [1]) z' Bett gehst, so knie' nieder in deiner Kammer und dank' unserem Herrgott! Vom langen Toni in der Schur bist erlös't. Aus der Sach' wird gäng wahrli nüd."

„Gott sei Lob und Dank, Müetti [2])!"

„Ja, Chind, kannst gäng froh sein, daß das so ausg'ländet hat. Weißt, der alt' Schlufi [3]), der Schurbaur, war e Stündli bei mir, eh' der Vater kam, und da hab' ihn gäng es bizzeli z'wegg'no. Hab' ihm nämli so viel vo euserem Geld und Gut g'seit, daß der Ma vor Gyd und Nyd ahsograd' hätt' verräbble [4]) möge. Da ist er dann in seiner Gytbrunst mit dem Vater uffe ins Oberstübli und bald hernacher sind die beiden Mannen wieder abe cho und hät der Schurbaur gäng den Kopf lampen [5]) lassen, als hätt' ihm einer mit dem Holzschlägel drauf g'schlagen. Und der Vater hat nur noch zu ihm g'seit: B'hüt' Euch Gott und lebet wohl, Nachbar, und der Toni soll sich gäng anderswo umsehn. Und als der Alt' fort war, hat der Vater zu mir g'seit: Der Dunder schlag'! Der Gythung hat nu ahsograd' die ganz' Zwihl zum Heiratsgut für d' Rosi haben wollen, als wären du und ich schon todt und begraben und 's Vreneli gar nicht da. — Siehst du, Chind, so ist mir der alt' Vogel uf d' Leimruth' gangen, und sei du gäng ruhig, von denen in der Schur, vom Alten oder vom Jungen, will der Vater nüd meh wissen."

---

[1]) Am Abend. [2]) Zärtliches Diminutiv von Mutter. [3]) Ein Verachtungswort von sehr dehnbarer Bedeutung. [4]) Verrückt werden. [5]) Hängen.

„Anneli, wo steckst?“ rief der Bauer in der Stube und die Bäurin folgte hastig dem Rufe.

Es war heute augenscheinlich ein Tag für Staatsaktionen in der Zwihl, denn man sah sofort den Hausherrn und seine würdige Hälfte von der Stube her über den geräumigen Flur nach der Treppe gehen, welche ins Oberstübli führte, von wo die Hausbewohner alle wichtigen Beschlüsse und Erlasse ausgehen zu sehen gewohnt waren.

Im Vorübergehen an der offenen Küchenthüre rief der Bauer seinen Töchtern zu:

„Nu, ihr Meitschi, machet gäng, daß ihr waidli wieder uf d' Bühlmatt' kommet. Wenn ihr euch brav an d' Arbeit haltet, cha ma den heutigen Frühschnitt morgen fürzundeltrocken [1]) einthun.“

Rosi bemerkte, daß der Vater, die Treppe hinaufsteigend, einen Blick nach ihr zurückwarf, und es wollte ihr vorkommen, dieser Blick sei ein freundlicherer gewesen, als sie seit lange von ihm zu erhalten pflegte.

„Gib acht, Rosi“, wisperte 's Vreneli, als es mit der Schwester das Haus verließ, „das hat gäng ebbis z' bedeuten. Für nüd und aber nüd geht der Vater nit an 'em Werchtig [2]) mit dem Müetti ins Oberstübli.“

Die Nachmittagssonne brannte heiß auf die Bühlmatte herab und die beiden Mädchen hatten die Hände wacker zu rühren, um ihr Geschäft zu Ende zu bringen. Endlich, kurz vor Sonnenuntergang, waren die duftenden Grummetschwaden regelrecht

[1]) Feuerzundertrocken. [2]) Werketag.

zu zierlichen „Schochen" zusammengehäuft, in welcher Gestalt sie der Einwirkung des Nachtthaus besser zu widerstehen vermochten, und die Schwestern machten sich nach vollbrachtem Werk auf den Heimweg.

Vreneli ging voran und stimmte munter einen Jodler an, daß die Bergwand, an deren Fuß der Weg im Zickzack hinführte, von der hellen Stimme des frohherzigen Mädchens widerhallte. Rosi folgte langsamer, blieb dann ganz zurück und setzte sich auf einen Stein am Wege. Sie nahm den breitrandigen Strohhut ab, damit ihre heiße Stirne sich verkühle, und blickte auf das Thal hinab, welches im abendlichen Frieden vor ihr lag. Da und dort sah man kleine Gruppen von Dorfleuten aus den Matten und Feldern heimwärts schlendern. Durch die Schluchten drüben rauschte eintönig der Fluß wie tagmüde und die Berggipfel schwammen im Purpurlicht des scheidenden Tagesgestirns, während auf die Niederung schon die Schleier der Dämmerung sich zu breiten begannen. Die Scene war ganz dazu angethan, einen Bergwanderer zu entzücken, aber die Wahrheit zu sagen, Rosi's Gedanken machten sich wenig mit der schönen Abendlandschaft zu thun. Nicht einmal ihre Augen. Von ihrem Ruheplatz aus war linkshin das neue Haus auf dem Hügel am See zu sehen, und dorthin waren ihre Blicke gerichtet, so fest, so selbstvergessen, daß sie zusammenfuhr, als der Schall derber Schritte sie aufstörte.

Hinter einer Arvengruppe hervor kam der Zwihlbauer auf seine Tochter zu und im nächsten Augenblick war er bei ihr. Sie achselte ihren Rechen, um sich dem Vater auf dem Heimweg

anzuschließen. Allein der Bauer stand still, schaute nach der Richtung hin, woher er gekommen, und sagte trocken:

„So, so, Rosi? Da sieht ma gäng gut ins Böbeli nüber."

Das Mädchen senkte die Augen.

„Seid ihr fertig worden da drunten auf der Bühlmatt'?" fragte der Bauer.

„Ja, Vater."

Der Bauer sah das schöne Kind an, wie es so verlegen vor ihm stand, und etwas wie väterlicher Stolz blitzte in seinem Falkenauge auf. Dann sagte er:

„Was wahr ist, ist wahr. Der Ruodi hat sich ein hab-lich's Heime eingericht't. 's fehlt seinem Haus gäng jetzt nur noch e recht's Huswyb."

Rosi senkte den Kopf noch tiefer und das Blut schoß ihr bis zu den Schläfen hinauf. Um doch etwas zu sagen, fragte sie:

„Wo kommt Ihr denn her, Vater?"

„Woher ich komm'? Woher werd' ich kommen? Vom Rütli komm' ich."

„Vom Rütli?" entgegnete Rosi mit einem Ton, worin Ueberraschung, Staunen, Freude und Angst sich mischten.

„Nu, ja doch, Rosi. Weißt, Chind, ich mußt' gäng mit dem Ruodi ein Wörtli reden von wegen der Aussteuer und der Hochzeit, da du ihn doch absolute haben willst. Der Dunder schlag'!"

Rosi ließ den Rechen fallen und sprang dem Vater an den Hals, weinend, lachend, halbnärrisch vor Glück.

Viertes Kapitel.

Von der Zwihl zum Bödeli.

Die Grundzüge des Bauerncharakters sind in der ganzen Welt die gleichen und sie koncentriren sich in der Umkehrung eines berühmten evangelischen Wortes: „Nehmen ist seliger denn geben.“ Der echte Text steht auf dem Papier, die Travestie ist eine Maxime, die in der ganzen Welt und unter allen Ständen praktische Geltung hat. Sie ist obenan in jener weltlichen Bibel, welche nicht aufgezeichnet wurde, wohl aber unendlich eifrig praktizirt wird. Unbefangener jedoch wird jener Grundsatz nirgends befolgt als in der bäuerischen Welt, nicht einmal in der kaufmännischen, und das will doch viel sagen. Man muß den krassen, den bleiernen Egoismus der Bauern kennen, um zu wissen, wie unendlich lächerlich die kunstfeuerwerksmäßige Glorifikation des „Volkes“ war, welche zum Beispiel Anno 1848 von gutmüthigen Enthusiasten getrieben wurde. Und doch trotz alledem, wo ist etwas wahrhaft Großes, dessen Wurzel nicht ins Volk hinabreichte? Das liebe Ich ist und bleibt im Grunde die Springfeder aller menschlichen Thätigkeit und am Ende aller Enden hat es etwas Ehrenwerthes, wenn der Bauer dieses liebe Ich herb und derb, so zu sagen in klassischer Nacktheit ins Leben herausstellt, während die „gebildeten“ Klassen dem Ding ein chamäleonisch schillerndes Mäntelchen umzuhängen lieben.

Glücklicher Weise geht dem großen Gemälde menschlicher Selbstsucht die Monotonie ab. Es ist an Farbennüancen noch reicher als die Landkarte des weiland Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Und mitten in dieser bunten Farbenwüste taucht unversehens da und dort eine Oase auf, so frisch, so grün und heilig still, als blinkten die Thauperlen des Schöpfungsmorgens noch an allen Gräsern, und ein Quell von köstlicher Lauterkeit sprudelt aus dem unentweihten Boden. Ja, es gibt Ausnahmen von der großen Regel des Egoismus, sogar in der Bauernwelt. Ist es dir nie begegnet, daß du, im Hochgebirge wandernd, mit freudiger Ueberraschung am Gletscherrand mitten unter starren Granitmassen eine Soldanelle fandest, die thaubesprengte Blüthentraube in der Morgensonne funkelnd? So eine Blume gedeiht nicht selten auch inmitten granitharter Bauernmoral. Das Mädchen, dessen Geschichte ich erzähle, kann den Beweis dafür liefern.

Und das auch darf nicht übersehen werden, daß der grundgleiche Typus bäuerischer Anschauungsweise eine unendliche Mannichfaltigkeit im einzelnen nicht ausschließt, eine unendliche Mannichfaltigkeit in der Art und Weise schon der Stämme, geschweige der Personen. So ist zum Beispiel der berner Bauer, so hagebuchen er sein mag, immerhin in gewissem Sinne ein nobles Wesen, verglichen mit der Bevölkerung anderer Gegenden der Schweiz, wo die Verquickung des bäuerlichen Elements mit dem industriellen alles mit einer Kruste kalkulirender Gemeinheit überzogen hat. Freilich wäre es sehr gewagt, zu meinen, der Zwihlbauer habe, als er so plötzlich und unverhofft in die Heirat seiner Tochter mit dem „Holzschnäfler“ Ruodi willigte, nur einer

reinmenschlich schönen Regung nachgegeben. Ein sehr stark wirkendes Motiv war dabei vielmehr ein echtbäuerisches gewesen. Der Zwihlbauer wollte dem Schurbauer, welcher bei der Verhandlung über die Mitgift der Rosi nicht nur schrankenlose Habsucht an den Tag gelegt, sondern auch ein gewisses beleidigendes Mißtrauen inbetreff der Leistungsfähigkeit des Leuenbergers hatte durchblicken lassen, einen recht gesalzenen Possen spielen, indem er seine Tochter auf der Stelle einem anderen gab. Aber nachdem er sich einmal dazu entschlossen, hatte er freimüthig und nobel gehandelt. Er war ohne weiteres zu dem Ruodi gegangen, hatte diesem den ganzen Hergang der abgebrochenen Heiratsunterhandlung mitgetheilt, hatte dann dem Ueberraschten selber seine Tochter angetragen und schließlich beigefügt, er werde jetzt der Rosi eine größere Aussteuer geben, als im Falle sie den langen Schurtoni geheiratet hätte.

Also war des Zwihlbauers ältere Tochter fast noch schneller, als der Schurbauer gemeint hatte, aber keineswegs in seinem Sinne, ein „prächtig's Brütli" geworden. Ja, das mußte ihr selbst der Neid lassen, und „wenn's auch allen Mäusen in den Schwänzen wehthät'", wie sich die Jungfer Bibbeli dichterisch ausdrückte, des Sahli-Jakobli's Tochter, ein Meitschi von sehr „bestandenem" Alter, genannt die Zytig [1]) vo Windgellen, eine sehr respektable und nicht wenig gefürchtete Person, von welcher ein dörflicher Witzbold behauptete, sie hätte sich aus Aerger und Kummer, keinen Mann bekommen zu haben, einen „urchigen" Schnurr- und Kinnbart wachsen lassen. Selbige Jungfer

[1]) Zeitung.

Bibbeli musterte mit der ganzen kritischen Schärfe ihrer Augen den Hochzeitszug, welcher im Laufe des Septembermorgens, in dessen Frühe der junge Pfarrer das Schwarzelsi droben bei der Teufelskanzel getroffen hatte, von der Zwihl herab zur Kirche ging. Bei dieser Gelegenheit that die Zytig vo Windgellen den erwähnten Ausspruch, konnte aber doch nicht umhin, beizufügen, die Augen der Rosi seien doch gäng es bizzeli zu groß, und ferner, der Hut des Ruodi sei gäng es bizzeli zu modig, ja, und 's Vreneli, das als „Brutjümpferli“ hinter der Schwester herging, sei nummeeinisch für sein Alter mehr als es bizzeli zu viel wie ein „Dökkeli“ oder gäng wie 'ne „Prinzeßli“ aufgeputzt, und der Brautvater, der Zwihlbaur, der gäb' sich gäng gar ein Ansehen, als wär' er der Burgermeister von Bern.

Groß waren die Augen der Rosi, das ist wahr, aber beileibe nicht zu groß, und es war eben kein Wunder, daß noch andere Leute als der Ruodi gern, zu gern in diese sanften und guten Kornblumenaugen schauten. Da war kein Falsch darin und so war auch kein Tadel und Makel an der ganzen hochschlanken Mädchengestalt, welche die Blüthe ihrer Jugendfülle so leicht trug, als hätte sie nichts an ihr zu tragen. Wie jedermann weiß, gedeiht im Bernerbiet ein Mädchenschlag, so hübsch wie nicht bald wo. Ja es ist 'ne rechte Freude, diese Meitschi in ihrem Sonntagsstaat zu sehen, und recht staatsmäßig ist auch diese Frauentracht. Das müssen wahrlich „habliche“ Bauern sein, welche ihre Weiber und Töchter so „ufrüsten“ können, ja bei Gott! nichts als Seide und feines Linnen der ganze Anzug. Aber ihr kennt ja die faltenreiche dunkelfarbige Jüppe mit dem handbreiten Sammetstreif am unteren Saum, den kurzen Tschopen,

welcher den Wuchs straff hervorhebt, das schwarze Mieder, von welchem schwere silberne Ketten herab und unter der Achselhöhle durchgehen, das blendend weiße Koller, welches aus dem Mieder hervor bis zum Hals sich hinaufwölbt und sich eng um diesen und den Nacken schließt. Droben in Windgellen tragen die Mädchen zwischen Mieder und Koller noch ein fünffingerbreites Brusttuch von Scharlach, und trug das auch die Rosi an ihrem Ehrentag, heute zum letztenmal. Auch die beiden prächtigen, mit einem rothen Seidenband durchflochtenen Zöpfe ihres goldbraunen Haares fielen ihr nur noch heute frei über den Rücken hinab. Morgen schon mußte sie sich dieselben um den Kopf winden, denn so wollte es der Brauch bei jungen Frauen. Oh, sie war schön, die Rosi, wie sie züchtig einherging unter dem Brautkranz, der ihr an der Stirne und den Schläfen von der Natur gar reizend gekräuseltes Haar einfaßte. Der Bräutigam seinerseits war, wie schon früher erwähnt worden, ein stattlicher Chnab', und der weltberühmte Schneidermeister Düpferli drunten in Meyringen hatte alle seine Kunst aufgeboten, daß der schwarze Anzug des Hochzeiters „gäng herrenmäßig" sei, und wie prosaisch auch dieser Anzug neben dem malerischen Kostüm der Braut erschien, so gefiel er dieser doch. Wenigstens warf sie im Gehen zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihren Bräutigam, und so oft der Ruodi so einen Blick auffing, ließen seine lachenden braunen Augen gewahren, daß in seinem Herzen die Freude mit Trompeten und Pauken musizirte. Das that sie auch in dem Herzen der Brautmutter, die heute so rothe Backen und so frohmüthige Augen hatte, als

wollte sie aller Welt damit sagen: „Lueget, aus der Sach' ist gäng doch ebbis worden!"

Für eine alte Jungfer ist jede Hochzeit, von der sie Zeugin, und wenn auch eine freiwillige, immer so 'ne Art von Damenschrauben= oder Spanischestiefelprozedur. Man muß daher die herben Gefühle, womit des Sahli=Jakobli's ehrsame Tochter heute in die Kirche von Windgellen eintrat, mit christlicher Billigkeit beurtheilen. Es ist wahrhaftig kein Spaß, noch immer nur ein Mädchen zu sein, während man hinlänglich Zeit gehabt hat, Mutter und sogar Großmutter zu werden. Das arme alte Geschöpf! Es war kein Gebet, was die dünnen bleichen Lippen der Jungfer Bibbeli zitternd sich regen machte, als das Hochzeitgefolge in den Stühlen Platz genommen. „Auch ich," dachte sie, „hatte dermaleinst einen rothen Mund, frische Backen, lange Zöpfe und — noch keinen Bart." Ob sie den letzteren Gedanken, den Bartgedanken, wirklich gehabt, will ich allerdings nicht beschwören; daß sie aber denselben hätte haben können, ist eine, wie die Studenten sagen, „haarige" Thatsache, von der ich mich mit eigenen Augen zu überzeugen Gelegenheit hatte. „Und auch Batzen hatt' ich", sprach die Gute weiter zu sich, „ja, gäng auch Batzen. 's kann drum gäng nicht mit rechten Dingen zugegangen sein, daß mich keiner genommen. Oh, das Mannenvolk, das grüsli dumm Mannenvolk!" Bei solchen Betrachtungen war es kein Wunder, daß die ehrsame Jungfrau nicht in die andächtige Stimmung hineinkommen konnte, welche Zeit und Ort forderten, ebenso wenig, daß der Stachel der Kritik in ihrem jungfräulichen Gemüthe zu dieser Stunde ganz besonders spitzig sich regte. Sie war sonst eine

große Verehrerin des Herrn Pfarrers, aber heute konnte er ihr nichts recht machen. „Der sieht ja nummeeinisch so elend dri, als wär die ganz' Nacht der Stollwurm [1]) auf ihm gelegen", dachte sie. Und als Milder, neben dem Taufstein im Chor stehend, die Traurede begonnen hatte, flismete Jungfer Bibbeli ihrer Nachbarin zu: „Du, los' au, der Herr Pfarrer batteret und gackeret ja wie 'ne Henn', die ihr Ei verlegt hät. 's ist ja, als ob er gäng brieggen [2]) wött'."

Der Tadel war nicht ganz unbegründet. Dem armen Milder war es noch nie so schwül im Kirchenrock gewesen wie heute. Dürfte es doch eine der peinlichsten Situationen sein, in welche man überhaupt kommen kann, das Mädchen, das man liebt, mit einem anderen zusammenzugeben, und es gehört fürwahr kein geringer Aufwand von großherziger Selbstüberwindung dazu, wenn da der laut zu sprechende Segen nicht auf den Lippen in einen stillen Fluch sich verkehrt. Aber Stephan Milder war ja kein Priester zum Fluchen, sondern zum Segnen, und, oh, in der ganzen Kirche schlug kein Herz, das reicheren Segen auf das Haupt der Braut herabgefleht hätte als das seinige. Er fühlte wohl, daß seine Gedanken in der Irre gingen und daß seine Stimme zitterte; aber vermöge eines energischen Aufschwungs seines Geistes bemeisterte er im Verlaufe seiner Rede seine Unruhe und so gelang es ihm, weihende Worte zu sprechen, die vom Herzen kamen und zum Herzen drangen.

Dann kam noch eine große Prüfung. Der Pfarrer mußte vortreten, um die Hand der Braut in die des Bräutigams zu

[1]) Der Alp. [2]) Weinen.

legen. Er that es, aber dabei zitterte seine Rechte und die Agende, welche er in der Linken hielt, bebte, als wollt' er das Buch zu Boden fallen lassen. „Dem Pfarrer wird gäng übel", dachte Jungfer Bibbeli, und es war in der Kirche noch ein Augenpaar, welches das Beben des Pfarrers wahrnahm, als er, seine Rechte auf die zusammengefügten Hände des Brautpaares legend, die entscheidende Segensformel sprach.

Wie ein Blitz schlug die Ahnung dessen, was in dem Pfarrer vorging, in das junge Herz Breneli's. Das blendend plötzliche Licht, das ihr aufging, hellte ihr auch die eigene Seele. Jetzt, von diesem Augenblick an war sie kein Kind mehr. Sie liebte und — sie wußte es.

Die Trauung war geschehen. Milder trat in seinen Stuhl im Chor zurück, und als er, wie es Brauch, zu stillem Gebet seinen Hut vor das bleiche Gesicht hielt, murmelte er darunter: „Es ist gethan. Das Bitterste ist vorüber!" Er fühlte sich matt und krank, Lichtfunken tanzten ihm vor den Augen, und als jetzt der Vorsänger das Lied anstimmte: „Gott, dessen liebevoller Rath den Ehestand gestiftet hat —" und die Gemeinde einfiel, meinte er, ein Meer umbrausete ihn und die Fluten rauschten über seine Seele.

Er saß aber doch mittags mit beim Hochzeitsmahl in der Zwihl. Wir alle sind nun einmal in die Kette der menschlichen Gesellschaft eingeringt und müssen wohl oder übel unsere Stelle ausfüllen. Was hätte das nicht alles den Leuten zu reden gegeben, wenn der Herr Pfarrer heute dort gefehlt haben würde? Die ehrsame und so zu sagen auch ehrwürdige Jungfer Bart-Bibbeli, wie eine pietätlose Dorfjugend sie zu nennen pflegte,

wäre im Stande gewesen, aus diesem Umstand, zusammengehalten mit den Beobachtungen, die sie morgens in der Kirche gemacht hatte, die merkwürdigste Dorfnovelle zu erschaffen, welche jemals in Windgellen ausgeheckt worden. Das Dekorum, die Etikette, das Komplimentirbuch, überall regieren sie. Ihre Vorschriften lauten freilich anders in einem Alpendorf und anders in großstädtischen Salons, aber der Sinn ist allenthalben derselbe: Du mußt dich in die Leute schicken!

Auch Milder mußte das und noch dazu auf einem der Ehrenplätze an des Zwihlbauers gastlichem Tische, an einem Platze, wo er sich die schöne Braut gerade gegenüber hatte. Und wie war sie freundlich gegen ihn! Es war, als sagten ihre sanftleuchtenden Augen, so oft sie den armen Pfarrer ansah: „Wie dank' ich dir, daß du mich meinem Ruodi für immer verbunden hast, für ewig!“ Wie gerne wäre er weiter hinuntergerückt, aber das ging nicht an. Unser ganzes Leben ist ein Netz von kleinen, unumgänglichen Rücksichten und zuletzt geht uns unter den eisernen Maschen desselben der Athem aus. Zum Glück für den Pfarrer saß der heute ganz ungewöhnlich gesprächige Brautvater ihm zur Seite und verwickelte ihn mehr und mehr in ein ernstes Gespräch über das Projekt einer neuen Schulhausbaute, welche Milder angeregt hatte. Das war doch ein Thema, das nach und nach seinen Gedanken eine andere Richtung gab.

Aber was war denn dem Chind, dem Vreneli, über's Leberli gekrochen? All die Zeit her hatte es sich ganz unbändig auf den heutigen Tag gefreut, und jetzt lugte es drein, als müßt' es etwa nicht nur des Schurbauers langen Toni, nein, vielmehr

den Schurbauer selber heiraten, der ja auch unter den Gästen war. Denn der Leuenberger hatte sich den boshaften Spaß gemacht, seinen „alten Sozi" ebenfalls einzuladen, und der Schurbauer, ob er auch im Herzen die ganze Familie in der Zwihl hätte vergiften mögen, war nicht der Mann, sich eine Gelegenheit entgehen zu lassen, wo es vollauf zu essen und zu trinken gab, ohne daß es was kostete. Er aß noch immerzu, als die Mahlzeit eigentlich schon längst zu Ende war und draußen auf der geräumigen Haustenne die Musikanten von Hasli im Grund dem jungen Volk zum Tanze aufspielten. Er machte sich auch gar nichts daraus, daß sich's Vreneli, das „Dunders-Aeffli", zu ihm setzte und ihm, ihre verzweifelt üble Laune an irgend jemand auszulassen, mit allerlei „Baggäugel-Züg", das heißt, stachligen Anzüglichkeiten zu Leibe ging. Zuletzt war auch sein Appetit erschöpft, und um sich seinen Quälgeist vom Halse zu schaffen, forderte er das Mädchen auf, einen Tanz mit ihm zu thun. Vreneli aber nahm den alten „Chümmi" zu dessen nicht geringem Schrecken beim Wort und zog ihn lachend hinaus. Ihre Stimmung war mit einmal in eine tolle Lustigkeit umgeschlagen. Sie drehte sich, nachdem sie ihren ersten Tänzer bald entlassen, mit den jungen Burschen den ganzen Abend über wild im Kreise und ließ sich nicht wieder in der Stube sehen. So ein sechzehnjährig Herz möchte sich nur geradezu ausschäumen, wenn ein heftiger Anstoß, sei's in Freud, sei's in Leid, es zu stürmischem Wallen gebracht hat.

Als die Lichter angezündet worden, winkte Mutter Anneli die bräutliche Tochter ins Oberstübli, um ihr noch alle die guten Worte zu sagen, welche sich den Müttern auf die Lippen drängen,

wenn sie ihre Töchter weggeben, damit diese selber Mütter werden, fortwirkend an des Lebens unendlichem Gewebe. „Und das Weib wird Vater und Mutter verlassen, um dem Manne anzuhangen.“ Einer jener Aussprüche, vor welchen alle Sophistik zu Schanden wird, ein Naturlaut von furchtbarer Wahrheit, der das Herz einer Mutter zerreißen müßte, wenn nicht jede die unwiderstehliche, die süße Nothwendigkeit an sich selber erfahren hätte.

Der Ruodi war den beiden Frauen bald nachgeschlichen, denn er verlangte danach, seine Braut und sich selbst aus dem Geräusch hinweg zu retten, hinaus in die stille Nacht. Der junge Mann war ein Stück von einem Künstler, ja man durfte ihn in seinem Fache wirklich für ein rechtes und ganzes Stück von einem solchen ansehen, und darum widerstrebte es seinem Gefühle, die bäuerischen Hochzeitsscherze länger mitanzuhören, welche, durch die Anwesenheit des frühzeitig weggegangenen Pfarrers nicht länger gezügelt, drunten in der Stube laut geworden.

„Ihr habt jetzt einander, Kinder“, sagte die gute Zwihlbäurin, sich die Augen trocknend. „Nun seht zu, daß ihr einander behaltet, bis in den Tod.“

Damit öffnete sie ihnen die Hinterthüre auf dem Gange neben dem Oberstübli, von wo eine schmale Stiege in den hintern Hof hinabführte. Während die beiden da hinunterstiegen, blieb die Mutter in der Thüröffnung stehen und flüsterte ein inbrünstiges Gebet, daß Gott den Weggang der Tochter aus dem Vaterhaus und ihren Eintritt unter das Dach des Gatten segnen möchte.

Verstohlen eilten Bräutigam und Braut über den Hof, um keinen Blick auf sich zu ziehen und dadurch etwa die muthwilligeren der Gäste zu einer unerwünschten lärmenden Geleitgebung zu veranlassen. Als sie dann durch den zwischen Scheune und Stallung gelegenen Gang ins Freie geschlüpft und rechtshin abbeugend auf den zum Bödeli führenden Weg gelangt waren, mäßigten sie ihre Eile.

Rosi blieb stehen und schaute nach dem väterlichen Gehöfte zurück. Die Thränen, welche ihr der Abschied von der Mutter in die Augen getrieben, zitterten noch an ihren Lidern. Ruodi verstand, was seine Braut bewegte.

„Lieb's Rosi", sagte er, „es thut dir weh, von der Zwihl wegzugehen."

„Nein, Ruodi, nein", versetzte sie, das Naß von den Wimpern schüttelnd und dem Geliebten die Hand hinreichend. „'s ist schon vorbei. Ich geh' ja mit dir und würde mit dir freudig bis ans Meer gehen, wenn du wolltest, und über das Meer."

Man muß die Anhänglichkeit der Bergbewohner an ihre Heimat, sowie das geheime Bangen kennen, welches ihnen die Vorstellung vom Meer erregt, um die ganze Innigkeit dieser Betheurung von seiten Rosi's zu würdigen.

Ruodi zog die Braut an sich, küßte ihr die Thränenspuren von den Wangen und schlang seinen rechten Arm um ihren Nacken, während sie den linken um seinen Leib legte und mit der rechten Hand seine linke festhielt.

So verschlungen wandelten sie langsam den Pfad hinab.

Die Herbstnacht war ungewöhnlich mild und klar. In

den letzten Tagen hatte der Föhn geweht und den Himmel aufgehellt. Die Sterne zogen leuchtend in ihren ewigen Bahnen und hinter der weißen Kuppe des Ritzlihorns stieg prächtig der Mond herauf, seiner Völle zuwachsend.

Bei dem Stein am Wege, wo Rosi damals ausgeruht, als der Vater mit der frohen Botschaft zu ihr getreten, standen sie still.

„Lueg', lieb's Manni", sagte sie, „du weißt gar nicht, wie lieb mir der Stein da ist."

Und sie erzählte ihm wieder, was er schon wußte und doch immer wieder gern hörte.

Dann gingen sie weiter durch die Stille, deren träumerische Magie durch das klingende Rauschen der stürzenden Bergwasser eher erhöht als gestört wurde. Sie empfanden den Zauber der Stunde. Sie fühlten sich so leicht, so frei, so glücklich, daß sie meinten, es müßte schön sein, fort und fort durch die mondhelle Einsamkeit so hinzugehen.

Im Bödeli angelangt, hatten sie ihre stille Freude daran, zu sehen, wie klar der Spiegel des kleinen Sees das Mondlicht widerstralte, und statt sich sofort links die Halde zum Rütli hinan zu wenden, machten sie noch einen Umweg das Seeufer entlang, denn was hatten sie sich nicht alles noch zu sagen!

Sie plauderten fröhlich mitsammen wie Kinder. Ihr war zu Muthe, als müßte sie singen, und ihm stieg ein Jodler in die Kehle. Jetzt lachten sie hellauf, ohne doch eigentlich zu wissen warum, und jetzt gingen sie wieder schweigend, eng Seite an Seite gedrückt, an dem schlafenden Wasser hin, auf welchem die Mondstralen gaukelten wie neckische Träume von Liebe und Glück.

Der Felsspalt, durch welchen der See seinen Ueberfluß thalwärts entrauschen läßt, hemmte ihre Schritte. Da gingen sie zurück, nahmen einen Anlauf und sprangen Hand in Hand und mit Lachen über den Spalt hinweg.

„Komm', Rosi", sagte er, als sie am Fuß des Schuhukopfes stillstanden, „komm', wir wollen noch da hinauf. 's muß schön sein, von da droben herab noch einen Blick auf das Thal zu werfen."

Sie hatte ihm einmal gesagt, daß sie als Kind gar gern auf den Schudereulkopf geklettert sei und von der Höhe des Felsens nach den schwimmenden Wasserlilien des Sees hinabgeblickt habe. Da hatte er ihr eine Ueberraschung bereiten wollen, indem er in der letzten Zeit heimlich einen bequemen Fußsteig auf die Höhe des Felskegels, welcher auf seinem Grund und Boden stand, angelegt. Rosi merkte im Hinaufsteigen diese Freundlichkeit wohl und war gar angenehm überrascht, als sie droben auch eine neu angebrachte Bank antraf. Der Scheitel des Schuhukopfs war von der Natur abgeplattet und bestand der größere Theil dieser Fläche aus blankem Gestein, auf welchem sich nicht einmal Moos ansetzen konnte. Aber etwas seitwärts hatten in den Felsspalten Zwergföhren und Hageborngesträuche Wurzel geschlagen und inmitten dieses Gebüsches hatte Ruodi die Bank hingezimmert.

„Oh, du!" sagte Rosi. „Das hast du mir zu Liebe gethan."

„Wem sonst?" entgegnete er.

„Da nimm, denn dafür sollst du einen Extrakuß haben."

Er war nicht blöde und der durch das Buschwerk lugende Mond sah nicht nur diesen einen Kuß.

Sie setzten sich auf die Bank und Rosi legte ihren Kopf an die Brust des theuren Mannes.

„Lueg', Rosi", sagte er und deutete mit der Hand über den kleinen Seespiegel hinweg nach dem Hügel, von welchem die, mondbeglänzten Fenster des Rütli herüberschimmerten, „lueg' das ist jetzt dein Heimeli."

„Ja, Ruodi, bei dir, bei dir!"

Und nun begann wieder jenes süße Geplauder mit allen seinen „Weißt du noch?" und „Denkst du noch daran?", womit Liebende so gern alle die frohen und traurigen Scenen des durchlebten Liebedrama's einander im Gedächtniß auffrischen.

Am längsten weilten ihre Erinnerungen bei der Stunde, wo sie einander zuerst gesehen und einander liebgewonnen hatten.

Das war jetzt zwei Jahre und etliche Monate her. Damals war drunten in Meyringen eins jener „Schießen", das ist Schützenfeste, abgehalten worden, welche zur Sommerszeit in der Schweiz so häufig sind. Dabei war auch der Zwihlbauer mit seiner Rosi erschienen und hatte das junge Meitschi, welches, wie viele andere Meitschi im berner, aargauer und solothurner Biet, den „Stutzer" gar waidlich zu handhaben verstand, auf dem Schießstand sich vor vielen Schützen hervorgethan. Der Ruodi, sonst gäng ein urchiger Schütz, hatte an jenem Tage nicht eben viele Nummern auf den Hut gesteckt. Das machte, er lugte eifriger, viel eifriger nach der „nieblinetten" Schützin als nach der Scheibe. Rosi ihrerseits mußte wohl auch den stattlichen Chnaben mehr als einmal angelugt haben. Denn wenige Tage darauf kam er nach Windgellen herauf — nach altem Ahornholz, wie er im Dorfe sagte. Er war aber gäng nicht von

wegen Altem, sondern von wegen Jungem gekommen, fand auch Gelegenheit, die Rosi zu sehen und ihr zu sagen, daß es ihm hier oben ganz absonderlich gefalle und daß er wohl wüßte, was er thäte, wenn sie ihn bleiben hieße. Sie hieß ihn nicht gehen, so viel ist gewiß. Denn als während seiner Anwesenheit die Halde und der Grund im Bödeli sammt dem alten dort stehenden Hause zum Verkauf kam, that der Ruodi das höchste Angebot und erhielt das Heimwesen zugeschlagen. Nach einigen Wochen kam er wieder aus Hasli im Grund herüber und brachte eine Schar von Werkleuten mit. Das alte Haus auf dem Hügel wurde abgetragen und ein neues nebst Zubehör aufgebaut. Als es fertig dastand und recht stattlich auf den See hinabschaute, fragte Ruodi — es war bei Gelegenheit der windgellener Kilbe [1]) — die Rosi zum erstenmal, ob sie sich wohl entschließen könnte, mit ihm in seinem Rütli zu wohnen. Sie hatte nicht nein gesagt, aber der Ruodi hatte doch noch lange allein in seinem neuen Hause leben müssen.

Das alles sprachen sie, die jetzt Vereinten, droben auf dem Schuhukopf noch einmal durch und fiel ihnen dabei nicht entfernt ein, auch nur mit einem flüchtigen Gedanken des armen Mannes zu denken, der zur selbigen Stunde droben im Dorfe in seinem einsamen Pfarrhause saß und sich bemühte, seine Gedanken auf das vor ihm aufgeschlagene Buch zu bannen. Aber er vermochte kaum zu unterscheiden, ob er griechische oder deutsche Buchstaben vor sich hätte, und der vergeblichen Anstrengung müde, schlug er das Buch zu, stützte das Kinn in die Hand und

[1]) Kirchweih.

starrte, in düstere Träumerei versunken, in das herabgebrannte Licht. — Armer Milder! Auch du warst damals bei dem Schießen in Meyringen gewesen, auch du hattest damals die Rosi zum erstenmal gesehen und ihr viel zu tief in die blauen Augen geblickt, auch du warst ihrer wegen nach Windgellen heraufgekommen und warst ihrer wegen dageblieben. Ihrer wegen hattest du die Entwürfe jugendlichen Ehrgeizes und die schon erlangten Erfolge desselben beiseite gestellt, um dich in dieses entlegene Hochthal zu vergraben. Und das alles war umsonst gewesen; denn nur wer das Glück hat, führt die Braut heim. Wer aber das Glück nicht hat, muß unter Umständen wohl gar noch die Braut mit einem andern trauen. Das Volkslied vom traurigen Priester weiß davon zu singen und vielleicht wühlte die schwermüthige alte Weise dem jungen Pfarrherrn zu dieser Stunde im Herzen.

Er war fünfundzwanzig Jahre alt, also gerade alt genug, um über jenen glücklichen Leichtsinn der Jugend hinaus zu sein, welcher gar kein Arg hat, heute als Werther sich zu fühlen und die nächste beste Lotte ossianisch als „Stern der dämmernden Nacht“ anzuseufzen, morgen aber schon den Don Juan zu spielen, der in Ermangelung einer Donna Anna auch mit einer Zerline vorlieb nimmt. Und auf der andern Seite war Stephan Milder noch lange nicht alt genug, Liebe und Liebesglück vom Standpunkte der Objektivität, das ist der Enttäuschung anzusehen, als die schimmerndste jener vielen schimmernden Illusionen junger Seelen, welche der rauhe Wind der Wirklichkeit so bald zerflattern macht. Die Wunde, welche dem Flackerherz eines achtzehnjährigen Jungen geschlagen wird, heilt sich leicht

und schnell aus, spurlos sogar. Bei einem fünfundzwanzigjährigen Manne ist die Sache viel bedenklicher. Heilt auch die Wunde wieder, so geschieht es doch nur langsam und schmerzlich und — die Narbe bleibt. Später, wann uns die Erfahrung das leidige Koheleth'sche Kredo: „Alles ist eitel!" in sehr leserlichen Zügen auf die Stirne geschrieben, sind wir gar zu geneigt, Narben der bezeichneten Art nur noch mit einem Lächeln der Verachtung anzusehen. Und doch drängt sich hinter diesem Lächeln der Selbstverspottung immer wieder der verhaltene Seufzer hervor: „Du bist damals doch besser und glücklicher gewesen." Nein, das Leben ist kein Traum, wie der spanische Poet, sondern „Sorg' und viel Arbeit", wie der deutsche gesagt hat. Aber der Glückstraum dieses sorgenvollen Wachens ist die Liebe. Und wo sie einmal in ihrer ganzen Wahrheit gewältet, bleibt sie auch: es ist nie ein wahreres Wort gesprochen worden als dieses, vom Apostel Paulus bis zum Propheten Schiller herab.

Sie saßen noch immer mitsammen auf dem Felsen im Schutze des Buschwerks, durch dessen Gezweige das träumerische Mondlicht auf das schöne, an der Brust des Bräutigams halb versteckte Antlitz der Braut niederrieselte. Kein Lüftchen regte sich. Drunten hob zuweilen eine neugierige Bergforelle den blitzenden Schuppenleib schnalzend aus dem Wasser und droben von der Zwihl herab kam durch die Stille der Jodler oder Juheischrei eines ins Dorf heimkehrenden Burschen, langsam an den Bergwänden verhallend. Da tastete und trippelte mit einmal etwas den Schuhukopf herauf und im nächsten Augenblick stand ein großer Hund mit langem, schwarzgrauem Zottelhaar

vor unserem Paar und legte seine Schnauze auf das Knie Rosi's, die sich horchend aufgerichtet hatte.

„Türk, Türk, lieber alter Türk, bist du mir nachgegangen?"

Der Hund setzte sich auf die Hinterpfoten, wedelte eifrig mit dem Schweif und blickte die Fragerin an, als wollt' er sagen:

„Siehst du, ich lasse mich nicht nur so beiseite stellen, jetzt, da man mich nicht mehr braucht."

Den Liebenden kamen der Ahorn vor Rosi's Kammerfenster und die zarten Rücksichten, welche der kluge Türk auf die verstohlenen Kiltgänge Ruodi's genommen, zumal zu Sinne.

Rosi tätschelte den Kopf des Hundes und Ruodi sagte lachend:

„Der alte Kerl will gewiß sein Trinkgeld haben für geleistete gute Dienste."

„Und er soll es haben. Wär' er doch gäng fast ums Leben gekommen, weil er aus Vorliebe zu dir und mir still geblieben, wo er, wie der Vater dazumal meinte, gar nicht laut genug hätte sein können. Oh, Ruodi, das war gäng 'ne schwere Zeit!"

„Ja, das war sie. Aber jetzt ist sie vorbei und du bist mein, Rosi, ganz mein, und ich wollt', der Türk könnt's ausbellen, daß die ganz Welt centum wüßt', wie froh ich darüber bin."

„Und ich erst, Ruodi, ich erst! Aber du weißt es wohl."

„Ja Rosi, ich weiß, ich weiß; aber glaub' nur, Chind, ich weiß auch, was ich an dir hab'. Doch komm' jetzt, komm' ins Heimeli. Lueg', der Mond steht schon über dem Gipfel des Glanzhorns da oben und will alsg'mach abe gehen."

Sie erhoben sich von der Bank. Rosi schaute zu dem Gestirn der Nacht empor, aber in demselben Augenblick verschwand

die silberne Scheibe hinter dem Berggipfel und geisterhaft kalt und unheimlich dämmerte droben der Firnschnee.

Die Braut fuhr unwillkürlich zusammen. Ein unerklärliches Zittern und Zagen fröstelte ihr das Herz an. Aber es verschwand so schnell, wie es gekommen, als sie sich wandte und Ruodi's Augen voll Zärtlichkeit auf sich geheftet sah.

Sie stiegen den Felspfad hinab, umkreis'ten die kleine Seebucht und gingen die Halde zum Rütli hinan. Droben auf der Terrasse bemerkte Rosi, daß der Türk ihnen gefolgt war, und sagte freundlich zu ihm:

„Türk, du mußt jetzt heim in die Zwihl. Aber komm' nur gäng recht oft zu uns ins Böbeli. Du wirst sehen, daß ich dir dein Trinkgeld allweil redlich auszahlen werde."

Der Hund zögerte und sah mit gesenkten Ohren zweifelnd zu ihr auf.

„Weißt, Türk", fuhr sie fort, die Hand Ruodi's drückend, „du brauchst kein' Kummer und kein' Sorg' um mich z' haben. Lueg', da ist mein Schutz und Schirm. Du kennst ihn ja wohl und hast ihn gäng auch lieb. Geh' drum jetzt heim, Hundli, geh' heim!"

Der gute Türk sah ein, daß diese Aufforderung ernstlich gemeint sei, und schlich mit hängendem Schweife den Hügel hinab. Drunten blieb er noch einmal stehen, lauschend, ob er nicht zurückgerufen würde. Aber er wurde nicht zurückgerufen und so trottete er der Zwihl zu, in tiefen Gedanken über die Freundschaft der Menschen.

Derweil waren die beiden an der Thür des stillen Hauses angelangt. Der im Scheiden seitwärts über die Arvenschatten

der Bergeinsattelung hereinblickende Mond beschien hell die Inschrift über dem Eingang.

„Lueg', Rosi", sagte der Bräutigam, auf die Schriftzüge weisend, „ich hab' mein, unser Heimeli Rütli genannt zum Andenken an den Bund der Altvorderen, der unser Schweizerland frei und glücklich gemacht. So wollen auch wir unsern Rütli-Bund halten, fest in Freud' und Leid. Sag', willst, lieb's Wybli?"

„Oh, my lieb's, lieb's Manni!"

Mehr sagte sie nicht. Aber wie sie es flüsterte und sich innig an ihn schmiegte, fühlte er, daß er grenzenlos geliebt sei.

Mit einem unwillkürlich ihm aus dem Herzen brechenden Jauchzlaut faßte er die Braut in seine Arme, führte sie hinein und die Thüre fiel hinter den Glücklichen ins Schloß.

Fünftes Kapitel.

Ruodi und Rosi.

Wie alles, was die Menschen beseligt oder vergrämt, vorübergeht, ging für das junge Ehepaar auch jene süße Zeit vorüber, für welche sich unsere theure Muttersprache das schöne Wort Honigmond geschaffen hat. Ach, der Honig ist oft schon ausgeschlürft, bevor der Mond Zeit gehabt, zweimal seine Gestalt zu ändern, und nicht selten birgt der Ehebecher unter dem rasch genippten Schaum des Glückes nur noch die Bitterkeit der Enttäuschung, der Sorge, der ganzen herben Lebenswirklichkeit.

Nicht so im Rütli auf dem Hügel am See. Mochte der Herbst gehen und der Winter kommen mit seiner ganzen Schneelast und allen seinen Nordstürmen, da droben in dem wohnlichen Haus mit seinen hellen Fenstern grünte das Reis der Liebe und des Glückes fort und fort.

Gegen Lichtmeß zu, wo sich auch in diesem hochgelegenen Alpenthal die ersten leisen Anzeichen verspüren ließen, daß wieder eine Zeit kommen würde, wann Eis und Schnee sich Schritt für Schritt aus der Niederung weiter und weiter berghinan zurückziehen müßten, um zuletzt auf den Gipfeln des Ritzlihorns und des Glanzhorns sommerlang ihr Standquartier zu nehmen — also gegen Lichtmeß zu gingen der Zwihlbauer und seine

Bäurin von dem Rütli heimwärts zur Zwihl. Es war den Winter über keine Woche vergangen, ohne daß sie mehrmals ins Bödeli herabgekommen wären. Die Mutter mußte doch gäng ihre Herzensfreude daran haben, wie ihre Rosi so 'ne „gattige" Hausfrau fürstellte, wie in Stube, Kammer und Küche, in Gaden und Stall alles und jedes so „hübschli in Ordnig" war und wie der Ruodi beim dritten Wort immer sagte: „My guet's Rosi" oder: „My lieb's Wybli." Der Vater seinerseits hatte den „Holzschnäfler" mächtig liebgewonnen. Sowie es ihm in den Winternachmittagen daheim langweilig wurde, tubäkelte er ins Rütli abe und sah da stundenlang dem Schwiegersohn zu, wie der, an seinem Werktisch am großen Erkerfenster sitzend, so fix und flix Sägen, Messer und Meißel von allen Arten handhabte und, ohne daß man sich's versah, unter seinen „künstlichen", will sagen kunstreichen Händen so „verflixt nieblinetti" Sachen und Sächelchen hervorgehen ließ, deren er gar nicht genug gen Bern und anderswohin versenden konnte, so begehrt waren sie. Und dabei wußte der Ruodi so „wetterli g'schyd" z' reden von Gemeinds- und Staatssachen und war es drum nummeeinisch nur billig g'si, daß er neulich in den Gemeinderath gewählt worden. Ein weiteres Band zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn knüpfte der Umstand, daß dieser ein ebenso großer Jäger vor dem Herrn wie jener und es für beide eine Feiertagsfreude war, droben in den Bergen den Gemsen nachzustreichen. Für den Ruodi war das zudem noch ein künstlerisches Studium, was nicht ohne Früchte blieb. Von allen seinen Schnitzwerken hatten seine Gemsen und anderen Alpenthiere, einzeln oder zu mancherlei Gruppen vereinigt, den größten Ruf. Das machte,

er lauschte sie der Natur ab, und arbeitete nie rascher und glücklicher, als wenn er tags zuvor mit seiner Büchse in den Bergen gewesen war und der Hausfrau einen feisten Jährling von Gemsbock in die Küche geliefert hatte.

„Nu, Vater“, sagte die Zwihlbäurin im Heimgehen zu ihrem Bauer, „gelt, ich hei doch recht g'ha, daß euser Rosi mit dem Ruodi würd' glücklich werden? 's ist gäng e Freud', die junge Lütli so beisamme z' g'seh'.“

„Wohl, wohl, Müetti“ — seit der Verheiratung ihrer Tochter nannte der Leuenberger sein Anneli Mutter und die Bäurin ihren Kuori Vater — „wohl, Müetti, hast recht g'ha. Aber säg', ist denn gäng noch nüd um d' Weg'?“

„Was meinst?“

„Der Dunder schlag'! Was werd' ich meinen? Weißt gäng wohl.“

Ein höchst charakteristischer Kopfruck und ein ungeheuer pfiffiges Augenblinzeln begleitete diese Worte.

„Ah so, Vater? Nei, wahrli nei, 's ist noch nüd um d' Weg'.“

Der Zwihlbauer kratzte sich auf diesen Bescheid hinter den Ohren, tubäkelte mörderisch und sagte auf dem ganzen Heimweg kein Wort mehr. Es ging ihm ein widerwärtiger Gedanke im Kopf herum; es war etwas nicht, wie es sein sollte, das war klar. Er blieb den ganzen Abend über schweigsam, und als die Bäurin beim Zubettegehen beschwichtigend zu ihm sagte: „'s wird sich wohl machen, Vater; 's hat ja gäng noch alle Zyt dazu“, brummte er nur wie zweifelnd: „Gott geb's!“

Der Winter ging, der Frühling kam und diesem folgte ein

zweiter, ein dritter, ohne daß das Leben in dem Thal von Windgellen eine Abweichung von den gewohnten Gleisen gezeigt hätte, wenigstens im ganzen und großen, denn im besonderen wurde doch dies und das anders, als es gewesen.

Da war zum Beispiel 's Breneli während dieser Zeit aus einem überlustigen Chind zu einer recht gesetzten Jungfrau geworden, so daß sie nicht mehr Gefahr lief, von der alten mürrischen Kathri ein „Göhl" gescholten zu werden. Ja, selbst der alte Schurbauer hätte kaum noch Veranlassung gehabt, sie ein „Aeffli" oder einen „Baggäugel" zu nennen. Die Zwihlbäurin fragte sich oft verwundert: „Was ist's denn mit dem Chind? 's thut ja gäng so still und sacht wie ein Nönneli." Zu Zeiten brach freilich die angeborene Heiterkeit des Mädchens wieder durch, aber zu anderen Zeiten hörte man wochenlang Breneli's herzliches Lachen weder in der Zwihl noch sonstwo. Ihre größte Lebensfreude war der zweimalige sonntägliche Kirchgang. Da saß sie in ihrem Stuhl, die ganze Seele in den Ohren, um ja kein Wort von den Predigten des Pfarrers zu verlieren. Sie hätte dieselben nachher immer auswendig hersagen können und that es auch oft im stillen, ganz im stillen. Eine Kopfhängerin wurde sie darum doch nicht. Wohl aber wurde sie, weil sie sich nach und nach ganz in die Anschauungs- und Denkweise Milder's hineinlebte, mehr auf die geistigen Lebensbezüge hingewiesen, als sie sich je hatte träumen lassen. Ihr Gedankenhorizont wurde weiter, denn sie ergriff jede Gelegenheit zur Erweiterung desselben mit Begierde. Sie las gerne, an den Sommersonntagsnachmittagen und zur Winterszeit, wenn das Spinnrad Feierabend hatte. Ihr Schwager hatte ein Bücherbret in seinem

Erkerwinkel und standen darauf Tschudi's Chronik, Zschokke's Schweizergeschichte, Hebels Schatzkästlein und Allemannische Gedichte, ein sehr zerlesenes Exemplar von Schillers Tell und noch mehr solche „herzige" Sachen, deren Inhalt sich Vreneli nach und nach aneignete. Daß sie nicht verbildet wurde, dafür war gesorgt. So ein Bauerngewerb wie die Zwihl gibt der Tochter des Hauses jahrein jahraus genug zu schaffen. Aber ihr Geist war für ihre Stellung ungewöhnlich bereichert, ihre Vorstellungsweise geklärt, sie wußte sich auszudrücken und die Feder zu führen. Als einmal, etwa zwei Jahre nach Rosi's Hochzeit, der Herr Gemeindspräsident dem Pfarrer einen schriftlichen Bericht über Armensachen zu Handen der Bezirksbehörde zugestellt hatte, kam Milder nach der Zwihl und sagte dem Hausherrn viel Artiges über die umsichtige und klare Fassung des Schriftstücks. „Ja, lueget, Herr Pfarrer", meinte darauf der Zwihlbauer mit verzeihlicher Vatereitelkeit, „eigetli solltet Ihr das dem Chind da, dem Vreli sagen. Denn es hat gäng den B'richt nit nur g'schriebe, sondern au g'machet, nach myne Angabe, versteht si." Vreneli wurde blutroth, dann ganz bleich und wieder roth, aber es that ihr doch bis ins Herz hinein wohl, daß sie der Pfarrer so wohlgefällig ansah und ihr ein so herzliches Lob spendete, wie er that.

In Wahrheit, Milder hatte bei dieser Gelegenheit das junge Mädchen aufmerksamer angesehen als jemals. „Sie ist schön", sagte er auf dem Heimweg bei sich, „und besitzt eine ganz eigene Anmuth in ihrem Thun und Reden. Auch ist sie gewiß von Herzen gut, aber eine Rosi ist sie doch nicht. Es gibt in der weiten Welt keine zweite Rosi."

Vreneli, als sie in der Dämmerung auf dem Söller stand und, wie es allabendlich geschah, nach dem Pfarrhaus hinübersah, wo das Licht in Milders Studirzimmer schon brannte, flüsterte in sich hinein: „Ein so braver, seelenguter, g'lehrter Herr, den centum alle Leut' voll Achtung und Zutrauen ansehen, und doch ist er so traurig. Wenn ich nur wüßt', was ihm Kummer und Sorgen macht. Ich wött' eins meiner Augen, ich wött' alle beide, ich wött' mein Leben drum geben, daß ich ebbis könnt' thun, was ihn fröhli und glückli thät machen."

Und allweg, glücklich und fröhlich war der arme Milder nicht. Schon zum äußerlichen Behagen ist es so einem Landpfarrer, und vollends in solcher Bergeinsamkeit, schlechterdings nothwendig, daß er verheiratet sei, wohlverstanden mit einer Frau, die ihrem Eheherrn wirklich häusliches Behagen zu schaffen vermag. Er aber lebte noch immer einsam in seinem Pfarrhaus, welches daher auch von einem gewissen anfröstelnden Unbehagen durchzogen war. Die „Zytig vo Windgellen" hatte zwar schon zu wiederholten malen „aus sicherer Hand" die bestimmte Nachricht in Umlauf gesetzt, daß der Herr Pfarrer ein „Hochzyter" sei. Zuletzt wollte sie brunten in Meyringen ganz gewiß, ja diesmal gäng ganz gewiß in Erfahrung gebracht haben, daß der Herr Pfarrer mit nächstem eine der „rychsten Jumpfere" von Bern heimführen werde. Aber es hatte mit diesen gerebeten Zeitungsnachrichten die nämliche Bewandtniß wie mit so vielen gedruckten, das heißt es war am Ende immer wieder nichts daran, gar nichts. Jungfer Bart-Bibbeli ermüdete aber nicht, stets neue Heiratspartieen für den Pfarrer auszuhecken. Denn was man wünscht, hofft man. Ein lediger Pfarrer war ja gäng

eigetli gar kein rechter Pfarrer und in ein Pfarrhaus gehörte eine Frau Pfarrerin, so gut wie die Bibel und der Kirchenrock. Die Gute hätte nachgerade „verzwarzeln" mögen, daß ihr der Herr Pfarrer, „abg'seh davon ein meisterlicher und kreuzbraver Herr", noch immer nicht den Gefallen thun wollte, ihren kanonischen Rechtsbegriffen nachzuleben.

Milder hatte freilich keine Ahnung davon, welche schwere Sorgen sich das Bart-Bibbeli um ihn machte. Es war etwas in dem ganzen Wesen und Auftreten des jungen Geistlichen, was Schranken um ihn zog, welche dörfliche Klatschfreude nicht zu durchbrechen wagte. Er war eine vornehme Natur, wenngleich ein standhafter Bekenner des demokratischen Glaubens. Alles Gemeine widerte ihn an und war das vielleicht sein Unglück, insofern wenigstens, als dieses sein Feingefühl den nach Rosi's Heirat unternommenen Versuch, seine unterbrochene politische Laufbahn wieder aufzunehmen, scheitern gemacht. Er hatte bei aller von der Hinneigung zur Beschaulichkeit nicht ganz freien Idealität seiner Denkweise die Nothwendigkeit empfunden, aus der lähmenden Verdüsterung, die infolge jenes Ereignisses ihn übermannt, sich aufzuraffen. Er wollte im Geräusche der Parteipolemik sich selbst vergessen und noch einmal tauchte sein Name im Staatsleben auf. Aber nur vorübergehend. Man merkte bald, daß er nicht mehr der studentische Heißsporn, der rücksichtslose Agitator sei, und er merkte es selber. Er merkte noch mehr. Einsamkeit und Nachdenken hatten seinen Geist gereift und es konnte daher nicht ausbleiben, daß er manches, vieles, ja alles anders ansah als früher und daß er, der Redliche und Selbstsuchtslose, an dem vulgären Liberalismus mit seinen

aufgebauschten Phrasen, seinen kleinen Pfiffen und Kniffen und seinen jammerſäligen Persönlichkeitskrämereien sich verekeln mußte. Dieselbe Gemeinheit erkannte er unter der frommen Tünche des Konservatismus, welcher ihn noch dazu durch seine aller schaffenden Kraft bare Bornirtheit abstieß. Solche sensible Naturen passen nicht für das Forum und vollends nicht für das Forum einer kleinen Republik, wo sie täglich und stündlich Begegnungen und Reibungen mit den zudringlichsten und widerwärtigsten Elementen ausgesetzt sind. Milder trat daher ebenso rasch wieder in seine Verschollenheit zurück, wie er plötzlich aus derselben hervorgetreten. Fortan wollte er sich damit begnügen, der Pfarrer von Windgellen zu sein; aber wohl ihm, daß ihm sein Amt Zeit ließ, aus jenem ewigen Jungbrunnen des Trostes zu schöpfen, welchen dem wahrhaft Gebildeten Kunst und Wissenschaft allzeit sprudeln lassen. Er hatte eine Ader vom Poeten in sich, allein er täuschte sich nicht über den Umfang derselben. Er wußte, daß er kein produktives Talent sei, aber seine Gabe der Reproduktion bildete er um so schöner aus, als ihm dabei sein reiches Wissen, namentlich im Fache der Sprachenkunde, zu Hilfe kam. Der hagestolzen Unbehaglichkeit des Pfarrhauses ungeachtet gingen dort Götter und Genien aus und ein und weilten gerne unter dem stillen Dache. Er las wieder und wieder die großen Dichter und Geschichtschreiber des Alterthums, verwandte viele seiner Mußestunden auf die Sammlung und Sichtung der Sagen und Mythen des Gebirges oder versuchte sich in der poetischen Uebersetzungskunst, indem er die Idyllen des Theokrit, das Gedicht Virgils vom Landbau und die Lieder von Burns und Hogg in die berner Mundart übertrug.

Unter solchen Beschäftigungen und überall, wo er als Mensch oder Geistlicher dazu Gelegenheit hatte, mit Rath und That wohlthätig eingreifend lebte er so hin. Aeußerlich stets ruhig und gefaßt, konnte er doch den großen Fehlschlag seiner schönsten Lebenshoffnung nimmer verwinden, so wenig als er die Nachwehen dieses Fehlschlags aus seinen Zügen zu wischen vermochte. Es war doch immer etwas störendes da, ein Stachel, den die Zeit wohl einigermaßen stumpfte, aber nicht vernichtete. Er vermied es, wo er, ohne auffällig zu werden, konnte, Rosi Zurflüh zu sehen, denn so oft er sie sah, flüsterte es schmerzlich in seiner Seele: „Oh, wie glücklich hättest du werden können!“ Und wenn vollends die junge Frau, in der Zwihl oder wo sie sonst sich gelegentlich trafen, in ihrer freundlichen Art mit ihm sprach oder ihn gar scherzend fragte, ob denn die Gemeinde noch lange ohne eine Frau Pfarrerin sein sollte, dann kamen finstere Stunden und Tage über ihn, Tage, wo ihm das Herz in Galle schwamm, Himmel und Erde, die Menschen und das eigene Selbst ihm verleidet waren. Dann trieb es ihn in die ödesten Wildnisse des Gebirges hinauf, als müßte er, dem düsteren Helden Byrons gleich, sein geheimes Weh den Gletscherwinden preisgeben. Das Rütli hatte er noch nie betreten, obgleich der Ruodi es gerne gesehen hätte, weil sich mit dem geistlichen Herrn gar so „unterhaltlich sprächlen“ ließ. Einmal aber konnte er doch nicht wohl umhin, in das Haus im Bödeli zu gehen. Nämlich bei einer Begegnung mit der Rosi in ihrem väterlichen Hause, wohin den Pfarrer häufige Amtsgänge führten und zwar nicht immer die angenehmsten — pflichttreue Landgeistliche, die mit protzigen Dorfmagnaten zu verhandeln haben, besonders in

Armensachen, wissen davon zu erzählen — also die junge schöne Frau lud den Pfarrer einmal zu einem „Familien-Anlaß" ein, zur Feier ihres zweiundzwanzigsten Geburtstags, welche im Rütli von der Familie begangen werden sollte. Er konnte die Einladung nicht wohl ablehnen, obgleich er es gerne gethan hätte. Er versuchte es auch, aber während er sich anschickte, seine Entschuldigung vorzubringen, sahen ihn Rosi's Augen mit so viel Herzensgüte an, daß er es nicht über sich brachte, ihr zuwider zu handeln. So sagte er denn ja statt nein; aber indem sie, zufrieden mit dem Bescheid, sich wegwandte, murmelte er zwischen seinen Zähnen den virgil'schen Vers:

Infandum, regina, jubes renovare dolorem.[1])

Die gute, harmlose Rosi! Ihre großen Kornblumenaugen blickten doch sonst klar und verständig in die Welt, aber inbetreff der Gefühle des Pfarrers für sie waren diese Augen wie blind. Sie hatte in der Unschuld ihres Herzens keine Ahnung davon, daß sie die „Königin" Milders gewesen war und noch war. Es ist freilich eine der gewagtesten Behauptungen, zu sagen, es gebe ein Mädchen oder eine Frau, welche die innige, wenn auch noch so stumme und zurückhaltende Neigung eines Mannes für sie jahrelang nicht gemerkt hätte. Aber trotzdem, es gibt solche weibliche Wesen, nicht viele allerdings, aber es gibt welche, deren Seele und Augen von dem Bilde dessen, den sie lieben, so voll sind, daß ein zweites keinen Platz darin findet, nicht den allerkleinsten. Solche Frauen bewahren die Jungfräulichkeit der Seele, die mädchenhafte Unbefangenheit auch in der Ehe.

---

[1]) Aufzufrischen unsaglichen Schmerz, o Kön'gin, gebeuſt du.

Die Einsicht in solche Frauengemüther hat jenen großen Malern den Pinsel geführt, welche Madonnen schufen, die mit dem vollen Ausdruck der Jungfrauschaft auf den göttlichen Säugling an ihrer Brust niederblicken.

Der arme Pfarrer hatte am folgenden Tage einen schweren Abend im Rütli durchzumachen. Er mußte mit ansehen, wie glücklich der Ruodi war, mit ansehen, wie Rosi, weit entfernt von jener Zurschaustellung von Zärtlichkeit vor Zeugen, welche die Taktlosigkeit junger Eheleute leider nicht immer vermeidet, dennoch eigentlich nur für ihren Gatten da war. Eine brennende Eifersucht wandelte ihn an, und es half wenig, daß er sich die Thorheit dieser Regung in ihrem ganzen Umfange klar machte. Um sich aus dem quälenden Gedränge seiner Gefühle zu retten, zwang er sich zuletzt, recht angelegentlich mit dem neben ihm sitzenden Vreneli zu plaudern, und es fiel ihm dabei nicht im entferntesten ein, zu bemerken, daß die schönen Augen seiner Nachbarin freudig aufleuchteten. Der Rosi entging es nicht, daß die Schwester heute so munter war und so herzlich lachte wie seit lange nicht mehr, und wenn sie das traulich mitsammen plaudernde Paar ansah, lächelte sie stillvergnügt. Sie hätte wenig Ursache dazu gehabt, wenn sie ein paar Stunden darauf den heimgekehrten Milder in seiner Studirstube gesehen haben würde, wo er bis spät in die Nacht ruhelos auf und ab ging. Er hatte noch nie einen solchen Ueberdruß am Leben empfunden. Jener Dämon, welcher uns in Stunden herbster Prüfung zuflüstert: „Was bist du für ein feiger Thor, daß du das alles länger tragen magst!“ wisperte auch ihm ins Ohr. Zum Glück war der Pfarrer ein Mann, dem es groß erschien,

wie Demosthenes und Kato, aber klein, wie Werther und Ortis zu sterben.

Eine zufällige Wendung des Gesprächs hatte es an diesem Abend gefügt, daß die Rede auf das anrüchige Ehepaar in der Höllenschwärz kam, und so erinnerte man sich auch wieder einmal des Schwarzelsi's, mit welchem 's Vreneli in die Schule gegangen und „b'hört" worden war. Das wilde Kind war verschwunden, seit es damals, an Rosi's Hochzeitsmorgen, einen so wunderlichen Abschied von Milder genommen — spurlos verschwunden. Der Pfarrer war zwar, bevor er sich an jenem Tage zum Brautmahl in die Zwihl begab, nach der Höllenschwärz gegangen und hatte den Strobelchäpi und sein Weib tüchtig „abkapitelt", daß sie auf ihr Kind nicht besser achtgegeben. Aber die Leute hatten das Abkapiteln nicht minder gleichmüthig aufgenommen als die Nachricht, daß Elsi in die weite Welt gelaufen. Der Strobelchäpi meinte, das wunderfitzig Närrli würde schon von selber wiederkommen, wenn es ihm draußen unter den Leuten schlecht ginge, und die Strobelbäbi sagte mit Fassung, es sei gar nicht verwunderli, daß 's Elsi sich auf und davon gemacht. Was hätt' es denn da in der Höllenschwärz hocken bleiben sollen? Es hätt' ja doch nie ein windgellener Gotschem[1]) ihr Töchterli zum Weib genommen. Und 's Elsi sei ein verflirt kochem Schiksel[2]), das gut lisamen und kesfajemen[3]) könne und zu was Besserem da sei, als all sein Lebtag' Hafersuppe und Knollen[4]) zu essen. Nein, nein, sie habe gar

[1]) Lediger Bursch. [2]) Gescheides Mädchen. [3]) Lesen und schreiben. [4]) Kartoffeln.

keine Mooren[1]) für das Elsi. Das werde sich schon forthelfen können in der Welt und sicherlich in keine Misemaschinne[2]) gerathen. Als dann der gute Pfarrer dieser zigeunerischen Lebensphilosophie und diesem Rothwälsch gegenüber den sittlichen Gesichtspunkt betonte und die Gefahren andeutete, welchen ein so junges, leichtsinniges und unerfahrenes Mädchen in der Welt ausgesetzt sei, gab ihm die würdige Mutter die tröstliche Versicherung, 's Elsi sei gar nicht so unerfahren, wie er glaube, 's Elsi sei kein schlimiil Gambes[3]), es werde sich nicht mit Zores[4]) einlassen, und was seine Tugend angehe, oh, da brauche der Herr Gallach keine Sorge zu haben. 's Elsi sei viel zu gewitzt, als daß es sich nur so mir nichts dir nichts zur Naffine machen ließe. — Gegen diese mütterliche Ueberzeugung war nicht aufzukommen und es blieb dem gewissenhaften Pfarrer nichts anderes übrig, als von amtswegen die Bezirkspolizei aufzufordern, den Flüchtling im Betretungsfalle anzuhalten und heim zu liefern. Diese Maßregel kam aber zu spät. Elsi war zur Zeit schon über alle Berge und hatte die Polizei der Mühe enthoben, sich mit ihr zu beschäftigen. Wohin sie gerathen und was aus ihr geworden, man hatte darüber nicht einmal Vermuthungen. Doch ja, das ehrsame Bart-Bibbeli wollte allerlei über diesen Kasus wissen. Hatte doch das Schwarzelsi nach seinem Verschwinden vierzehn Tage oder gar drei Wochen lang einen stehenden Artikel auf den Blättern, will sagen auf der Zunge der Zytig vo Windgellen ausgemacht, bis es durch eine Fatalität „abg'löst" wurde, welche des Grüblibauers Hans Heiri begegnete,

---

[1]) Furcht. [2]) Schwere Noth. [3]) Dummes Kind. [4]) Gesindel.

indem er beim Kiltgang von einer Holzbeige fiel und den Arm brach. Thatsache war aber, daß weder damals noch später weder 's Bibbeli, die allwissende Schöne von fünfzig und etlichen Jahren, noch sonst jemand etwas vom Elsi wußte. Auch das würdige Ehepaar in der Höllenschwärz nicht und, die Wahrheit zu sagen, es kümmerte sich wenig darum. Hatte doch 's Strobelbäbi, als es, wenige Tage vor der erwähnten geselligen Zusammenkunft im Rütli, bei einer zufälligen Begegnung von dem Pfarrer gefragt worden, ob denn Elsi nie geschrieben, beim Nachhausekommen weiter nichts zum Strobelchäpi gesagt als: „Was geht's den Gallach an, ob das Schiksel gekesfajemet hat oder nicht? Die Schwarzfärber[1]) müssen doch ihre Schnörre[2]) in jede Massenmaite[3]) stecken."

Da, so um Ostern herum, ja gerade in der Charwoche geschah es, daß das verschollene Schwarzelsi wieder zu Windgellen in aller Leute Mund kam. Herrgott, was bekam da Bart-Bibbeli zu thun! Die ehrsame Jungfrau war Feuer und Flamme. Sie galoppirte nur so im Dorfe herum, als wären ihre Beine fünf- statt fünfzigjährig. Die Zytig vo Windgellen erlebte täglich fünf bis sechs Auflagen. Es war aber auch gäng 'ne große G'schicht'. Der Postbote, welcher in der Regel wöchentlich einmal, zuweilen auch zweimal von Hasli im Grund herüber kam, brachte eine „grüsli schweri" Thalerrolle mit und war dieselbe an die Strobelbäbi in der Höllenschwärz adressirt. Nun allgemeiner Klatschaufruhr. Zwei

[1]) Geistlichen (rothwälsch). [2]) Mäuler (bernerisch). [3]) Angelegenheit, Handel (rothwälsch).

Stunden nachdem der Postbote vom Dorfe zur Höllenschwärz gegangen, fegte Bart-Bibbeli das Thal hinunter. Sie mußte ja um jeden Preis heute noch ein Telegramm ausgeben, was es mit dieser mysteriösen Thalerrolle für eine Bewandtniß habe. Allein selbst der redliche Pflichteifer kann nicht immer, was er will. Das angekündigte Telegramm erschien nicht, denn Bibbeli war bald wieder heimgekommen und zwar mit dem Aussehen einer Person, die einen großen Staatszweck verfehlt hat. Sie hatte die Höllenschwärz noch nicht erreicht, als ihr der Strobelchäpi und sein Weib begegneten und ohne viel Notiznahme an ihr vorübergingen, als wollten sie gen Meyringen hinunter. Weiter wußte die Zytig nur zu sagen, das Bäbi habe sie „schüli spöttisch“ angelugt und dazu mit harten Thalern in der Tasche „gekläpperet“.

Indessen klärte sich dieses nicht unwichtige Kapitel der Geheimnisse von Windgellen schon am Ostersonntag einigermaßen. Da kam nämlich die Strobelbäbi in die Kirche und hatte eine „spritzfunkelnagelneue“ Jüppe an von schwarzem Tübet, die Elle zu zwei Franken mindestens — (Zytig vo Windgellen vom Ostermontag 185*) — und ein dito neues Schäpli mit Seidenbändern und Silberzindeln auf ihrem struppigen grauschwarzen Haar. Und aber am Nachmittag erschien, angethan mit einem neuen oder wenigstens wie neu aussehenden Tschopen und auf dem Kopf einen ewig hohen neuen Cylinder, der Strobelchäpi im blauen Fuchs, das heißt im Wirthshaus von Windgellen, und hatte, wie er bald sehen ließ, ein neues „Bohrmunnäh“ in der Tasche und darin wohl 'ne Handvoll Franken- und Halbfrankenstücke. Und nachdem der Mann erst warm geworden,

das ist, nachdem er einen Schoppen „Brännt's“ versorgt, fing er an zu flunkern und zu glorifiziren und erzählte von seinem Elsi, dem „Tusigedunders-Glüntli“, wie er das Mädchen in überwallender Zärtlichkeit nannte. Ja, das syg es Meitschi, das, centum gäb's kei sölligs. Es Meitschi? Ja, ahsograd'! Nei, e Dam' syg's [1]), und was für eine! E grüsli große, ja, bym ewige Stralsakerment! Jetzt sollten nur die herkommen, welche früher sein Schwarzelsi uszännet [2]) hätten. Er woll's ihnen schon sagen, er! Da draußen, „im Dütschland“, in der schüli großen Stadt Soundso, da hätt' 's Elsi sy Glück g'macht. Nüd als Syde uf em Lyb, urche [3]) Syde und Sammet, sogar an den Füßen, und Geld hätt's wie Dreck. Und mit de fürnehmste Herre, im Verglüch mit dene d' Herre vo Bern syge wie Gülle [4]) im Verglüch mit Rosooli [5]), geh' das Ketzers-Glüntli um, als hätt's sy Lebtig nüd anders g'seh'. Ja, das syg e wahre Pracht, und d' Windgellener würden, bym ewige Hagel, nit schlecht d' Augen usryße, wenn 's Elseli so eines Tages daher käm' g'fahren, vierspännig und langg'spanne [6]). Er könnt' no viel sagen, er, wenn er wött', bym Eid! Aber ma werd' schon sehen, ma werd' schon sehen. — In dieser Tonart ging die Litanei noch lange fort. Als gegen Abend zu der Strobelchäpi, mehr beduselt als billig, sich heimgetrollt hatte, hielt Bart-Bibbeli in der Küche des blauen Fuchses mit der Wirthin eine geflügelte

---

[1]) Sei es. [2]) Verspottet, ausgehöhnt. [3]) Lauter. [4]) Jauche. [5]) Rosenwasser. [6]) Mit langgespannten Strängen, was für besonders vornehm gilt.

Zungenkonferenz ab und hernach telegraphirte die Pflichteifrige im Dorfe umher, es sei richtig, das Schwarzelsi werde einen Grafen, einen Fürsten, einen Prinzen oder gar einen König zum Ma übercho[1]).

[1]) Ueberkommen, bekommen.

Sechstes Kapitel.

Wolken.

Während weder die Zeitung von Windgellen noch ihre Abonnenten darüber einig werden konnten, ob der Zukünftige des verlaufenen Vagantenkindes aus der Höllenschwärz, welches laut dem Strobelchäpi da draußen in Deutschland in Seide und Sammet einherging, ein Graf, ein Fürst, ein Prinz oder gar ein König sei, während die einen die ganze Geschichte gläubig hinnahmen, die andern sie anzweifelten und einige kühnste Skeptiker sie wohl auch geradezu für ein „Märli" erklärten, erhielt die öffentliche Meinung der Thalschaft durch ein wirkliches Ereigniß nach einer andern Richtung hin neues Material.

Der „erst' Ma" in der Gemeinde, der Beherrscher der Zwihl, erkrankte so gefährlich, daß man bald an seinem Aufkommen verzweifeln mußte. Der Rüstige, all sein Lebenlang Kerngesunde hatte sich auf der Gemsjagd eine Erkältung zugezogen, aus der er sich aber nicht viel machte. Sein Anneli drang zwar darauf, daß er die Sach' besser abwarte, insonderheit bei dem unbeständigen Frühlingswetter, das zwischen Wärme und Frost so häufig und jäh wechselte. Er meinte aber, er hätte jetzt keine Zeit zum Kranksein, und wies den Vorschlag, einen

Arzt zu beschicken, brummig zurück. Es schien auch wirklich, das Unwohlsein des Bauers sei wieder verschwunden, und es wäre auch wohl so geschehen, wenn nur der Patient, wie die Bäurin wollte, noch ein paar Tage lang die Stube gehütet hätte. Aber er mußte hinaus, er mußte, maßen das „ewig' Sumpfloch" drunten am Fluß, die Haardtmatt', jetzt einmal „in Ordnig g'stellt" werden sollt'. Er leitete aller diplomatischen Opposition seiner Ehehälfte ungeachtet die dort angeordneten Drainirarbeiten und die Folge davon war ein Rückfall, der sich sofort zu einer heftigen Lungenentzündung gestaltete. Die Bäurin ließ hinter dem Rücken des Kranken, der auch jetzt noch von dem „Ap'thekerzüg" nichts wissen wollte, eilends einen Arzt von Meyringen heraufholen; aber es war zu spät. Der Doktor konnte erst am folgenden Tag kommen und er traf den Kranken bereits in einem Delirium, welches nur das Vorspiel des Todeskampfes war.

Bevor dieser eintrat, kam der Kranke noch einmal zu klarer Besinnung. Er sah seine Töchter an, die seit vielen Stunden nicht von seinem Bette gewichen waren, und sagte: „Kinder, ich merk', mit mir ist's Matthäi am letzten. Nu, nu, briegget gäng nit so schüli! Sterben muß nummeeinisch jeder. Bleibet brav, wie bisher, und machet dem Müetti Freud', wie ihr mir g'machet habt. Und loset, Rosi und Vreli, i säg', der erst Bub', den eine von euch überkommt, der soll ein rechtschaffener Bauer werden und soll auf der Zwihl hausen. Lasset d' Zwihl nit in fremde Händ' kommen! Ich müßt' mich ja sonst im Grab umdrehen."

Diese Vorstellung regte einen Gedanken in dem Sterbenden an, der ihn seit langer Zeit gequält hatte. Er blickte die

verweinte Rosi forschend an und sagte dann halbleise zu seinem Anneli:

„Müetti, säg', ist bei der Rosi noch immer nüd um d' Weg'?"

Rosi bedeckte das Antlitz mit den Händen, wie um die Thränen wegzuwischen, in Wahrheit aber, um ein schmerzliches Erröthen zu verbergen.

Die Mutter warf über das Bett hinweg ihrer Tochter einen ängstlich bittenden Blick zu, bevor sie antwortete. Ach, die treffliche Frau fühlte jetzt in ihrem Jammer, daß es auch fromme Lügen gäbe. Warum sollte man einem Sterbenden nicht seine letzten Augenblicke versüßen? So sagte sie:

„Doch, Väterli, doch!"

„Ist's wahr, Rosi?" fragte er hastig und sein schon umdunkeltes Auge glomm noch einmal auf.

In qualvoller Verlegenheit beugte sich Rosi zu ihm herab. Er nahm ihr Schweigen für eine verschämte Bejahung seiner Frage, legte seine Hände auf ihr Haupt und segnete sie. So that er auch mit Vreneli und dann sagte er zu seiner Frau, indem er ihr die Hand hinbot: „Anneli, was meinst, wir hei doch glückli mitsämme g'lebt?"

Als sie das unter strömenden Thränen bejahte und beschwichtigend beifügte, Gott würde so gnädig sein, sie noch länger beisammen zu lassen, versetzte er:

„Nei, nei, Anneli, mit dem ist's gäng nüd. 'S ist neime do in mir inne 'ne Schrub'[1]) losgange und will si nimme la festmache. Aber 's ist au so recht. 's ist alles in Ordnig jetzt

---

[1]) Schraube.

und der alt' Basti, euser Oberknecht, wird dir und dem Vreneli an d' Hand go im G'werb — 's ist e treue Seel'. Haltet nu allzyt fest z'sämme, du, Müetti, mit den Chinde und ihr, Chinde, mit dem Müetti. Und loset, i säg', lasset d' Zwihl nit in fremde Händ' cho, nie, nie!"

Eine Stunde darauf verschied er in den Armen des herbeigeeilten Ruodi, der den wuchtigen Körper des Sterbenden in den Armen hielt, bis er ausgeathmet hatte.

Es war ein großer Leichenzug, der den todten Zwihlbauer zu Grabe geleitete. „Er war wie die Tannen unserer Berge", sagte der Pfarrer in der Leichenpredigt „rauh von außen, aber innen gesund und voll Markigkeit. Ein Mann vom echten alten Bauernschlag, der überall, soweit sein Blick reichte, das Rechte gewollt und demgemäß gehandelt hat. Er that, was er für seine Pflicht erkannt hatte, unter allen Umständen, ohne rechts oder links zu schauen, und wohl geziemt uns deßhalb, mit aufrichtiger Trauer zu sagen: Ein Mann ist von uns gegangen." In der ganzen Gemeinde und soweit außerhalb derselben der Kuori Leuenberger bekannt war, hätte diesem Nachruf niemand widersprechen mögen. Eine so auf sich gestellte, spröde, im Auftreten herbe und harsche Natur, wie der Zwihlbauer gewesen, hatte freilich nicht ohne Feinde bleiben können. Bald nach seinem Hingang gestanden aber auch diese, es dürfte lange währen, bis wieder so einer der Gemeinde Windgellen vorstünde. Er sei gäng es bizzeli und neime mehr als es bizzeli „eigenrichtig" und „stiergrindig"[1]) drein g'fahren, aber dabei

[1]) Eigensinnig und stierköpfig.

hätt' er 's Herz auf dem rechten Fleck g'habt, sei sauber über's Nierenstück g'si[1]) und für d' G'meind' hätt' er 's Leben g'lassen, wenn's hätt' sein müssen. Dieser Wahrspruch des über den Zwihlbauer gehaltenen Todtengerichts charakterisirt zugleich das Wesen bäuerischen Patriotismus. Die Gemeindemark ist die Welt des Bauers, wenigstens die des Bauers von germanischem Stamme. Sein durchaus lokaler Patriotismus ist noch gar nicht oder doch nur in seltenen Fällen dazu gelangt, sich zur mit dem Herzen erfaßten Vorstellung vom Staat zu erweitern. Im Gegentheil, vom Staat möchte er am liebsten gar nichts wissen und er betrachtet ihn ziemlich unverhohlen als seinen und der Gemeinde Feind.

Der Rosi ging des Vaters Verlust sehr nahe und die Mutter, obschon selber tief betrübt, mußte der Tochter Trost zusprechen, als diese nach dem Leichenbegängniß mit ihrem Manne von der Zwihl zum Rütli sich aufmachte. Die junge Frau hatte ihren Vater doppelt liebgehabt, seit er, ihr schüchternes Hoffen nicht nur erfüllend, sondern überbietend, den Ruodi so recht wie einen Sohn gehalten. Und jetzt, gerade jetzt, da sie alle so freundlich und friedlich mitsammen gelebt, hatte der Vater sterben müssen! Als auf dem Wege zum Bödeli dieser Gedanke Rosi's Herz mit Bitterkeit erfüllte, ließ sie sich nicht träumen, daß bald eine Zeit kommen würde, wo sie den Todten glücklich preisen müßte, daß er hingegangen, bevor er sein Kind unglücklich gesehen.

---

[1]) Er sei unbestechlich gewesen oder kein Heuchler, der unter dem Deckmantel seines Amtes seinen persönlichen Vortheil gefördert.

Daheim ging die Trauernde in das an ihre Schlafkammer stoßende Hinterstübli, sich auszuweinen. In diesem kleinen Gemach, welches Ruodi mit besonderer Sorgfalt hatte ausrüsten lassen, verwahrte die junge Frau ihre und ihres Mannes liebste Sachen. In Kasten und Kästchen hing und lag da mancherlei Werthvolles und Werthloses, Andenken an frohe und trübe Stunden, Denkzeichen der Freuden- und Leidenstationen der Lebensreise. Dort auf der Kommode stand eine zierlich geschnitzte Lade und darin verwahrte der Ruodi seine Papiere, worunter auch die Kapitalbriefe, in der Schweiz schlechtweg Briefe genannt, welche seine Frau ihm zugebracht hatte. Ueber der Lade hing hinter Glas und Rahmen Rosi's Brautkranz an der Wand, für die junge Frau immer noch eine Reliquie, welche nur die süße Erfüllung der liebsten Hoffnung ihres Lebens bezeugte. Gegenüber zog sich eine Truhe oder Sidel an der Wand hin und darin lag das Brautkleid Rosi's, in schimmernde Leinwand sorgfältig eingeschlagen.

Auf dieser Sidel sitzend überließ sich die junge Frau ihrer Wehmuth. Was müßte aus den Frauen werden, wenn ihnen Thränen versagt wären! Man ist versucht, ihre Gabe, zu weinen, für ein wohlthätiges Ventil anzusehen, mittels dessen das reizbare weibliche Gemüth sich Lüft macht, der zusammengepreßte Schmerz sich ausströmt. Dank dieser vorsorglichen Einrichtung der Natur setzt sich in der Seele der Frau nicht so leicht jener bittere Niederschlag an, welcher nur zu oft wie eine Salzkruste die Seele des Mannes überzieht.

Als Rosi sich ausgeweint und ihre Fassung wiedergewonnen hatte, fiel ihr Blick auf einen Gegenstand, der sie mit

neuer Kümmerniß erfüllte. In einer Ecke des Stübchens stand eine allerliebste Wiege, die, ach, noch immer leer war. In der ersten Zeit ihrer Ehe hatte Ruodi all seinen Fleiß und Geschmack auf die Herstellung dieses Hausrathsstückes verwandt und richtig die schönste Wiege zu Stande gebracht, die man je im Gebirge gesehen. Aus Stücken blüthenweißen Ahornholzes war sie zusammengefügt und mit feinem Lack überzogen. Ein zierlich geschnitzter Kranz von Alpenrosen zog sich außen herum. An der Innenseite des Kopfstücks hatte Ruodi, der ein gewandter Zeichner war, ein Medaillonbild seiner Rosi in Reliefschnitzwerk angebracht und darunter war sein und ihr Name und das Datum ihrer Hochzeit eingegraben. Wie hatte sich der Zwihlbauer gefreut, als er die fertige Wiege gesehen! „Nu, Rosi", hatte er gesagt, „jetzt ist's gäng an dir, 's Kinderbettli herz'richten und z'luege, daß d' Hauptsach' dry kommt." Das Kinderbett war auch richtig bald genug in die Wiege gekommen und recht niedlich guckten die kleinen weißen Kissen und die rosafarbene Decke daraus hervor; aber die Hauptsache war ausgeblieben.

Das alles beschäftigte die Gedanken der jungen Frau und bemühte sie schwer. In ihrer trüben Stimmung machte sie sich einen Vorwurf daraus, daß sie den fast leidenschaftlich lebhaften Wunsch ihres Vaters, einen Enkel auf den Knieen zu schaukeln, nicht erfüllt hatte.

Sie zog die Wiege aus der Ecke, und während sie in schmerzlicher Betrachtung davor stand, kam Ruodi herein. Sie versuchte den theuren Mann anzulächeln, um ihn durch den Anblick ihrer Trostlosigkeit nicht zu betrüben. Aber das Lächeln erstarb auf ihren Lippen, als sie den eigenthümlichen Blick er-

haschte, welcher aus den Augen des Gatten auf die Wiege fiel, in welche er so viele zärtliche Vaterhoffnungen hineingearbeitet hatte.

Dieser unbedachte Blick ging der schönen armen Kinderlosen wie ein Stich durch das Herz.

„Oh Ruodi“, stammelte sie, in Schluchzen ausbrechend, „ich weiß wohl, ich —“

Ruodi begriff unschwer, was seine Frau so heftig bewegte; aber da er des Zartgefühls keineswegs ermangelte, schien es ihm wohlgethan, sich unwissend zu stellen.

„Was meinst, lieb's Rosi?“ fragte er, ihre Hand zärtlich drückend.

„Oh, du weißt schon, du weißt schon! — Dem Vater selig hat's ja noch auf dem Todtbett' Kummer und Sorg' g'machet, und als d' Mutter, ihn z' trösten, sagte, es sei ebbis um d' Weg' bei mir, da durft' ich ja doch nit nein sagen, damit er im Frieden sterben könnt'. Aber — oh, gelt, Ruodi, du bist mir nit bös?“

„Dir bös sein, arm's Wybli? Was denkst doch auch! Mach' dir doch, ich bitt', keine so trübsinnig' Gedanken und laß dir die Sach' nit so z' Herzen gehn. Weißt, was noch nit ist, kann werden, und kommt Zeit, kommt Rath.“

„Will's Gott, Ruodi!“

Er merkte, daß der Ton dieses Wunsches wenig hoffnungsreich klang, und fuhr fort:

„Gib dich z'frieden, Rösli, my lieb's Rösli, gib dich z'frieden. Lueg', ich will mit dir wetten, was d' wott'st, eh' zwei Jährli um sind, liegt e hübsch Chnäbli in der Wiege da.“

Jetzt konnte sie lächeln, wenn auch immer noch durch Thränen; denn, oh, wie gern nimmt ein kummervolles Weib Beschwichtigung und Trost von dem entgegen, welchen sie liebt.

Ihm und ihr schwante nicht, wie seine Prophezeiung in Erfüllung gehen sollte. In dem Hinterstübli im Rütli war zu dieser Stunde eins jener räthselhaften Worte gesprochen worden, wie sie manchem Menschengeschick bestimmenden Ereigniß lange vorangehen, aber selten beachtet, geschweige in ihrer ganzen Bedeutung gefaßt werden.

Seltsam, Rosi glaubte an die tröstliche Verheißung ihres Mannes und doch kostete sie es von jenem Tage an eine Art Ueberwindung, die schmucke Wiege anzusehen. Der Blick, welchen er da bei seinem Hereintreten von ihr ab auf die Wiege hatte gleiten lassen, sie konnte ihn nicht vergessen. Er blieb auf dem Grund ihres Herzens haften, schwer wie ein Bleigewicht, dessen Druck die Zeit nicht minderte, sondern nur mehrte.

Siebentes Kapitel.

Schwüle.

Das Leben ging in dem Hochthale von Windgellen wieder seinen altgewohnten Gang. Doch trat bald ein für die Bewohner des Rütli und mittelbar auch für die der Zwihl nicht unwichtiger Zwischenfall ein.

Unser Thal mit seinen ragenden Bergkolossen, seinem Gletscher, seinem Seespiegel, seinen bizarren Felsbildungen und seinen stäubenden Wasserfällen ist für jene Rasse von ungefiederten Zweifüßlern, welche in der Zoologie unter genus: homo, species: Tourist Linn. rubricirt sind und Sommers das berner Oberland, den Vierwaldstätter- und Genfer-See unsicher machen, noch nicht „entdeckt". Wenigstens steht es noch nicht im Bädeker oder Tschudi oder Berlepsch. Auch nicht im Murray und aus letzterem Umstand erklärt es sich hinlänglich, warum sich hier noch keins jener Beefeatersgesichter, welche der darauf eingefrorene anglikanische Heuchlerdünkel so widerwärtig macht, hatte sehen lassen. Wenn es wahr ist — und es ist so wahr wie nur irgend eine „brutale" Thatsache — daß das Touristenwesen auf den schweizerischen Volkscharakter nicht sehr moralisirend gewirkt habe und fortwährend wirke, so muß

auf der andern Seite auch zugegeben werden, dasselbe habe die poetische Begabung der Schweizer, mit der es, wie Unkundige fälschlich meinen, nicht eben weit her sei, höchst bedeutend angeregt und entwickelt. Phantasie ist die Grundkraft dichterischer Thätigkeit, das steht fest. Nun wohl, niemand wird leugnen wollen, daß die Einbildungskraft der Schweizer bei dem löblichen Bestreben, die Gastlichkeit ihres Landes den Fremden darzulegen, zu einem wahrhaft bestaunenswerthen Reichthum an Hilfsmitteln aller Art sich entfaltet habe. Die Wirthe und andere Besitzer von Wasserfällen, Gletscheransichten, dito von Felswänden mit obligaten Echos, haben sich zu einem Virtuosenthum hinaufästhetisirt, dessen Spiel auf der G(eld)-Saite das eines Paganini unendlich weit hinter sich läßt. Und was vollends jene edle freie Kunst, die achte, anlangt, welche in dem prosaischen Lexikon der Polizei unter dem Buchstaben B eingereiht ist, so wird, wer die paradiesische Tour von Meyringen über Rosenlaui, Grindelwald, Wengernalp und Lauterbrunnen nach Interlaken oder umgekehrt ein- oder ein paarmal gemacht, nicht anstehen, zu bekennen, daß auf diesem klassischen Boden die Idee des Bettels voll und ganz und in wahrhaft bezaubernder Mannichfaltigkeit zur künstlerischen Erscheinung gekommen sei. Die Verehrer der guten alten frommen Zeit der Romantik haben es zu beklagen, daß die Bewohner der Ost- und Nordschweiz des prosaischen Dafürhaltens sind, die achte der freien Künste gehöre nicht nothwendig zum Leben, ja, daß sie es auf dem Wege privatvereinlicher Thätigkeit in mehreren Kantonen glücklich dahin gebracht, dieselbe gänzlich abzuthun. Du kannst da in manchen Gegenden tagelang reisen, ohne auch nur einmal

angefochten zu werden, woraus wieder klärlich erhellt, daß die Schweiz der Herd der Revolution ist.

Ewig sich erneuernd und unbestimmbar buntscheckig wie die Menschheit selbst ist das Gebiet der menschlichen Narrheit. Weder Sebastian Brant noch Erasmus von Rotterdam noch alle die Autoren des Anno 1575 in furchtbarem Folio gedruckten Theatrum diabolorum haben sich träumen lassen, daß am Ausgange des 18. Jahrhunderts eines schönen Tages der dänische Poet Baggesen an den Höllenschlund des Handeckfalls sich hinsetzen und in das betäubende Gewühl und Gedonner der stürzenden Aare hinein die Flöte blasen würde, um so seiner Naturbegeisterung Ausdruck zu verleihen. In unsern eigenen Tagen aber kam ein deutscher Freiherr auf den sublimen Einfall, in einer der trostlosesten Lüneburgerflächen, wo seine Güter lagen, in der unmittelbaren Nähe einer großen norddeutschen Haupt- und Residenzstadt, sich eine kleine Schweiz anzulegen.

Wunderlicher Zusammenhang der menschlichen Dinge! Der Umstand, daß ein norddeutscher Junker, der mit viel Narrheit und viel Geld behaftet war, auf die Idee verfiel, in einer Art Raritätenkabinett müßte sich's hübsch wohnen lassen, sollte zerstörungsmächtig in das Leben der schönen armen Rosi Zurflüh eingreifen.

In seiner Art ein Mann von Thätigkeitstrieb und Energie, ruhte der Freiherr von der Schnarrbitz nicht, bis er mittels Aufwandes von viel Zeit und Geld das zu stande gebracht hatte, was er seine Berge und seinen See nannte; erstere zwei Erdaufwürfe, die sich aus dem bräunlichen Sandboden der Baronie Schnarrbitz erhoben wie die zwei Höcker auf dem

Rücken eines Kameels, letzterer ein schwarzgrüner Tümpel, welcher einer in denselben versetzten unglücklichen Bergforelle wie ein dante'scher Inferno hätte vorkommen müssen. Ein ganzer Steinbruch wurde geleert, um diese „Schweiz" mit der gehörigen Anzahl von Felspartieen auszustaffiren. Die Kiefern gaben ein leidliches Surrogat für Arven ab und mittels eines starken Verbrauchs von flüssiger Oelfarbe wurden schwarze Geißböcke in Steinböcke und grauweiße Ziegen in Gemsen umgeschaffen. An Adlern ist bekanntlich in den Gegenden, wo der von der Schnarrbitz nach Kräften Patriarchalismus trieb, durchaus kein Mangel; auch lassen sich diese edlen Vögel dort so leicht fangen und zähmen, daß schier jeder anständige Mensch vom Militär und Civil einen mit sich herumträgt. Dagegen hatte der Freiherr mit der Erstellung von Wasserfällen eine Noth, die, ganz entgegen dem Sprichwort, kein Eisen und kein Silber zu brechen vermochte. Ein mitfühlender Freund rieth unserem Liebhaber der Alpennatur, mit der Intendanz der Oper einen Miethkontrakt abzuschließen, um zeitweilig die bekannten Kaskaden aus dem Freischütz und anderen Opern, Dekorateur und Maschinisten inbegriffen, auf sein Gut zu übersiedeln. Allein Herr von der Schnarrbitz wies diesen Vorschlag mit geziemender Entrüstung zurück. Er bildete sich nämlich ein, zu der bekannten kleinen, aber großmächtigen Partei zu gehören, welche so viel von „organischer Entwickelung", von „naturwüchsigem Leben in Staat und Kirche" redete und verlangte, daß jeder Polizeidiener, bevor er eine recht saftige Brutalität zur Ausführung brächte, sich mit Weihwasser wüsche. Kein Wunder also, daß unser Freiherr in seinem „Gebirge" nur naturwüchsiges,

organisch fallendes Wasser haben wollte. Wenn er des Reichenbachs, des Gießbachs, der Pissevache, des Rheinfalls, der Reuß- und Aarefälle gedachte, begann der fünfzigjährige Knabe — viele meinten, er sei weitaus ein sechzigjähriger — unbändig zu schwärmen. Alle die genannten Wasserfälle rauschten, während er schlief, mit Donnergetöse in seinen Ohren und gingen ihm während des Wachens unaufhörlich im Kopfe herum. Da war er denn nahe daran, das zu werden, für was ihn die unermeßliche Mehrheit seiner Bekannten schon längst hielt. Es verbreitete sich das Gerücht, der edle Freiherr sitze stundenlang in seinem halbausgebauten, zwischen der „Jungfrau" und dem „Schreckhorn" — die beschriebenen beiden Kameelhöcker — gelegenen Schweizerhause, starre melancholisch auf seinen „See" hinab, fahre dann oft wie rasend auf und schreie, als ob er vor Durst lechzte: „Wasser! Wasser! Die Baronie Schnarrbitz für einen organischen Wasserfall!" Unter so bewandten Umständen war es ganz in der Ordnung, daß aus dem hintersten Pommern, wo dem kinderlosen Hagestolz zwei Neffen saßen, deren Grundbesitz gerade so kurz wie ihr Stammbaum lang war, die Anfrage bei den Behörden einlangte, ob es nicht im Interesse der geheiligten Sache von Thron und Altar wäre, den theuren Oheim für wahnsinnig zu erklären oder wenigstens vorläufig unter Kuratel zu stellen. Es heißt aber bekanntlich in jenen gesegneten Gegenden: „Wir leben in einem freien Lande" — und in der einem „Stück beschriebenen Papiers" (alias Verfassungsurkunde) voranstehenden Erklärung der Herrenrechte und der Volkspflichten lautet ein Paragraph ausdrücklich: „Jeder, der Geld hat, ist berechtigt, ein Privatnarr zu sein, falls er nur im übrigen ein

ein loyaler Unterthan ist." Man überließ also den von der Schnarrbitz ungestört seiner Wassersucht, deren Nichtbefriedigung dem guten Manne ums Haar seine ganze Alpenschöpfung verleidet hätte. Seine Lust daran kehrte jedoch zurück, als das Schweizerhaus, genau im Stil der stattlichen Gehöfte im Emmen- oder Haslithal aufgeführt, fertig dastand.

Als es an die Ausrüstung und Möblirung des Innern ging, kam der Freiherr täglich aus der Stadt gefahren, um den Fortgang der Arbeiten zu beaufsichtigen. Er war dabei immer von einer jungen Dame begleitet, welche ebenfalls großes Interesse für die ganze schweizerische Anlage bezeugte und nach deren Angaben vielfach verfahren wurde. Augenscheinlich übte diese junge Dame einen bedeutenden Einfluß auf den Gebieter der Schnarrbitz, in dessen Hause sie seit einiger Zeit unter dem Titel einer Vorleserin lebte. Ein gewisses romantisches Halbdunkel umgab ihre hübsche Persönlichkeit. Der Freiherr, hieß es, habe sie von einer seiner Reisen mit heimgebracht. Andere wollten mit Bestimmtheit wissen, sie sei eine natürliche Tochter des „alten Narren", die er jetzt zu sich genommen. Dritte glaubten sich zu erinnern, die junge Dame in der vorhergehenden Saison unter dem Ballettkorps, Vierte, sie anderswo in noch weniger tugendhaften Umgebungen gesehen zu haben. Hausfreunde des Freiherrn waren des Dafürhaltens, die Mamsell Vorleserin vereinige die Manieren einer Lorette aufs glücklichste mit der Sprache einer Soubrette zweiten Ranges, im übrigen sei sie ein allerliebstes Persönchen von der niedlichsten „Verve".

Wie dem sei, der von der Schnarrbitz wollte seine schwei-

zerische Schöpfung bis ins kleinste Detail hinein vollendet haben. Aus diesem Grunde reis'te er sehr frühzeitig im Sommer nach der Schweiz, um an Ort und Stelle alle nur immer möglichen raren Sachen von nationalem Geschmack einzukaufen. Zu Meyringen im Gasthaus zum wilden Mann sah er in dem großen Glasschranke, welcher im Speisesal steht und jeder Zeit eine reiche Sammlung von Holzschnitzwerken aufzeigt, mit Bewunderung eine Gruppe von Gemsen, eine Arbeit, welche Ruodi Zurflüh im letzten Winter zu Stande gebracht. Er kaufte sie sogleich und erkundigte sich mit Antheil nach dem trefflichen Holzschneider, von welchem er, wie es schien, schon gehört haben mußte. Am folgenden Tage machte er sich nach dem Thale von Windgellen auf den Weg. Seine Erscheinung im blauen Fuchs war ein Ereigniß, denn das Thal ist, wie schon erwähnt worden, für Touristen noch nicht entdeckt.

Nachdem er das Gemüth der Wirthin durch hier oben unerhörte und unerhörbare Wünsche inbetreff des von ihm bestellten Essens in den Zustand gelinder Verzweiflung versetzt hatte, ließ er sich zum Rütli führen, stellte, im Bödeli angelangt, eine unliebsame Vergleichung an zwischen dem dortigen See und seinem daheim, den Umstand verwünschend, daß der erstere nicht transportabel war. Die Rosi, welche er in dem Gärtchen vor dem Hause traf, brachte er als Mann von Welt durch das sehr herablassende Kompliment zum Erröthen und Lächeln, welches er der jungen Frau über ihre „merkwürdig feine Taille" und ihre „erquisit schönen" Augen machte. Er besichtigte dann die Schnitzarbeiten, welche der Ruodi gerade vorräthig hatte, und kaufte sie sammt und sonders, ohne viel zu markten.

Hierauf lud er gar den „Herrn Künstler" ein, im blauen Fuchs mit ihm zu speisen, beifügend, er hätte ein wichtiges Geschäft mit ihm zu besprechen. Natürlich wurde diese „Ehre" angenommen und Rosi holte, voll Freude über die Anerkennung, welche ihrem Manne widerfuhr, seinen Sonntagsrock herbei.

Erst gegen Abend zu kam Ruodi zurück, begleitet von einem Diener in Livree, welcher die eingekauften Sachen in den blauen Fuchs abholte. Als er fort war, sagte Ruodi in freudiger Erregung zu seiner Frau:

„Denk' dir, Rosi, der fremd' Herr — und ein großer Herr muß er sein, denn er hat außer dem Bedienten, den du vorhin gesehen, noch einen zweiten bei sich, der einen schwarzen Frack anhat, als wär' er gäng selber ein Herr — ja, der fremd' Herr hat mir ein Geschäft angetragen, das gäng viel Geld einbringen muß. Er hat sich draußen in Dütschland, in seinem Heime, ein Schwyzerhus gebaut, gäng ein recht's Schwyzerhus, und drin ist, sagt er, ein Sal, und den möcht' er nummeeinisch mit allerhand Schnitzwerk gar reich und schön auszïert haben. Den Sal soll ich ihm machen, so wie ich's für recht und gattig fänd'. Er müßt' ganz schweizerisch sein, sagt er. Derhalb soll ich mit ihm ins Dütschland und soll unter unsern besten Holzschneidern hier herum zwei oder drei Gehilfen auslesen, ganz, wie ich's für gut fänd', und die sollten auch mit. In einem halben Jährli oder so wär' die Sach' g'machet, so viel konnt' ich aus seinen Reden schon abnehmen. Bezahlen will er gäng alles so splendid, daß ich z'erst glaubte, er spaße nur. Doch er blieb dabei und will zu meiner Sicherheit gäng alles schriftli mache. Aber ich müßt' mich schnell entschließen, denn 's pressirt dem Ma gar

schüli, und müßt' ihn schon nach drei Tagen z' Bern im Bernerhof treffen, um von da mit ihm über Basel ins Dütschland z' reisen. Was meinst, Rosi?"

Die junge Frau war überrascht und schwieg eine Weile nachdenklich. Sie merkte wohl, daß Ruodi höchlich für das ihm gemachte Anerbieten eingenommen sei, welches seinem Künstlerbewußtsein — er besaß wirklich ein solches — und seinem Erwerbssinn gleichermaßen schmeichelte. Was den letztern betraf, so genügt es, zu sagen, daß Ruodi ein Schweizer war. Ja, auch Rosi ihrerseits war hinlänglich Schweizerin, um die in Aussicht gestellten Vortheile des Unternehmens nach Gebühr zu würdigen. Aber — aber — ihr Ruodi sollte von ihr fort? Für ein ganzes halbes Jahr und vielleicht noch für länger? Rosi's Erwerbssinn verhielt sich zu ihrer Liebe wie eins zu hundert, zu tausend. Aber ihr Mann freute sich offenbar ganz außerordentlich über den ihm gemachten Vorschlag. Konnte er sie so leicht verlassen? Für ein halbes Jahr und vielleicht für noch länger? Nein, leicht würde ihm das nicht: sie glaubte, sie wußte es. Und doch wollte er gehen? Rosi hatte das Geistigere, das Künstlerische in Ruodi's Wesen von Anfang an instinktmäßig herausgefunden und so fühlte sie auch jetzt gar wohl, wie lockend für ihn eine noch dazu so gewinnreiche Gelegenheit sein müßte, seine Kunst einmal in ihrem ganzen Umfange zu zeigen. Und doch wollte sich mit alledem ein geheimes Bangen, welches die junge Frau vor dieser Reise „ins Dütschland" empfand, nicht beschwichtigen lassen. So, zwischen Für und Wider schwankend, setzte sie der Frage ihres Mannes diese entgegen:

„Und du könntest nur so von mir fortgehen, Ruodi"?

„Ja so, Rösli? Lueg', an das hab' ich, by Gott, gar nicht gedacht!" versetzte er aufrichtig, denn in der Frage Rosi's lag ein Ton, der ihm das Herz bewegte. Und er hatte auch wirklich nicht daran gedacht oder wenigstens die Vorstellung einer zeitweiligen Trennung von seiner Frau nicht weiter in Erwägung genommen. Es rollten in seinem Blut einige Theilchen Künstlereitelkeit, ja, ja, und auch etliche Theilchen Künstlerleichtsinn, wenigstens zu Zeiten. Jenen wie diesen hatte es bislang an Anregung gefehlt. Nun eine solche erfolgt war, rührten sie sich.

Der Erzähler dieser Geschichte aus den Bergen hat einen erfahrenen und daher etwas schwarzsichtigen Menschenkenner zum Freunde, welcher zu sagen pflegt, alle menschliche Tugend reduzire sich, genau angesehen, auf Mangel an Veranlassung und Gelegenheit zum Sündigen. Das ist, so ohne Einschränkung hingestellt,. wohl mehr pessimistisch als wahr; aber auf die Durchschnittszahl der Menschen dürfte es doch so ziemlich passen.

„Weißt du was, Rosi?" fuhr Ruodi fort. „Es wird sich gäng wohl machen lassen, daß du mit mir gehst. Denk' nur, wie wir da mitsammen die Welt sehen könnten."

„Nein, nein, Ruodi, das geht nit. Man kann Haus und Heime nit nur so stehen lassen und was sollt' ich da draußen im Dütschland thun? Ich weiß auch gar nit, wie man leben kann, wo's keine Berg' gibt."

„Ja, ohne Heimweh wird's gäng auch bei mir nit abgehen, aber ich hätt' g'wiß noch mehr Heimweh nach dir als nach eusere Berg'. Doch die ganz' Sach' währt ja nit lang und, lueg', 's wirg gäng ein grüsli groß Sümmli einbringen."

„Aber los', Ruodi, hast ja ohne das dein gut's Auskommen. Weißt, die Brief' in der Lad' im Hinterstübli sind noch alle da und sind sogar zwei neue dazu gekommen, und von der Zwihl muß uns ja zu seiner Zeit — die aber noch ferne, ferne sein mag! — auch ein schöner Antheil zufallen. Oh, wir haben, Gott sei Dank, was wir brauchen, und noch mehr, viel mehr; ebbis anders wär's freilich, wenn wir" —

Sie brach erschrocken ab und verschluckte den Schluß, um ihren Mann nicht zu betrüben. In seiner Stimmung lag es aber heute nicht, den heikeln Punkt unberührt zu lassen.

„Wenn wir Kinder hätten, willst du sagen, lieb's Rösli? Jetzt lueg', das ist's gäng grad'! 's ist nummeeinisch noch nit aller Tag' Abend, noch lang nit. Weißt, dein' Mutter hat dich auch erst vier Jahr' nach ihrer Hochzeit zur Welt bracht als ihr erstes Kind."

„Ja, das ist wahr, Ruodi, das ist wahr, und sie tröstet mich drum auch allfort."

„Siehst du, lieb's Wybli, siehst du? Nur Geduld, nur Geduld! Ich bin g'wiß, daß ich 's Wiegli nit umsonst g'machet hab', und daß du mir nit eins und zwei, aber ein voll's Halbdutzend Kinder schenken wirst, Chnabe und Chinde, und wenn sie nur halb so schön und gut sind wie mein' Rosi, so werd' ich der glücklichst' Vater sein centum, und wenn sie dann da sind, so wird ihr Müetti gäng auch froh sein, daß ihr Vater beizeiten drauf aus ist g'si, 'z sorgen, daß für die liebe Dingli ein hübsch Vermögeli vorhanden sei."

Der Schlaukopf! Aber seine Schlauheit kam aus dem Herzen und gerade deßhalb wirkte sie so überzeugend auf Rosi,

daß diese ihren Widerstand aufgab. Sie verlangte nur noch, daß Ruodi inbetreff seines Vorhabens die Mutter um Rath fragen sollte, und dazu war er ganz willig, weil er zum voraus wußte, daß die lebenskluge Zwihlbäurin, welche rüstig und umsichtig nicht nur auf die Erhaltung, sondern auch auf die Mehrung der Erbschaft ihrer Töchter bedacht war, seine Beweggründe, den Vorschlag des fremden Herrn anzunehmen, billigen würde.

Das geschah denn auch, wiewohl so ganz erst dann, als Ruodi seiner Schwiegermutter den schriftlichen Vertrag vorlegen konnte, welchen er im Laufe des folgenden Tages im blauen Fuchs mit dem fremden Herrn vereinbart hatte. Nein, so 'nen Vortheil, so 'ne gattig's G'schäftli dürfe man sich nicht entgehen lassen — potz Tusig, nein! meinte die Zwihlbäurin, 's wär' 'ne Sünd', ahsograd' 'ne Sünd'. Der Ruodi soll gäng in Gottesnamen mit dem fürnehmen Herrn, der d' Wirthin im blauen Fuchs von wegen sei'm Essen so schüli drangsalirt habe — nit drum, die Wirthin syg auch keine von denen, die wüßten, was kochen heiße — ins Dütschland gehen. Was syg es auch, wenn e Ma nummeeinisch für e halb's Jährli von Heime fort wär'? Nit der Red' werth! Das syg auch schon vorkommen in der Familie. Da syg der Tochtermann von ihrer Schwester Schwager drüben in Grindelwald; der hätt' eines Erb's wegen vor ein paar Jährli weit, weit hintere ins Rußland müssen und syg doch wiederkommen. Und heutig's Tag's ging's ja auf den Posten und Eisenbahnen — sie hätt' zwar noch kei so Ding selber g'seh, aber der Herr Pfarrer syg scho druf g'fahre — ja, da ging's wie g'floge. Und was vollends 's Briefschicken angeh', da hätten sie ja gäng jetzt auch drunten in Meyringen so

'nen Tregelaff oder wie neime die Dinger g'heiße syge, ufg'richt't; da häng' ma d' Brief' nur so d'ra und, wutsch, syge sie in aller Wyte. Der Ruodi solle nur fleißig schreiben; sie wolle im übrigen schon Sorg' haben, daß sein jung's Frauli derweil nit trübsinnig werde.

So war denn die Frage entschieden und Ruodi ging sofort nach Hasli im Grund hinüber, wo er zwei geschickte Holzschnitzer kannte, die er sich zu Gehilfen bei seinem Unternehmen ausersehen hatte. Sie gingen auf seine Vorschläge ein und er bestellte sie auf den Abend des dritten Tags gen Bern in den Bernerhof. Heimgekehrt, machte er sich, während Rosi ihres Gatten Wäsche und Kleider in den Koffer legte und dabei jedes Stück insgeheim mit einem liebevollen Wunsch feite und weihte, ans Auswählen und Verpacken von Zeichnungen, Holzmustern und Werkzeugen. Zwei Träger schafften das Gepäck nach Meyringen hinunter und am folgenden Morgen machte sich, vor Sonnenaufgang, der Ruodi selber auf den Weg.

Rosi war früh auf, um dem geliebten Reisenden noch den Morgenimbiß zu bereiten. „Will's Gott, ist's gut Wetter!" dachte sie, während sie in ihre Kleider schlüpfte; denn dem Volksglauben von Windgellen gemäß war es von übler Vorbedeutung, bei Regenwetter eine Reise anzutreten.

Ruodi schlief noch, als die junge Frau leise das Fenster öffnete, um nach dem Stande der Witterung zu sehen. Es hatte während der Nacht gewittert und schwere Regenwolken wuchteten von den Bergen tief in das Thal herein, von einem schwülen Luftzug träge hin und her geschoben. Himmel und Erde zeigten nur ein verdrüßliches Grau in Grau. Ein widrig

schwüler Windhauch schlug von draußen in Rosi's Gesicht und eintönig, so zu sagen mürrisch plätscherte der Regen herab.

„Ach Gott, was für ein grüsli Wetter!" rief die junge Frau unwillkürlich aus.

„Was hast, Rösli?" fragte der inzwischen erwachte Ruodi von dem ehelichen Lager her.

„Oh, Ruodi, lieb's Manni, geh' heut' nicht! Weißt, 's bringt keinen Segen, bei Regenwetter ausz'reisen."

„Ei, du Närrli, da müßten ja die Leut' 's Reisen ahsograd' ganz bleiben lassen", entgegnete Ruodi, aus dem Bette springend.

„Aber könntest du die Abreis' nicht verschieben, wenn auch nur auf morgen? 's Wetter könnt' sich derweil ändern."

„Nein, Rösli, das geht nicht. Was würd' der Herr Baron, der z' Bern auf mich und die zwei andern wartet, denken? Ich muß allweg fort".

„Bei solchem Wetter?"

„Freilich. 's ist widerwärtig, ja. Aber weißt, auf Regen folgt Sonnenschein. Ich darf mich nit säumen und muß tüchtig ausschreiten, wenn ich z' Mittag 's Dampfschiff z' Brienz nit verfehlen soll".

Rosi machte Licht, aber sie vermochte einen schweren Seufzer, der ihr die Brust hob, nicht zu unterdrücken. Er entging ihrem Manne nicht.

„Komm', komm', Rösli", sagte er. „Du mußt dir die Sach' nit schwerer machen, als sie ist. Denk', Schätzli, wie viel Manne müsset zeitweilig von ihren Frauen fort! Bist doch gäng sonst 'ne rechte Schweizerin, hast ein kräftig G'müth. Muß ich denn in den Krieg oder in sonstige G'fahr? Bewahre!

's ist ja neime nur 'ne einfache G'schäftsreis'. Drum mach' dir und mir 's Herz nit schwer! Lueg', ich freu' mich schon jetzt unbändig auf den Tag, wo ich wieder heimkomm' zu mei'm liebe gute Wybli."

So tröstete er sie und Rosi bemühte sich eine Fassung zu zeigen, die sie nicht besaß. Sie konnte ein räthselhaftes Bangen, daß diese Reise für Ruodi und sie selber zum Unheil ausschlagen würde, nicht loswerden. Aber sie wollte dem theuren Manne das Herz nicht schwer machen und gab sich deßhalb, als sie mitsammen frühstückten, alle Mühe, ruhig zu erscheinen. Sie versuchte sogar über die zärtlichen Scherze zu lächeln, womit er sich und sie über den Ernst der Stunde zu täuschen strebte.

Als er zum Aufbruch bereit war, ließ sie es sich nicht nehmen, ihm bis zum Ausgange des Thals das Geleite zu geben. So gingen sie Hand in Hand durch das Regengeriesel der Morgendämmerung hin.

Da, wo der Fluß, durch eine enge Felsenklause sich drängend, in ein breiteres Thalgebiet hinabfällt, bat er sie, umzukehren, und so ging es ans scheiden.

Mit nach der ihm Nachschauenden rückwärts gewandten Augen schritt er dann den Weg abwärts. Da rief sie laut seinen Namen, eilte ihm nach und umklammerte ihn fest mit den Armen. Sie mußte noch einmal ihr Antlitz an sein Herz legen, das jetzt noch ganz ihr gehörte. Jetzt noch? Sollte es denn je anders sein können? Sie vermochte den unwillkürlich in ihr aufgestiegenen Gedanken nicht auszudenken und doch war ihr, als müßte sie den Geliebten mit Gewalt zurückhalten, mit der ganzen Kraft und Gewalt ihrer Liebe.

Er hatte sich zuletzt mit feuchten Augen sanft von ihr losgemacht und war gegangen. Sie wußte nicht, wie sie zum Rütli zurückgekommen. Da saß sie nun im Hinterstübli, allein mit ihrer Trübsal. Es ward ihr zu eng in ihrem Mieder, zu eng in dem Zimmer. Sie meinte, der Athem müßte ihr ausgehen vor lastender Schwüle, und sie mußte das Fenster aufreißen. Aber es war auch draußen schwül und trübe. Ihr Blick fiel auf die Wiege in der Ecke. „Hätt' ich ein Kind, so wär' ich jetzt nicht so allein und verlassen", sagte sie und weinte bitterlich.

Achtes Kapitel.

Wetterleuchten.

Der Sommer verstrich und der Herbst hatte droben auf den Bergen schon deutlich genug die weißen Vorboten des Winters mehr und mehr thalwärts vorrücken lassen, aber noch immer verzögerte sich Ruodi's Heimkehr. Mit dem Wechsel der Jahreszeit wurde Rosi's Sehnsucht nach dem Abwesenden wieder quälender, als sie sommerlang gewesen. Denn während der guten Zeit hatten doch allerhand Beschäftigungen im Freien willkommene Ableitung und Zerstreuung geboten. Es gehörte ein kleines „Feldg'werb" zum Rütli, und wenn auch den Sommer über zwei von den drei Kühen, welche den Viehstand ausmachten, mit der Heerde aus der Zwihl auf die Alpen gingen, so gab es doch in Haus und Feld für eine so arbeitsame Hausfrau, wie Rosi war, genug zu schaffen. So oft sie abends mit ihrer Magd, dem Mareili, einer stillen und anhänglichen Person, ermüdet heimkam, sagte sie immer: „Gottlob, schon wieder ein Tag weniger!" und es braucht nicht erklärt zu werden, was sie damit meinte. Die Zwihlbäurin, obgleich die Rüstigkeit und Thätigkeit selbst, sagte zuweilen: „Los', Rosi, du brauchst dir's gäng nit so sauer z' machen. Hast's ja nit nöthig." Aber die Tochter war gleich mit der Entgegnung bei der Hand, 's arbeiten

thät' ihr wohl und sie hielt' was darauf, daß ihr Ruodi, wenn er heimkäm', Haus und Heime in bester Ordnung vorfänd'.

Ruodi schrieb fleißig, recht fleißig — bis in den Herbst hinein. Er war wohlauf und es ging ihm nach Wunsch. Seine Briefe waren anfangs der süßeste Trost für Rosi: es war darin ganz der herzliche Ton, die ungezwungene Wärme und unerkünstelte Zärtlichkeit, wie er stets zu seiner Frau gesprochen hatte. Traf es sich, daß der Postbote so einen Brief an einem Samstag brachte, so gab es immer eine Sonntagsfreude in der Zwihl. Denn Rosi aß dann nach dem vormittäglichen Kirchgang im väterlichen Hause zu Mittag und nach dem Essen las sie im Oberstübli den eingelangten Brief der Mutter und Schwester vor. Im Oktober schrieb Ruodi zum erstenmal eine kürzere Epistel als bisher und er sagte darin, seine Arbeit würde noch bis zum Neujahr, ja vielleicht bis zum Hornung oder März währen, denn der Herr Baron, welcher ihn übrigens sehr freundlich behandle, wisse immer wieder diese oder jene Erweiterung des ursprünglichen Planes in Vorschlag zu bringen. Das war freilich ein leidiger Umstand. Rosi zählte an den Fingern ab, wie viel Monate, Wochen, Tage es noch währen könnte, bis sie ihren Mann wiedersehen sollte. Es war noch lange, lange. Aber noch viel leidiger war es doch, daß die arme Frau zu fühlen glaubte, es hauche sie etwas — sie wußte nicht was — aus dem Briefe kühl an. Mit unsäglicher Spannung sah sie dem nächsten Briefe entgegen. Es dauerte zwei volle Wochen länger als gewöhnlich, bis er eintraf. „Oh, Gottlob, er ist doch nicht krank!“ sagte Rosi schwer aufathmend, als sie das Schreiben überflogen hatte. Dann las sie es genauer und las

es zum dritten und vierten mal. Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht, wie um etwas abzuwischen oder abzuwehren. War der kühle Hauch wieder da? Vielleicht stärker, anfröstelnder sogar? „Was ich mir nur wunderlich's einbilde!“ dachte sie. „Da steht es ja: My lieb's Rosi — und da wieder und noch einmal!“

Und doch — was war das nur? — fühlte sie dunkel, daß etwas, vieles, alles an und in diesem Briefe, wie schon im vorhergehenden, nicht war, wie es eigentlich sein sollte. Sie konnte sich mit dem besten Willen dieses Gefühls nicht erwehren und doch auch nicht weiter darüber ins Klare kommen. Hätte sie das gekonnt, würde sie vielleicht erkannt haben, daß zwischen den Zeilen Ruodi's ein Verschweigen zu lesen war, ein Verschweigen von bedrohlichem oder gar von schon eingetroffenem Unglück. Aber der Ruodi schien ja ganz heiter zu sein. Freilich auch in einer gewissen Unruhe und Hast. Der Brief sprang so unstät, fast zappelig von einem zum andern. Da eine abgebrochene Beschreibung von einer großen Militärparade, dort die nur zur Hälfte vollendete Schilderung einer Vorstellung im Opernhause, in welcher von einem „gesungenen“ und „getanzten“ Tell die Rede war. Rosi wußte nichts von Rossini, sie hatte überhaupt von einer Oper keine Vorstellung und sagte sich naiv, das müßten „apartige“ Leute sein, da draußen im Dütschland, die den Wilhelm Tell so auf dem Theater singen und herumspringen ließen. Es waren in dem Briefe noch andere Vorgänge aus dem Leben einer großen Residenzstadt beschrieben oder vielmehr angedeutet, welche sich die junge Frau nicht zurechtzulegen wußte. Soviel aber entnahm sie daraus, daß ihr Mann neuestens mehr

in der Stadt verkehren müßte als draußen in der schnarrbitz'schen Schweiz, welche er ihr in seinen früheren Briefen so greifbar anschaulich und mit so viel Humor geschildert hatte, daß sie und das Vreneli oft mitsammen über das „Schreckhorn" und die „Jungfrau" und den „Brienzersee" in der Schnarrbitz herzlich gelacht hatten, während die Zwihlbäurin über die Schnarrbitz und deren Beherrscher das Konklusum abgab: „Große Herre dürfet gäng so baggäugelig sein, als es ihnen g'fällt."

Die folgenden Briefe Ruodi's hielten sich im nämlichen Ton. Wenn sich Rosi nur zu sagen gewußt hätte, warum denn eigentlich dieser hastige, fahrige Ton sie so tieftraurig machte! Ihr Mann ließ es doch an Liebesbetheuerungen, an zärtlichen Worten wahrhaftig nicht fehlen. Ja — aber gerade das war es! Diese Zärtlichkeiten, diese Betheuerungen, sie klangen doch so ganz anders als früher, so fremd, so frostig! Früher brauchte er ja seine Frau seiner Liebe gar nicht zu versichern, die verstand sich ja von selbst, und er hatte es auch nicht gethan, wenigstens nicht so, nicht so! Wenn Rosi das Theater gekannt hätte, würde sie die Zärtlichkeitsergüsse in den späteren Briefen ihres Mannes theatralisch gefunden und gemeint haben, das sei in den großen Städten so Mode. In ihrer ländlichen Einfachheit jedoch wußte sie mit den hochtrabenden Redensarten gar nichts anzufangen. Aber nein, etwas doch. Aus der unklaren Beängstigung, in welcher sie schwebte, entwickelte sich ein bitterer Zweifel, nicht gegen Ruodi, oh nein, aber gegen sie selbst. „Wird er", fragte sie sich mit Schrecken, „der so viele Dinge gesehen, von denen du nichts weißt und verstehst, er, der jetzt so viel mit den Herrenleuten umgegangen ist und sich, scheint's, ihre Art angeeignet

hat, wird er dich noch gern haben können? Oh, ich hätt' ihn nicht gehen lassen sollen, ich hätt' ihn nicht gehen lassen sollen!"

Das „Zu spät!" ist ein Alltagswort in den Familiengeschichten so gut wie in den Staatsgeschichten, aber dort gerade von so wenig Belang wie hier. Man gedenkt seiner überall erst dann, wenn es eben zu spät ist.

Indessen da droben im Rütli schien alles wieder gut zu werden, alles wieder ins alte glückliche Geleise zu kommen, als zu Ende des März der Ruodi heimkehrte, volle vierzehn Tage früher, als seinem letzten Briefe zufolge Rosi ihn hatte erwarten dürfen.

Aber sie hatte ihn das Thal heraufkommen sehen, im Zwielicht von der Hügelhalde spähend, wie sie seit Wochen allabendlich zu thun pflegte. Das Mareili drinnen am Küchenherd hörte ihre Frau draußen einen lauten Schrei ausstoßen, und als es hinausging, zu sehen, was es gäbe, sah es die Rosi schon unten am Seeufer hineilen.

Wie stürmisch sie den Kommenden bewillkommte! Es war etwas rührend wildes in ihrer Freude. So heiß hatte sie den geliebten Mann nie geküßt, nie, selbst in den Tagen und Nächten des Honigmonds nicht.

Das war ein Jubel!

In der Unschuld ihres Entzückens übersah es die Glückliche, daß Ruodi vermied, ihr in die Augen zu sehen.

Sie fand auch nichts besonderes, nichts störendes darin, daß er, kaum in seinem Hause angelangt, mit einer fast prahlerischen Eile und Wichtigkeit seine Reisetasche aufthat und in Gold und Silber den bedeutenden Netto-Ertrag seines glücklich

abgethanen Geschäftes auf den Tisch hinzählte. Nur sollte er nicht verlangen, daß sie sich gar zu viel daraus machte. Was war ihr das alles gegen das eine, daß sie ihn wieder hatte? Ihren Ruodi!

Ihren Ruodi?

So glaubte sie.

Sie nahm keinen Anstoß daran, nein, sie fand es ganz in der Ordnung, daß der Heimgekehrte mit einer gewissen Hast noch an demselben Abend nach der Zwihl hinaufbegehrte. Hätte sie doch in ihrer Seligkeit eher an den plötzlichen Einsturz des Glanzhorns gedacht als daran, daß in den ersten Stunden des Wiedersehens für den geliebten Mann in dem Alleinsein mit ihr etwas Drückendes, Beängstigendes liegen könnte. Sie war sogleich bereit, mit ihm zu gehen, und bis tief in die Nacht hinein saßen sie mit der Mutter und der Schwester im Oberstübli der Zwihl, dem Reiseberichte Ruodi's lauschend.

Was hatte der Mann inzwischen nicht alles gesehen und wie wußte er davon zu erzählen! „Ma könnt's ahsograd drucken", meinte die gute Zwihlbäurin. 's Vreneli war zwar etwas abweichender Meinung. Sie dachte: „Der Ruodi ist gäng ein g'scheider Mann, aber was er da erzählt, ist doch lang nit so schön, wie wenn der Herr Pfarrer vom Dütschland redet, wo er auf Hochschulen gewesen." Aber sie hütete sich wohlweislich, diesen Gedanken zu äußern. Der Rosi war alles recht und sie hing mit Aug' und Ohr an den Lippen ihres Mannes. In ihrer freudigen Aufregung nahm sie jedes Wort, das er sprach, wie ein Orakel hin, und wo sie seine vornehm thuende Redeweise nicht immer ganz verstand, so war ja nicht er, sondern nur sie daran schuld.

Ja, sie fühlte sich glücklich, endlich wieder so ganz glücklich. Alles Leid, alles Bangen war vorüber, war vergessen, für den Augenblick — nein, für eine ganze Woche.

Eine ganze Glückswoche ist aber schon viel im menschlichen Leben. Hat nicht der siebzigjährige Goethe, den man vor und nach seinem Tode mit Grund als einen der glücklichsten Menschen pries, gesagt, wenn er alles zusammenzählte, so ergäbe sein ganzes Leben kaum die Summe von vier Wochen reinen Glückes?

Ruodi war in den Freudensturm, welcher Rosi's Seele bewegte, mit hineingerissen worden. Sehr bald jedoch mußte die arme Frau die Bemerkung machen, daß aus seinem ganzen Gebaren sie etwas so Fremdes, Kühles anhauche, wie damals aus seinen Briefen. Sie glaubte sich zu täuschen und, oh, wie gab sie sich Mühe, sich wirklich zu täuschen! Aber es ging nicht, es ging nicht! Der wochenlange Glückstraum zerrann wie ein Regenbogen, wie der Schatten eines Regenbogens.

Sie bemerkte, daß ihr Mann, der sonst so rastlos und fröhlich Thätige, halbe und ganze Stunden lang müßig an seinem Werktisch im Erker saß, nachdenklich, träumerisch vor sich hinsehend. Wenn sie ihn ansprach, schrak er auf, heftig, fast wie zornig. Gewahrte er dann ihr Befremden, so versuchte er sie anzulächeln wie sonst. Aber, oh, dieses Lächeln, es war nicht mehr wie sonst, so gar nicht mehr wie sonst.

Es kam ihr auch vor, Ruodi sei abgemagert, und gewiß seine früher so hellen Augen waren trübe. Er hatte auch keinen rechten Appetit.

„Ruodi," fragte sie ihn liebevoll, „bist du krank?"

„Krank? Ich? Rosi, was fällt dir ein? Ich bin mein' Lebtag' nie krank gewesen."

„Aber du magst nicht essen, bist mager und müde —"

„Oh, das hat gar nichts zu sagen. Die Luftveränderung und der plötzliche Wechsel der Lebensweise — weißt du? Laß nur erst noch ein paar Wochen um sein, so wird unsere Bergluft alles wieder in Ordnung gebracht haben."

Alles? Rosi meinte, ihr Mann habe das Wort so ganz eigen betont. Was wollte er nur damit sagen?

Zweifelnd äußerte sie:

„Aber los', lieb's Manni, wenn ebbis nit in Ordnig sein sollt', so wär' es gäng —"

„Ei was, Rösli! Das war ja nur so 'ne Redensart von mir. Ich bin ganz wohlauf. Aber da fällt mir ein, daß ich nach meinem Holzvorrath sehen muß, der jedenfalls einer Erneuerung bedarf."

Damit ging er rasch zur Stube hinaus und die Treppe hinunter.

„Was ist denn das?" fragte sich Rosi. „'s ist neime, wie wenn er ungern mit mir würd' reden. 's kann ihn doch nit verzürnen, wenn er sieht, daß ich um ihn b'sorgt bin? G'wiß und sicherli ist er nicht wohlauf."

Es ließ ihr keine Ruhe, sie mußte nach einer Weile ihm nachgehen und traf ihn hinter dem Hause in dem Gaden, wo das Material seiner Kunst aufbewahrt war. Da kramte er unter den Hölzern und Bretern herum, so in Gedanken verloren, daß er seine Frau lange dastehen ließ, ohne sie anzureden. Endlich sagte er:

„Mit dem Zeug da ist nicht mehr viel zu machen. 's muß je bälder je besser neuer Vorrath beschafft werden. Ich will drum noch heut' in d' Höllenschwärz zum Strobelchäpi."

„Zum Strobelchäpi? Aber du wolltest ja nichts mehr mit dem Mann zu thun haben, seit er dir vor zwei Jahren das versprochene und zur Hälfte schon vorausbezahlte Holz nicht lieferte."

Sie sprach das arglos so hin und dachte sich dabei nicht um ein Haar mehr, als sie sagte. Dennoch schien ihr Einwurf den Ruodi unangenehm zu berühren. Er warf ihr einen forschenden Seitenblick zu und entgegnete:

„Das verstehst du nicht, Rosi. Ihr Weiber versteht überhaupt nichts von Geschäften. Der Strobelchäpi ist ein Bränntslubi, ein Schlusi, ja, das ist er; aber daneben hat er wie kein Zweiter centum 'nen Blick und Schick, 's best' Holz z' finden und herbeiz'schaffen. Wie gesagt, das verstehst du nicht."

Das mochte nun wohl so sein und Rosi gab in ihrer Bescheidenheit unbedenklich zu, daß ihr Mann recht habe. Aber so kurzweg, fast barsch hatte er bis zum heutigen Tag noch nie zu ihr gesprochen. Es traf sie hart und sie fühlte, daß ihr die Thränen in die Augen stiegen; aber sie bezwang sich und schwieg. Sie wollte ihn nicht reizen, um keinen Preis, jetzt, da er augenscheinlich krank war. Denn wie hätte er sich sonst gegen sie so unfreundlich bezeigen können?

Er schwieg ebenfalls eine Weile, Hölzer und Breter zwecklos von ihren Stellen rückend und dann wieder hinwerfend. Dann begann er wieder:

„Ei, Rosi — ja, das hab' ich dir noch gar nicht erzählt.

Denk' dir, ich hab' z' Berlin auch eine Bekanntschaft von Windgellen getroffen."

Er sagte das so leichthin, wie man von einer reinen Bagatellsache zu sprechen pflegt. Aber es war keine natürliche, sondern eine gemachte Leichtigkeit in seiner Stimme und Betonung.

„Einen Bekannten von Windgellen?" fragte Rosi mit unbefangener Neugier.

„Ich sage nicht: einen Bekannten."

„Was meinst?"

„Keinen Er, aber eine Sie."

„Ja so! Aber was könnt' denn das für eine sein?"

„Rath' mal!"

„Ich rath' schon, aber ich errath's gäng nit."

„Wirklich nicht?"

„Wahrli nein."

„Ja, du wirst Augen machen, wenn ich dir sag', daß ich z' Berlin 's Schwarzelsi aus der Höllenschwärz getroffen."

Rosi machte jedoch zu dieser großen Neuigkeit gar keine besonderen Augen, sondern fragte ohne großen Antheil:

„Was, Ruodi? 's Elsi, das wegg'laufen wild Chind aus der Höllenschwärz?"

„Eben 's Elsi. Du würdest 's aber nicht mehr erkennen. Aus dem Chind ist 'ne staatsmäßige Dam' worden."

„Was du nit sagst, Ruodi! 'ne Dam?" Das hätt' man wahrli dem wilden Baggäugel nit ang'sehen. Aber wie ging denn das zu?"

„Ja, siehst du, 's muß ihr anfangs da draußen im Dütschland recht knapp gegangen sein. Sie will auch davon nicht viel

wissen oder wissen lassen. Soviel merkt' ich, daß sie eine Zeit lang beim Theater gewesen sein muß."

„Beim Theater? Unter den Komödianten? Da hat sie gäng nit viel guts g'sehen und g'lernt. Nit drum, sie war ja von klein auf ein leichtsinnig's Dingli. Aber ich will ihr damit kein Unrecht thun. 's hat mich oft verbarmet, daß es unter Leuten wie der Strobelchäpi und 's Strobelbäbi aufwachsen mußt'. 's kann sich gäng in der Fremde draußen auch gebessert haben. Hat doch, mein' ich, der Herr Pfarrer mal in der Zwihl g'sagt, daß es neime auch unter dem Komödienvolk rechtschaffene Leut' gäb'."

„Ja wohl, ja wohl. Du mußt dir die Komödianten bei den großen Theatern nicht vorstellen wie die, welche auf unsern Jahrmärkten herumziehen. Das sind Künstler und Künstlerinnen, Rosi, ja, Herren sind's und Damen."

„Und so 'ne Dam' ist 's Elsi? Drum wollte der Strobelchäpi nit sagen, was für eine, als er gäng vor'm Jahr um die Zeit mit sei'm Töchterli so schüli großthat im Dorf!"

„Nein, sie ist keine Theaterdam' mehr."

„Was denn?"

„Sie ist Haushälterin bei unserem Freund, dem Herrn Baron von der Schnarrbitz."

„Haushälterin? Das ist gäng g'späßig. Wie sollt' 's Elsi so 'nen Haushalt führen können?"

„Oh, sie hat damit nicht viel zu thun. Ihr Hauptgeschäft ist, dem Baron vorzulesen."

„Vorz'lesen? Kann er denn nit selber lesen?"

„Freilich, aber weißt, große Herren wollen's bequem haben."

„Und bei dem Herrn Baron hast du 's Elsi getroffen?"

„Wo sonst? Sie hatte eine große Freude, wieder mal einen Landsmann zu sehen — und daß ich's nicht vergess', sie läßt dich schön grüßen."

„Mich schön grüßen? Ei, als sie noch daheim war, hat sie mich ja nit ausstehen können und hat mir, obschon ich ihr mit Wissen nie ebbis z' leid that, mit ihrem losen Mundstück manchen Schlötterlig[1]) a'g'hängt."

„Ja, sie hat mich daran erinnert und, indem sie hellauf lachte, gesagt, es sei aus purer Eifersucht geschehen."

„Aus Eifersucht? Das Ding war ja noch ein Kind. Das ist wirkli zum lachen. — Aber los', Ruedi, der Herr Baron hat doch eine Frau?"

„Nein, er hat nie eine gehabt."

„Er hat keine Frau und lebt mit so 'nem jungen Meitschi im Haus? Pfüdi!"

„Oh, jetzt thust du dem Baron und dem Elsi Unrecht! Er ist ja so alt, daß er ihr Großvater sein könnt'."

Wie eifrig er das sagte! Viel zu eifrig, als daß Rosi der Sache nicht größere Beachtung als bisher hätte schenken sollen.

Sie schaute verwundert auf und nach ihrem Gatten hin. Aber der war, von ihr abgewendet, wieder in seinem zwecklosen Herumkramen begriffen.

„'s ist neime wunderli!" dachte sie mehr nur laut, als sie es sagte oder sagen wollte.

„Was?"

[1]) Schimpf, üble Nachrede.

„Daß du mir nie von dem Elsi g'schrieben."

„Ei, was denkst? Das schien mir gäng zum Schreiben gar nicht wichtig genug."

Er stockte und setzte nach einer Weile, in ein gezwungenes Lachen ausbrechend, hinzu: „Am End' bist gar jetzt du eifersüchtig, Rosi? Aber komm', sei kein Närrli! Gib mir's Vesperbrot, 's ist Zeit dazu und ich will dir zeigen, daß ich essen mag. Hernach muß ich in d' Höllenschwärz."

Neuntes Kapitel.

Ein Donnerschlag.

Der Frühling kam und verging den Bewohnern des Rütli in leiblichem Frieden. Aber ein Liebesfrühling war es nicht mehr. Es stand etwas zwischen Rosi und ihrem Gatten, etwas, das kalt und hart war wie eine eiserne Wand. Sie fühlte es wohl und in mancher schlummerlosen Nacht setzte sie sich neben dem Ruodi im Bette auf, ängstlich lauschend, wann er sich im Schlafe unruhig hin und her warf, wie von schweren Träumen gequält. „Er hat eine Last auf dem Herzen", dachte sie dann, „eine schwere Last. Oh, wenn er sie mir nur offenbaren wollte; ich würde sie ja gern mit ihm tragen, für ihn!"

Doch der Ruodi schwieg. Er war überhaupt sehr schweigsam geworden, zerstreut, mitunter sogar launisch. Manchmal überkam ihn die alte Arbeitslust wieder und er konnte dann tagelang an seinem Werktische sitzen, wie hingebannt. Mit solcher fieberhaften Thätigkeit wechselte ein Müßiggang, der ihn jede Veranlassung, vom Hause abwesend zu sein, mit Begierde ergreifen ließ. Manchen Tag streifte er mit seiner Büchse in den Bergen, aber er brachte nur selten eine Jagdbeute heim. Abends saß er auch viel im blauen Fuchs, was früher kaum ein paarmal im Jahre vorgekommen, und da war der alte Strobel-

chäpi sein beständiger Gesellschafter. Die Glossen, welche man über den letztern Umstand im Dorfe machte, waren jedenfalls keine schmeichelhaften. Einmal kam er erst nach Mitternacht heim. Rosi war aufgeblieben, ihn zu erwarten, und wie erschrak sie nun über den stieren Glanz seiner Augen, über sein faunisches Lachen! Sie verging fast vor Scham und Jammer, als sie die widerlichen Liebkosungen eines Berauschten abwehren mußte.

Und dennoch hoffte sie noch, hoffte auf die Wiederkehr früherer glücklicher Tage. Sie betrachtete und behandelte ihren Mann wie einen Kranken. Mittels Geduld, Sanftmuth, Güte würde es ihr, redete sie sich ein, vielleicht doch gelingen, ihn auf den rechten Weg zurückzuführen und zu ihr.

Vielleicht! Wort voll Täuschung und doch voll Trost! Wenn die Menschen das „vielleicht" nicht hätten, würden sie sich über den zahllosen häßlichen „aber" auf ihrem Lebenswege den Hals brechen, bevor sie zwanzig Jahre alt sind.

Mit ängstlicher Sorgfalt suchte die arme junge Frau vor aller Welt, besonders aber vor der Mutter und Schwester zu verbergen, was aus ihrem häuslichen Glücke geworden. Das konnte jedoch nicht ganz gelingen. Aber wenn die Mutter sie ins Gebet nahm oder wenn 's Vreneli, die ihrer Schwester von ganzer Seele zugethan war, verfänglich-mitleidige Fragen an sie richtete, nahm sie doppelt sich zusammen und suchte wohl gar die von jenen geäußerten Besorgnisse in Scherz zu verkehren. Wie ihr dabei zu Muthe war, sie hätte es nicht verrathen mögen, nicht um die Welt! Selbst der Mutter und Schwester nicht. Diese sollten ihren Ruodi liebhaben wie bis dahin, denn sie selbst liebte ihn ja immer noch.

Ein wahrhaft liebendes Weib vermag alles, wenn auch nicht über andere, so doch über sich selbst. Aber der Liebe Lebensodem ist die Achtung. Mit unendlicher Seelenqual fühlte Rosi manchmal, daß dieser Odem in ihrer Brust schwächer und immer schwächer wurde. Wenn er eines Tages ganz ausginge? Oh, dann müßte alles dahin und vorbei sein!

Eines Vormittags kam die Zwihlbäurin zum Rütli herab. Sie war gestern drüben auf einem Hof gewesen, welcher zur Gemeinde Hasli im Grund gehörte. Es haus'te dort eine Tochter ihres verstorbenen Bruders. Sie war die Gotte[1]) der jungen Bäurin, welcher gestern das siebente Kind getauft worden. Dabei hatte die Gotte-Bas' natürlich nicht fehlen dürfen.

Die Mutter grüßte ihre unten in der Küche beschäftigte Tochter nur flüchtig, fragte dem Ruodi nach und stieg, als sie erfahren, daß er oben sei, die Treppe hinan.

„Was hat denn nur die Mutter?" fragte sich Rosi. „Sie hat mir ja gar nichts von der gestrigen Taufe verzählt und macht ein so schüli ernst G'sicht."

Sie überwand sich, nicht hinaufzugehen, obgleich eine geheime Besorgniß bei dem um diese Tageszeit ganz ungewohnten Erscheinen der Mutter sie angewandelt hatte. Zuletzt brannte ihr aber der Boden so unter den Füßen, daß sie doch hinaufgehen mußte.

Als sie mit möglichst unbefangener Miene in die Stube trat, brachen die Mutter und der Ruodi das Gespräch, welches sie mitsammen geführt, plötzlich ab und ganz unverkennbar in

---

[1]) Pathin.

jener Weise, welche deutlich genug verräth, daß man eine dritte Person nicht wissen lassen will, um was es sich handelt.

Rosi konnte das leicht merken. Sie machte sich einige Augenblicke an einem Schrank zu schaffen und wollte dann wieder hinausgehen. Da brach aber auch die Mutter auf und sagte, der Ruodi sollte sie eine Strecke zur Zwihl hinauf begleiten. Sie hätte ihn um einen Rath zu fragen. Derweil könnte 's Rosi 's Imbißessen vollends rüsten.

Das Essen stand auf dem Tisch, als er zurückkam. Aber er schlang nur hastig einige Bissen hinunter. Er war augenscheinlich sehr aufgeregt, fing bunt über Eck von allerlei zu reden an, brach dann schnell wieder ab und versank in ein finsteres Brüten.

„Ruodi, was hast?“ fragte Rosi, als das Mareili hinausgegangen war.

„Was werd' ich haben? Nichts, gar nichts! Aber ich hab' vergessen, dir zu sagen, daß ich heut' noch, jetzt gleich nach Hasli im Grund 'nüber muß.“

Und aufstehend murmelte er zwischen den Zähnen:

„Der Hundsketzer, der! Aber ich will dem Fluoch 's Mul scho stopfe, ich!“

Was meinte er nur damit? Das war ja gar nicht die gewählte, „herrenmäßige“ Redeweise, in welcher sich, wie die Leute von Windgellen spöttelten, der Ruodi so gefiel, seit er „draußen im Dütschland“ gewesen.

Rosi wagte keine weitere Frage. Er hätte ihr ja doch kaum eine Antwort gegeben, so hastete er sich mit dem Anziehen und Fortgehen. Gegen Abend drängte es sie nach der Zwihl: die

Mutter mußte ja doch gewiß etwas von der wunderlichen Sach' wissen. Aber die Zwihlbäurin war heute die diplomatische Zurückhaltung selbst, wollte Rosi's Anspielungen gar nicht verstehen, und als diese mit deutlicheren Fragen herausrückte, sagte sie: „Was wird's groß's sein? Man kann neime nit nach allen Mucken schlagen, Rosi, weißt? Der Züsi-Melcher z' Hasli im Grund, der Holzschneider, der mit dem Ruodi im Dütschland g'si ist, hat gäng den Leuten allerhand vorpäpperet[1]). 's ist dumm's Züg!"

„Aber, Müetti —"

„Oh, ich hab' gar nit druf g'loset, Rosi. Mach's du gäng auch so, wenn d' ebbe ebbis hören solltest. Aber du wirst neime nüd hören. Der Ruodi wird, denk' mir, dem Schlusi scho 's Mul stopfe."

Verzeihlicher Weise wollte sich Rosi damit nicht zufrieden geben. Aber die Zwihlbäurin wurde gerade in den Stall gerufen, wo eine Kuh im Begriffe war, den Viehstand der Zwihl zu vermehren, und dieses idyllische Ereigniß entzog sie den besorgnißvollen Fragen ihrer Tochter.

Der Ruodi kam erst spät in der Nacht heim, roch stark nach Wein und bot seiner Frau mit so schwerer Zunge gute Nacht, daß sie gerne darauf verzichtete, ihn zu fragen, warum er denn nach Hasli im Grund hinübergemußt.

Von jetzt an zog sich die arme junge Frau mehr und mehr in sich zurück. Sie mochte nicht fragen, sie mochte nicht klagen. Sanft und still trug sie ihre Last. Die Rosen auf ihren Wangen

[1]) Vorgeplaudert.

blaßten mehr und mehr und ihr Gang verlor die Schnellkraft. Sie verbarg ihren Kummer vor den Menschen, sie hätte ihn gern vor sich selbst verborgen. Nur dachte sie oft: „Oh, wie gut ist's, daß der Vater gestorben. Er hätte das alles nicht so mitansehen können.“ Unter die Leute zu gehen vermied sie, wo sie nur immer konnte, und je mehr ihr so traurig verwandelter Gatte von Hause fortstrebte, um so eingezogener hielt sie sich, fast klösterlich. Sie meinte — und nicht ohne Grund — die Leute müßten's ihr ansehen, daß das Glück nicht mehr im Rütli daheim, und das drückte sie schwer, so schwer, daß sie dadurch manchmal auf die selbstquälerische Vorstellung kam, am Ende sei nur sie daran schuld, daß das Glück nicht geblieben: sie habe es nicht zu fesseln verstanden. Wahrhaft reine und edle Gemüther wissen ja nichts von jener wohlfeilen Selbstgerechtigkeit, zu welcher sich unlautere und selbstsüchtige so gern hinaufheucheln, und kommen unschwer dazu, sich als Fehlende anzuklagen, wo sie nur Opfer sind.

Ließ sich die Zwihlbäurin durch das heitere oder wenigstens ruhige Gesicht, welches ihr, wenn sie ins Rütli kam, die Tochter zu zeigen sich bemühte, wirklich täuschen, oder that sie nur so? Jedenfalls war sie eine von jenen Naturen, welche die Sachen gern an sich herankommen lassen und dann erst klug und resolut einzugreifen lieben. Wenn sie daher merkte, wie es eigentlich zwischen der Tochter und dem Tochtermann stand, so mochte sie es noch nicht für an der Zeit halten, zu interveniren, und ließ demnach die Sachen vorderhand ihren Gang gehen. 's Vreneli seinerseits war nicht so diplomatisch. Das Mädchen verrieth dem Schwager, welchen sie zu hassen oder zu verachten begann,

deutlich, wie sehr es sein Thun und Treiben mißbilligte. Einmal traf sie den Strobelchäpi im Rütli, welcher jetzt, zu Rosi's Qual, nicht selten dahin kam und allerhand mit dem Hausherrn zu verhandeln hatte, geheim und offen. 's Vreneli rümpfte ihr hübsches Näsli und sagte laut genug, daß der Chäpi und der Ruodi im Erker es hören mußten, zu der Schwester: „Pfüdi, der Bränntsludi! Rosi, geh' doch und hol' d' Räucherpfann'. 's ist gäng schüli nöthig, daß man da mit Essig und Wachholder räuchert."

Der Ruodi kam aus dem Erker in die Stube herein und bemühte sich, seine Schwägerin zornig anzusehen. Es wollte aber nicht recht gelingen. Er war unruhig und fahrig und 's Vreneli meinte nachher, er sei gäng ganz „verdatteret"[1]) gewesen. Er zeigte seiner Frau an, daß er nach Meyringen hinab müßte, in „Geschäften" — er hatte jetzt immer solche Geschäfte bei der Hand — und wahrscheinlich erst morgen Abend heimkommen würde. Bald darauf ging er mit dem Strobelchäpi fort.

Der folgende Tag — es war inzwischen Sommer geworden — war ein Sonntag. Sonnenbeglänzt, in der Hüt seiner gewaltigen Berge, lag das Thal in jener sonntäglichen Ruhe, welche die ländliche Stille noch stiller macht. Ueber die ganze Landschaft war jene feierliche Stimmung hingehaucht, welche Uhlands Sonntagslied so wunderbar reproduzirt hat. Rosi stand am offenen Fenster, und als jetzt ein sanfter Luftzug den Glockenklang vom Dorfe zum Bödeli herabbrachte, bereute sie es fast, daß sie nicht mit ihrem Mareili zur Kirche gegangen.

---

[1]) Verblüfft, bestürzt.

Aber vor acht Tagen, als sie dort gewesen, hatten die Frauen, welche hinter ihr saßen, einander so seltsam in die Ohren gezischelt, und als sie nach dem Gottesdienst über den Kirchhof gegangen, hatte eine Stimme, welche sicherlich die der Jungfer Bibbeli war, vernehmlich genug hinter ihr drein gesagt: „Habt ihr g'seh', wie bleich 's Rosi ist? 's muß gäng aus sein mit der Herrlichkeit im Rütli."

Es war aus damit, und wie sehr, machte der armen Frau das peinliche Nachdenken klar, in welches sie versenkt blieb, bis sie ihre aus der Kirche zurückkehrende Magd die Halde heraufkommen sah.

Was hatte denn das Mareili? Es war doch sonst eine ziemlich phlegmatische Person, die sich in nichts übereilte. Nun aber lief sie mit rothem Gesicht und wie scharfgeladen eilends den Abhang herauf, und als sie, durch das Gärtchen vor dem Hause daherkommend, die Hausfrau am Fenster erblickte, schoß sie alsbald ihre Ladung los, indem sie ausrief:

„Denket au, Frau, denket au!"

Das Uebrige ging für Rosi's Ohren verloren, da 's Mareili derweil um die Hausecke eilte; aber gleich darauf platzte die Magd zur Stubenthüre herein.

„Was hast du denn, Mareili? Du thust gäng, als ob's wo brännte."

„Nei, nei, brennen thut's nit. Aber denket au, Frau, 's Strobelchäpi's Elsi aus der Höllenschwärz ist in der Kille[1]) g'si. Herrgöttli, das ist 'ne Dam'!"

---

[1]) Kirche.

Das gute Mareili hatte nicht die entfernteste Vorstellung von der schrecklichen Gewißheit, welche diese Neuigkeit der armen Rosi verschaffte.

Es war ihr, als hätte der Blitz vor ihr in den Boden geschlagen.

Sie wankte auf ihren Füßen und mußte mit der Hand hinter sich greifen, um sich am Tischrand zu halten.

„Was? Das Schwarzelsi?" brachte sie mühsam hervor, denn der Name wollte sie ersticken.

„Ahsograd' 's Schwarzelsi. Nei, was die alles an sich umme g'hängt hat! Ma cha[1]) nit g'nug luege. 's ist 'ne wahre Pracht!"

„Wirkli?" entgegnete Rosi tonlos. „Aber weißt, Mareili, 's ist jetzt hohe Zeit, z' Imbiß z' kochen."

Es ist merkwürdig, daß der Mensch oft gerade in solchen Augenblicken, wo sein ganzes Wesen in den Grundvesten erschüttert ist, nach dem allergewöhnlichsten als einem Anhaltspunkte greift. Ein tiefer Menschenkenner und mehr noch Frauenkenner hat gesagt, eine Frau sei im Stande, in demselben Augenblicke, wo sie den Bankrott ihres Mannes erfahren, über die Magd wüthend zu werden, welche einen Suppenteller zerbrochen habe. Allerdings, aber es möchte sich doch fragen, ob der bankrotte Suppenteller nicht nur der zufällig gegebene Gegenstand sei, an welchem sich der Jammer über den größeren Bankbruch auslassen kann. Was Rosi angeht, so war ihr die Vorstellung des Kochens von dem Instinkt eingegeben, ihre Magd nicht sehen

---

[1]) Kann.

zu lassen, wie sie litt. 's Mareili hatte aber auch Augen im Kopfe und sagte daher:

„Ich mein', Frau, ihr müsset krank sein. Ihr seht gäng so schüli übel aus. Ja, da will ich waidli e kräftig's Süppli kochen."

Als die Magd hinaus war, brach die arme Frau nicht in Thränen aus. Der wohlthätige Quell in ihrer Brust hatte sich erschöpft; sie konnte nicht mehr weinen und murmelte nur vor sich hin:

„Also darum hat er gestern so eilends nach Meyringen hinab gemußt? Das war das wichtige Geschäft! Das Schwarzelsi konnte ja nur von dorther kommen. Er hat sie abgeholt. Und wo ist er jetzt? Aber wo wird er sein? In der Höllenschwärz! Er war ja die letzte Zeit her schon halbe Tage lang dort. — Oh, Ruodi, das hab' ich doch nicht um dich verdient, das nicht!"

Ja, ein Blitz war vor ihr niedergefahren und sein grelles Licht zeigte ihr die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage.

Dem Blitze pflegt aber der Donner zu folgen. Er zögerte zwar ungewöhnlich lange, mehrere Stunden, allein er blieb doch nicht aus. Die Zytig vo Windgellen ließ ihn los.

Wie dehnte sich der unglückselige Nachmittag hin! Wollte es denn heute gar nicht Abend werden? Einmal war Rosi schon auf dem Wege zur Zwihl, aber sie kehrte wieder um. Sie konnte sich unmöglich vor jemand sehen lassen, selbst vor der Schwester, selbst vor der Mutter nicht. Sie schämte sich bis in die tiefste Seele hinein, für ihren Mann, für sich selbst, daß er, ihr Ruodi, ein solcher geworden.

Unstät trieb es sie im Hause umher und hinauszugehen fürchtete sie sich. Es konnten ja Leute vorbeikommen und sie ansehen, um ihrer Schmach willen. Um ihrer Schmach willen? Ja! Seine Ehre war ja auch die ihrige gewesen. Oh, noch immer fühlte sich die Unglückliche in allen Fibern ihrer Seele mit dem verlorenen Manne verwachsen.

Sie trat endlich in den Erker, wo in glücklicher Zeit ihr Ruodi sonst um diese Stunde oft mit ihr und dem Vreneli gesessen und den Schwestern aus seinen Büchern vorgelesen hatte. Daran dachte sie, als sie aufs Gerathewohl ein Buch von dem Bret herunterlangte. Es war der Tell und da steckte noch das Papierzeichen bei der Stelle, die Ruodi zuletzt vorgelesen. Wie lange war es her und was lag alles zwischen damals und heute! Nur ein Jahr, und doch so viel Enttäuschung und Kummer! Sie schlug mechanisch das Buch auf und mechanisch überlief ihr Auge die Stelle, wo Ruodi damals stehen geblieben, jene wunderbare Scene auf dem Rütli, die zu dem besten gehört, was je von Menschenhand niedergeschrieben wurde. Aber die von Unruhe verzehrte Seele der armen Rosi hatte jetzt weder Sinn noch Verständniß dafür. Nur der Name des Schauplatzes im Schauspiel erregte ihr Interesse. Das Rütli! Hatte Ruodi, als er sie in jener Nacht, wo sie sich ganz ihm zu eigen gegeben, in sein Haus führte, ihr nicht auch von einem Rütlibund gesprochen, den sie mitsammen haben und halten wollten in Freud' und Leid? Die Freuden hatte er mit ihr getheilt, das Leid überließ er ihr allein.

Das Buch entsank ihren Händen, die wie im Fieber zitterten.

Sie durchflog im Geiste die ganze Zeit von jener Nacht an bis zum heutigen Tag. Sie mußte doch irgendwie gefehlt, irgendwas verschuldet haben, daß sich die Liebe Ruodi's von ihr hatte abwenden können. Es konnte nicht anders sein! Sie peinigte sich mit dieser Untersuchung, bis ihr der kalte Schweiß auf die Stirne trat und —

„Gott grüetzi, Frau Rosi! Nei au, so andächtig? Ging neime grad' da vorbei und dacht' mir, wollt' doch mal einsprechen, z' luegen, wie's dem junge Fraueli ging' in diesen Zytläuften."

Rosi schrak auf. Sie hatte die Thüre nicht gehen hören, und da stand sie nun schon mitten in der Stube, die ehrsame Jungfer Bibbeli, in der ganzen Länge ihrer dürren Jungferschaft, mit Bart und allem.

„Nehmet Platz, Jungfer Bibbeli, nehmet Platz", sagte Rosi, sich gewaltsam fassend.

„Oh, gar z' gütig, gar z' gütig! Bin grad' nit müd" — das war richtig, denn auf Geschäftsgängen begriffen, kannte die Zeitung von Windgellen keine Müdigkeit — „aber loset, Frau Rosi, ich komm' eigetli nit ohne Ursach'."

Die arme junge Frau zitterte, denn sie wußte schon, was kommen würde, wenigstens etwas davon. Aber Bart-Bibbeli täuschte zunächst ihre Besorgniß.

„Ja, was ich sagen wollt'", fuhr die Zytig fort. „Ihr wisset doch, daß ma seit[1]), es gäb' nummeeinisch Krieg?"

„Krieg?" versetzte Rosi, leichter aufathmend. „Nein, ich hört' nüd davon."

---

[1]) Sagt.

„Ja, lueget, ma seit, der Bonapartle — nit der alt', wisset Ihr? aber der jung', der wöll' gäng Krieg asäh[1]) von wege des Kaisers Tochter vo Oestrych. Die soll neime e gar niedlinette Italeri sy und hätt' den Bonapartle nit wölle zum Ma näh[2]), und drum syg er jetzt schüli bös und wöll' Krieg. Und 's muß ebbis dra sy, 's muß ebbis dra sy. Vo wege was sonst müßtet eusere Scharfschützen in Dienst, i 's Uebigslager ge Thun abe? Der Joggeli, wisset Ihr? mein jüngster Bruder, der ist au by de Scharfschütze und, Bibbeli, seit er vorig, Bibbeli, gang doch gäng ins Rütli abe und frag' den Ruodi, der ja Feldwaibel ist by euserer Compagnie, ob er gäng scho morgen z' Imbig oder erst übermorgen in der Früh' sich ge Thun auf den Weg mach'. Der Joggeli meint neime, sie könnten mitsammen marschiren."

„Da bin ich überfragt, Jungfer Bibbeli, und der Ruodi ist nit z' Haus", versetzte Rosi, die sich schämte, merken zu lassen, daß ihr von seiten ihres Mannes noch gar keine Mittheilung geworden, daß er in Dienst müßte[3]).

„So? Ist er nit z' Haus?" fragte Jungfer Bibbeli, ihre Flöte mit einem kühnen Uebergang vom Präludium zum Hauptstück umstimmend.

„Nein", sagte Rosi kalt, fest entschlossen, der Bärtigen keinen Vortheil einzuräumen.

„Ung'schickt das! Ich sollt' gäng dem Joggeli B'richt bringen. Der Ruodi ist also noch nit vo Meyringen heimkommen?"

---

[1]) Anfangen. [2]) Nehmen. [3]) „In Dienst müssen", stehender Ausdruck für: zum Milizdienst einrücken müssen.

Rosi konnte nicht wissen, daß sie in eine Falle ginge, wenn sie die Frage verneinte, wie sie wirklich that.

„Ei, ei, das ist neime doch recht wunderli!“

„Wunderli? Was?“

„Daß die Leut’ so böse Mäuler haben. Nit drum, man muß ihnen gäng nit alles glauben.“

„Ja, da habt Ihr sehr recht.“

„Nit wahr? Lueget, da ist der jung’ Schurbauer, der lang’ Toni, wisset Ihr, den Ihr hättet heiraten sollen und der hernach ’s Bumpibauers Kathri vo Guttannen g’no hät — ’s Kathri hät d’ Hosen an, seit ma, aber nit drum, der Toni ist e Lappi, der so ’ne Wybervolk gäng nöthig hät — ja, was ich sagen wollt’, der jung’ Schurbauer der hät den Mannen heut’ Vormittag auf dem Kirchhof verzählt, ’s syg scho Nacht g’si, als das Wägeli, auf dem ’s Strobelchäpi’s Elsi gestern bis zur Schur syg g’fahre — wisset Ihr, bei der Schur geht’s rechter Hand uffe zur Höllenschwärz — ja, kurzum, als das Wägeli bei der Schur stillhielt, da syg ’s Schwarzelsi abstyge und nit ’s Elsi allein und neime auch nit ’s Elsi und der Strobelchäpi allein und nummeeinisch auch nit ’s Elsi und der Strobelchäpi und der Ruodi allein —“

Rosi parirte den Stoß oder verheimlichte wenigstens die Wunde, welche derselbe schlug.

„Aber, liebe Jungfer Bibbeli“, sagte sie, „Ihr redet von einem Wägeli und doch laßt Ihr von demselben einen ganzen Haufen von Leuten absteigen, der kaum auf einem Wagen Platz gehabt hätte.“

„Ha, ha, ha! Ihr machet ’nen G’spaß aus der Sach’? Recht so! Hab’ ich doch all’zyt g’seit, ’s Rosi im Böbeli syg die

g'schydest und wackerst Frau centum, die sich in d' Welt z' schicken wüßt'. Aber loset, was ich neime von dem Abstyge g'seit, ist nit so wörtli z' näh[1]). Der Ruodi und der Chäpi — hät der jung' Schurbauer verzählt — gingen eigetli neben dem Wägeli her und war auf selbigem nur 's Elsi und noch ebbis so Kleines, ebbis so Kleines, daß es gäng gar nit der Red' werth."

Der Stoß saß tief in dem Herzen der armen Frau. Darauf war sie doch nicht vorbereitet gewesen. Ihre gesunde Gebirgsnatur schützte sie zwar vor einer städtischen Ohnmacht, aber es flimmerte ihr doch vor den Augen und sie wurde bleich wie ein Sterbender. Es starb auch in diesem schrecklichen Augenblick etwas in ihr, der letzte Funken von Achtung vor ihrem Gatten.

Alte Jungfern vom Schlage der Zeitung von Windgellen haben zwar an der Stelle des Herzens nur eine sohlleberne Kapsel, gefüllt mit Neid und Klatsch; aber trotzdem vermochten Bibbeli's dünne Lippen nicht zu lächeln, als sie die unglückliche Frau so zerschmettert sich gegenübersitzen sah. Sie empfand sogar etwas wie Mitleid und so sagte sie tröstend, freilich in der Weise von Hiobs Tröstern:

„Ich glaub's neime nit, Rosi, das von dem kleinen Dingli. Der jung' Schurbauer hät's au gar nit g'seh', er hät's gäng nur brieggen g'hört. — Ja, aber was ich sagen wollt', 's ist nummeeinisch recht schad', daß Ihr heut' nit in der Kille g'si seid. Herrgöttli, die Pracht und Glori, wie 's Schwarzelsi ufzogen ist! Wer hätt' vor e paar Jährli glaubt, daß der russig Nickel

---

[1]) Zu nehmen.

eines Tags so daher kommen würd'? Urche Syde und Sammet am ganzen Lyb! Und es Hütli hät's ufg'ha — nei au, es Hütli mit Blume und Federe, und 's ist ihm nur so hinten am Kopf g'hange wie es Sommervögeli. So tragen's jetzt neime die fürnehmen Wybervölker. Und es guldig's Uehrli hät's, nei au, was für es glitzerig's Uehrli, und e guldige Kette dra, so lang. Und in den Ohren hät's Dingerli, die funkle, 's ist nit z'sage. Und als es syne ankegähle [1]) Handschuh' uszoge hät, sind seine Finger voll vo Ringe g'si — 'ne wahre Pracht! Und da vorne uf der Brust häts ein Fürspann g'ha, Brotschg, mein' i, g'heißet's, au ganz guldig und so groß wie es Tellerli. Und e Unterjüppe, nei au, was für e Unterjüppe! So 'ne Karline oder Kirline oder wie das fürnehm Ketzers-G'stellaschi g'heißt. Der Rock ist ihr drum nach alle Syte so usseg' stande, wie wenn es in 'ner Glock' drin stünd' — ja, ahsograd', wie wenn es die groß' Glock' vo euserem Killethurm als Unterjüppe anhätt'. — Und es Schnäbeli hät's, e Müli, wie 'ne Mühlrädli, und reden thut's wie es Buch, ahsograd' wie es Buch. Säg' i da zu'n ihm, als ich mit ihm den Killeweg abe ging: «Loset, Elsi, i weiß gäng nit, ob ich Euch Madamm oder Jumpfer betitle muß — Ihr seid ja in der Fremde ebbis recht's fürnehm's worden.» — «Ja», seit es bruff und blinzelt mich mit seine schwarze Dundersäugli an, als wollt's mich verstechen, «ja, Jumpfer Bibbeli, ihr hättet auch beizeiten in die Fremde gehen sollen; Ihr wäret dann daheim nicht so verschimmelt.» — Denket au, Frau Rosi, verschimmelt, ja so hät's g'seit — das Rotzäffli, das! Und als es merkt', daß die dumme Wyber und Meitschi afinge

[1]) Buttergelbe; Anken = Butter.

z' kichere, seit das unverschämt' Ding no weiter zu mir: «'s ist aber immer noch Zeit, Jumpfer Bibbeli, und könntet Ihr's noch jetzt in der Fremde zu was rechtem bringen. Ihr dürftet nur Euren Bart — ja, so seit es — Euren Bart für Geld sehen lassen.» — Hat man je so ebbis g'hört? Ich meint', der Schlag müss' mi treffen. Und die Wyber und die Meitschi lachten gäng hellauf; aber ich will's ihnen schon werden lassen[1]), ich! Ich bin e gutmüthig's Thierli, aber wenn ma mir's z' arg macht, so weiß i mi au z' wehren. Drum hab' ich au g'seit: «Loset, Madamm oder Jumpfer Elsi, was ich hab' oder nit hab', das darf ich alles mit Ehren sehen lassen. Ihr aber nit, mein' i. Oder wie ist's denn mit dem Dingli, das gestern Abend so briegget hät, drunten bei der Schur, als Ihr da vom Wägeli g'stiege?» Dazu hät das boshäftig Aeffli nur g'lachet; denn 's ist neime grad' noch so e boshaftig's Aeffli wie vor Zyten, das ist sicher und g'wiß. — Und drum ist au g'wiß und wahrli nüd an der Sach' mit dem Ruodi. So e Ma und so es Glüntli, wie kämen die z' sämme? Nei, nei! D' Leut' haben so böse Müler und 's wird so schüli viel g'logen in der Welt. Weiß der Tüfel, woher sie's hät, das Dingli, was der jung' Schurbaur gestern z' Nacht so brieggen g'hört hät. Nei, Rosi, 's geht den Ruodi gar nüd an, ich glaub's sicherli. Dem Züsi-Melcher drüben z' Hasli im Grund, der scho vor etlicher Zyt so ebbis g'munkelt hät, dem hät er ja gäng 's Mul g'stopfet — mit Feuflibere, seit ma. Ich glaub's aber au nit, nei, wahrli nit. 's ist g'wiß alles verstunken und verlogen."

---

[1]) Ich will es ihnen schon eintränken.

Während dieser Redestrom sich ergoß, unaufhaltsam wie der Wassersturz drüben bei der Teufelskanzel, hatte die arme Rosi Zeit gehabt, sich wieder zu fassen. Das ärgste war überstanden, meinte sie, weil der Schmerz der Ueberraschung, welcher wie ein glühendes Eisen ihr in die Seele gedrungen, sich zur Resignation verkühlt hatte.

„Ja“, sagte sie nachdrücklich, indem sie aufstand und das Bart-Bibbeli fest ansah, „ja, alles ist verstunken und verlogen! Das könnt Ihr allen Leuten sagen, allen! Und loset, wenn ich auch den Leuten nicht vor die Mäuler sitzen kann, so kenn' ich doch meinen Ruodi zu gut, als daß ich auch nur es Tüpfeli von dem glauben möcht', was die bösen Mäuler über ihn schwätzen.“

Zehntes Kapitel.

Eine zu viel in der Welt.

Der sehr ehrsamen Jungfer Bibbeli machte es auf ihrem Rückweg vom Böbeli ins Dorf nicht wenig zu schaffen, sich das Benehmen der Hausfrau vom Rütli zurechtzulegen. Anfangs war die Bärtige geneigt, alle Schwierigkeiten einfach mittels der Annahme, Rosi müßte hintersinnig [1]) sein, zu beseitigen. Bei reiflicherem Nachdenken jedoch kam sie zu dem Schluß, entweder sei Rosi „das best' oder aber das dümmst' Wyb auf Gottes Erdboden". Diesen Schluß theilte sie sammt der Motivirung desselben noch am nämlichen Abend ihren intimsten Bekannten mit und erfuhr die Genugthuung, allseitige Beistimmung zu finden.

Rosi hatte inzwischen ihren Entschluß gefaßt. Es war einfach dieser, ihre Handlungsweise nach der ihres Mannes einzurichten. Sie war bei aller Sanftmuth nicht ohne Stolz, das heißt die Reinheit ihres Bewußtseins verlieh ihr die Kraft, sich aufrecht zu halten. Sie hatte zuerst beabsichtigt, bei der Heimkunft Ruodi's offen mit ihm zu reden; aber sie war wieder da-

---

[1]) Wahnsinnig.

von abgekommen, weil sie schon bei dem Gedanken, gewisse Dinge zur Sprache bringen zu müssen, ihre Wangen vor Scham brennen fühlte. Diese einfache Frau, deren geistiger Gesichtskreis nicht eben ein weiter war, trug in ihrer Seele jenen Hauch von Poesie, der die wilden Affekte schweigt und schwichtigt, jene edlen Instinkte, welche vor jeder Berührung mit Gemeinem zurückbeben. Sie wußte, daß sie ihren Gatten verloren. Was half es noch, gegen diese Thatsache anzukämpfen? Ihr Weg war ihr vorgezeichnet: es war der der Ergebung und Entsagung. Und dann hatte ja Ruodi schon seit lange jede offene Erörterung, jedes trauliche Gespräch mit ihr geflissentlich vermieden. Nein, sie konnte ihn nicht darum angehen.

Bei Einbruch der Nacht kam Ruodi heim. Er war schweigsam und düster wie gewöhnlich, seit sein Haus nicht mehr seine Heimat war. Und doch schien er etwas, was ihm auf dem Herzen lastete, loswerden zu wollen. Mehrmals kam er aus der obern Erkerstube, wo er unruhig herumkramte, in die Wohnstube herunter, wo Rosi mit dem Mareili bei einer Handarbeit saß, und ging um seine Frau herum, als drängte es ihn, ihr eine Eröffnung zu machen. Aber er konnte nicht dazu kommen. Das böse Gewissen würgte ihm die Worte, welche er schon auf der Zunge hatte, wieder in die Kehle hinab. Endlich sagte er:

„Los', Rosi, ich muß morgen in Dienst nach Thun, für vierzehn Tage oder drei Wochen. Ich wollt', der Teufel holte dieses ewige Militärlen, was einem so viel Zeit und Geld kostet." — Der unglückliche Mann war auf der schiefen Ebene der Unwahrheit im Reden und Thun schon so weit hinabge-

glitten, daß er auch ohne besondere Veranlassung heuchelte und log. War es ihm doch keineswegs so unangenehm, wie er sich anstellte, für ein paar Wochen vom Hause wegzukommen, da er die ganze Mißlichkeit der Lage empfand, in welche er sich gebracht hatte. — „Ich möcht', daß mein Weißzeug und meine Montur herg'richtet würden, damit ich morgen früh meinen Habersack packen kann."

„Es ist schon alles herg'richtet", versetzte Rosi. „Jungfer Bibbeli war heut z' Imbig da und frug, ob ihr Bruder, der Joggeli, der auch in Dienst muß, mit dir gehen könnt'."

„So, 's Bart-Bibbeli war da? Wenn ich das gewußt hätte! Dem Ketzersmensch würd' ich 's Wiederkommen verleidet haben. Wenn ich von Thun heimkomm', will ich e Wörtli mit der Zytig, dem alten Tüfelsripp', und mit noch anderen reden. Ja, das will ich!"

Er war ganz zornig oder that wenigstens so und brach das kurze Gespräch ab, indem er bemerkte, er habe noch vollauf zu thun, Stutzer, Hirschfänger, Waidtasche und Tschako in ordonnanzmäßigen Stand zu stellen, und am folgenden Morgen that er sogleich nach dem Frühstück seine Armatur an, schnallte den Habersack um und brach auf. Es pressirte ihm augenscheinlich sehr. Als er seiner Frau unter der Hausthüre die Hand zum Abschied reichte, neigte er sich gegen sie, um sie zu küssen. Aber das zu dulden vermochte sie doch nicht. Sie kehrte ihr Gesicht ab und sagte nur: „Bleib' g'sund!" Sie sah ihm auch nicht nach und bemerkte also nicht, daß er, beim Schuhukopf drunten am See angelangt, links am Bache hinabging, statt sich rechtshin nach dem großen Thalweg zu wenden.

Es duldete die junge Frau nicht im Hause. Wenn sie so

still da saß, stürmten die leidvollen Gedanken gar zu heftig auf sie ein. Ihre noch immer gesunde Natur verlangte nach Luft und Bewegung und so nahm sie Grastuch und Sichel zur Hand und ging zur Bilgismatt' hinüber, um für die „Bläß" im Stall ein Bündel Frischfutter zu holen. Ihr Weg führte sie den Bach entlang, welcher, wie früher erwähnt worden, nach seinem Austritt aus dem See mit einer scharfen Wendung nach links gegen die Höllenschwärz hinfließt. Sie kam aber nicht in die Schlucht hinein, denn die zum Rütli gehörende kleine Bilgismatt' liegt linker Hand oben am Berghang hinter dem dichten Ahorn- und Haselgestrüppe, welches sich bis zu dem dumpf rauschenden Wasser herabzieht. Als Rosi oben am Ende des schmalen Zickzackpfades angelangt war, welcher durch das Gebüsch zur Matte emporsteigt, konnte sie durch das Laubwerk hindurch die Höllenschwärz drunten liegen sehen. Aber sie wandte sich mit einem Seufzer ab und murmelte: „Ich kann's nicht ändern, ich kann's ja nicht ändern!"

Sie ging an ihre Arbeit und hatte das Grastuch bald vollgesichelt. Sie schlang die Bänder desselben zusammen, steckte die Sichel in das festgepackte Gras und hob das Bündel auf einen niedrigen Steinblock am Rande des Abhangs, um sich so dasselbe leichter auf den Kopf zu helfen. Im Begriffe dies zu thun und dann den Heimweg anzutreten, schlug der halb verlorene Ton einer wohlbekannten Stimme an ihr Ohr. Sie hielt inne und kehrte sich dem Buschwerk hinter dem Steinblock zu. Von dorther kam die Stimme, welcher jetzt eine lautere begegnete, eine weibliche. Rosi machte eine Bewegung des Schreckens. Dann schickte sie sich mit der Miene gewaltsamer

Selbstüberwindung an, ihr Bündel aufzunehmen. Aber sie that es nicht: das ging denn doch über die Natur des Weibes.

Nachdem sie einige Augenblicke stillgestanden, wie schwankend und zagend, wandte sie sich mit auf dem bemoos'ten Rain unhörbaren Tritten gegen das Gebüsch zu, glitt hinein, blieb dann inmitten der Blätterhülle stehen und bog vorsichtig die Zweige und Ranken auseinander. So konnte sie auf einen kleinen freien Platz hinaussehen, dessen bethaute Rasenfläche in der Morgensonne glänzte.

In der Mitte der abschüssigen Lichtung stand ein Ahorn, bei dessen Anblick die arme junge Frau unwillkürlich des Ahorns droben vor dem Fenster ihrer Mädchenkammer in der Zwihl denken mußte, wie ja oft gegenwärtiges Leid durch die plötzlich ihm sich gesellende Erinnerung an vergangenes Glück noch bitterer gemacht wird. An dem Ahornstamm lehnte die Kugelbüchse Ruodi's. Sein „Habersack"[1]) lag am Boden und diente einem Frauenzimmer zum Sitze, dessen modischer Anzug zu der Umgebung einen grellen Gegensatz bildete. Vor der Dame stand Ruodi, in lebhafter Erörterung begriffen; aber sein Gesicht war düster und seine Augen blickten unter den zusammengezogenen Brauen hervor mit einem seltsam aus Neigung und Abneigung gemischten Ausdruck auf Schwarzelsi.

Denn „Schwarzelsi!" flüsterte ein stechender Schmerz in Rosi's Brust.

Das Vagantenkind war ein Weib von ganz eigenthümlicher Schönheit geworden. Diese zierliche Figur mit dem

[1]) Tornister.

runden Köpfchen, der olivenbräunlichen, zart inkarnirten Gesichtsfarbe, den feingeschnittenen Zügen voll Spott und Frivolität und den schwarzen Sammetaugen, die sich so verführerisch aufschlugen — ja, sie mußte auch auf ganz andere, auf charakterfestere Männer, als der Ruodi einer war, anziehend wirken.

„Sie ist schön — schön wie, wie die Sünde!"

War das eine letzte Regung wilder Eifersucht, was so in der armen Rosi sprach, oder was war es sonst? Sie horchte angestrengt, denn wenn auch durch ihre Lauscherrolle tief vor sich selbst gedemüthigt, hätte sie jetzt nicht um die Welt ihren Platz verlassen mögen.

„Es geht nicht, wenigstens nicht auf der Stelle; man kann die Sache nicht über's Knie abbrechen", schloß der Ruodi seine Auseinandersetzung.

Elsi schwieg eine Weile und schlug ihre in grauen Sammetstiefelchen steckenden Füßchen, die so allerliebst kokett unter dem Saum ihres bauschigen Seidenkleides hervorguckten, spielend an einander. Dann sagte sie:

„Es geht nicht? Dummes Wort! Es geht nichts von selber; man muß es gehen machen, und kurz und gut, ich will nicht länger warten."

„Aber, Elsi, sei doch nur ums Himmels willen kein Kind!"

„Ein Kind? Ei, ich denke, schon dieses Wort sollte dich zur Eile anspornen. Sie, weißt du, gibt dir ja doch keine Kinder."

„Herrgott!"

„Ei, was ist da zu lamentiren? Ich bleib' dabei, ich mag

nicht länger warten. Meinst du, ich sei hierher gekommen, nur um mich da in der garstigen Spelunke, der Höllenschwärz da unten, zu langweilen oder mir von Leuten wie das Bartbibbeli Sottisen sagen zu lassen? Nein, ich will meinen Zweck erreichen, das merke dir! Ich will ins Rütli einziehen und zwar baldmöglichst, als deine Frau, verstanden? All diesem dummen Bauernvolk zum Trotz und zum Possen! Wir bleiben dann dort bis zum Herbst, denn länger hielt' ich's nicht aus. Dann verkaufst du das ganze Gerümpel und wir ziehen mitsammen nach Berlin, wo dir deine Kunst — du bist ja ein Künstler, Ruodi, vergiß das nicht! — ein reichliches Auskommen gewähren wird. Auch bist du ja außerdem nicht ohne Vermögen. Oh, wir wollen mitsammen leben wie die Vögeli im Hanfsamen."

„Das wäre alles schön und gut. Aber mein Weib —"

„Die Rosi? Ah, sind etwa ihre Kuhaugen noch immer so anziehend für dich?"

„Du sollst nicht so von ihr reden, ich leid's nicht. Sie hat's wahrlich nicht um mich verdient."

„Wirklich nicht? Seht mir doch einmal den empfindsamen Mann! Aber ich will gar nicht von ihr reden, um dein ehemännisches Zartgefühl nicht zu beleidigen. Sieh du zu, wie du mit ihr fertig wirst. Das ist deine Sache, mein Lieber."

„Du hast gut reden, Elsi."

„Ich rede, wie ich muß, wenn ich auf meinem Recht bestehen will, und das will ich. Ich wollte deine Frau werden, schon vor Jahren, und das will ich noch, und wenn alle Windgellener darüber verrückt würden. Daß ich es wollen darf, wol-

len muß, weißt du recht gut, ebenso, wann und wo und unter welchen Umständen du mir es feierlich versprochen."

„Ja, Elsi, aber. —"

„Aber du meinst, versprechen sei leichter als halten"?

„Nein, aber eine Angelegenheit von solcher Wichtigkeit und Schwierigkeit läßt sich nicht so Knall und Fall abmachen. Bedenk' doch nur, ich habe, wenn ich auf Scheidung von meiner Frau antrage, alles gegen mich. Ich kann ja, was Rosi betrifft, keinen Grund vorbringen, nicht den Schatten eines Grundes."

„Ei was! Warum nicht gar! Du magst sie nicht mehr, erster Grund; sie ist unfruchtbar und du willst Kinder haben, zweiter Grund; du willst eine andere heirathen, dritter Grund. Es müßte doch wunderlich zugehen, wenn daraus ein tüchtiger Advokat, nach welchem du dich unverweilt umsehen mußt, nicht ein Messer schmieden könnte, welches das Band deiner Ehe zerschneidet. 's ist ja ohnehin nur noch ein Faden, was sag' ich? nur noch ein Fädeli, weißt du? Kaum der Rede werth."

„Du stellst dir das alles viel zu leicht vor, Elsi. Wenn nun Rosi nicht will?"

„Firlefanz! Sie wird wollen müssen. Aber hör', Ruodi, wir haben jetzt lange genug hin und her geredet und kämen zuletzt gar noch ins Zanken hinein, was sich allenfalls unter Eheleuten schickt, nicht aber unter Liebesleuten. Also, mein gutestes Männiken, wie die Berlinerinnen sagen, es bleibt bei unserer Verabredung von gestern. Es ist dumm, daß du jetzt gerade in Dienst mußt; aber ich begreife, daß du nicht ungerne gehst: es mag dir unter obwaltenden Umständen daheim etwas schwule

vorkommen. Laß mich nur erst ins Rütli eingezogen sein, es wird dann daselbst schon munterer zugehen, ganz so, wie es in dem Haushalt eines Künstlers zugehen muß, wenn er nicht versauern und verbauern soll, weißt du?"

Er sah die Sprecherin finster an, wie keineswegs sehr erbaut von der Aussicht in die Zukunft, welche sie ihm eröffnete.

„Pfui doch, Ruodi", sagte sie darauf mit ihrem reizendsten Lachen, „pfui, welche garstigen Runzeln da zwischen deinen lieben schönen braunen Augen, die mir's leider schon angethan haben, als ich noch ein pures Kind war, wie du meintest. Aber laß uns vernünftig reden, Liebster. Du warst doch gestern so entschlossen, und heute — aber ich will dir keine Vorwürfe machen. Ich bin kein Zankeisen, ich, sondern nur dein armes, närrisches Elsi, das dich glücklich machen will und sich selbst damit auch ein bischen, nicht wahr?"

Sie wußte das mit einer so schmelzenden Modulation der Stimme zu sagen und ihre Augen blickten so zärtlich bittend, daß das Gesicht des schwachen Mannes sich aufhellte. Der Zauber seiner Verführerin waltete wieder voll und ganz über ihm, wenigstens für den Augenblick.

Die lauschende Rosi bemerkte es wohl. Vorhin, als er Elsi verboten, übel von seiner Frau zu reden, war in ihrer Seele noch ein letzter Hoffnungsfunke aufgeglüht. Jetzt erlosch er. Da mußte sie doch mit beiden Händen in die Ranken greifen, um sich auf ihren Füßen zu halten.

„So, Ruodeli, so gefällst du mir!" sagte Elsi wieder. „Und also von Thun aus thust du unverzüglich die nöthigen Schritte wegen der Scheidung, nicht wahr?"

„Ich werde alles thun, um dich zufrieden zu stellen; aber verlange du nur nicht platterdings Unmögliches. Es ist sicher für dich und für mich das klügste und beste, wenn ich in Frieden und Güte mit der Rosi — sein schönes armes Weib war ihm also nur noch „die Rosi" — abzukommen suche. Sie wird sich wohl fügen und in die Scheidung willigen, wenn sie erfährt, wie die Sachen nun einmal liegen. Sobald ich aus dem Dienst zurückkomme —."

„Nein, nein!" unterbrach ihn Elsi heftig, mit dem Fuß aufstampfend. „Du kannst die Sache ebenso gut brieflich von Thun aus einleiten. Ich mag mich nicht länger so hinziehen lassen, ich mag nicht, hörst du? Hab' ich doch das Leben in der Höllenschwärz schon jetzt gründlich satt, und was das Dorf betrifft, so machte ich gestern beim Kirchgang die Erfahrung, daß ich dort erst dann mit Sicherheit auftreten kann, wann ich deine Frau bin. Also kein Hinziehen, kein Zögern, nein!"

Diese Heftigkeit berührte den Ruodi offenbar sehr unangenehm. Er schwieg verstockt. Aber Elsi glaubte ihrer Herrschaft über ihn sicher zu sein und fuhr daher fort:

„Merke dir's, mein Theurer, was ich schon gestern und vorgestern sagte, dabei bleib' ich. Du hast die Wahl — die Wahl zwischen mir und der Rosi, zwischen einem freien, fröhlichen Künstlerleben in dem lustigen Berlin und einem trübsäligen Hindämmern zwischen den einfältigen Bergen da. Nun wähle! Wenn ich nicht binnen längstens acht oder zehn Tagen die triftigsten Beweise zur Hand habe, daß du mit Entschiedenheit die Scheidungssache betreibest, so weiß ich, was ich zu thun habe."

„Was?“

„Ei, was sich von selbst versteht. Ich gehe wieder hin, woher ich gekommen. Mein guter alter närrischer Baron wird mich mit offenen Armen aufnehmen; denn es macht ihm ja Spaß, meinen Großpapa zu spielen. Aber bedenke wohl, ich werde allein gehen, hörst du? allein. Du kannst dann zusehen, wie du mit allem fertig wirst, was ich hinter mir zurücklasse.“

„Elsi!“ sagte er mit zornigem Vorwurf.

„Ruodi, liebster Ruodi, sei ein Mann, und alles wird gut werden.“

Dies sagend sprang sie auf, schnellte sich ihm mit dem Sprung einer Lacerte an den Hals, strich ihm schmeichelnd die Haare aus der Stirne, funkelte ihn mit feuerwerfenden Augen an und überhäufte ihn mit stürmischen Liebkosungen, welche er nicht von sich wies.

Rosi hatte genug gesehen, genug gehört. Mit brennenden Wangen und pochenden Schläfen wankte sie rückwärts aus ihrem Versteck, und als sie draußen auf der Matte im Sonnenschein stand, hätte sie die Sonne fragen mögen: „Kannst du denn, darfst du denn das alles bescheinen?“

Dann preßte sie die Hände auf die Brust, als wollte sie das furchtbare Hämmern ihres Herzens unterdrücken, und flüsterte in sich hinein:

„Da ist eine zu viel in der Welt und die bin ich!“

Sie stand einige Minuten schwankend, schwindelnd. Ein Meer von Weh warf Wogen in ihrer Seele. Endlich murmelte sie wie irrsinnig:

„Ich möcht' wohl den Wildsee wieder mal sehen.“

So ging sie die Bilgismatte aufwärts, immer aufwärts, bis sie zu der Felswand kam, die hinter der Rütli-Halde aufsteigt. Sie warf keinen Blick nach ihrem Hause hinunter, sie sah es gar nicht, sondern ging immer zu, sich in das Schluchtengewinde vertiefend, welches um den östlichen Abhang des Glanzhorns hergebreitet ist. Dem daherrauschenden, da und dort von Lawinentrümmern überbrückten Bach entgegen stieg sie höher und höher in die Wildniß hinauf, als hätte sie der Welt und den Menschen entfliehen wollen, für immer.

So mochte sie eine Stunde und noch länger gestiegen sein, als sie, um einen Vorsprung der Bergwand biegend, den Wildsee in seiner tiefen Mulde vor sich liegen sah.

Es ist eine Scene von unendlicher Traurigkeit. Von drei Seiten steigen die Granitwände schroff und nackt empor und in diesem Kessel breitet der kleine See seine dunkle Wassermasse aus. Mit grauen Moosbärten überhangene Arven stehen um das Ufer her und beleben nicht, sondern erhöhen nur das Düster einer Oede, die einem das Herz beklemmt. Man muß den Kopf weit in den Nacken zurückwerfen, soll das in diesem Felsenkerker gefangene Auge droben ein Stückchen blauen Himmels erhaschen. Selbst wenn die Sonne im Zenith steht, herrscht hier unten ein kaltes, bleiches Dämmerlicht und die unheimliche Stille wird nur momentan durch den Pfiff eines Murmelthiers droben am Firnschnee unterbrochen oder durch den heiseren Schrei eines über die Schlucht hinschwebenden Geiers.

Rosi war dem See bis auf wenige Schritte nahegekommen, als sie zusammenschrak und stehen blieb.

Am Ufer saß ein Mann auf dem Stamm einer von der

Zeit gefällten Arve. Er hatte die Arme auf die Kniee und den Kopf auf die Hände gestützt. So schien er schon lange gesessen zu haben, auf die düstere Wasserfläche starrend. Jetzt aber wandte er den Kopf der Kommenden entgegen und Rosi erkannte den Pfarrer.

Sie erwachte wie aus einem schweren Traume.

„Es sollte nicht sein", sprach sie bei sich, „oh, mein Gott, es soll nicht sein!"

Elftes Kapitel.

Am Wildsee.

Es waren auch keine heiteren Gedanken gewesen, welche den Pfarrherrn von Windgellen schon frühmorgens in die Bergwildniß getrieben hatten.

Am gestrigen Abend war 's Vreneli aus der Zwihl zu ihm ins Pfarrhaus gekommen und hatte ihn unter Thränen angegangen, der Mutter und ihr einen Rath an die Hand zu geben, was sich für die arme Rosi thun ließe. Denn was seit vormittags inbetreff des Ruodi und des Schwarzelsi im ganzen Dorfe in aller Mund war, hatte natürlich auch nach der Zwihl gelangen müssen und jetzt war dort der Jammer groß. So etwas war der Zwihlbäurin noch nicht vorgekommen und sie wußte sich in der ersten Bestürzung gar nicht zu helfen.

Der Pfarrer hatte heute am frühen Morgen mit der bekümmerten Mutter eine Unterredung in der Zwihl gehabt und war dann ins Rütli hinabgegangen. Er hatte zu diesem Gange die ganze Stärke seines seelsorgerlichen Pflichtgefühls aufbieten müssen, um so mehr, da er wohl fühlte, daß bei Gestalt der Sachen mit den gewöhnlichen pastorlichen Hausmitteln nicht auszukommen sei. Er wollte aber doch bei dem Ruodi einen

ernsten Versuch machen, zu retten, was überhaupt noch zu retten sei. Da er aber im Rütli weder den Hausherrn noch die Hausfrau antraf und vom Mareili erfuhr, daß jener nach Thun in den Dienst sei, mußte er einstweilen unverrichteter Dinge fortgehen, da er die Heimkunft Rosi's nicht abwarten wollte. Er hatte nicht den Muth dazu, das Leid der armen Frau mitanzusehen. Schon die Oede und Stille des Hauses machte einen tiefschmerzlichen Eindruck auf ihn, dem er sich nicht lange hingeben mochte.

„Hier waren alle Bedingungen eines friedlichen und glücklichen Daseins gegeben", dachte er im Fortgehen, „und dennoch — was ist jetzt aus diesem Frieden und Glück geworden? Nur Zerstörung. Vertrauen, Wahrhaftigkeit, Liebe — alles dahin, der thörichtsten Schwäche, der jämmerlichsten Sinnlichkeit zum Opfer gefallen. Oh, der Elende, der Elende! In den Armen einer herzlosen Gauklerin hat er das treueste Herz vergessen, das je für einen Mann geschlagen. Einer Schwarzelsi hat er eine Rosi geopfert. Ist es denn möglich, wirklich möglich? Kann es denn sein, daß der Mensch den lautersten Diamant wegwirft um einer Glasperle willen? Oh, du arme, arme Rosi, du wirst das nie verwinden, so wie ich dich kenne, nie! Du wirst nicht verzweifeln, wirst nicht klagen, wirst ohne Murren dein Kreuz auf dich nehmen; aber du wirst auch all dein Leben lang nie mehr von Herzensgrund lachen. So jung du noch bist, ist dein Leben doch schon beschlossen; denn was noch übrig bleibt, ist nur wie ein Schatten, welchen die Vergangenheit in die Gegenwart hinüberwirft. Glücklich kannst du nie mehr werden, denn du gehörst zu jenen Wesen, die nur glücklich sind, wenn sie

beglücken, und beglücken kann nur ein ganzes, nicht aber ein bis in seine Tiefen zerrissenes Herz. Armes Weib, nicht drei volle Jahre ist dir der Mann treu geblieben, für welchen du tausend Tode gestorben wärest. Und du hast auch kein Kind, an dessen Lächeln du dir das wunde Herz heilen könntest und das dich, indem es dir den süßen Namen Mutter zuriefe, erinnerte, daß dein Leben doch noch einen heiligen Zweck hätte. Nein, du bist nur dazu da, ein neues trauriges Beispiel für die trostlose Lehre abzugeben, daß das Schöne bloß geschaffen sei, um in den Staub getreten zu werden, und daß die Guten nur in die Welt kommen, um zu leiden. — Oh, diese Welt, diese Welt! Es liegt in dem finsteren Glauben an ihre Ver- und Durchteufelung ein tieferer Sinn, als unsere Philosophie sich träumen läßt. Dieser Glaube ist nur der wahnsinnige Aufschrei der Kreatur über die schreckliche, zwischen Geburt und Tod sich bewegende Komödie, in welcher wir alle in dieser oder jener Rolle aufzutreten gezwungen sind. Wohl dem noch, der nur eine allerbescheidenste Nebenrolle zu spielen hat! Er entgeht wenigstens jenem Martyrium, welches die bleichen, todesbangen Stirnen seiner Opfer wie zum Hohn mit Lorbeer bekrönt. Der banausischen Mittelmäßigkeit gehörte von jeher die Erde mit ihren Genüssen, während die Träger des Genius, die Verkünder des Ideals, alle die Denker und Dichter, Seher und Propheten, alle die wirklichen Helden der Menschheit als unerkannte, ja verkannte, verlästerte und verfolgte Fremdlinge darüber hinwandeln und zufrieden sein müssen, wenn ihnen die Brosamen vom Bankett des Lebens zufallen. Dann, wann sie, von Mühen und Sorgen verzehrt, in ihren frühen Gräbern schlummern, kommt die gemeine Be-

triebsamkeit und Eitelkeit herbei und bläſ't die Trompete und schlägt die Pauke, und derselbe stumpfsinnige Haufe, der die Lebenden verkümmern und verhungern ließ, vergöttert die Todten oder stellt sich wenigstens so an. Da hab' ich gestern in der Zeitung gelesen, daß in England die Säkularfeier von Burns', in Deutschland die Säkularfeier Schillers aufs festlichste begangen werden soll. Und den Burns ließen sie sein Leben lang zwischen der Pflugschar und dem Schuldthurm sich abmühen und den Schiller ließen sie sich zu Tode arbeiten, und als der große Todte begraben werden sollte, war nicht Geld genug im Hause, den Sarg zu bezahlen. Oh, man könnte angesichts solcher Thatsachen unschwer zu der Ueberzeugung kommen, das ganze menschliche Leben, die ganze Weltgeschichte sei nur eine Ironie Satans."

Wenn der gute Milder, wie nicht selten geschah, in Selbstgesprächen von solcher Färbung sich erging, war er schon gewohnt, die Einsamkeit der Berge aufzusuchen, und so war er denn auch an diesem Morgen vom Rütli aus ohne Plan und Ziel die Schluchten am Glanzhorn hinaufgestiegen bis zum Wildsee. Er kannte den Ort und war schon häufig da gewesen. Schon manche Stunde lang hatte er unter den moosbehangenen Arven gesessen und auf den düsteren Wasserkessel zu seinen Füßen geblickt. Schon manchmal hatte er dabei träumerisch vor sich hingesprochen: „Da unten ist's kühl und still, da müßte sich's gut ruhen."

Er traute auch kaum seinen Augen, als er die arme Rosi an diesem unheimlichen Orte so plötzlich vor sich sah. Hatte ein schrecklicher Entschluß sie hergeführt? Die trübe Unstäte in

ihrem sonst so klaren und sanften Auge gab ihm diese Frage ein. Aber er sprach sie nicht aus, sondern seine Ueberraschung, so gut er konnte, bemeisternd, stand er auf, ging ihr entgegen, bot ihr nach Landesbrauch die Hand und sagte, sich zu einem unbefangenen Tone zwingend:

„Euch hätte ich wahrlich nicht hier zu sehen erwartet, Frau Zurflüh."

„Ja", versetzte sie, nach Fassung ringend, „ich weiß nicht — 's ist wunderlich — es trieb mich so, den Wildsee wieder einmal zu sehen."

Da er bemerkte, wie sie zitterte, führte er sie sanft zu dem Baumstamm, worauf er gesessen.

Als sie sich niedergelassen, blickte sie auf die finstere Tiefe, schauderte zusammen und sagte mit bebender Stimme:

„Herr Pfarrer, Ihr seid stets so gut gegen mich gewesen — ich kann und will's Euch nicht verschweigen — ich — oh, wenn Ihr nicht dagewesen, läge ich jetzt da unten."

„Arme, arme Rosi, so weit ist's mit Euch gekommen?"

„Ja, so weit! Oh, ich hab' heut' morgen und gestern und schon lange, lange her mehr Leid erfahren, als Fleisch und Blut zu ertragen vermögen."

„Ich weiß, ich weiß und — glaubt mir, es lebt einer, der um Euch und mit Euch litt, seit er bemerkte, daß das Lächeln von Euren Lippen verschwunden."

Sie sah zu ihm auf mit dem Zutrauen eines Kindes, das eine Vertrauen erweckende Stimme in seinem Leide tröstet. Der theilnahmevolle Blick des Pfarrers that ihr wohl.

„Aber wir müssen die Last tragen, die uns auferlegt ist, Rosi“, fuhr er fort. „Wir müssen sie tragen. Es ist ein hartes Gebot, aber es ist das Gebot einer Pflicht, welche den Fortbestand der menschlichen Gesellschaft verbürgt. Sei es ein Segen, sei es ein Fluch, das Leben muß ertragen werden. Doch ich will Euch nicht vorpredigen. — Arme Frau, es sind schon andere hierher gekommen als ihr, in der Absicht, den Wildsee zu sehen und — sonst nichts mehr. Es ist viel Leid in der Welt und erträglich wird es nur dadurch, daß es auf so viele vertheilt ist. Seht mich an, Rosi, seht mich an! Glaubt Ihr, ich sei glücklich?“

„Meine Schwester, 's Vreli, meint, nein. Ihr seied immer so still und schwermüthig, Herr Pfarrer, sagt sie. Ihr glaubt nicht, wie sie sich oft um Euch abkümmert. Das Kind hängt ja mit ganzer Seele an Euch.“

„An mir?“

„An Euch. Ich hab' es wohl bemerkt, obschon ich schon seit lange mehr, als es recht ist, nur an mich selbst dachte. — Ich fürcht', ich nehme mir zu viel gegen Euch heraus, Herr Pfarrer; aber haltet's mir zu gut, ich bin heut' nicht recht bei Verstand. Ihr solltet nicht länger so allein sein, solltet eine Frau in Euer einsam Haus führen, und wenn auch 's Vreli meine Schwester ist, so darf ich's doch sagen: heiratet sie! Sie wird Euch glücklich machen. Oh, sie ist gesund, heiter und klug wie ein Vögeli und die best' Seel' von der Welt.“

„Und das sagt Ihr mir, Rosi, Ihr?“

Sie hob fragend das Auge zu dem vor ihr Stehenden,

senkte es aber erschrocken sogleich wieder. So hatte Milder sie noch nie angesehen. Es lag ein lang und schmerzlich verhaltenes Geständniß in seinem Blick.

„Ihr sagt mir das, Rosi?" wiederholte er. „Ihr rathet mir, eine andere zu heiraten? Wißt Ihr denn nicht, daß ich Euch gränzenlos geliebt habe?"

„Mich?"

„Ja, Euch, Rosi! Oh, hättet Ihr mein Gefühl beizeiten bemerkt, vielleicht daß Ihr dann gelernt, es zu erwidern. Ich hätte Euch auf den Händen getragen all mein Leben lang."

„So hat er einst auch zu mir geredet, und jetzt — jetzt trägt er eine andere im Herzen und auf den Händen."

„Ihr habt das Recht, so zu sprechen — ja, Eure Bitterkeit ist gerecht."

„Nein, nein, verzeiht mir! verzeiht mir! Ich weiß ja kaum, was ich rede. — Aber da ich nun doch einmal von meinem armen Schwesterli geredet, seid Ihr denn dem Kinde gar nicht es bizzeli gut?"

„Doch, Rosi, doch. Wer müßte auch dem Vreneli nicht gut sein? Aber ich muß doch bezweifeln, ob, was ich für das herzige Mädchen fühle, ausreichend sei zu einem Bunde für das ganze Leben."

„Zweifelt nicht, Herr Pfarrer, zweifelt nicht!" sagte sie eifrig und Milder fühlte sich von diesem Eifer gerührt. Er merkte wohl, daß Rosi mit dem ihr angeborenen Takt ihn rasch über die leidenschaftliche Regung, welche er so eben gezeigt, hinwegführen wollte, und er widerstrebte um so weniger, als es

seiner Herzensgüte wohlthat, zu sehen, wie die Verzweiflung der armen Frau durch die Beschäftigung mit dem Glücke der Schwester sich milderte.

„Lueget, Herr Pfarrer", fuhr sie fort, „ein kleines, aber stätig glimmendes Fünkchen überdauert einen Flackerbrand. Schnelles Feuer Strohfeuer, pflegte mein Vater selig — Friede sei mit ihm! — zu sagen. Oh, ich hab's ja erfahren, wie es mit dem Flackerfeuer und dem Strohfeuer endigt, ich hab's erfahren. Alles Lug und Trug! — Verrathen und verlassen zu werden um eine solche!"

Und murmelnd wiederholte sie: „Um eine solche — eine solche — solche!"

Es drängte den guten Pfarrer, die Unglückliche wieder von der peinvollen Vorstellung abzulenken, welche ihren Geist beschäftigte, und er sagte daher:

„Ihr sprachet von einem Fünkchen, Rosi. Angenommen, es glimmte mir so eins im Herzen, für's Vreneli —"

„Oh, so pflegt es, Herr, pflegt es und laßt es anwachsen zu einer still und stät brennenden Flamme. Mein lieb's gut's Schwesterli wird die Flamme zu nähren wissen. Sie ist so klug und hat so viel gelernt. Wär' sie an meiner Stelle gewesen, vielleicht — Doch wir wollen von Euch sprechen, Herr Pfarrer, und vom Vreli. Und Ihr seid also dem Kind gut, gewiß, Ihr seid ihm gut?"

„Das bin ich, Rosi; aber ich darf Euch nicht verbergen, daß ich über mein Gefühl noch nicht klar genug bin, um Eure Schwester der Gefahr auszusetzen, sich in mir getäuscht zu finden.

Ich möchte sagen, meine Zuneigung für das liebe Mädchen sei nur erst wie ein Veilchen —"

„Oh, das Viönli [1]) ist ein herzig's Blüemli, Herr Pfarrer — unscheinbar, aber voll Wohlgeruch. Lueget, da fällt mir ein, Ihr habt mal in der Predigt gesagt, in einem einzigen duftenden Viönli sei schon der ganze Frühling enthalten. Zeigt dem Vreli, daß das Viönli da ist, in Eurem Herzen, und Ihr werdet sehen, daß dem Kind ein ganzer Glücksfrühling aufgeht."

„Ich will es bedenken, Rosi, ich will es bedenken, und wenn das Ergebniß meiner Selbstprüfung ein solches ist, wie es einen Mann von Ehre und Gewissen befriedigen kann, so will ich mein Glück beim Vreneli versuchen."

„Thut das und Ihr werdet das Glück finden."

„Ich nehme die Weissagung an und sie klingt mir aus Eurem Munde doppelt verheißungsvoll. Aber jetzt kommt, Rosi. Seht, die Sonne steht schon über den Felswänden. Wir wollen uns auf den Heimweg machen."

Sie sprachen auf dem Wege die Schluchten abwärts nicht viel mitsammen, denn beide waren zu sehr mit ihren Gedanken beschäftigt. Als sie aber, beim Rütli angelangt, sich trennten, sagte Rosi ruhig und gefaßt:

„Loset, Herr Pfarrer, der Ruodi wird wohl nächster Tage aus Thun an Euch schreiben, von wegen — von wegen der Scheidung. Ich erklär' Euch, daß ich darein willige. 's wird zwar meiner armen Mutter schier das Herz brechen, aber ich

---

[1]) Veilchen.

kann nicht anders. Er soll seinen Willen haben, er soll ihn haben. Gott verhüte, daß ich seinem Glück im Wege stünde."

„Seinem Glück? Er wird bald mit bitterster Reue erfahren, was das für ein Glück sei."

„Ich fürcht' es auch, ja, das thu' ich; aber ich kann's nicht ändern. Ich kann ihm nur zeigen, daß ich bis zuletzt das meinige thun will, ihn zufrieden zu stellen."

Zwölftes Kapitel.

Die Nacht der Prüfung.

Sie glaubte schon alles sich zurechtgelegt, alles überwunden, sich ganz in das Unvermeidliche gefunden zu haben, die arme Rosi, und dennoch erbebte sie jedesmal, wenn in den nächsten zwei Wochen die Hausthüre aufging, bei dem Gedanken: „Jetzt kommt ein Brief von Thun oder eine Botschaft von dem Pfarrer, welche dich vor den Stillstand[1]) beruft, von wegen der Scheidung."

Es kam aber weder ein Brief noch eine derartige Botschaft.

Einmal hatte sie sich schon hingesetzt, dem Ruodi zu schreiben, daß sie auf alles gefaßt sei, daß sie ihm volle Freiheit gebe, zu handeln, wie er es passend fände, daß sie, mit einem Wort, in die Scheidung willige. Aber da versagte ihr doch die Kraft.

---

[1]) „Stillstand" heißt die Gemeindebehörde, welche die kirchliche Disciplin zu handhaben und auch, in erster Instanz, Ehesachen, Scheidungen u. s. w. zu behandeln hat. Der Name rührt von dem Umstand her, daß die Mitglieder dieser Behörde, welche ihre Sitzungen früher in der Kirche selbst hielt, nach beendigtem Gottesdienst beim Taufstein stillstanden, bis die Gemeinde sich entfernt hatte.

Sie vermochte es doch nicht, ihn davon zu entbinden, daß er den ersten Schritt thäte. Sie wollte auch ihrer Mutter nicht das Leid anthun, daß diese glauben könnte, sie hätte die Sache zu leicht genommen und zu leicht behandelt. Unterrichtet war jetzt die Zwihlbäurin von der ganzen Sachlage, aber die gute Frau bemühte sich immer noch, ihrer Tochter und sich selbst einzureden, es sei nur ein vorüberziehendes Gewitter am Ehestandshimmel Rosi's. Anderer Ansicht war freilich 's Vreneli. „Das läßt sich nicht mehr flicken und leimen, Müetti", sagte das kluge Mädchen, welches seinen Schwager so grimmig verabscheute und haßte, als ihn nur immer jemand verabscheuen und hassen konnte. „Lueget, 's Rosi, 's arm' Rosi kann den schlechten Mann nicht mehr liebhaben. 's kann nicht sein! Oh, Müetti, d' Mannen sind doch ein schülich's Volk. Was hat 's Rosi um den Ruodi gelitten, bis es ihn hatte, und doch hat er sein schön's und brav's Weib um so eines schwarzäugigen Glüntli's willen verlassen. Nein, Müetti, los', ich will gar keinen nehmen, keinen, aber auch gar keinen." — „Ja, du bist mir die Recht', Chind! Wart' nur, bis gäng der Recht' kommt und dich haben will. Ich mein', ich kenn' so 'nen Rechten." — „Was meinst?" — „Was werd' ich neime meinen? Ebbis geistlich's mein' ich." — „Jetzt schweig' aber, Müetti, oder ich lauf' dir davon." — „Lauf' nur!" Und das neunzehnjährige Kind lief wirklich davon, nämlich aus der Kammer, wo es mit der Mutter hatte zu Bette gehen wollen, auf den Söller hinaus, um zu sehen, ob im Dorfe brunten in des Pfarrers Studirstube das Licht noch brenne. Es brannte richtig noch, wie allnächtlich. „Er studirt zu viel", dachte das schöne Meitschi, welches keinen, aber auch gar keinen nehmen

wollte, „er sitzt zu lange bei seinen Büchern auf und das macht ihn so bleich. Ich wollt', ich — nun ja, ich wollt', ich säß' bei ihm. Ich würd' ihm dann mit der Hand über seine schöne Stirn' fahren, so, und recht lieb und gut zu ihm sagen: Stephan, lieber, lieber Stephan, willst du nicht Feierabend machen?"

Vreneli würde wohl mit leichterem Herzen zu Bette gegangen sein, wenn sie hätte ahnen können, daß so ziemlich in demselben Augenblicke der gute Pfarrer da brunten in seiner einsamen Bücherstube so ziemlich auch so was wünschte, nämlich, daß 's Vreli bei ihm säße. Er hatte seit der Begegnung mit Rosi am Wildsee doch recht viel an das Mädchen denken müssen, das „so gesund und heiter und klug wie ein Vögeli" und — fügte er in Gedanken dem Lobspruch der Schwester bei — auch so schön! Heute Abend hatte er seine Berndeutschung der burns'schen Lieder wieder vorgenommen. Was wohl 's Vreneli dazu sagen würde? dachte er beim Hin- und Herblättern. Gewiß würde es sie freuen, wenn er ihr, die den halben Hebel auswendig kannte, diese der Heimat mundartlich angeeigneten herzigen Sachen vorläse. Es müßte dann doch recht heimelig in der Stube sein, wenn sie so beisammen säßen, ja, ganz anders als jetzt. Freilich nicht ganz so, wie er sich's vor Zeiten vorgestellt, wenn die Rosi bei ihm säße, nicht ganz so, ach nein! aber doch auch heimelig und gut. 's Vreli sei bei all ihrer Munterkeit so verständig und feinfühlend und ihr Lachen klänge so silbern und hell wie ein Glöcklein, das zum Maifest läutet. Da sei der arme Burns, der hätte ja auch sein angebetetes Liebchen, die Hochlands-Mary, verloren und hätte nachmals doch mit Hann-

chen Armour in glücklicher Ehe gelebt. — Ob ihm aber das Mädchen wirklich geneigt sei? Es wäre doch wunderlich, er hätte nichts davon gemerkt, er. Aber Rosi hätte es ihm ja versichert und Rosi könne keine Unwahrheit sagen, nein, so viel stehe fest. Er müsse sich eben jetzt ein Herz fassen und sich Gewißheit zu verschaffen suchen. So könne es nicht länger fortgehen; es sei doch gar zu einsam in dem Pfarrhaus, ja, und gar zu kalt, sogar jetzt im Sommer.

So spannen sich nachtschlafender Weile von der Zwihl zum Pfarrhaus und vom Pfarrhaus nach der Zwihl Gedankenfäden hin und wider, Gefühle und Wünsche, die sich im Mondschein begegneten wie spielende Elfen. Rosi's Gang zum Wildsee war doch zu etwas gut gewesen. Das ist's ja überhaupt, was die Menschenwelt zusammenhält und fortbaut ins Unendliche, daß hart neben den Trümmern einer zerstörten Existenz unentmuthigt eine andere und immer wieder eine andere sich ansiedelt, mit der Hoffnung, sie, gerade sie würde und müßte der Blitz verschonen.

Derweil saß zur selben Stunde Rosi auf dem Schuhukopf droben auf der Bank, mit welcher sie der Ruodi einst so freundlich überrascht hatte. Das war lange her, und seitdem hatte er, ach, dafür gesorgt, ihr ganz andere Ueberraschungen zu bereiten. Sie kam gerne hierher und saß, nach beendigtem Tagwerk, da sie ohnehin erst spät den Schlaf finden konnte, oft bis tief in die Nacht hinein da droben, in die Betrachtung der Gestirne oder in jene schwermüthigen Träumereien versunken, welche die balsamische Stille der Sommernächte den Unglücklichen so süß und vertraut macht.

Sie liebte diese Stelle, denn immer, wenn sie in nächtlicher

Einsamkeit da verweilte, athmete ihre gepreßte Brust leichter auf. Da, auf dieser Bank hatte sie ja die seligste Stunde ihres Lebens verlebt, damals in der Hochzeitnacht, bevor der Ruodi sie in sein Haus führte. Die heutige Augustnacht war so klar, wie jene Herbstnacht gewesen. Die Wasser rauschten schlaftrunken, die Sterne funkelten am wolkenlosen Firmament und der über dem Glanzhorn schwebende Vollmond machte die Schneekuppen der Bergkolosse ringsher geisterhaft schimmern — alles wie in jener Stunde voll süßgestillten Sehnens, voll bebender Glücksgewißheit. Alle Einzelnheiten derselben, alle, alle, bis zu den geringfügigsten herab, erwachten in Rosi's Erinnerung. Sie glaubte Ruodi's Hand auf ihrer Schulter, seine flüsternde Stimme in ihrem Ohr zu fühlen, und unwillkürlich streckte sie ihre Rechte nach ihm aus: er mußte ja da sein, neben ihr auf der Bank. Aber sie griff in die leere Luft, das Traumbild der Erinnerung zerfloß, sie war allein.

Und doch nicht so ganz allein. Vor ihr saß der alte Türk, wie er auch in jener Nacht vor ihr gesessen. Aber heute lief das treue Thier nicht mehr Gefahr, heimgeschickt zu werden. Ein wunderlicher Kerl, der alte Zottelhund! Er mußte sich über die Zustände im Rütli, wo er sogleich nach Ruodi's Abreise nach Berlin sein ständiges Quartier genommen, eigene Vorstellungen gebildet haben. Es schien ihm alles daran gelegen, der Rosi zu zeigen, daß es doch noch Treue in der Welt gäbe trotz alledem, und ganz merkwürdig war die Abneigung, die er dem Ruodi seit dessen Heimkunft aus Deutschland bezeigte. Wenn der Hausherr daheim war, hielt sich der Türk außerhalb des Hauses; sobald jener fort, kam er herein. Saß Rosi in traurigen Gedanken,

schlich der Hund herbei, legte leise seine Schnauze auf ihr Knie und sah sie so ganz eigen an, als wollt' er sagen: „Wenn ich dir nur helfen könnt'!" Und es lag Trost in seiner Treue. Wer das Unglück kennt, wird nicht läugnen, daß auch der theilnehmende Blick eines Hundeauges etwas Tröstliches habe.

Der Mond war schon lange hinter dem Glanzhorn verschwunden und der Nachthauch wehte kühl und kühler von den Bergen. Dem alten Türk schien die Träumerei seiner Herrin heute gar zu lange zu währen. Er verrieth Ungeduld und vorhin war er gar an den Rand des Felsens getreten, hatte die Schnauze schnobbernd gegen die Rütlihalde ausgereckt und ein heftiges Gebell ausgestoßen. Rosi beachtete es kaum. Die Bilder von Vergangenem, welche die junge Frau umschwebten, waren freilich jetzt keine goldenen mehr. Zuletzt kam eins, oh, das grellste, qualvollste: die kleine Lichtung hinter dem Gebüsch, welches die Bilgismatte säumt, und darauf das Schwarzelsi, dem Ruodi an Hals und Lippen hängend.

Das jagte sie auf.

Sie stieg rasch den Felsen hinab und eilte dem von seinem Hügel herabdunkelnden Hause zu, als hätte sie jeder Erinnerung an wonne- oder wehvolle Augenblicke entfliehen mögen und können.

Der Hund sprang ihr voraus und erwartete sie droben vor der Hausthüre, auf dem Boden umherschnüffelnd und leise knurrend.

„Was hast du denn, Türk? Komm', Alter, komm'!" sagte sie, die nur angelehnte Thüre öffnend.

Sie hatte kaum einige Schritte in dem Flur vorwärts ge-

than, als ihr Fuß im Dunkel an einen Gegenstand stieß. Sie bückte sich nieder, zu erfahren, was ihr denn da im Wege läge, und ihre Hand faßte eine längliche Schachtel von Holz, über deren Rand etwas Weiches herhing, wie ein Tuch von Linnen oder Wollenzeug.

„Was ist denn das?"

Tastend fuhr sie mit der Hand über den Gegenstand hin, zuckte plötzlich zurück, als hätte sie Feuer berührt, und schnellte mit einem Schreckensschrei empor.

Eine furchtbare Ahnung, nein, eine furchtbare Gewißheit griff ihr ans Herz wie mit der Hand des Todes.

Sie stand wie erstarrt, keiner Regung mächtig. In kaum artikulirten Tönen brach die Klage aus ihrem Munde:

„Oh, das noch! Auch das noch!"

Das Geknurre des Hundes ihr zur Seite weckte sie aus ihrer Betäubung.

Kaum wissend, was sie that, nahm sie mit einer raschen Bewegung die Schachtel vom Boden auf, trug sie in die dunkle Stube und setzte sie auf den Tisch. Dann machte sie, fliegenden Busens, Licht und näherte sich damit ihrem Fund.

Die Hand, womit sie den Leuchter hielt, zitterte wie Espenlaub und mehr noch zitterte die andere, welche sie nach dem Tuch ausstreckte, womit die Schachtel bedeckt war.

Sie mußte innehalten, das Licht auf den Tisch stellen, sich auf einen Stuhl werfen, um den Schwindel, der sie anwandelte, vorübergehen zu lassen.

Der Hund legte seine Vorderpfoten auf den Tischrand und

schnobberte an der Schachtel herum. Aber er knurrte nicht mehr, sondern winselte nur.

Rosi stand auf, leichenblaß, aber nicht mehr zitternd.

So schob sie den Hund zur Seite und zog langsam die Decke von der Schachtel.

Da lag, auf ein Kissen gebettet, ein schlafendes Kind vor ihr, kaum zwei Monate alt, schön und wohlgebildet, aber schön wie — Schwarzelsi.

„Ihr Kind!" stammelte die unglückliche Frau.

Das Blut schoß ihr mit einer Gewalt ins Antlitz, welche die Adern ihrer Schläfe zu sprengen drohte, und ein Blick wilden Hasses fiel aus ihren weitgeöffneten Augen auf den schlummernden Findling.

Als sie so stand und starrte, bewegte sich das Kind und schlug die Augen auf — die braunen guten Augen Ruodi's, wie sie vormals gewesen.

„Sein Kind!" rief Rosi aus und ein Stral himmlischen Erbarmens spielte auf ihrer Stirne, als sie sich jetzt zu dem Findling niederbeugte.

Sie nahm das Kind sanft aus dem Behälter, drückte es an ihre Brust und ein Strom von Thränen rollte ihr über die Wangen herab.

Sie konnte wieder weinen, nach so vielen Leidenstagen zum erstenmal wieder weinen und, oh, wie thaten ihr diese Thränen wohl!

„Sie haben dich ausgesetzt, armes Geschöpf", sagte sie

schluchzend. „Die dich geboren, ließ es zu, that es vielleicht selbst. — Aber du sollst nicht verlassen sein. Ich will dich hegen und pflegen, als hätt' ich dich unter meinem Herzen getragen, will deine Mutter sein und dich lieben, lieben — bis zu meinem letzten Athemzug.

Ein neuer Gedanke kam ihr. Sie trug den Findling in das Hinterstübli, zog die zierliche Wiege aus der Ecke und bettete das Kind darein. Es war bis dahin still geblieben, jetzt aber ließ es jenes Gewimmer vernehmen, womit gesunde Kinder anzeigen, daß sie nach Nahrung verlangen.

„Ja, du sollst haben, arm's Närrli, du sollst haben!" sagte Rosi; „wart' nur es bizzeli, ich bin gleich wieder da."

Eilends und leise, um ja das droben schlafende Mareili nicht zu wecken, weil sie alles selber thun wollte, ging sie durch die hintere Hausthüre zum Stall hinüber und kam bald mit einem Napf voll frischgemolkener Milch zurück.

Der Türk saß hart neben der Wiege, wedelte mit dem Schweif und leckte die zappelnden Händchen des wimmernden Kindes.

„Das ist schön, Türk, das freut mich von dir", sagte Rosi lächelnd und nahm geschäftig ein Gütterli[1]) aus dem Glasschrank, das „Mämmeli", welches die vorsorgliche Zwihlbäurin seiner Zeit unter das übrige zur Aussteuer ihrer Tochter gehörende Geschirr gestellt hatte. In dieses Mämmeli goß sie von der frischen Milch und tränkte daraus das Kind, das recht

[1]) Fläschchen. Gütterli ist Diminutiv von Guttere, Flasche.

herzhaft zog und sog und, nachdem es satt war, wieder einschlief.

Rosi stand noch lange an der Wiege, das Kind zu betrachten. Sein Anblick war ihr nun schon vertraut und lieb, auch wenn es die Augen zuhatte. Es war ihr wie ein Geschenk, vom Himmel gefallen. Sie konnte nicht satt werden, mit linder Hand die Kissen zurecht zu rücken und die Decke glatt zu streichen, damit der Findling ja recht sanft und warm gebettet sei. Immer wieder kehrte sie zu der Wiege zurück, nachzusehen, ob doch ja alles in Ordnung sei und mit herabgeneigtem Ohr zu lauschen, ob der Athem des schlummernden Kleinen ruhig und regelrecht ginge.

Endlich ging auch sie zu Bette, in dem Hinterstübli, wo sie schon seit Wochen schlief, seit jenem Unglückstag, wo das Mareili mit der großen Neuigkeit aus der Kirche heimgekommen war und Jungfer Bibbeli auf den Blitz den Donner gesetzt hatte. Seitdem hatte sie nicht mehr in der Kammer drüben neben der Stube geschlafen, denn schon der Anblick ihres Ehebettes erregte ihr einen Schauder, welchen sie nicht zu überwinden vermochte — nie mehr!

Aber jetzt dachte sie gar nicht daran, weil sie überhaupt an nichts dachte als an das Kind, dessen Wiege sie hart an ihr Lager gerückt hatte. Es jubilirte etwas in ihr wie erfüllte Muttersehnsucht und dieser Jubel war vielleicht höher und heiliger, als wenn das Kind ihr eigen Fleisch und Blut gewesen. Sie fühlte, daß ihr Leben wieder einen Inhalt habe, und drückte das in ihrer Weise aus, indem sie vor sich hin sagte:

„Jetzt weiß ich doch, wozu ich noch auf der Welt bin. —“ Sie sprach ein inbrünstiges Dankgebet und in die Worte desselben hinein läutete eine helle Freudenglocke in ihrem Herzen. Unter diesen Klängen schlief sie ein und schlief so sanft und süß, wie sie seit langer, langer Zeit nicht mehr geschlafen hatte.

Dreizehntes Kapitel.

„Freut euch des Lebens!"

Man hat es tausendmal gesagt, und doch drängt es sich unserer Betrachtung täglich von neuem wieder auf, daß das Narrenspiel des Lebens seine Zugkraft nur den grellbunten Gegensätzen verdanke, aus welchen es sich zusammensetzt. Allerdings ist dieses Narrenspiel überwiegend mehr traurig als lustig, aber als Hersteller des Gleichgewichts ist ja Vater Humor da, der alte und ewigjunge Tröster der Menschheit, der mit dem Munde zu lachen vermag, während ihm die Thräne im Auge steht, der gute Papa, der die über Mühsal und Schmerz seufzenden und schreienden Kinder in salomonische Weisheit einwindelt und die klagenden mit den Worten schweigt: „Was soll der Lärm? Alles ist eitel, wißt ihr? Drücken euch die Schuhe, in denen ihr springen und tanzen müßt? Thun euch die Hühneraugen weh, an den Füßen oder gar am Herzen? Bagatelle, nicht der Rede werth! Ihr habt bei alledem nichts zu thun, als ein paar Jahre mehr oder weniger Geduld zu haben. Dann fällt der Vorhang, die Lampen verlöschen und die ganze Narrethei ist aus." Der gute Papa hat vollkommen recht, aber um „die paar Jahre" ist's doch eine gar eigene Sache: denen,

die mit in spanische Stiefel gepreßten Beinen das große Narrenspiel mitmachen müssen, werden denn doch die paar Jahre lang, sehr lang, entsetzlich lang! Nur den Glücklichen gehen ja die Uhren zu schnell.

Wer in der Nacht, wo im Hause zum Rütli eine That des edelsten Heldenthums gethan wurde, nicht so gut schlief wie die Rosi, das war der Pfarrer von Windgellen. Wunderliche Geschöpfe, die wir sind! Als der gute Milder das Zerwürfniß zwischen Rosi und ihrem Gatten zuerst in dessen ganzem Umfang erfahren, als er sich klar gemacht, wie unheilbar dieser Bruch sei, hatte sich daran eine unbestimmte, aber süße Hoffnung für ihn geknüpft. Wenn die Scheidung wirklich vollzogen würde, könnte es dann nicht geschehen, daß das Herz der unglücklichen, trostbedürftigen Frau ihm sich zuwendete, ihm, der sie so lang und so innig geliebt? Aber diese Hoffnung und was sich von Aussicht auf Glück damit verbunden, war ebenso schnell wieder verschwunden und zwar nicht erst verschwunden bei dem ängstlich-staunenden, wildfremden Blick, womit ihn Rosi angesehen, als er ihr droben am Wildsee so lange Verhehltes gestanden — nein, nicht erst da. Selbst edlen Gemüthern wohnt eine instinktartige Scheu vor dem Unglück inne, und wenn ihnen auch der von Zeus' Blitze getroffene Baum heilig ist, wie er es den frommen Griechen war, so tragen die meisten doch Bedenken, aus dem zersplitterten Stamm eine Hütte sich zu zimmern. Aber eine Hütte, ein Heim will am Ende jeder haben, und so ist es begreiflich, daß sich Milders Gedanken mehr und mehr von der älteren Schwester ab und der jüngeren zuwandten. Und doch machte er sich wieder ein Gewissen daraus, seiner ersten

Neigung untreu zu werden; aber zu seinem Troste fiel ihm dann ein — selbst die besten Menschen sind nicht immer frei von Sophistik — daß er als Breneli's Gatte für Rosi zu thun vermöchte, was ein Bruder nur immer thun könnte. Wär' nur das Breneli erst seine Frau! Aber das war ja auch vorderhand eine bloße Phantasie. Die Rosi könnte sich doch getäuscht haben und — und — kurz, eine ganze Rotte von lauter „und" und „wenn" und „aber" turbulirte und drangsalirte den armen Pfarrer, während er sich schlaflos in seinem Bette hin und her warf. Am Ende mußte sich jedoch diese ganze Rotte vor dem Zaubersprüchlein ducken: „Es wäre doch möglich! Es könnte doch sein!" Jungen Leuten, selbst jungen Pfarrherrn, ist diese Formel sehr geläufig. Aelter geworden, verlernt man sie oder glaubt wenigstens nicht mehr an ihre magische Kraft.

„Ja, es könnte doch sein!" Damit duselte Stephan Milder gegen Morgen zu endlich ein und erwachte denn auch viel später als gewöhnlich. Er wäre auch dann noch nicht erwacht, wenn nicht die alte Klephe [1]), seine „Spetterin" [2]), die ihm Frühstück und Abendkost bereitete und das Mittagessen aus dem blauen Fuchs holte, an die Thüre seiner Schlafstube gepöpperlet hätte, „gäng verwunderet", daß der Herr Pfarrer„ so lang im Nest syg". Der Kaffee stehe auf dem Tisch und binnen einer halben Stunde würde gäng der Leichenzug des alten Schurbaurs das Thal heraufkommen und gäng sei vorhin auch der Strobelchäpi, der Bränntsludi, da gewesen und hätt' neime 'nen Brief gebracht.

---

[1]) Kleophea, welcher kothurnhafte Frauenname in der angegebenen Korrumpirung in der Schweiz sehr häufig ist.

[2]) Aufwärterin.

„Schurbauer, Strobelchäpi, Bränntsludi, Brief?“ brummelte der schlaftrunkene Pfarrer, sich die Augen reibend. „Ach ja, der wird heute begraben, nämlich der Alte aus der Schur.“

Damit fuhr er in seine schwarzen Amtshosen, welche dem in solchen Dingen nicht sehr akkuraten Pfarrherrn die alte Klephe am Abend zuvor fürsorglich hingelegt hatte.

Er war aber immer noch halb im Schlaf und Traum. „'s Vreneli ist ein so allerliebstes, »dundersnettes«, ja noch viel dundersnetteres Vreneli, als sich der gute Hebel nur irgendmal von einem träumen ließ — soviel ist gewiß!“ sagte er mit voller Ueberzeugung vor sich hin und lachte dazu und fiel in eine so angenehme Zerstreuung, daß er ohne Arg, das heißt, ohne es zu merken, über die engen schwarzen Amtshosen noch die weiten grauweißen Sommerbeinkleider anzog, die er zu dieser Jahreszeit zu tragen gewohnt war. Seine übrige Toilette war bald gemacht und so ging er in die Stube hinaus, um sich seinen Morgenkaffee durch den fraglichen Brief, der auf dem Tische lag, nicht versüßen, aber versalzen zu lassen.

Schon das Aeußere des Briefes verstimmte ihn, weil die Adresse, eine nicht unzierliche Frauenhand verrathend, lautete: „Meinem sehr lieben Herrn weiland Seelenhirten, Jugend- und Tugendlehrer Stephan Milder.“ Auch roch das Papier so nach Patschuli und das konnte der Pfarrer nicht leiden. Er vertiefte sich aber doch so eifrig in das Schreiben, daß er nicht beachtete, wie der zahme Staar, welchen er sich als Gesellschafter hielt, mitten in der Zuckerbüchse sich etablirte und da nach Herzenslust wirthschaftete.

Schwarzelsi schrieb dem Pfarrer, unter Anwendung von allerlei krausen und frivolen Redensarten, ihre sonst klaftertief

gewurzelte Tugend sei leider zu Falle gekommen, wie dies ja in dieser sündigen Welt der Tugend überhaupt öfter passire als nicht. Im vorigen Jahr habe es nämlich zu Berlin schon im Oktober Glatteis gegeben und da sei es nicht eben wunderbar zugegangen, daß sie eines schönen Abends ausgeglitscht und gefallen sei. Die Folgen dieses Unfalls würden ihm, dem Pfarrer, ohne Zweifel schon bekannt sein, da es ja in Windgellen eine vortreffliche Zeitung gebe. Zu ihrem Bedauern habe sie in den letzten Tagen die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß der Mann, welcher besagtes berliner Glatteis so schnöde mißbraucht hätte, sie sitzen lassen wollte, indem er seinem feierlichen Versprechen zum Trotz, von Thun aus die nöthigen Schritte zu ihrer Rehabilitation einzuleiten, nichts habe von sich hören lassen. Sie hätte aber weder Zeit noch Lust, sitzen zu bleiben, weder im wörtlichen noch im figürlichen Sinn. Demzufolge sei sie, wann er diese Zeilen lese, schon über alle Berge, welche jemals wiederzusehen sie nicht das geringste Verlangen trage. Seien ihr doch die letzten vierzehn Tage unendlich lang geworden, noch um einen ganzen Zoll länger als der Bart der berühmten Jungfer Bibbeli. Das hätte sie nicht länger prästiren können, nicht um tausend Dutzend Ruodis willen. Er, der Pfarrer, und wohl auch noch andere Leute seien sicherlich so billig und christlich, einzusehen, daß sie sich mit dem Kinde, das übrigens getauft sei und Rudolf heiße wie sein Vater, nicht habe schleppen können, um so weniger, da sie nicht ganz sicher gewesen, ob ihr guter alter närrischer Baron und Großpapa von der Schnarrbitz für dieses schweizerische Produkt auch so eine große Zuneigung empfunden haben würde wie für anderes Schweizerspielzeug. Sie habe

daher, in Abwesenheit des Vaters, gestern Abend das Kind einstweilen der Rosi ins Haus gestellt. Die Rosi habe sich ja ohne Zweifel schon lange ein Kind gewünscht und das ihr jetzt über Nacht bescherte sei ein allerliebstes Püppchen. Durch dieses simple Arrangement sei ihr, der Elsi, von einem und der Rosi zu einem Kinde und also sei beiden geholfen. Im übrigen empfehle sie sich der öffentlichen Meinung von Windgellen zu Gnaden und — auf Nimmerwiederkehr.

„Die Rabenmutter!" brach der Pfarrer zornig los. Fast hätte er gesagt: „Das Rabenaas!" Es gibt Dinge, über welche selbst ein Milder wild werden kann, werden muß und unser guter Pastor war wenigstens früher keiner von denen gewesen, in welchen sich die Zornesader nie regt. In der ersten Zeit nach seiner Ordination hatte er in einer Gemeinde im Emmenthal vikarisirt und da war es ihm begegnet, daß er als Katechet über einen Bauernjungen wild wurde, der nicht nur vernunftwidrig, sondern so zu sagen polizeiwidrig vernagelt war. Was hatte sich der Vikar Mühe gegeben, wenigstens den einen oder andern von den berühmten Sprüchen der Bergpredigt in dem Tohuh-Wabohu dieses Schädels anzusiedeln! Umsonst. Da riß ihm endlich die Geduld, und während er dem hoffnungsvollen Jungen zum hundertsten mal den Spruch vorsagte: Seid sanftmüthig von Herzen u. s. w., schlug er ihm zugleich das Buch nach Noten um die Ohren. Da er nicht ohne Sinn für das Komische war, konnte er an diesen Akt evangelischer Sanftmuth nie zurückdenken, ohne innerlich zu lachen. Aber derselbe war auch eine große Lehre für ihn geworden. Er hatte doch den Vernagelten nie mehr ansehen können, ohne sich im stillen

vor demselben zu schämen, und so hatte er jener theologischen Sanftmuth entsagen gelernt, welche im kleinen Stil dumme Jungen beohrfeigt und im großen die Weltgeschichte mit einem von Scheiterhaufenflammen roth angestralten Meer von Blut und Thränen erfüllt hat.

Derweil hatte es drüben auf dem Kirchthurm zu läuten begonnen und der Pfarrer warf den Brief auf den Tisch, was für den Staar eine Andeutung war, seine Razzia in der Zuckerbüchse zu beendigen. Er flog auf die Ofenstange und, höchlich zufrieden mit seiner Morgenarbeit, pfiff er hellauf die Melodie: „Freut euch des Lebens!"

„Ja, freut euch des Lebens!" sagte der verstimmte Milder. „Du hast gut pfeifen, du! In der Vögelwelt gibt es keine ausgesetzten Kinder, keine Rabenmütter. Und doch — Kukuksmütter. — 's ist ein Elend — Aber jetzt möcht' ich nur wissen, wo meine schwarzen Hosen stecken."

Er war in das Schlafzimmer getreten und suchte dort nach dem fraglichen unentbehrlichen Stück seines pfarramtlichen Anzugs. Es war hohe Zeit, denn schon kam die alte Klephe herein mit der Meldung, daß der Leichenzug auf dem Kirchhof angelangt sei.

„Ich komme schon, auf der Stelle. — Aber, Klephe, wo sind denn nur meine schwarzen Hosen?"

„Herr Jessis, jetzt hat er noch nit einmal die Pfarrershosen an!"

„Wo habt Ihr sie denn?"

„Ich? Ich hab' sie gäng nit an, ich! Sie müssen neime dort neben dem Bett liegen, wo ich sie gestern z' Obig hing'legt."

„Sie sind nicht da. Helft mir doch suchen! 's pressirt!"

„Fryli, fryli, Herr Pfarrer. Sie läuten ja da drüben, daß ahsograd d' Glocke zerspringen möcht'."

Große, eilfertige, fliegende Untersuchung, da, dort, hüben, drüben, Kasten-Auf- und Zuschlagen, Umkehrung aller Ordnung, vollständige Anarchie.

„Die Hosen!" rief der Pfarrer.

„Die Hosen!" jammerte die alte Klephe.

„Hosen!" echote der Staar.

„Klephe, wo bleibt denn der Herr Pfarrer?" rief eine Stimme drunten an der Treppe.

„Herr mynes Lebens, jetzt kommt noch 's Bibbeli dazu!" ächzte die alte Frau.

Und richtig, schon erschien die Gestalt der ehrsamen Jungfer in ihrer ganzen Länge unter der offenen Stubenthüre. Drüben auf dem Kirchhof stand harrend der Leichenzug und der Pfarrer kam nicht. Das hatte was zu bedeuten. Die Zytig vo Windgellen witterte ein Ereigniß. Es hatte sie herübergetrieben und herauf.

„Schön guten Morgen, Herr Pfarrer. Nichts für ungut. Wollte nur sagen, die Leich' —"

„Ich weiß, ich weiß. — Aber die Sache ist, ich kann meine Hosen nicht finden."

„Seine schwarzen Hosen!" erklärte die Klephe außer sich.

„Er kann seine schwarzen Hosen nicht finden?" erwiderte Bart-Bibbeli tragisch und hätte gern die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen, wenn sie nur nicht in der einen Hand das Sacktuch und in der andern das Gesangbuch gehabt hätte.

„Aber, Herr Pfarrer", sagte die Klephe, sich ermannend. „Ihr habt ja noch ein anderes Paar. Die alten, wißt Ihr?"

„Richtig, richtig; wo sind sie? Geschwind her damit! — Aber halt, da fällt mir ein, ich habe sie, glaub' ich, vor etlichen Tagen einem armen Handwerksbursch gegeben, den sein Unstern da herauf verschlagen hatte."

„Herr Jessis, Herr Jessis! Jetzt hat er die anderen verschenkt. Ja, so ist er! Der gäb' gäng alles weg. — Aber wo sind denn die neuen Hosen? Sie können doch nit wegg'flogen sein? Man möcht' ja nu ahsograd' verzwarzle und verräble."

„Das ist 'ne G'schicht'!" bemerkte Bart=Bibbeli sentenziös.

„Zum Tollwerden!" der unglückliche Pfarrer.

„Freut euch des Lebens!" schrie der Staar wie besessen auf seiner Ofenstange.

Das schlug dem Faß den Boden aus. Milder mußte hell hinauslachen.

„Herr Jessis, jetzt lacht er gar noch! Hat man je so was verlebt?"

„Aber, Herr Pfarrer, was werden die Leut' denken? Die Leich' kann doch nit länger warten. 's ist gäng grüsli! Nit drum, ich mein', der alt' Schurbaur könnt' neime auch in Himmel kommen, wenn Ihr ihm in so helli Hösli d' Leichenpredigt haltet."

„Weise gesprochen, Jungfer Bibbeli, weise wie Salomo. Alles ist eitel, wißt Ihr? Sogar die schwarzen Hosen."

Und in komischer Verzweiflung wollte er sich in seine Stiefel stürzen.

Da, als er zu diesem Zwecke die hellen Sommerhosen hinaufstreifte, kamen darunter die theologischen schwarzen zum Vorschein.

„Viktoria!“ rief er aus.

„Hat man je so was g'sehen?“ sagte s' Bibbeli hinausgehend. „Er hat zwei Paar Hosen an und merkt's nit!“

Die Zeitung konnte es kaum erwarten, bis der alte Schurbauer im Grabe war. Hunderttausend Paar Hosen, schwarze und hellgraue, baumelten ihr vor den Augen, vor der Seele. Oh, das gab wieder mal einen Geschäftstag für sie! Kaum war die Ceremonie vorüber, lief die erweckliche und erschreckliche Hosengeschichte wie ein Lauffeuer durchs Dorf. Die Windgellener lachten, aber die Zytig nahm die Sache nicht so leicht. Das sei gar nicht so lächerlich, meinte sie. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Sie wolle zwar nichts gesagt haben, sie, gar nichts. Sie sei keine so eine, die ihre Freude dran habe, ihre Mitmenschen in üble Nachrede zu bringen, und vollends gar so 'es Männli, wie der Herr Pfarrer sei. Aber man werde schon sehen, wie das noch ausländen würde, man werde schon sehen. Sie hätte es ja schon längst gemerkt, daß es dem braven Herrn nummeeinisch rabbeln müßte. Er sei ja immer so ernsthaft und traurig gewesen und jetzt fang' er plötzlich an, hellauf zu lachen, und hab' in hellgrauen Hosen, in Sommerhosen eine Leichenpredigt thun wollen. Nur ihre Dazwischenkunft habe dieses Spektakel verhütet. Der arme Herr hätte eben heiraten sollen, ja, das hätte er. So allein in seinem Pfarrhaus hab' er sich überstudirt. Das ginge gäng so. Sie habe mal einen verflixt gescheiden Mann sagen hören, von dem

ewigen Bücherlesen wüchse gäng der Verstand, aber rückwärts wie ein Kuhschwanz. Sie könne aber nichts dafür, sie hätte es dem armen Herrn mängist [1]) deutlich merken lassen, daß er beizeiten heiraten sollte, wie andere Pfarrer auch. Jetzt habe man's, jetzt sei er letzköpfig und man würd's erleben, daß er mal drei Paar Hosen oder so viel er nur immer hätte, über einander anthäte oder aber gar — pfüdi, sie mög's kaum denken, es sei eine g'schämige Sach' — eines Sonntags ohne Hosen auf die Kanzel käme. Doch, wie gesagt, sie wolle nichts gesagt haben, sie; aber man würd's sehen, man würd's schon sehen.

„Was wird man sehen, alt's Bibbeli?" schrie der Wirth zum blauen Fuchs, in dessen Küche die Zytig ihren Leitartikel über die pfarrherrliche Hosenfrage zum besten gab. „Was wird man sehen? Das wird man sehen, daß deine Zahnluck' gäng allwyl größer und dein Bart allwyl länger wird."

Bibbeli hob die Augen gen Himmel und warf dann ihrem Vetter, dem Fuchswirth, einen Blick zu, einen Blick, wie ihn etwa der Prophet auf das dem Untergang geweihte Ninive geworfen. Hierauf schritt sie mit schweigsamer Majestät hinaus. „Es liebt die Welt, das Stralende zu schwärzen" — würde sie gedacht haben, wenn sie nur den Vers gekannt hätte.

Inzwischen war der Pfarrer zur Zwihl hinaufgegangen, Schwarzelsi's Brief in der Tasche. Er wollte mit der Zwihlbäurin darüber reden. Er wollte aber noch über etwas anderes reden, nicht mit der Zwihlbäurin, wenigstens nicht in erster Linie, aber mit dem Vreneli.

Als er nach der Bestattung des Schurbauers heimkam und

[1]) Manches mal.

den Kirchenrock abthat, mußte er noch einmal herzlich über die Scene lachen, die zuvor von ihm und der Klephe und dem Bibbeli und dem Staar aufgeführt worden, und als er ausgelacht, meinte er:

„Meine liebe Mutter selig hat ja oft gesagt, wenn man etwas recht Wichtiges vorhabe, so soll man es ausführen an einem Tage, welcher recht lustig angefangen. Nun, die Geschichte mit den verwunschenen Hosen war lustig genug. Der Brief freilich — aber einerlei, probir's mal, Stephan, probir's!"

So ging er denn, es zu probiren.

In die große Stube des Zwihlhofs getreten, fand er dieselbe leer und wollte eben die zur Küche führende Thüre öffnen, wo er Geräusch hörte, als dieselbe von draußen aufging und mit vorgebundener weißer Küchenschürze 's Vreneli hereintrat.

Es war doch auf und eben so ein hebel'sches „Herli", das bundersnette Meitschi! Nicht geputzt, aber doch so frisch und sauber in den weißen Hemdärmeln und dem rothen Brusttuch wie ein Vögeli, akkurat wie ein Vögeli.

Dem Pfarrer ward es siedend heiß, als er sich dem Mädchen so plötzlich allein gegenüber sah. Er hatte den ganzen Weg her eine schickliche Anrede einstudirt; die war aber jetzt bis zum letzten Buchstaben aus seinem Gedächtniß verschwunden, verdunstet, rein weg. Er drehte den Hut in den Händen, mit einem Eifer, als wär' ihm aufgegeben worden, die Krämpe wegzudrehen.

Seine Verlegenheit machte auch das Mädchen verlegen, auf dessen Wangen die Farben rasch wechselten. Aber nicht für lange. Die Frauen haben einen merkwürdig schnellen Ueberblick und finden sich unschwer zurecht.

„Mein Müetti wird sogleich da sein, Herr Pfarrer“, sagte Vreneli. „Sie ist neime nur in den Heugaden hinüber. Ich will sie rufen.“

„Ja, thut das, Vreneli, das heißt, ich kann schon warten, ich—“

„Ihr wollt doch mit dem Müetti reden, Herr Pfarrer?“

„Eigentlich ja, indessen — nun ja, ich wollte auch mit Euch reden, Vreneli.“

„Mit mir?“

„Ja, und — seht, ich kann nicht lange hinter der Hecke halten und so will ich es denn gerade heraussagen, daß ich als Freiwerber komme.“

Das Wort traf Vreneli schwer. Es ist in dem Thal von Windgellen der Brauch, daß namentlich in Fällen, wo die Heiraten nicht Herzens-, sondern Konveniensache sind, der Heiratslustige durch einen guten Bekannten die Anfrage an seine Erwählte thun läßt. Vreneli wurde bleich und schlug die Augen nieder. Aber als sie dieselben wieder erhob und bang forschend den Pfarrer ansah, kehrte die Röthe auf ihre Wangen zurück und in den allerliebsten Grübchen derselben kicherte der Schalk.

„Als Freiwerber kommt Ihr?“ fragte sie. „Für wen?“

„Oh, ich glaube sagen zu dürfen: für einen ordentlichen Mann. Wenigstens wird man ihm nicht gar viel übles nachreden können.“

„Ich meinte —“

„Was meintet Ihr, Vreli?“

Wie sprach er nur diese vertrauliche Abkürzung ihres Namens so gar eigen! Er hatte dieselbe auch noch gar nie ihr

gegenüber gebraucht. Es klang so gut, so lieb, so süß! Die Jugend hat solche seelenlösende Laute und Akcente in der Brust, die Jugend und das Glück.

„Ich meinte — aber ich darfs nit sagen.“

„Oh, Ihr dürft mir alles sagen, Vreli.“

Schon wieder „Vreli!“ Nun wohl, da mußte es schon heraus.

„Ich meinte“, stammelte sie hochroth, „ich meinte, Ihr wolltet für Euch selber sprechen.“

„Und wenn ich's wollte, Kind, wenn ich's wollte?“

„So würd' ich sagen: Thut es in Gottesnamen!“

„In Gottesnamen denn: Vreli, wollt Ihr meine Frau werden?“

„Ja, und von ganzem Herzen und von ganzer Seele ja und tausendmal ja!“

Der arme Hut mit seiner mißhandelten Krämpe fiel auf den Boden, denn der Pfarrer hatte jetzt etwas anderes zu halten.

Es ward ihm doch recht „himmelhochjauchzend“ zu Muthe, als er das frische, schöne, vor Wonneüberschwang lachende und weinende „Chind“ von neunzehn Jahren in den Armen hielt.

Die Glücklichen! Auch sie umklang jetzt das alte Hohelied, welches in seiner ganzen Kraft und Glut nur einmal dem Menschen tönt und für neunundneunzig Paare von hunderten so bald verklingt, wenn nicht gar in trübsälige Dissonanz umspringt. Und dennoch, wer es nie gehört, der darf auf die Frage: „Was thust du denn eigentlich in der Welt?“ mit gutem Grund zur Antwort geben: „Ich weiß es selber nicht.“

Die Zwihlbäurin, welche unter der offen gebliebenen Küchenthüre erschien, ohne daß die beiden sie wahrnahmen,

mußte wohl auch etwas von dem Liede hören; denn sie schien die Gruppe, welche sie vor sich erblickte, gar nicht mit Mißfallen anzusehen, im Gegentheil, ganz im Gegentheil.

Endlich that sie einen Schritt vorwärts in die Stube und die Liebenden mußten jetzt wohl auch wieder in die Wirklichkeit zurückkehren.

„Werthe Frau Leuenberger", hob der Pfarrer an.

Aber Vreneli ließ ihn nicht vollenden. Das Antlitz voll Glut und Glück und die Hand des geliebten Mannes festhaltend, lachte sie der Mutter entgegen:

„Müetti, lieb's Müetti, lueg', der Recht' ist kommen!"

„Ich seh's, Kind, ich seh's und gäng mit Freuden. Und loset, Herr Pfarrer, ich darf wohl sagen, 's Vreli wird ein brav's Fraueli werden und bleiben, wenn Ihr gut mit ihm seid."

„Wie könnt' ich anders? Nicht wahr, Vreli, du vertraust mir?"

„Von ganzem Herzen, lieber Stephan."

„Ja, das thut sie fryli, Herr Pfarrer. 's ist kein falsch Aederli im Vreneli. Aber, Kinder, die Sach' hat neime doch ein Häkli."

„Ein Häkli?" erwiderten die Verlobten aus einem Munde.

„Ja, aber seid nur nit gleich so erschrocken. Lueget, 's ist so. Du weißt, Vreli, der Vater selig hat uns noch auf dem Todbett anbefohlen, die Zwihl nit in fremde Händ' kommen zu lassen. Nun hat aber das arm' Rosi keine Kinder und du, Vreli, wirst Frau Pfarrerin. Ich wüßt' wohl 'nen Ausweg, Chind, wenn mir dein Hochzyter ebbis versprechen wollt'."

„Von Herzen gern, liebe Mutter“, sagte Milder. „Was wollt Ihr, daß ich verspreche?“

„Daß Ihr den ersten Chnaben oder mira auch den zweiten, den Euch ’s Vreli bringt, zu ’nem rechtschaffenen Bauersmann erziehen wollt. So blieb die Zwihl doch im leuenberger Blut und könnt’ ich mei’m Kuori, wenn ich wieder zu ihm komm’, sagen, daß sein letzter Wille getreuli erfüllt worden.“

„Es soll so sein!“ erwiderte ernst der Pfarrer, der Mutter die Hand hinreichend. Und scherzend fügte er, zu seiner Braut gewandt, hinzu: „Du wirst mich mit meinem Versprechen nicht zu schanden werden lassen, Vreli, nicht wahr?“

Die erröthende Braut antwortete nur mit einer Senkung der Wimpern, aber diese Antwort stellte den glücklichen Pfarrer vollkommen zufrieden.

Nachher brachte er den Brief Schwarzelsi’s zur Sprache, dessen Inhalt Mutter und Tochter sehr bestürzt machte. Da kam aber gerade die Rosi selber, und das gefaßte und sichere Auftreten der jungen Frau verwunderte die drei nicht wenig. Sie hatten Verzweiflung erwarten müssen und fanden jetzt nur milde Gefaßtheit. Es entging dem Pfarrer auch nicht, daß die Haltung Rosi’s wieder viel aufrechter als seit langem und daß ein Hauch der früheren Rosenfarbe auf ihre bleichen Wangen zurückgekehrt sei.

Natürlich wurde die ältere Tochter des Hauses von dem so eben eingetretenen frohen Familienereigniß sofort in Kenntniß gesetzt. Ihrer jüngeren Schwester zärtlich zugethan und voll Hochachtung vor Milders Charakter, sah sie damit einen lange gehegten Wunsch erfüllt. Ihre Freude war groß und

innig rührte sie es, als der Pfarrer sie mit einfacher Herzlichkeit bat, ihn von jetzt an als ihren Bruder zu betrachten und zu halten. Sie erzählte dann in ihrer ruhigen Weise ihre Erlebnisse während der letzten Nacht. Was sie dabei gelitten, wie sie gekämpft, wie sie gesiegt, verschwieg sie; aber ihre Zuhörer fühlten das alles mit, ohne daß sie davon sprach. Daß sie hätte handeln müssen, wie sie gehandelt, setzte sie als selbstverständlich voraus und eröffnete schließlich ihren festen, unabänderlichen Entschluß, dem Findling Mutter zu sein und denselben in aller Form an Kindesstatt anzunehmen.

„Dein Herz hat dir gut gerathen und du hast das beste erwählt, liebe Schwester Rosi", sagte der Pfarrer tiefbewegt. „Segen über dich!"

Die Zwihlbäurin schüttelte den Kopf, aber es geschah nur aus Verlegenheit, wohin sie mit ihren feuchten Augen sollte.

„Ich hätt' das nit gekonnt, Rösli", sagte sie, und Vreneli fügte hinzu: „Arm's, arm's Rösli, ich glaub', ich hätt's auch nit gekonnt."

„Oh, Vreli, du und 's Müetti ihr hättet grad' so gethan, wäret ihr an meiner Stelle gewesen und hätt' euch das arm' Kind so ang'luegt wie mich. Was hätt' ich denn anderes thun können?"

Vierzehntes Kapitel.

Die gesprungene Saite.

Rosi war darauf gefaßt, zu erfahren, daß Schwarzelsi sich nicht ohne einen Begleiter auf den Rückweg nach Berlin gemacht habe. Sie hatte ja droben hinter der Bilgismatte mitanhören müssen, wie die beiden, Elsi und Ruodi, künftig mitsammen in der genannten Stadt leben wollten. Freilich deutete der Brief an den Pfarrer an, daß Elsi mit derselben Leichtfertigkeit, womit sie ihr Kind verlassen, auch dessen Vater aufgegeben habe. Aber was war einem solchen Geschöpfe überhaupt zu glauben? Ohnehin hatte aller Wahrscheinlichkeit nach ihr Weg sie über Thun geführt und da würde sie den verleiteten Mann wohl abgeholt haben.

Hierin irrte sich aber Rosi ganz und gar. Schwarzelsi war allerdings über Thun gereis't, aber in aller Eile, und hatte sich wohl gehütet, den Ruodi aufzusuchen. Sie war fertig mit ihm, sobald sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Charakterschwäche des Mannes sie verhindern würde, den Zweck zu erreichen, um dessen willen sie ins Thal von Windgellen gekommen. Zur Entschädigung für diesen Fehlschlag ergötzte sie sich an dem Gedanken, an der Verhaßten, die ihr als halbwüchsigem Kind eine brennende Eifersucht eingeflößt hatte, vollwichtige Rache ge-

nommen zu haben. Auch war es doch der prächtigste „Jux" von der Welt, wie sie ihr Kind nicht nur losgeworden, sondern dasselbe auch der Nebenbuhlerin aufgehals't hatte. Der Ruodi interessirte sie weiter nicht mehr. Hatte er sich doch, meinte sie, während ihrer Anwesenheit in der Höllenschwärz gar so miserabel benommen! Auch hatte es sie angewidert, den Ruodi mit dem Strobelchäpi trinken zu sehen, und endlich war sie eine echte Loretten=Natur, deren zigeunerisches Blut lebhaft neuen Abenteuern entgegenpulsirte. So war sie gegangen, ohne es auch nur der Mühe werth zu halten, den Ruodi davon in Kenntniß zu setzen.

Ein paar Tage darauf kehrte dieser aus dem Dienst nach Hause und traf seine Frau allein in der Stube. Er mußte unterwegs endlich seinen Entschluß gefaßt haben, denn kaum hatte er Waffen und Gepäck abgelegt, als er mit aller Fassung, welche er aufzubieten vermochte, anhob:

„Los', Rosi, so kann es nicht länger gehen. Du mußt alles wissen —"

Sie unterbrach ihn, indem sie, von ihrer Arbeit — sie nähte Kinderzeug, was er aber nicht beachtet hatte — aufstehend, sagte:

„Ich weiß alles. Komm'!"

Sie winkte ihm und er folgte ihr in das Hinterstübli, wo er mit Ueberraschung ein Bett aufgeschlagen und neben demselben die Wiege stehen sah.

Rosi schlug sachte das grüne Tuch zurück, welches über den Wiegenbogen gebreitet war, und der treulose Mann erblickte sein schlafendes Kind.

Er fuhr mit einem Schrei zurück, der ihm in der Kehle erstickte.

„Lueg'", sagte sie mit jener einfachen Erhabenheit, von welcher nicht die Kunst, sondern nur die Natur weiß, „lueg', Ruodi, deine Prophezeiung ist erfüllt. Noch sind nicht zwei Jahre um und da liegt ein Chnäbli in der Wiege."

Der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne und er konnte nur eine flehende Gebärde mit der Hand machen.

„Seine Mutter", fuhr sie fort, „hat mir das Kind nachtschlafender Weile ins Haus gestellt. Da hab' ich es in meine Arme genommen und hab' das Gelübd' gethan, ihm Mutter zu sein, und das will ich halten, so mir Gott helfe. — Und jetzt los', Ruodi, ich bitt' dich, fass' dich und merk', was ich sag'. Um des Kindes willen, um deines Kindes willen, welches auch das meine sein soll, wollen wir, wenn dir's recht ist, mitsammen fortleben, als wäre nichts geschehen, und wollen Eheleute bleiben vor den Leuten. Aber unter uns, Ruodi, unter uns kann es nicht mehr sein wie früher. Verlang' das nicht, Ruodi, verlang' das nicht — es brächt' mich um! 's ist ebbis abenand[1]) da innen in mir. Ob es wieder zusammenheilen wird oder kann, ich weiß es nicht. Die Zeit, sagt man, heil' alles, und ich will dran glauben, ich will dran glauben. Aber rühr' du jetzt nicht daran, nur um das bitt' ich dich!"

Sie sprach das, wenn auch ernst, doch milde. Aber gerade diese Milde, diese Großmuth erdrückte den unglücklichen, schon

[1]) Auseinander, zerbrochen.

lange haltlos gewordenen Mann, so daß er ganz in sich zusammenbrach. In dieser qualvollen Stunde ward er sich erst recht klar bewußt, was er besessen, was er verrathen, was er verloren.

Vernichtet warf er sich seiner Frau zu Füßen, umfaßte flehend ihre Kniee und konnte nur schluchzend das Wort „Verzeihung!" hervorstammeln.

„Ich habe verziehen", sagte sie, sanft seine Hände lösend und ihn aufrichtend, „dir und auch der, welche ihr Kind und dich so leichtfertig verlassen konnte. Ja, ich habe verziehen. Wäre sonst das Kind hier? Woher hätt' ich sonst die Kraft genommen, es mein Kind zu nennen, unbekümmert, was die Leute dazu sagen? Laß auch du sie reden. Nie sollst du ein Wort des Vorwurfs von mir hören, nie! Aber sei ein Mann, Ruodi, sei ein Mann! Werde wieder brav und gut, noch ist es Zeit, und lueg', wir haben ja jetzt ein Kind!"

Er konnte nicht hinsehen, wie sich Rosi zu dem inzwischen erwachten Kinde neigte, wie der Kleine, der seine zärtliche Pflegerin schon kannte, die Händchen nach ihr ausstreckte und wie sie ihn mit Liebkosungen bedeckte. Nein, er konnt' es nicht mitansehen. Er fühlte auch, daß er seine Augen nie mehr zu denen seiner Frau erheben könnte, nie mehr!

Einige Wochen lebte er so hin. Er hielt sich zu Hause und versuchte seine Arbeiten wieder aufzunehmen. Aber er war wie ein Schlafwandler und alles mißrieth unter seinen matten Händen. Das Hinterstübli floh er. Das Kind war ja dort — ein athmender Gewissensbiß. Zur Zwihl hinaufzugehen konnte er nicht über sich bringen. Wenn die Zwihlbäurin oder

das glückliche Vreneli ins Rütli herabkamen, verschloß er sich ängstlich in die Oberstube.

Rosi war freundlich und gütig gegen ihn und sparte weder tröstlichen Zuspruch noch verständige Ermunterung. Aber dabei ließ sie es. Eine von geliebtester Hand so tief geschlagene Herzenswunde, wie sie eine empfangen, heilt nur langsam, wenn sie überhaupt jemals wieder heilt.

Es sei da innen in ihr ebbis abenand, hatte sie gesagt und so war es. Sie hatte damit gemeint, die Saite des innigsten Vertrauens sei in ihrer Seele gesprungen, und wenn die gesprungen, knüpft kein Gott sie wieder so zusammen, daß sie den früheren reinen und vollen Klang gäbe.

An einem der ersten Septembertage — es war der vierte Jahrestag, seit Ruodi die Rosi von der Zwihl ins Rütli heimgeführt — trat er, zur Jagd gerüstet, vormittags zu seiner Frau in die Stube.

„Willst du denn heute auf die Jagd?" fragte sie, etwas verwundert, da er diesem seinem früheren Lieblingsvergnügen schon lange nicht mehr nachgegangen.

„Ja, Rosi, ich muß wieder mal in die Berge hinauf."

Und nach einigem Bedenken fügte er unwillkürlich hinzu, was ihm bittere Reue eingab:

„Hätt' ich nur unsere Berge nie verlassen und dich! Aber es ist nun schon so, ja, es ist nun schon so. — Weißt aber, Rosi, heut' vor vier Jahren —"

„Heut' vor vier Jahren? Was meinst?"

„War unsere Hochzeit."

Oh, das war eine schmerzliche Erinnerung für die arme

Rosi. Wie war alles, alles anders gekommen, als sie damals geträumt, gehofft, geglaubt!

„Unsere Hochzeit? Es ist ja wahr!"

Sie schaute betroffen auf und innigstes Mitleid schmolz ihr Herz, als sie bemerkte, wie gebeugt der einst so stattliche Mann vor ihr stand und wie er nur noch so in seinen Kleidern hing.

„Los', Ruodi", sagte sie, „geh' heut' nicht jagen. 's ist stürmisch Wetter und der Föhn weht so grüsli."

„Oh, das macht nichts. Grad' bei solcher Witterung kommen die Gemsen gern weiter herab als sonst. Ich will zum Gummgletscher, wo ein guter Standort ist. Gib mir noch deine Hand, Rosi. Das wird mir Glück bringen."

„Da!"

Ermuthigt durch den leisen Gegendruck ihrer Hand, beugte er sich zu ihr herab und sie ließ es geschehen, daß sein Mund den ihrigen berührte. Aber ihre Lippen waren kalt und regten sich nicht unter den seinigen.

Unter der Thüre blieb er stehen und sah nach ihr zurück.

„Du thätest besser, heute nicht zu gehen, Ruodi", sagte sie. „Aber wenn du durchaus willst, so nimm dich doch recht in acht auf deinen Wegen."

Es lag Güte und Besorgniß in dieser Mahnung, als käme sie von den Lippen einer Schwester; aber keine bebende Zärtlichkeit. Wenn er in früheren Tagen zur Gemsjagd ausgezogen, oh, da war's anders gewesen!

In diesem Augenblicke hörte man durch die geöffnete Thüre das Kind vom Hinterstübli her weinen und Rosi eilte hinüber.

Das Kind! das Kind! — Es trieb ihn fort.

Als Rosi mit dem Kleinen auf den Armen zurückkam, war Ruodi gegangen.

Ja, er war gegangen und — kehrte nicht wieder.

Weit droben in der Oede, in einem wilden Tobel, auf dessen Grund ein Eisarm des Gummgletschers lastet, fand am folgenden Tage ein Geißbub den Ruodi Zurflüh, der kalt und starr auf dem Eise lag, mit gebrochenem Rückgrat.

Ueber der Stelle, wo er lag, erhebt sich zu schwindelnder Höhe das Nägelisgrätli, ein schmaler, scharfzulaufender Felskamm, dessen Scheitel über den Gletscher zu seinen Füßen hoch heraushängt, ein den Gemsjägern der Umgegend wohlbekannter, aber gefährlicher Steig, der von dem Gumm in die Schluchten des Glanzhorns herüberführt.

Da droben mußte ihn der heftige Wind, der gestern wehte, erfaßt haben. Da mußte sein Fuß ausgeglitten sein zum rettungslosen Sturze.

Oder?

Ach, dieses Oder? es wühlte wie ein Schwert in der Brust Rosi's. Wenn sie ihn doch zurückgehalten, wenn sie seinen Abschiedskuß erwidert hätte?

Sie fühlte, sie hätte es thun sollen, thun müssen.

Jetzt, als man ihr den Todten gebracht, als sie sich aufschreiend über ihn warf, als sie seinen bleichen Mund küßte, als sie seine Stirne, an welcher das blutgetränkte Haar festgeklebt war, mit ihren Thränen badete — jetzt liebte sie ihn wieder!

Am Tage der Bestattung ihres Gatten fiel sie in ein hitziges Fieber, das diesem schwer, zu schwer geprüften Herz jene Ruhe bringen zu wollen schien, wie nur das Grab sie sichert. Aber

sie genas unter der liebevollen Pflege der Mutter und Schwester.

Als sie aus den Fieberphantasieen wieder ins Bewußtsein zurückkehrte, war ihr erstes Wort: „Das Kind! Sein, mein Kind!" Man brachte es ihr, und als der Kleine sie anlächelte, fühlte sie, daß sie noch leben könne, leben müsse. Der geliebte Todte hatte ihr ja ein Vermächtniß hinterlassen, das ihrer bedurfte.

An dem Stabe dieser Pflicht rankte sich ihr Dasein wieder empor, nicht mehr zu seiner vollen Höhe, aber doch zu jener ruhigen Ergebung, die sich über schwergeprüfte edle Gemüther herbreitet wie nach vertos'tem Gewitter die Abendstille über die Landschaft.

Bevor der Winter einbrach, wurde in der Zwihl eine recht stille Hochzeit gefeiert. Das war ganz im Sinne Milders und Vreneli hatte es ausdrücklich so verlangt, damit die kaum wieder genesene Schwester auch dabei sein könnte, ohne daß ihr das Herz zu schwer würde.

Als das Pfarrhaus von Windgellen durch die Anwesenheit einer Frau Pfarrerin endlich ein rechtes Pfarrhaus geworden — zur nicht geringen Genugthuung der ehrsamen Jungfer Bibbeli — zog Rosi, den vereinten Bitten der Ihrigen nachgebend, mit dem Kinde zur Mutter in die Zwihl. Aber sie that das erst, nachdem sie eines Tages ihre Mutter unversehens überrascht hatte, wie diese mit großmütterlicher Zärtlichkeit den kleinen Ruodeli in den Armen wiegte.

Eine große, noch während Vreneli's Brautstand in Ordnung gebrachte Angelegenheit war es ihr, die Adoption des Kindes in

aller Form vollzogen zu wissen. Als die Sache durch den Pfarrer auf dem Bezirksamt bereinigt wurde, fragte ihn nach vernommenem Bericht der nicht wenig verwunderte Statthalter:

„Aber ist die gute Frau auch völlig zurechnungsfähig?"

„Zurechnungsfähig?" erwiderte Milder. „Ja wohl! Aber ihr Rechnungsfaktor war und ist ihr selbstloses, lauteres, treues Herz."

Brunhild.

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.
Volkslied.

1.

Brunhild.

Die Ränder des kleinen Sees liegen im Schattendüster ihrer Weidenumbüschung, aber gegen die Mitte des kaum merkbar gekräuselten Wasserspiegels hin glüht eine rothgoldene Lichtmasse, von der höher und höher über die östlichen Berge emporsteigenden Morgensonne dorthin geworfen. Auf dieser lichten Stelle haftet, kaum weniger stralend, ein großes dunkles Mädchenaugenpaar, welches unter einer prachtvoll gebauten Stirne träumerisch hervor- und auf den See niederblickt.

Sie ist fast zu bedeutend, zu gedankenmächtig modellirt, diese Stirne. Sie würde das Haupt eines Mannes zieren, während sie die Harmonie der Schönheit ihrer Besitzerin mehr stört als erhöht. Ueberhaupt ist diese Schönheit eine durch Kontraste wirkende. Das germanische Haar mit seinem Goldschimmer stimmt nicht zu den dunkeln Brauen von orientalisch kühner Schweifung, welche sich mitunter an der Nasenwurzel zu einem Ausdruck des Stolzes und Trotzes zusammenziehen, der mit dem anmuthigen Lächeln des reizend geschnittenen Mundes gar nicht zu reimen ist. Auch die schwarzen Augen mit

ihrem intensiven Sammetglanz müssen fast wie Fremdlinge erscheinen in einem Antlitz, auf dessen durchsichtiger Weiße das Inkarnat frischester Jugendblüthe liegt wie das Morgenroth auf dem Firnschnee. Und doch, trotz alledem, muß die Erscheinung der jungen Schönen, wie sie so dasitzt auf der Bank am Fuße des halbzerfallenen Wartthurms der Burgruine, mit von den Schultern geglittener Mantille, die Hände über dem auf ihren Knieen ruhenden Strohhut leicht gefaltet, ja, sie muß auf den Betrachter einen fast unwiderstehlichen Zauber üben.

Man merkt, es ist da ein Eigenartiges, eine auf sich gestellte Natur. Es geht von dieser vornehm eleganten, nicht allein inbetreff der Toilette vornehm eleganten Mädchengestalt ein Ton und Duft stolzer und herber Jungfräulichkeit aus, etwas abweisendes, um nicht zu sagen abstoßendes, das aber auf wahlverwandte Seelen nur um so anziehender wirken wird. Ein über die Jahre der Empfänglichkeit oder wenigstens der Entzündbarkeit hinausgekommener Beobachter dürfte sagen: „Eine ungewöhnliche, eine merkwürdige Erscheinung! Vielleicht eine Schönheit ersten Ranges, vielleicht einer jener weiblichen Dämonen, welche geschaffen sind, die Männer rasend zu machen; jedenfalls aber ein verzogenes Glückskind, welches «nie sein Brot mit Thränen aß» und demnach die himmlischen Mächte nicht kennt."

Daran mag etwas sein. Nicht allein insofern, als das Freifräulein Brunhild von Hohenauf wirklich ein verzogenes Glückskind ist, sondern auch in dem Betracht, daß, wenn sie im Triumphalpomp ihrer Schönheit durch die Gesellschaftssäle der Residenz schreitet, auf ihrer stolz erhobenen Stirne für sehende

Augen in Frakturschrift das Kredo hoch- und übermüthigen Selbstbewußtseins zu lesen ist: „Ich glaube an mich!“

In Wahrheit, sie glaubte an sich. Ihr Vater, ein Geburtsbaron und zugleich — rara avis — ein Geldbaron, hatte es durch äffische Zärtlichkeit einerseits und durch Lässigkeit andererseits glücklich dahin gebracht, daß in der schönen Person seiner Tochter, die sein einziges Kind war, der Hochmuth des Feudalismus mit dem des Prozenthums vollständig sich verschmolz. So war aus Brunhild beim Mangel mütterlicher Erziehung — denn sie hatte ihre Mutter frühzeitig durch den Tod verloren — eine vollkommene Dame der großen Welt geworden, ein Stück von einer Künstlerin, ein Stück von einer „Emancipirten“, ein Stück auch — behaupteten wenigstens häßliche alte Jungfern — von einer Kokette; ein Wesen, welches, hoch dahinschwebend über der gemeinen Wirklichkeit der Dinge, über des Lebens Arbeit, Noth und Sorge, sich einbildete, das Dasein wie einen genialen Scherz nehmen und mit souveräner Virtuosität durchspielen zu können wie irgend ein modisches Brillantbravourklavierstück.

Und doch hatte dieses Mädchen ursprünglich eine Seele voll Zartheit, Keuschheit und Hoheit besessen, ein Herz voll tiefen Gefühls und inniger Glut. Es lag in ihr, auch jetzt noch, ein Keim der edelsten Weiblichkeit, ein etwas, das sie gleich sehr befähigte, unter Umständen erhaben-heldisch in die Geschichte hineinzuschreiten wie Jeanne d'Arc oder aber einem geliebten Manne sein Haus zum Himmel zu machen. Sie hatte Stunden oder wenigstens Augenblicke enthusiastischer Träumerei, wie nicht minder einer schwermüthigen Nachdenklichkeit, wo die pri-

mitive Innigkeit, Frische und Kraft ihrer Empfindung sich Bahn brachen durch alle die an- und eingebildeten Schranken einer gränzenlosen Ueberhebung und alle die gleißenden Phantasmen eines maßlosen Stolzes. In solchen Momenten empfand Brunhild eine Herzensöde, welche ihr das Gefühl aufzwang, als müßte sie sehnsuchtsvoll die Arme ausstrecken nach der Welt und nach den Menschen, welche sie verachten zu dürfen, verachten zu müssen glaubte. Es war ihr unselig Geschick, daß diese Stimmung immer wieder zurücktreten mußte vor den Eingebungen eines Hochmuths, welchen die Schmeichler Brunhilds den Stolz einer Amazone, einer Heroine nannten, der aber im Grunde doch eben nur die Ueberhebung verwöhnter Glückspilzigkeit war.

Derartige verschrobene Wesen kommen in unseren Tagen keineswegs so selten vor, wie man sich etwa einbilden möchte. Sie sind naturgemäße Produkte einer Zeit, welche durchweg den Schein dem Sein vorzieht, vergoldeten Schmutz höher schätzt als unpolirtes Erz und ihre Gedanken- und Grundsatzlosigkeit hinter einer weitbauschigen Phrasendraperie verbirgt. Wenn die Yankees vom „allmächtigen Dollar“ reden, so könnten wir mit noch mehr Berechtigung von der „allmächtigen Phrase“ sprechen. Sie beherrscht, wie alles Uebrige, auch die weibliche Erziehung, und wenn man die Resultate derselben ins Auge faßt, muß es sehr begreiflich und verzeihlich erscheinen, daß die jungen Männer mehr und mehr scharenweise ins cölibatärische Lager übergehen. Es würde lächerlich sein, falls es nicht so traurig wäre, zu sehen, wie auch der Mittelstand allüberall immer mehr von der allmächtigen Phrase sich verleiten läßt, seine Töchter zu müssiggängerischen Damen „ausbilden“ zu lassen.

Was sollen daraus für Hausfrauen und für Mütter werden? Gerechter Himmel! Jagt die französischen Parlirmeister zum Henker; zerschlagt die ewigen Klimperkasten, die nachgerade jedes Haus zu einer Klavierhölle machen; lehrt die jungen Mädchen zeitig den Werth der Zeit und der Arbeit kennen und woher das Brot komme; laßt sie Hände und Finger statt auf den die Denkfähigkeit abstumpfenden Tasten lieber in der Küche rühren; bringt ihnen bei, daß die wahre Heimat der Frauen nicht der Ball-, Koncert- und Opernsal sei, sondern das Haus und die Häuslichkeit; lehrt sie denken, klar und folgerichtig denken, und wär' es täglich nur eine Viertelstunde, nur zehn Minuten lang; entwickelt in euren Töchtern statt der Phrase, statt der Sucht, zu scheinen und zu „brilliren", den Eifer, etwas besseres zu sein als die Toilettenpuppen an den Schaufenstern der Modenmagazine; gebt ihnen statt des elenden Verbildungskrams gesunden Menschenverstand, Genügsamkeit, Arbeitslust und Sparsamkeit zur Aussteuer und ihr werdet — bei allen Göttern! — endlich wieder eine Generation von Müttern erhalten, welche fähig sind, tüchtige Jungen zu gebären und zu Männern zu erziehen, zu Männern, die das Zeug haben, uns von der Tyrannei der Phrase zu erlösen.

Auf Fräulein Brunhild freilich würde diese Philippika kaum anwendbar sein. Sie gehörte ja durch Geburt und Reichthum zu den Erdengöttern, welche nicht wissen, daß das Menschenleben „Sorg' und viel Arbeit" ist, sondern vielmehr vom Dasein nur die Ambrosia naschen und den Nektar schlürfen. Trotzdem ist mit gutem Grund anzunehmen, daß der Herr Baron von Hohenauf, welcher, sagte man, mittels seines spekulativen

Genies Millionen auf Millionen gehäuft hatte, für das Glück seiner Tochter besser gesorgt haben würde, so er sie bedeutend viel weniger zu einer „Göttin“ und bedeutend viel mehr zu einer verständigen Frau hätte erziehen lassen. Das Sprichwort, vom „Müssiggang, welcher alles Verkehrten und Schlechten Anfang“, ist freilich eine sehr triviale Wahrheit; aber im Grunde sind ja alle die Wahrheiten, auf welchen die Gesellschaft als auf ihren Fundamenten ruht, nichts als Trivialitäten. Allerdings hat einer gesagt: „Den Vornehmen ist der Genuß Arbeit, den Armen die Arbeit Genuß;“ aber der das sagte, war notorisch einer der ärgsten Wirr-, Schwirr- und Schwarbelköpfe, die jemals „philosophischen“ Nonsens von sich gaben.

Die junge Schöne hatte in der heutigen Sommermorgenfrühe eine ihrer nachdenklichen, träumerischen Stunden. Die Einsamkeit der Stelle, wo sie saß, der balsamische Morgenlufthauch, der Blick in die wunderbare Alpenschönheit hinein hatten sie gut und weich gestimmt. Mit etwas vorgeneigtem Oberkörper saß sie da und nie vielleicht war ihr Antlitz schöner gewesen als jetzt, da sie ihre Augen von dem lichthellen Fleck inmitten des kleinen Hochsees erhob und wie selbstverloren mit klangvoller Altstimme sagte: „Ein Lichtstral auf trügerischer Flut — das soll ja das Glück sein.“ Aber als wollte sie sich dafür bestrafen, daß sie einer „altfränkisch empfindsamen“ Stimmung sich überlassen habe, fügte sie mit leicht zusammengezogenen Brauen laut hinzu: „Bah, das Glück ist, was man selbst daraus macht!“

Sie fiel aber doch wieder in den Gedankengang oder besser in die Gefühlsschwingung von vorhin zurück. Wieder haftete

ihr Blick auf dem Lichtpunkt im See drunten und nach einer Weile murmelte sie: „Es ist recht eigen, recht wunderlich! Das Wasser da sieht mich an wie ein lockendes Auge, das bittend sagt: Komm' her!“ Dann machte sie eine rasche, unmuthige Bewegung, als fühlte sie sich plötzlich angefröstelt, zog ihre Mantille hinauf und erhob sich, als wollte sie weggehen; aber sie that es nicht. Ihr weitbauschendes Seidenkleid rauschte heftig, als stampfte sie mit dem zierlichen Fuß auf den Rasen, und mit den wie im Zorn gesprochenen Worten: „Was das für Albernheiten sind!“ nahm sie ihren Platz auf der Bank wieder ein.

Sie ahnte nicht, daß sie ihr Schicksal erwartete. Aber wenn die Stolze es geahnt, ja gewußt hätte, würde sie, wie sie nun einmal war, kaum davor geflohen sein, sondern es nur um so trotziger erwartet haben.

2.

Sigfrid.

Während droben die schöne Brunhild von der Höhe des Burgruinenhügels, welcher wie eine Art Warze aus der hoch sich hinaufthürmenden Bergwand vorspringt, auf den kleinen Hochsee träumerisch niederblickte, kamen drunten zwei Männer über die Brücke gegangen, welche da über den Strom gelegt ist, wo er kaum aus dem großen See getreten ist.

In belebtem Redetausch stiegen die beiden gemächlich den sanft emporführenden Weg hinan. Ihr Gespräch hatte Ton und Färbung alter Befreundung, auch mochten sie auf gleicher Altersstufe stehen, etwas näher dem vierzigsten als dem dreißigsten Jahre, und doch waren die beiden in ihrer äußern Erscheinung grundverschieden.

Der eine der Freunde war eine lange, hagere, schlotterige, so zu sagen abstrakte Gestalt, welcher man auch ohne ihren weithinabreichenden schwarzen Rock das „Wort Gottes", ja das „Wort Gottes vom Lande" unschwer ansehen konnte. Es war auch in den grauen Augen der weltbekannte theologische Essigblick. Die dedicirte Mephistonase, sowie die sarkastisch niedergezogenen Mundwinkel thaten dem Theologismus des langge-

zogenen, gescheiden Gesichts mit nichten Eintrag. Denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß es unter den „Hirten" unendlich viel mehr Ironiker und Sarkastiker gibt, als die guten „Schafe" sich träumen lassen. Der andere konnte mit seinem schwarzen, üppigen, noch von keinem einzigen Silberfädchen durchzogenen Kraushaar und Vollbart, mit seinem kühn geschnittenen, blühenden, durch ein dunkelblaues Augenpaar von schelmisch-keckem Falkenblick belebten Antlitz für einen Typus männlicher und mannhafter Schönheit gelten, falls die Wohlgeformtheit seiner hohen, breitschulterigen Figur nicht etwas beeinträchtigt worden wäre durch einen Anflug von Beleibtheit, welcher zwar der Leichtigkeit seiner Bewegungen für jetzt noch keinen Abbruch that, aber doch den armen Lord Byron zur Verzweiflung gebracht haben würde. Uebrigens in Haltung und Gebaren ein Gentleman jeder Zoll, einfach, ohne Ziererei, aber auch ohne affektirte Nachlässigkeit sich tragend, ein Gentleman, der augenscheinlich viel „in der Welt" gelebt, vielleicht ein Bißchen zu viel, jedoch immerhin eine Frische sich bewahrt hatte, welche von dem Hautgout der Blasirtheit nicht entfernt angeflogen war.

„Und so hast du dich entschlossen", fragte im Gehen der Abstrakte den Konkreten, „unser Vaterland für immer zu verlassen?"

„Für immer."

„Unglückliches Vaterland!"

„Spotte nur zu, lieber Alter. Aber in allem Ernste, ich werde keinen Fuß mehr nach Michelien setzen und möchte nicht einmal dort begraben sein."

„Armes Deutschland! Wie spricht der große Scipio? Ne ossa mea quidem habeas, ingrata patria!“

„Kerl, du bist doch der ewige Mephistophel! Gib acht, daß ich dich nicht an das Sprüchlein erinnere, welches zu unserer Zeit auf der Universität umging.“

„Was für ein Sprüchlein?“

„Stiftler[1])
Sind Tiftler,
Mitunter auch Giftler.“

„Bah, lieber Junge, Stiftler sind heutzutage nur noch korrekte Setzlinge im Weinberge des Herrn, sonst nichts mehr. Aber laß dir sagen, ich war nicht wenig erstaunt, als ich dich gestern Abend da unten in der Nußbaumallee hinter den pyramidalischen Gestalten der fabelhaft aufgedonnerten drei Engländerinnen plötzlich auftauchen sah. Nach dem, was ich zuletzt von dir hörte, vermuthete ich dich in der schönen Hauptstadt meines engeren Vaterlandes — von uns Deutschen hat ja jeder bekanntlich ein engeres und ein weiteres Vaterland, also, beiläufig bemerkt, keins, denn Null mal Null gleich Null — ja, in der Hauptstadt meines Heimatlandes vermuthete ich dich.“

„Ich war dort, konnt' es aber nicht lange aushalten.“

„Wie so?“

„Weil ich daselbst vor lauter «gemüthlichen Leuten» keine Menschen zu finden vermochte.“

„Lästerer! Ich sehe, der Reichthum hat dich übermüthig

[1]) Stiftler heißen die im sogenannten „Stifte“ zu Tübingen gebildeten protestantischen Theologen.

gemacht. Deine selige Tante hätte wohl etwas klügeres thun können, als Haus und Hof, Schloß und Park, Geldkiste und Kapitalienbriefesammlung ihrem Heiden und Sausewind von Neffen zu vermachen."

„Sie hat auch diese hübschen Sachen mir nicht vermacht, die Gute, welche lind und weich in Abrahams oder eines beliebigen andern Patriarchen Schoße ruhen möge. Sie wollte ja ihren «leibigen Mammon», welchen sie zusammenhielt wie eine Kneipzange, der «inneren oder gar der innersten Mission» vermachen, hatte aber glücklicherweise keine Zeit mehr zur Ausführung dieses frommen Vorhabens, maßen sie, nachdem sie sich eines Abends beim Tischrücken und Geisterklopfen übermäßig angestrengt und aufgeregt hatte, in der Nacht durch einen Nervenschlag diesem irdischen Jammerthal entrückt wurde. So war ich ihr Erbe von rechtswegen."

„Glücklicher Millionär du! Nun, ich werd' es mir in deinem Schlosse, welches, sagst du, wenige Stunden von hier an dem untern See liegt, etliche Tage oder auch Wochen gehörig wohl sein lassen."

„Das sollst du und du wirst sehen, daß ich den Grandseigneur ganz leiblich spiele."

„Ich glaub' es. Du hattest, ohne Kompliment, schon in der Studentenzeit etwas lordmäßiges an dir, obgleich du damals häufig genug Lord John mit der leeren Tasche gewesen bist. Ich hab' es darum nie recht begriffen, wie du mit deinen aristokratischen Neigungen, Bedürfnissen und Manieren unter die guten Demokraten gerathen bist, welche so märchenhaft naiv waren,

eine gewisse ewige Schlafkappe für die phrygische Mütze von 1789 oder gar von 1792 anzusehen."

„Du hast recht. Es war für einen im Heimatlande des beschränkten Unterthanenverstandes Geborenen die dümmste der Dummheiten, nach etwas anderem zu streben als nach einer Hofrathscarrière und nach dem braunen Spatzenorden vierter Klasse. Aber so wahr ich Sigfrid von Lindenberg heiße, ich bin durch meine Villeggiatur in der Einzelhaftzelle des berühmten Zuchthauses zu B. von der leidigen Romantik des Idealismus und Patriotismus vollständig kurirt und von dem Wahnglauben der Begeisterung zum Dienst der holden Göttin Ironie bekehrt worden. Süße Ironie, du allein bist die wahre Freiheit. Du erlös'test mich von der Narrheit der Großmannssucht, von der Parteisklaverei, von der Ehrfurcht vor Schlagwörtern, von der Bewunderung angeblich großer Persönlichkeiten, von den Mystifikationen der Politik, von —"

„Halt ein! Ich kenne dieses proudhon'sche Gebet sattsam."

„Ganz richtig. Proudhon und meine Erfahrungen haben mitsammen mich zum heiteren Ironieglauben herübergeführt."

„Bah", sagte der pastorliche Mephistophel, indem er stehen blieb und den Rauch seiner Cigarre mit einem pfeifenden Ton in die sonnige Luft blies. „Wie doch die Menschen darauf versessen sind, sich selbst zu belügen! Was hast du, altgebackener Phantast und neugebackener Millionär, mit Proudhon und der Ironie zu schaffen? Du bist heute noch derselbe Urromantiker und Hyperidealist, welcher du gewesen zur Stunde, wo du als Fuchs in die damals streng verpönte Burschenschaft tratest und bereit warst, für die schwarz-roth-goldene Schleife an deiner Uhr

Leib und Leben zu riskiren oder wenigstens einen so tüchtigen Schmiß, wie nur je eine Korpsburschenklinge einen gegeben hat."

„Was schwatzest du da für verdammten Kohl?"

„Kohl? Bewahre! Die pure, blanke, nackte Wahrheit sag' ich, die aber freilich auch dir, wie allen Menschenkindern, unangenehm in die Nase sticht. Aber trotzdem, du bist und bleibst einer von denen, auf deren Augenhornhaut die Welt sich spiegelt, nicht wie sie ist, sondern wie sie den Einbildungen der Ideologen zufolge sein sollte. Ich wette, du machst immer noch Verse."

„Nicht einmal mehr Spottverse; denn sonst würd' ich dir jetzt zur Stelle in solchen sagen, daß dein Gerede sehr an den Kanzelton streife."

„Bah, nur nicht empfindlich, alter Junge! Ich wollte dir nur andeuten, daß ich fest überzeugt bin, du habest ganz das Zeug, allen deinen Erfahrungen und deinem angeblichen Ironikerthum zum Trotze das Zeug, dich einmal bei Gelegenheit mittels irgendeiner romantischen Narrheit zu Grunde zu richten."

„Das werd' ich bleiben lassen, schon dir zum Possen", entgegnete Sigfrid lachend. „Aber komm', wir müssen dort rechts den Fußpfad hinan, wenn ich dich zu dem prächtigen Aussichtspunkte bei der Ruine da droben bringen soll."

3.

Ich kam, sah und — ward besiegt.

„In der That, das Ding hat Stil und läßt sich ansehen", sagte der Pfarrherr, seine Brille zurechtrückend, um sich auf der Höhe des Burgruinenhügels mit Behagen der Betrachtung des herrlichen Landschaftsbildes zu überlassen, welches sich allerdings ansehen ließ.

Es gibt freilich in dem schönsten und glücklichsten Lande Europa's viele Aussichtspunkte, welche umfassendere oder auch großartigere Blicke darbieten als der, auf welchem die beiden Freunde standen, unfern der Bank, auf welcher Brunhild von Hohenauf noch immer saß. Aber es dürfte wenige Stellen im Umfange der Alpen geben, wo das Erhabene und Anmuthige in so reicher Fülle auf so engem Raume sich beisammen findet wie gerade hier. Wendet man sich scharf zur Linken, so schweift das Auge an einer Bergwand voll wechselnder Formen hin, aus deren felsigen Schluchten weißschäumende Wildwasser thalwärts springen und längs deren Fuß da und dort eine Kirchthurmspitze aus dem Grün üppigen Baumwuchses hervorlugt. Geradeaus fällt der Blick zunächst auf den mehrerwähnten kleinen Hochsee, hinter dessen dunkler, mit Weiden, Rüstern und Ahornbäumen

bestandener Muldenwand eine große, stahlblau und silbern schimmernde Spiegelfläche sich aufthut, die weithin gedehnte Wassermasse eines der schönsten Seen des Landes. Gen Osten und Süden zu ist dieser See von Gebirgen eingefaßt, welche sich in ungeheueren Stufen mälig zu Bergriesen aufthürmen, deren Brust den Gletscherpanzer und deren Haupt den Firnschneehelm trägt. Wendest du dich, an den Rand des Hügels vortretend, zur Rechten, so siehst du tief unten den Strom aus dem großen See, worin er sich vom Gletscherstaub reingewaschen, hellgrün hervorkommen und in sanften Windungen längs eines paradiesischen Thalbodens von mäßig großer Ausweitung hinfließen, um nach etwa dreiviertelstündigem Laufe abermals in ein Seebecken sich zu ergießen, in den unteren See, dessen Gewässer fernher duftig zu dir heraufblauen. Das Gelände zwischen den beiden durch den Strom also verbundenen Seen bildet vielleicht den schönsten Park, welchen es auf Erden gibt. Es ist eine Harmonie in diesem Landschaftsbild, welche selbst durch die an der Südseite des Stromes sich hinziehenden Gruppen von Hotels und Pensionen eines Kurorts von Weltberühmtheit nicht gestört wird. Oder aber, falls deine Landschaftsästhetik das Vorhandensein dieser Institute als Störung empfinden sollte, so würde dich ein Blick wieder darüber wegheben, der Blick über die Thalebene südwestwärts dorthin, wo dir aus einer riesigen Spalte der von der Natur wie eigens zu diesem Zweck auseinander geschobenen Bergwände die Königin der Alpenkolosse im Vollglanz ihrer wunderbaren Majestät entgegenleuchtet.

Ehrwürden Schwarzborn — so hieß der Herr Pastor — sog so zu sagen mit vollen Zügen die vor seinen Augen entrollte

Schönheit in seine Seele. Da er aber ganz entschieden zu jenen Leuten gehörte, die sich daran gewöhnt haben, ihren Empfindungen keinen vollen Ausdruck zu gestatten, sagte er nach einer Weile: „In der That, recht niedlich.“

„Niedlich? Oh, du strohener Philister! Ein Wunder von Schönheit, ein helles, liebes Wunder!“

„Nun, nun, nur nicht gleich so obenhinaus, alter Junge. Habe denn doch in den letzten Wochen landschaftliche Scenen gesehen, welche —“

„Ach was! Glorios, sag' ich dir!“

„Wohl, wohl; aber ich behaupte dessenungeachtet —“

„Geh', geh'! Es ist, beim Jupiter, ganz unmöglich, daß du jemals so etwas Herrliches gesehen!“

Schwarzdorn kehrte sich verwundert um: es war in der Aeußerung des Freundes ein so ganz eigener Ton! „Was hast du denn?“ wollte er fragen, verschluckte aber die Frage, spitzte seinen Mund zu einem leisen Pfeifen und murmelte dann, während seine Mephistonase sich so weit herunterzog, daß ihre Spitze fast das Kinn berührt hätte, vor sich hin: „Ah so, da haben wir's! Und der schwatzt von Proudhon und Ironie! — Schön ist sie allerdings, merkwürdig schön, originell, pikant! — Aber was ist das? Ich glaube gar, der tolle Mensch will die Schöne im Sturm erobern.“

Er that einige Schritte gegen die Bank am Fuße des halbzerfallenen Wartthurms hin und blieb dann stehen, um, getheilt zwischen Verblüffung und Neugier, die Entwickelung des kleinen Drama's abzuwarten, welches er vor sich sah.

Angefaßt von einer jener plötzlichen, unerklärlichen Regungen, welche schicksalsmächtig den Menschen überfallen und überwältigen, war Sigfrid, nachdem er, während sein Freund in der Schönheit der Aussicht schwelgte, die junge Dame mit steigendem Staunen betrachtet hatte, auf sie zugeschritten.

Selbstverständlich war es ihr nicht entgangen, daß sie der Gegenstand der entzückten Bewunderung des fremden Mannes war; aber solcher Huldigungen gewöhnt, fühlte sie sich davon weiter nicht berührt. Oder doch? Denn möglicher Weise konnte das blitzende Aufleuchten ihrer Augen, als Sigfrid mit seinem Freunde den Hügel heraufgekommen war, bezeugen, daß sie den Fremden schon einmal bemerkt, vielleicht drunten im Kurort, und von seiner allerdings imponirenden Erscheinung einen ungewöhnlichen Eindruck empfangen habe. Wie dem sei, sie machte, als sie ihn jetzt auf sich zukommen sah, eine Bewegung, um aufzustehen. Allein sie unterließ es, und als Sigfrid, zwei Schritte vor der Bank stehen bleibend, sie mit einer tiefen Verbeugung grüßte, erhob sie mit dem Ausdrucke kalten und stolzen Befremdens ihre Augen zu den seinigen.

Aber aus diesen Männeraugen schimmerte ihr ein unbekanntes etwas entgegen, ein etwas, von welchem sie sich erschreckt und beleidigt fühlte und doch zugleich gebannt und bemeistert. Sie wollte ihren Blick abwenden, vermochte das jedoch nur mit großer Anstrengung, und wie ihr Antlitz ein heißes Roth, so überflog ihre Seele ein Geheimnißvolles, von dem sie um keine Welt zu sagen gewußt hätte, ob es schluchzendes Weh oder jauchzende Wonne.

„Mein Fräulein", sagte der kecke Mann im Tone der tiefsten

Ehrerbietung, „ich bitte Sie inständig um Verzeihung, wenn ich den Versuch wage, in dieser ungewöhnlichen Weise mich Ihnen vorzustellen. Ich heiße Sigfrid von Lindenberg, war vormals ein Stück von einem Juristen, item von einem Poeten, Revolutionär und Freischärler, bin aber jetzo ein solider Mann von anständiger Bildung, nebenbei auch, falls Sie, meine Gnädigste, das interessiren sollte, Besitzer eines freiherrlichen Wappens, das vor Alter ganz schimmelig geworden, item Schloßherr, Gutsbesitzer und so weiter."

Sie warf die Lippen spöttisch auf, als wollte sie sagen: „Was geht denn das alles mich an?" Aber sie schwieg und gewann es mit gewaltsamer Bemühung sich ab, den Kühnen mit vornehmer Wegwerfung anzusehen. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern begann wieder: „Mein Fräulein, ich bitte ehrfurchtsvoll, daß Sie geruhen mögen, mir Ihren Namen zu nennen. Ich bitte, bitte!"

Sie schüttelte den Kopf und versuchte, das beispiellose Abenteuer, welches ihr zugestoßen, komisch und drollig zu finden; aber es wollte nicht gehen. Was war doch nur für ein seltsamer Klang in der Stimme dieses Mannes?

„Bitte, bitte!" wiederholte er.

„Mein Herr, ich heiße Brunhild von Hohenauf", sagte sie kurz und schneidend.

„Brunhild?" entgegnete er mit einem Lächeln, von welchem, wie die Sage ging, schon mehr als eine Frau mit Grund gemeint hatte, daß es ein sehr verführerisches sei. „Brunhild? Das trifft sich ja ganz wunderbar! Brunhild und Sigfrid,

urzeitlich-mythisch-heroische Namen, die so zu sagen gar nicht von einander getrennt gedacht werden können."

Sie lächelte unwillkürlich, weil auch ihr die Beziehung auf die altgermanische Heldensage blitzschnell sich aufdrang.

„Und nicht nur Brunhild und Sigfrid stimmen zusammen", fuhr er fort, „sondern auch Hohenauf und Lindenberg. Beim Jupiter, der wunderbarste Schicksalswink! Brunhild von Hohenauf und Sigfrid von Lindenberg? Da wird einem ja ganz literaturhistorischwundersam zu Muthe, ganz eddaisch und nibelungisch oder auch nikolaiisch und müllerisch."[1])

Er lachte herzlich und, mochte sie wollen oder nicht, sie mußte mitlachen.

Dadurch kühn gemacht, falls das überhaupt noch nöthig war, dämpfte er seine Stimme zu tiefem Ernst und sagte: „Ich weiß nicht recht, hab' ich selbst oder hat ein anderer mal gesagt: Wenn die Götter dir die Pforte zum Himmel aufthun, so zögere keinen Augenblick, hineinzuschlüpfen, sonst schlägt sie unwiederbringlich zu. — Nun wohl, ich nehme mein Herz in beide Hände: Fräulein Brunhild von Hohenauf, wollen Sie die Frau Sigfrids von Lindenberg werden?"

Sie wurde bleich, als wäre plötzlich ein Schuß ihr ins Gesicht gefeuert worden. Dann stand sie langsam auf, schwang

---

[1]) Der Sprechende spielt zweifelsohne auf Nikolai's „Sebaldus Nothanker" (1773) an, in welchem eine Frau von Hohenauf vorkommt, und auf Gottwerth Müllers dermaleinst hochberühmten „Sigfrid von Lindenberg" (1779).

Anmerkung des Setzers.

ihren Hut auf den Kopf, zog ihre Mantille auf die Schultern und mit dem Sonnenschirm spöttisch grüßend, rauschte sie an dem kecken Freiwerber vorüber mit den stolz hingeworfenen Worten: „Mein Herr, Sie sind entweder ein ausbündiger Narr oder der geckenhafteste aller Gecken!"

Mephisto Schwarzborn setzte an, in ein homerisches Gelächter auszubrechen. Als er jedoch den Freund ansah, wie dieser der rasch den Hügel hinabschreitenden Schönen nachblickte, die Brauen finster zusammengezogen, mit der Rechten im Barte wühlend, unterließ er das laute Lachen und sagte nur: „Lieber Junge, du hast kein Glück in Römerrollen. Beim Heraufgehen kamst du mir wie ein parodirter Scipio vor und hier oben war es dir beschieden, einen travestirten Cäsar vorzustellen: — Veni, vidi, victus sum."

„Du hast recht: ich ward besiegt. Aber merke, was ich dir sage. Diese stolze und spröde Walküre Brunhild wird mein Weib, oder — Genug! Laß uns den steileren, aber bedeutend kürzeren Pfad durch das Gehölz hinabgehen, weil ich vor der Dame im Orte drunten anlangen will."

Fräulein Brunhild zügelte ihren Schritt, als sie am Fuße des Burghügels den Fahrweg erreicht hatte. Sie fühlte sich wunderlich beklommen und es war ihr zu Sinne, als rollte eine Feuerkugel in ihrer Brust. Unwillkürlich mußte sie vor sich hinsagen: „Was war doch das? Wie konnte ein Mensch es wagen, mir einen solchen Schimpf anzuthun? — Und doch!"

Dieses „Und doch!" war einer jener Naturlaute, in welche Menschenherzen mitunter ausbrechen ohne Wissen und Willen, und wie die stolze Schöne das Wort sprach, empfand sie zugleich

das gebieterische Bedürfniß still zu stehen und nach der Hügelhöhe zurückzublicken. Sie widerstand indessen und setzte ihren Weg fort. Wer sie aber genau beobachtet hätte, mußte bemerken, daß ihr Gang die sanft abfallende Straße zum Strom hinab nicht ihr gewohntes elastisches Schweben war, sondern ein mattes Schlendern, als müßte sie sich Gewalt anthun, vorwärts zu kommen. Und nach etlichen hundert Schritten stand sie abermals still, um wie selbstvergessen vor sich hinzusprechen: „Und doch!" Dann warf sie, wie über sich erzürnt, trotzig die Lippen auf, legte den Rest ihres Weges rasch zurück, überschritt die Brücke und bog jenseits derselben in die Nußbaumallee ein, an welcher ihr Quartier lag.

Im Vorzimmer zu ihrem Gemache harrte ihr Kammermädchen der Herrin. Die Dienerin stand auf, als Brunhild eintrat, und sagte schüchtern: „Gnädiges Fräulein, sind Sie unwohl?"

„Unwohl? Wie so?"

„Sie sehen so angegriffen aus, so blaß!"

„Bah, ich bin ganz wohl. Hast du Georg zur Post geschickt?"

„Ja, und er brachte einen Brief zurück", versetzte das Mädchen, die Thür zu dem inneren Zimmer öffnend.

Brunhild trat ein, nahm den Brief vom Tische und legte ihn wieder gleichgiltig hin, als ihr die Adresse die Handschrift ihres Vaters gezeigt hatte. Sie ging ans Fenster und stand eine Weile nachdenklich, die Blicke mehr in das eigene Innere als in die Landschaftspracht draußen tauchend. Mit einmal trat sie heftig zurück; sie hatte den „Narren" oder „Gecken"

erblickt, welcher, aus dem Hotel kommend, drunten rasch über den Vorplatz schritt. Wie sie sich vom Fenster wegwandte, fiel ihr Blick zufällig auf den großen Spiegel an der Seitenwand und dieser zeigte zu ihrer Ueberraschung, daß ihr Antlitz, welches doch nach der Aussage der Zofe so eben noch blaß gewesen, mit Purpurröthe bedeckt war. Unwillig kehrte sie sich von der ärgerlichen Glasfläche ab, nahm zerstreut den Brief auf, öffnete den Umschlag und begann mechanisch zu lesen. Plötzlich jedoch erweiterten sich in Staunen und Schrecken ihre Augen, sie wankte auf ihren Füßen, schwankte bleich wie der Tod auf einen Stuhl zu, ließ sich auf denselben niederfallen und preßte, das Papier in ihren gerungenen Händen zerknitternd, halb athemlos hervor: „Eine Bettlerin! Eine Bettlerin!" Tonlos fügte sie nach einer Weile hinzu: „Ah, wie sagte denn der — der — der Mann? Wenn die Götter dir die Pforte zum Himmel aufthun! — Zum Himmel? — Aber schon ist sie zugeschlagen, unwiederbringlich!"

Nach Verlauf einer Stunde ging im Vorzimmer draußen die Klingel. Die eintretende Zofe fand ihre Herrin in gewohnter Fassung und Haltung. Fräulein Brunhild sagte kurz und kalt: „Rasch die Koffer gepackt, Hanne! Laß Georg die Rechnung fordern und bereinigen. Wir reisen mit dem zunächst abgehenden Dampfboot."

4.

Verkauft und gekauft.

Auf dem von zwei reich vergoldeten Karyatiden getragenen Marmorgesimse des Kamins brennt eine aus Silber getriebene dreiarmige Lampe und erhellt ein Schlafgemach, welches mit anmuthvoller Pracht auszuschmücken und zum Empfange der Hochgeliebten herzurichten zärtliche Fürsorge und künstlerisch gebildete Einbildungskraft gewetteifert haben.

Aber die Augen Brunhilds schweifen gleichgiltig über alle diese Liebeserweise des Mannes hin, dem sie heute mittels eines frostigen Kopfnickens vor dem Altar zum Weibe sich gelobt hat.

Im vollen Brautstaat, das Myrtenreis noch im Haare, liegt sie, den Rücken der von einem maurischen Hufeisenbogen überwölbten Nische zugewandt, in welcher hinter einer Wolke von dunkelrother Seidendraperie die weißen Atlaspfühle des Brautbettes hervorschimmern, in einem Lehnstuhl, den Blick starr auf einen mächtigen Spiegel geheftet, der ihre Gestalt voll widerspiegelt.

Ihr Antlitz ist bleich bis zur Fahlheit und zu dieser Blässe steht das düstere Feuer der großen dunkeln Augen, steht das Fieberroth der trotzig zusammengepreßten Lippen in einem

unheimlichen Kontrast. Zuweilen hebt sich ihre Brust unter dem weißen Spitzenkleid und da legt sie die schöne schlanke Hand darauf, wie um den Sturm der Gefühle, die da drinnen ihre Wogen schlagen, niederzupressen.

Dann wendet sie, als ob ihr Spiegelbild ihren Widerwillen erregte, mit einer Gebärde der Ungeduld den Blick vom Spiegel ab, steht auf und geht an das hohe Bogenfenster, dessen Doppelflügel geöffnet sind.

Aus den Blumenbeeten brunten hauchen Veilchen und Hyazinthen ihren Duft zu der schönen, bleichen, dämonisch bewegten Braut empor. Sie achtet nicht darauf. Theilnahmlos tauchen ihre Augen in die laue, mondhelle, leise athmende Frühlingsnacht. Fernher klingt das Singen stürzender Gletscherbäche. Wie in träumerischem Kosen plätschert das leichte Wellengekräusel des Sees an dem Ufersaum des Parkes. Weithin über die prächtige Wasserfläche zittert ein silberner Stral, der Widerschein der Mondsichel, die in der dunkelblauen Wölbung der Himmelsglocke über dem Hochgebirge schwebt. Ihr geisterhaftes Licht rieselt auf einen Bergkoloß von höchster Mächtigkeit nieder, welcher jenseits des Sees, gerade dem Fenster des Brautgemachs gegenüber, hinter vielfach abgestuften Vorbergen seine furchtbar schroffen, schwarzen, eisumpanzerten Felsenglieder hoch in die Lüfte hebt. Mechanisch fällt ihr Blick auf die finstere Bergmajestät, mechanisch haftet er an den beiden blendend weißen Firnschneeflächen, welche an der Scheitelkrone des dunkeln Riesen wie zwei Diamanten funkeln.

Ihre Seele ist weit von hier, ist daheim im nie zwar geliebten, jetzt aber gehaßten Vaterhause, zur Stunde, wo ihr

Vater, händeringend, Angstschweiß auf der Stirne, flehend zu ihr gesagt hatte: „Es kostet dir nur ein Wort, nur ein Ja, um mich vom Bettelstab, um mich von Schmach und Selbstmord zu retten!“ Und sie hatte dieses Wort gesprochen, hatte dieses Ja gegeben, dem Manne gegeben, welchem schon in dem Moment, als sie zuerst ihn gesehen, ihr Herz stürmisch entgegengeschlagen und welchen, so wollte es ihr infernalischer Stolz, sie tödten möchte, könnte, müßte, weil ein tückisch Verhängniß ihm gestattet hatte, so um sie zu werben, so sie zu erwerben.

Die schweren Sammetgardinen, welche die Thüre des Zimmers verbargen, wurden zurückgeschlagen und die stattliche Gestalt des Bräutigams erschien auf der Schwelle.

Sigfrids Mund lächelte, aber dennoch lag eine leichte Wolke von Ungewißheit und Sorge auf seinem offenen, mannhaft schönen Gesicht. Er blieb einen Augenblick zögernd stehen, den Blick zu der am Fenster stehenden und in sich versunkenen Braut hinübersendend. Dann schritt er geräuschlos über den weichen Teppich, trat ihr zur Seite und legte sanft seinen rechten Arm um die prächtige schlanke Gestalt.

Sie wandte das schöne Haupt zu ihm um und blickte ihn an, so kalt, so abweisend, so verachtungsvoll, als hätte sie sich auf diesen gefürchteten Moment seit lange mühsam, aber mit Erfolg vorbereitet. Er hielt ihren Blick aus, und als nun sein Auge so lieb und gut und zärtlich auf ihr ruhte, als sie seinen Athem auf ihrer Wange fühlte und sein Arm mit zarter Schonung sie gegen seine Brust hinzog, da schrie es in ihr auf: „Ich liebe dich, Mann!“ und das Jauchzen und Frohlocken ihrer Seele

machte sie unwillkürlich die Arme erheben, um sie dem Bräutigam heiß um den Nacken zu schlagen.

Aber sie that es nicht. Sie fand in ihrem Hochmuth die Kraft, die übermenschliche Kraft, es nicht zu thun. Sie hatte sich eine Rolle vorgebildet, die Unselige, und diese Rolle mußte gespielt werden. Doch nein, es war nicht etwas künstlich Zurechtgemachtes, das sie zu handeln trieb, wie sie handelte. Es war vielmehr ihr eigenstes Wesen, ihre von früh auf genährte, nahezu an den Wahnsinn streifende Verschrobenheit, Verdrehtheit und Verbildung, ihre Genialitätsaffektation — die Schwaben haben dafür einen viel derberen, aber auch viel bezeichnenderen Ausdruck — ihre Großweibssucht, die ihr zur Natur gewordene Unnatur.

Der Zornschrei des sterbenden Talbot: „Unsinn, du siegst!“ ist ja der unaufhörlich und unzählig oft wiederkehrende Grundbaß in der großen Narrensymphonie des Lebens.

Mit einer Stimme, deren leises Beben seine tiefe Empfindung verrieth, sagte Sigfrid: „Und so hätten gütige Götter doch vollendet, was in den Sternen geschrieben stand — Brunhild ist das Weib Sigfrids geworden.“

„Das Weib?“ entgegnete sie schneidend, mit einer herbspröden Bewegung seinem Arme sich entziehend. „Die Waare, wollen Sie sagen, mein Herr! Man hat mich verkauft und man hat mich gekauft, das ist alles.“

Hoch aufgerichtet stand sie ihm gegenüber. Ihre Augen sprühten Feuer und ihre Schönheit war die der Meduse.

Ein dunkles Roth überfuhr Sigfrids Wangen und Stirne und seine Lippe bäumte sich zornig empor. Aber er bezwang

sich, wie denn — faselnde Psychologen mögen sagen, was sie wollen — im Sinne der Vernunft der Mann immer weit mehr sich zu bezwingen, zu bezähmen und zu beherrschen weiß als das Weib.

„Brunhild“, sagte er mild und freundlich, „bedenke, was du thust! Diese Stunde schließt unsere ganze Zukunft in sich.“

„Ich habe alles bedacht“, gab sie zurück, „nur nicht, wie sich die Sklavin ihrem Besitzer gegenüber anzustellen hat. Aber“, fügte sie mit unbeschreiblich höhnischer Betonung hinzu, „darum brauche ich mir wohl keine Sorge zu machen. Der Käufer wird schon wissen, daß und wie er über die Waare verfügen kann und will.“

Den Augen des schwerbeleidigten Mannes entfunkelte ein Zornblitz und seinem Munde entfuhr ein halbunterdrückter Fluch. Aber Sigfrid von Lindenberg war allzeit, in der Studentenkneipe wie auf der Rednerbühne der Volksversammlungen, auf dem Schlachtfelde wie im Kerker, ein Gentleman gewesen und er war es auch jetzt.

Obzwar im Innersten aufgestürmt und empört, wußte er sich zu zwingen und zu stimmen, um gemessenen Tones die Thörin zu fragen:

„Brunhild, ist das Ihr letztes Wort?“

„Ja.“

Ohne Heftigkeit, aber fest faßte er ihre Hand und zog sie ans Fenster.

„Fräulein von Hohenauf, sehen Sie dort drüben am Scheitel des Schreckhorns die zwei so nahe beisammenhängenden und doch ewig getrennten Schneewolken?“

„Was soll das, mein Herr?“

„Das Volk nennt die beiden Schneeflecken dort die zwei verdammten Seelen und erzählt eine schaurige Sage von ihnen. Sehen Sie genau hin! Das Bild unserer Zukunft steht vor Ihren Augen.“

„Sie dichten, mein Herr.“

„Nein, ich prophezeie. Wir werden als zwei verdammte Seelen neben einander stehen und doch hätten wir mitsammen zwei selige sein können. Sie hätten mich — oh, mit wie wenig Mühe! zum glücklichsten Manne gemacht und ich, für welchen Frauen, so schön wie Sie, das Leben und mehr als das Leben hingegeben hätten, ich würde Sie wie eine Mutter geehrt, wie eine Schwester beschützt, wie eine Tochter behütet und wie eine Geliebte geliebt haben. — Vorbei!“

Er ließ ihre Hand los, trat zurück und sagte noch mit einer tiefen Verbeugung: „Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünschen. Morgen werde ich Ihnen meine Ansichten mittheilen und die Ihrigen entgegennehmen, wie wir unser Nebeneinanderleben möglichst wenig unbehaglich einrichten können. Für heute nur noch dies Eine: Fräulein Brünhild von Hohenauf, Sie haben mich einen Käufer, Ihren Käufer, gescholten. Wohlan, jetzt und immer verschmäht der Käufer, über die Waare zu verfügen.“

Damit ging er, und als er gegangen, brach ihre Stärke, ihr Stolz, ihr Wahnwitz doch zusammen. Vernichtet sank sie auf einen Stuhl und die unnatürliche, ja frevelhafte Gespanntheit ihres Wesens suchte und fand einen vulkanisch-heftigen Ausbruch in krampfhaftem Schluchzen.

5.

Neben einander.

Aus den zwei verdammten Seelen wurden nicht zwei selige. Sie lebten neben einander hin, bis, wie Sigfrid am Morgen nach der trübseligen Hochzeitnacht seiner Frau, die nicht seine Frau war, vorgeschlagen hatte, „eine schickliche Lösung sich fände“.

Er benahm sich gegen sie mit vollendeter Zartheit. Selbst der leiseste Schatten von Zwang war aus ihrem Dasein entfernt und sie mochte sich in vollster Freiheit bewegen. Die Dienerschaft zollte der Herrin ehrerbietigste Aufmerksamkeit und pünktlichsten Gehorsam. Jedem Wunsch, den das verzogene Glückskind launenhaft hinwarf, geschah mit fast zauberhafter Raschheit Genüge. Sie zwang sich, heiter zu erscheinen, geräuschvoll das Leben zu führen, und derweil verzehrte sich ihr stolzes Herz in der Brust.

Denn sie liebte diesen Mann, der ihr mit so gleichmäßig höflicher Kühle begegnete, liebte ihn mit brennender Glut und Eifersucht. Sie ertappte sich auf Unmöglichem; denn für unmöglich hätte sie es doch fürwahr gehalten, daß eine Zeit kommen könnte, wo sie, wie sie that, heimlich die Armstuhllehne

küssen würde, worauf Sigfrids Hand geruht, wo sie, so es ungesehen geschehen konnte, zärtlich seinen alten morosen Pudel, der mancherlei Fata mit seinem Herrn durchgemacht, liebkosen, wo sie in den Stall sich schleichen würde, um das Lieblingspferd dessen zu streicheln, den sie so übermüthig verschmäht, so tödtlich gekränkt hatte.

Möglich, wahrscheinlich sogar, daß die Energie ihrer Leidenschaft den Eiswall ihres Hochmuths einmal unversehens durchbrochen und niedergeworfen haben würde, falls Sigfrid nicht so streng innerhalb der Schranken kühler Gemessenheit sich gehalten hätte. Die beiden sahen sich meist nur bei Tische und bei diesen Begegnungen gefiel sich der Schloßherr in einem Tone, welchen die Frauen und vollends leidenschaftliche Frauen am allerwenigsten ertragen können, in dem Tone gleichmüthiger Ironie nämlich, die sich mitunter in allerhand krausen Bildungen des Humors ausließ. „Er verschmäht mich", grollte es in der tiefen Seelenfalte des stolzen Weibes; „er verschmäht mich und glaubt mir zeigen zu dürfen, daß er mich verschmäht. Eher sterben, als dem Uebermüthigen durch ein Wort, durch einen Blick verrathen, was —" nun, was sie vor sich selbst verbergen wollte und doch nicht konnte, nämlich, daß sie diesen Mann anbetete.

Vielleicht hätten ihre heimlichen Monologe doch anders gelautet, so sie mit angehört hätte, wie der alte Hausmeister eines Abends zu seiner alten Lebensgefährtin sagte: „Höre, Lise, der arme Herr ist in letzter Zeit auffallend gealtert. Vor etlichen Monaten hatte er noch kein weißes Härchen auf dem Kopf und im Bart, und jetzt hat es recht ordentlich drein geschneit."

„Ich hab's wohl bemerkt", gab die Lise zur Antwort. „Der

gute Herr ist recht unglücklich, obgleich er sich's nicht anmerken lassen will. Warum hat er aber auch so 'ne Lucifera heimgeführt?"

„So 'ne was für eine?"

„Nun ja doch, Alter, so 'ne Lucifera, sag' ich. Die Dam' ist ja stolzer und hochmüthiger als Lucifer selber. Gib acht, lange thut das nicht gut".

Zu Ende des Hochsommers kam Pastor Schwarzdorn zum Besuch. Sigfrid holte den Freund auf der nächsten Eisenbahnstation ab. Sie hatten demnach mehrere Stunden zusammen zu fahren und so langte Schwarzdorn, der ein Künstler im Ausholen war, ziemlich vollständig über den Stand der Sache im Schlosse unterrichtet daselbst an. Der kaustische Verächter von Menschen und Dingen war aber doch lange nicht Mephistophel genug, sich darüber zu freuen, daß der Romantiker Sigfrid seine Prophezeiung nicht Lügen gestraft hatte. Wunderlich aber war es anzusehen, daß der zwanglose Sarkastiker bei Tafel der Schloßherrin gewissermaßen zu imponiren, ja sogar fast ihr Wohlgefallen zu erregen verstand.

Nachher zeigte Sigfrid dem Freunde die neuen Wirthschaftsgebäude, die er gebaut, und die ausgedehnten Parkanlagen, die er bis zum Hochwald des Bergrückens, an dessen Fuß das schöne Besitzthum gelegen ist, hinaufgeführt hatte. Sie verbrachten mit der Besichtigung des Gutes den Nachmittag und auf dem abendlichen Heimweg zum Schlosse äußerte der Gast: „Ich mach' dir mein Kompliment, alter Junge. Dein Gut darf sich sehen lassen und du scheinst in der Verwaltung desselben eine angemessene und fruchtbare Thätigkeit gefunden zu haben. Es

Es ist auch gescheider und lohnender, hier Aecker zu verbessern, Wiesen zu entsumpfen, Bäume zu pflanzen und Gartenanlagen zu schaffen, als daheim bei uns politisches Phrasenstroh mit zu dreschen."

Sigfrid, welcher das Bedürfniß fühlte, seine Seele ihrer schweren Bürde wieder einmal in einem heftigen Ausbruch zu entladen, ergriff die gebotene Veranlassung, um sich mit äußerster Leidenschaftlichkeit und Bitterkeit über die deutschen Zustände auszulassen. „Dieses Deutschland, das zu vergessen und dem zu entfremden mir — Dank den Göttern! — nachgerade gelungen ist", rief er aus, „dieses Deutschland würde die Schlafstube der Weltgeschichte sein, wenn es nicht ihre mit Hunderttausenden von unnützen Scharteken angefüllte Bücherei wäre, wohin sich Dame Historia zurückzuziehen pflegt, um, ermüdet von Thaten, die sie mit anderen und für andere Völker gethan, im Halbschlummer über philosophischem und theologischem Nonsens und literarischem Lumpenkram zu duseln und zu dämmern." In diesem Tone ging es lange fort; denn Ehren Schwarzdorn, welcher merkte, daß die Explosion dem Freunde Erleichterung verschaffte, trug Sorge, die „Gemüthsausschleimung", wie er das Ding bei sich nannte, durch sarkastisch hingeworfene Widerspruchsworte noch mehr zu reizen und in Fluß zu bringen. Endlich schloß Sigfrid damit, daß er dem Freunde die Frage zuschleuderte: „Was ist denn dermalen in dem fröbel'schen Kleinkindergarten deutscher Politik das Hauptspielzeug?"

„Soviel ich weiß, eine Nähmaschine, worauf, da wir derartiger Kostüme niemals genug haben können, ein neuer Herzogsmantel nach allen Vorschriften der Legitimität und Heraldik

verfertigt werden soll", versetzte der Pastor. Dann plötzlich den Ton ändernd, fügte er ernst und theilnehmend hinzu: „Lieber Freund, du bist offenbar nicht in der Verfassung, ein ruhiges und wohlbemessenes Urtheil über die deutschen Sachen hören, geschweige denn fällen zu können. Deine Worte riechen nach Galle, das Unglück macht bitter und ungerecht, und gestehe nur, du bist kein glücklicher Mann."

„Es wird sich geben."

„Es wird sich leider nicht geben! Denn eher und leichter bringst du zehn Kameele zumal durch ein Nadelöhr als den Eigensinn und die Halsstarrigkeit eines Weibes zur Anerkennung eines Unrechts und einer Verfehlung. Diese Brunhild hat, gerade herausgesagt, etwas Satanisches an sich. Sie wird dich unfehlbar zu Grunde richten, wenn du sie nicht zeitig von dir thust."

„Bah, warum nicht gar! Ich sag' dir, ich will und werde sie doch noch zähmen, die schöne stolze Wilde."

Wunderbare Tyrannin, Konvenienz die Große, die Größte! Selbst die unbezähmbare Brunhild fügte sich ihr, als ob da von einem Widerstande nur gar keine Rede sein könnte. Sie fügte sich ihr, indem sie gegenüber dem Gast in aller Form die Frau vom Hause darstellte und beim Abendtische die Obliegenheiten der Wirthin anmuthig erfüllte. So anmuthig, daß Sigfrids Stirne hell aufglänzte, Schwarzdorns Humor in prasselnden Raketen sich entlud und ein rechtes Behagen über den kleinen Kreis sich verbreitete. Auch Brunhild fühlte sich davon berührt und horchte mit Theilnahme dem Gespräche der beiden Männer, welche, jeder in seiner Art bedeutend, so sehr von ein-

ander verschieden waren und doch einander so von Herzen zugethan.

Schwarzdorn äußerte seinen Entschluß, die ungewöhnlich günstige Witterung zu benutzen, um gleich morgen eine kurze Rundreise durch altbekannte und geliebte Hochgebirgsgegenden anzutreten, und Sigfrid erklärte, daß er den Freund begleiten wolle.

„Darf ich auch mit?“ fragte Brunhild. Das unbedachte Wort war heraus, aber blitzschnell kam die Reue hinterdrein. Sie biß sich auf die Lippe, sie hätte sich mögen die Zunge abbeißen. Als Sigfrid voll freudiger Verwunderung die Fragerin ansah, blickte ihm schon wieder nur das unbewegliche Marmorantlitz der sprödesten, stolzesten aller Walküren entgegen. So sagte denn der Angekältete artig, aber in kühlem Scherzton: „Wer wird erst noch fragen! Von mir gar nicht zu reden, selbst der knorrige Schwarzdorn da wird zu Blüthen der Liebenswürdigkeit ausschlagen, falls er die Ehre und das Glück hat, Ihren Reisekavalier machen zu dürfen.“

Auf ihrem Zimmer angekommen, sagte Brunhild halb unbewußt vor sich hin: „Das war ein lieber Abend. Wie gut und schön er spricht und wie viel Seele in seinem Auge!“ Und sie seufzte tief auf.

In dieser Nacht bethaute sie ihr Kissen mit brennenden Zähren.

6.

Ein Mann.

Die kleine Reisegesellschaft hatte ein halb Dutzend Tage lang jene Alpenlandschaft durchzogen, die unbedingt zu den erhabensten und zugleich anmuthigsten Landschaftsdichtungen der Schöpferin Muttererde gezählt werden muß. Auf der Heimkehr zum Schloß am See hatten die Reisenden einen Rasttag in dem berühmten Fremdenstandlager und Kurort gemacht, allwo vor Jahresfrist die erste Begegnung zwischen Sigfrid und Brunhild stattgehabt.

Schwarzdorn, dessen scharfer Blick in dem Benehmen, welches die stolze Schöne während der Gebirgsfahrt eingehalten, gelesen hatte, daß etwas in ihr arbeitete, was vielleicht eine glückliche Veränderung zu Gunsten seines bedauerlichen Freundes zuwegebringen könnte, war auf den Einfall gekommen, gerade an diesem Orte, wo die beiden einander zuerst gesehen, einen entschiedenen und entscheidenden Versuch zu machen, sie zusammenzubringen. Er hatte daher den Vorschlag gemacht, etliche Tage hier zu verweilen, um altvertraute, erinnerungsreiche Pfade wieder zu begehen, wie er andeutungsvoll sagte.

Der Vorschlag war gebilligt worden und der pastorliche Mephisto, welcher, aller seiner Skeptik und Sarkastik zum Trotz, gleich allen seinen „engeren Vaterlandsleuten“ ein gut Stück Romantik im Leibe hatte, mühte sich mit dem Gedanken ab, wie es zu machen wäre, daß er die beiden möglichst zwanglos und unversehens zu der Burgruine an dem kleinen Hochsee hinaufbrächte, wo er seinen „großen Schlag“ thun wollte.

Die beiden Freunde waren bei hereingebrochenem Abend nach dem Zeitungslesekabinett gegangen und Brunhild saß, nach dem heißen Tage die Nachtkühle zu genießen, auf der kleinen Veranda, auf welche sich eine Thüre ihres Zimmers öffnete, das gegen den Garten des Hotels hinauslag, welcher sich mit seinen Blumenbeeten und Gebüschen in die Schatten der Nacht hindehnte. Es war still. Das Gesumme der Schwärme von den in der großen Allee bei Laternenschein Lustwandelnden drang nicht hierher. In das leise Rauschen des hinter dem Garten vorbeiströmenden Flusses mischten sich, von der Anlage beim Kurhause herabkommend, einzelne verlorene Geigen- und Flötentöne.

Brunhild, hinter der Fülle des Laubgewindes der wilden Rebe, welches die Veranda bekleidete und bedachte, in sich zusammengeschmiegt, ließ die Erlebnisse der letzten Tage an ihrer Seele vorübergehen und sie sträubte sich, wie ihr Stolz noch vor wenigen Monaten oder Wochen gethan hätte, schon nicht mehr gegen die wohlige Nachempfindung der Befriedigung, womit das zartsinnige Gebaren Sigfrids sie erfüllt hatte. Sie empfand es daher mißmuthig als einen störsamen Eingriff in ihre Träumerei, als eine Gesellschaft von Engländern, der sonstigen steif-

leinenen ungeselligen Gewöhnung dieser „rothhaarigen Barbaren" ganz entgegen, unten im Garten an einem Tische lärmend debattirend sich etablirte. Kellner stellten Kerzen mit Glasglockenschirmen auf den Tisch, brachten Weinflaschen und eine dampfende Grogbowle. Die Gentlemen, sammt und sonders schon über das jugendliche Mannesalter hinaus, mochten alte Bekannte sein, sich zufällig am hiesigen Orte getroffen haben und in der Freude hierüber zu dem Entschlusse gekommen sein, „die Flasche herumgehen zu lassen", wie dieselbe vor Zeiten zu Oxford oder Kambridge unter ihnen herumgegangen war. Ein stattlicher Mann von militärischer Haltung, dem von jeder seiner Wangen eine ungeheure brandrothe Haarkotelette herabhing und den die andern mit „Kolonel" anredeten, war augenscheinlich der Mittelpunkt und so zu sagen die Respektsperson des Kreises, in welchem es hinlänglich laut herging.

Brunhild war aufgestanden, um sich in ihr Zimmer zurückzuziehen, als der Gegenstand des Gespräches der Engländer — sie verstand Englisch — sie zurückhielt, obschon sie gar nicht hatte hinhören wollen. Sie bedauerte aber sofort, einer mechanischen Regung von Neugier nachgegeben zu haben.

Es war gerade die Zeit, wo das moderne Karthago sich einbildete, für die „Rose von Dänemark" zu schwärmen, und der britische Leopard in mehr oder weniger künstlicher Erhitzung seine Flanken kriegerisch mit dem Schweife peitschte, mit demselben Schweife, welchen er bald darauf, als es hätte zum Klappen kommen sollen, so kläglich-schmählich zwischen die Hinterbeine geklemmt hat. Kein Wunder daher, daß die zechenden Gentlemen das „feigste und niederträchtigste Volk der Erde" —

so betitelten ja die englischen Zeitungen die vierzig und mehr Millionen Deutsche Tag für Tag — zum Gegenstand ihrer Unterhaltung und zum Stichblatt ihres Grog-Humors machten. Allen voran der Kolonel, welcher seinen Kumpanen im Groteskstil die Erlebnisse einer Reise schilderte, welche er so eben in deutschen Landen gemacht hatte. Da er sehr laut sprach, konnte Brunhild hinter dem Laubvorhang der Veranda alle die Hohn- und Schmachreden, womit er Deutschland bedachte, deutlich verstehen und nun ging etwas Seltsames in ihr vor.

Patriotisch zu fühlen gehört bekanntlich in der Regel nicht gerade zu den Erfordernissen einer vornehmen Anschauung und Führung des Lebens. Man überläßt das der „Roture“ und der „Kanaille“. Die vornehme Gesellschaft Europa's hat einen kosmopolitischen Schliff und steht behufs der Aufrechterhaltung ihrer Privilegien in einem stillschweigenden Kartellverhältniß. Brunhild hatte daher kaum jemals über den Sinn des Wortes Vaterland nachgedacht und erst in neuester Zeit, erst seit ihrem Aufenthalt in Sigfrids Hause hatte sich ihr das Vaterlandsbewußtsein mehr und mehr aufgedrungen. Wie das gekommen, sie wußte es selbst nicht zu sagen. Sigfrid stimmte doch keineswegs in den deutschen Modeton unserer Tage ein, des nationalen Nichts durchbohrendes Gefühl mit dem Phrasenbalsam selbstgefälligster Selbsttäuschung zu überstreichen und zu schwichtigen. Im Gegentheil, er geißelte, was er das deutsche Maulheldenthum und die liberalisirende Impotenz nannte, bei jeder Gelegenheit und erst heute noch hatte er, als zwischen ihm und Schwarzborn von der schleswig-holsteinischen Sache die Rede war, die bittere Spottäußerung gethan: „Da werden wir uns

mal wieder hübsch blamiren! Weil die Nation, und zwar ganz durch ihre eigene Schuld, als solche nichts ist und nichts kann, so mußte jeder Deutsche mit sehenden Augen und gesundem Menschenverstand von Anfang an wünschen und, was an ihm lag, auch wirken, daß die einzige vernunftgemäße und praktische Lösung der Frage, das heißt die Einverleibung der Herzogthümer in Preußen, möglichst rasch zu einer vollendeten Thatsache würde. Statt dessen schwatzen die ewigen Schwätzer zu Gunsten irgend eines beliebigen Thronprätendenten und begeistern sich dafür, an das bunte Kleinstaaterei-Narrenkleid der armen Germania einen neuen Lappen zu plätzen. Ach, unsere Landsleute sind wie die Priester des altägyptischen Thierdienstes! Sie können der heiligen Geschöpfe nie genug haben und kommen vor Freude und Jubel ganz außer sich, so in Dolzig oder sonstwo ein neues aufgefunden wird."

Und doch hatte der feine weibliche Instinkt Brunhild unschwer erkennen lassen, daß Sigfrid unendlich viel mehr Vaterlandsgefühl verbarg, als Hunderte liberaler Stichworthelden und patriotischer Gemeinplätzetreter mitsammen aufzuzeigen sich beflissen. Einzelne gelegentlich hingeworfene Aeußerungen des scheinbar gehaßten und heimlich mehr und mehr heißgeliebten Mannes waren, eben weil sie von ihm kamen, für Brunhild zu fruchtbaren Anregungen geworden, über Wesen und Charakter, über die wahren Vorzüge und die wahren Mängel der Nation nachzudenken, welcher sie entstammte.

Allein so recht als eine Deutsche sich empfunden hatte sie doch noch nie bis zu dieser Stunde, wo vor ihren Ohren ihr Vaterland so gröblich beschimpft wurde.

Sie fühlte, daß ihr das Blut zornheiß in die Wangen und Schläfe strömte. Ihre Hände ballten sich krampfhaft, und mit dem Fuße aufstampfend, murmelte sie vor sich hin: „Oh, wär' ich ein Mann!"

In demselben Augenblicke zuckte sie empor und ihr Auge schoß einen Blitz, halb peinlichster Spannung, halb Frohlocken, durch die Blätterwand in den Garten.

In den scharfabgeschnittenen Kreis der Lichthelle, welche von dem Tische der Engländer ausging, war die Gestalt Sigfrids getreten, während hinter derselben die des Pastors nur in dämmernden Umrissen erschien.

Brunhild sah, daß ihr Mann — denn in diesem Moment nannte ihn ihr stolzes Herz in völliger Selbstvergessenheit also — hinter den Kolonel trat und demselben die Rechte auf die Schulter legte. Sein Gesicht war bleich, seine Nasenflügel dehnten sich, unter den dicht zusammengezogenen Brauen blickten die Augen groß, klar und stolz. Der Kolonel, mitten in einem Satze unterbrochen, wandte sich um, seine Gesellschafter schauten auf.

„Sir", sagte Sigfrid langsam in englischer Sprache, „ich habe die Ehre, ein Deutscher zu sein."

Mehr verstand die Lauscherin nicht, aber das Metall dieser Worte wurde zu einem stürmischen Jubelton in ihrem Herzen. „Er ist ein Mann, mein Sigfrid, ein Held!" jauchzte es auf in ihr. Sie stürzte in ihr Zimmer, um die Treppen hinab und ihm an den Hals zu fliegen. Aber da schlug es wie ein lähmender Blitz vor ihr nieder: „Er wird kämpfen! Er kann fallen!" und halb ohnmächtig warf sie sich auf das Sopha.

Dann kroch aus einer Seelenfalte des unglücklichen Weibes der Gedanke: „Aber dürfte, würde er sein Leben an einen elenden Pralhanns wagen, so er mich liebte, auch nur so viel liebte, wie ich seinen alten treuen Karo liebe?“

Nach einer geraumen Weile, während welcher sie vergeblich nach Fassung rang, hörte sie in dem über dem ihrigen gelegenen Zimmer Sigfrids die beiden Freunde mitsammen auf und nieder gehen. Dann wurden droben Stühle gerückt, es trat Stille ein, es war schon tief in der Nacht.

„Er kommt nicht“, sagte sie bebend, „er will mich nicht mehr sehen, mir nicht ein armes Abschiedswort sagen!“

Sie sprang auf, öffnete leise die Thüre und schlich auf dem dunklen Korridor bis zum Fuße der nach oben führenden Treppe, ohne sich klar zu sein, was sie denn eigentlich wollte. Da ging droben eine Thüre auf, ein Lichtschein blitzte über die Treppenstufen und sie vernahm Sigfrids Stimme, welcher zu dem Freunde sagte: „Verschlaf' dich nicht, Alter, und sei pünktlich, damit wir mit Sonnenaufgang auf dem Platze sind.“

Von einer tödtlichen Angst angefaßt, floh sie in ihr Zimmer zurück. „Mit Sonnenaufgang — auf dem Platze.“ Also wäre das Furchtbare wahr? Ihr Herz hämmerte hörbar laut in der Brust. Und er kam nicht zu ihr! Aber hatte sie es denn um ihn verdient, daß er zu ihr käme? Nein! Wohl aber geziemte es ihr, zu ihm zu eilen, sich zu seinen Füßen zu werfen, seine Kniee zu umklammern und ihn anzuflehen: „Verzeih' mir, oder kannst du mir nicht verzeihen, so laß mich wenigstens mit dir sterben!“

Sie fühlte das und schon hatte sie die Thürklinke erfaßt,

als sich der Stolz und Hochmuth zum letztenmal triumphirend in ihr aufbäumte. „Wie, wenn der stolze Mann die Flehende verachtungsvoll von sich stieße? Wenn er die Gelegenheit willkommen hieße, an der bis zum Aeußersten sich Demüthigenden den tödtlichen Schimpf zu rächen, welchen sie in jener unseligen Hochzeitnacht ihm angethan?"

Der Gedanke, so sinnlos er sein mochte und wirklich war, verwandelte ihr kochendes Blut in Eis. Sie ging nicht in das Zimmer Sigfrids hinauf, aber sie verwachte den Rest der Nacht in verzweiflungsvollem Brüten.

7.

Erkämpft.

Ein leises Geräusch in dem Zimmer über ihr störte sie auf. „Er rüstet sich zu dem verhängnißvollen Gange", sagte sie. „Ob er auch jetzt nicht versucht, mir ein Abschiedswort zu sagen?"

Er schien es nicht versuchen zu wollen. Brunhild öffnete vorsichtig die Thüre ihres Zimmers und lauschte hinaus. Das fahle Zwielicht des ersten Morgengrauens lag auf dem Korridor. Sie hörte nach einer kleinen Weile die beiden Freunde geräuschlos die Treppe herabkommen.

Am Fuße derselben standen sie still und Brunhild, deren Seele in ihren Ohren war, vernahm die flüsternde Stimme Schwarzdorns: „Und du willst also deiner Frau kein Wort sagen?"

„Nein", entgegnete Sigfrid. „Es wäre schade, ihren Morgenschlummer zu stören. Ist die Schnurre vorbei, so oder so, magst du ihr in deiner Weise gelegentlich erzählen, daß Alter nicht vor Thorheit schütze, das heißt daß ein alter Burschenschafter nicht ruhig habe mit anhören können, wie so ungalant man mit der armen alten Mutter Germania umsprang."

„Aber —"

„Wir haben wahrhaftig keine Zeit mehr zum Plaudern, komm'! Im übrigen ist ja alles —“ Seine Stimme verklang im Fortgehen.

Brunhild zog den Kopf zurück und schloß die Thüre. „Er wollte mich nicht sehen“, sagte sie in bitterem Groll und Trotz. „So mag er denn gehen.“

Sie versuchte mit aller Gewalt in diese trotzige Stimmung mehr und mehr sich hineinzuarbeiten. Aber es ging nicht. Sigfrids Worte: „Es wäre schade, ihren Morgenschlummer zu stören“, hatten sie etwa kalt oder gar spöttisch geklungen? Oh nein! Aber er hatte sie nicht sehen und sprechen wollen. Sie konnte ihm doch nicht nachlaufen und darum, meinte sie, wäre es das klügste, sie kleidete sich aus und legte sich zu Bette.

Aber es ging nicht. Eine furchtbare Beklemmung bemächtigte sich ihrer und drohte sie zu ersticken. Sie riß das nächste Fenster auf und von der großen Nußbaumallee her, auf welche dasselbe hinausging, schlug ihr die kühle Morgenluft entgegen. Sie beugte sich tiefaufathmend hinaus und da erhaschte ihr Auge zwei Männergestalten, welche von der Allee rechts ab auf den Fußweg bogen, der über die große Matte nach der entgegengesetzten Seite des Thalbodens führt. In demselben Augenblicke rasselte ein Wagen von der Freitreppe des Hotels weg und fuhr eilends die Allee hinab.

Da quoll ein Gedanke heiß in ihrer Seele auf und erfüllte widerstandslos ihr ganzes Fühlen und Sein. Nur im Umsehen raffte sie Hut und Shawl auf und enteilte dem Zimmer, sprang die Treppe hinab, glitt an dem aus verschlafenen Augen verwundert sie anblickenden Portier, welcher im Begriffe war, die

Hausthüre wieder zu schließen, vorüber durch den Portikus, den Perron hinab, in die Allee hinaus und lief dieselbe entlang bis zu der Stelle, wo der erwähnte Fußpfad sich abzweigt.

Diesen schlug sie ein und verfolgte ihn geflügelten Ganges. Da, wo an der andern Seite des Thales der Bergwald anzusteigen beginnt, mündet der Fußweg in eine Fahrstraße, welche zwischen der Gebirgswand und dem Ufer des Stromes knapp sich hinwindet. Hier erschaute sie durch den leichten Morgennebel hindurch nur etliche hundert Schritte vor sich die rasch ausschreitenden Gestalten Sigfrids und seines Freundes, und kaum von ihr erblickt, schlugen die beiden einen linkswärts in den Wald hinaufführenden Seitenweg ein. Als sie an diesen herangekommen, bemerkte sie, daß wenige Schritte darüber hinaus ein Zweispänner auf der Straße hielt. Er war leer. „Sind die Herren in den Wald hinauf?" fragte sie den Droschkenführer.

„Myni Engelländer? Jo, sie heiget gäng dä Weg g'no", gab der Mann gleichgiltig zur Antwort, mit dem Ende seines Peitschenstiels auf den Waldweg deutend.

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, schlug Brunhild denselben ein. Er führte anfänglich gemächlich, dann steil und steiler bergan und endlich auf eine dicht mit Tannen bestandene Ebene. Hier aber theilte er sich und zwar dreizackig. Brunhild stand in peinvoller Ungewißheit eine Sekunde lang still. Rings um sie waltete lautloses Schweigen, da die Zeit der Sonnenwende längst vorüber und der Vogelsang demnach verstummt war. Plötzlich fiel ein helles Leuchten in die graue Waldesdämmerung, und als Brunhild aufschaute, sah sie die Tannen-

wipfel röthlich angeglommen. Das Tagesgestirn mußte also über die Gebirgsspitzen im Osten heraussein.

Es trieb sie mächtig vorwärts, aber wohin? Sie that nacheinander auf jedem der vor ihr liegenden drei Pfade etliche Schritte vorwärts und ebenso rasch wieder zurück. Endlich warf sie sich hastig auf den mittleren, geradeaus führenden und eilte vorwärts mit der Elasticität eines um Tod und Leben rennenden Rehes, nicht achtend, daß nach einer kurzen Strecke der Weg in vielfachen Wendungen wiederum jäh bergan führte. Dann sprang er mit scharfer Biegung plötzlich nach rechts um, führte in dichtes Unterholz und Gestrüppe und ging hier ganz aus.

Verzweifelnd hielt die Eilende inne. Ihr Busen flog, Tropfen kalten Schweißes rollten von ihren Schläfen herab und ihre Augen starrten in die sie umgebende Waldwildniß, als ob sie vor Bangen aus ihren Höhlen springen wollten.

In diesem Augenblicke kam das geahnte, das gewußte Gefürchtete. Zwei Schüsse fielen dort rechtshin so rasch hintereinander, daß es wie nur ein Knall durch den Wald hallte.

Der Athem stockte in Brunhilds Brust. Dann brach ein Schrei aus ihrem Munde, grell und gell wie die Verzweiflung, und im nächsten Augenblicke flog sie unaufhaltsam durch das Gebüsche dahin, woher der Schall gekommen.

Die gesuchte Stelle war nahe beian. Brunhild fand sich unversehens am Saum einer Lichtung, von welchem der Boden rasch gegen ein schmales Thälchen abfiel, welches hier in den Wald eingeschnitten war. Auf dem grünen Wiesengrund konnte sie, etwa fünfzehn Schritte von einander entfernt, zwei Gruppen wahrnehmen, jede aus drei Figuren bestehend. Und je eine der-

selben lag und je zwei standen. Sie konnte in dem einen Daliegenden den englischen Kolonel erkennen, der jetzt ein sehr stiller Mann, und — doch nein, sie erkannte, sie sah nicht ihn, sah nichts und niemand außer dem einen — Sigfrid.

Und „Sigfrid! Sigfrid!" schrie sie auf, in wahnsinnigen Sätzen den Abhang hinunterfliegend, und im nächsten Augenblicke lag sie ihm zur Seite auf den Knieen und schlug die Arme um den sterbenden Mann. Denn ein sterbender war er. Die Gegner hatten, wie bestimmt worden, auf kurze Distanz a tempo gefeuert und in demselben Moment, wo Sigfrids tödtliche Kugel dem Kolonel in die rechte Schläfe geschlagen, war ihm das Blei desselben seitlings in die Brust gefahren.

Aschfarben im Gesicht, faßte Schwarzborn den Arm des Arztes, welchen die Engländer mitgebracht hatten, und gepreßten Athems, fast pfeifend stieß er die Frage hervor: „Keine Rettung, Doktor?"

Der Arzt schüttelte den Kopf und flüsterte zurück: „Keine. Er hat nur noch Sekunden zu leben."

„Sigfrid, mein Sigfrid!" flehte in Tönen bebender Zärtlichkeit Brunhild. „Ich bin da, Brunhild, dein Weib, deine Sklavin, die den Staub von deinen Füßen küssen, die für dich leben, die für dich tausend Tode sterben will!"

Der tödtlich Getroffene, den man mit dem Rücken an eins der bemoosten, über die Matte hingestreuten Felsstücke gelehnt hatte, erhob das Haupt und öffnete die schon von den Schatten des Todes umflorten Augen. Ein heller Freudenblick leuchtete in denselben auf. Er machte einen Versuch, die Arme zu heben, als wolle er sie um das im Jammer vergehende Weib legen, und

das schreckliche Röcheln seiner Brust bewältigend sagte er mit einem herzzerreißenden Lächeln: „So bin ich also doch glücklich noch durch Waberlohe gedrungen und habe dich erkämpft, du schöne, stolze, hochgeliebte Walküre — erkämpft!“

Sein edles Haupt sank herab und ein Zittern überlief sein geisterbleiches Antlitz. Sie umklammerte ihn, sie preßte ihre Lippen auf seinen Mund, als wollte sie den entfliehenden Odem zurückhalten. So starb er unter ihrem, ach, zu spät gegebenen Brautkuß.

Als der in tiefster Seele erschütterte Freund eine Stunde später auf die Unglücksstätte zurückkam, Tragbahre und Träger mit sich bringend, fand er Brunhild regungslos am Boden sitzend, Sigfrids Haupt, das sie mit am Waldsaum gepflückten Eichenzweigen umwunden hatte, in ihrem Schoße haltend. Ihr Antlitz war fahler als das des Todten, auf dessen friedvollen Zügen ihre brennenden Augen hafteten, die keine Thränen gefunden hatten. Sie schrak zusammen, wie aus einem Traume geweckt, als die Männer herantraten. Dann aber fiel sie sofort wieder in ihre steinerne Regungslosigkeit zurück.

Dem armen Schwarzborn schien das Bekränzen des Todten einen peinlichen Eindruck zu machen; es mochte ihm profanirend, affektirt, theatralisch vorkommen und daher sagte er fast rauh: „Madame, es ist Zeit —“

Sie ließ ihn nicht aussprechen, obgleich sie sich nicht an ihn wandte. Ohne aufzublicken, murmelte sie, die Hände Sigfrids in den ihrigen pressend: „Ich habe die Ehre, ein Deutscher zu sein. — Oh, er hatte Ehre, Ehre, Ehre bis zum letzten Hauch, er, mein Held!“

Und halb singend brach sie in die eddaische Strophe aus:

„So war Sigurd
Bei Giuki's Söhnen,
Wie hoch über Halme
Die Tanne sich hebt,
Wie der Hirsch über Hasen
Hochbeinig ragt
Und glutrothes Gold
Ueber graues Silber."

„Die unselige Tragödie schließt mit einem würdigen Finale", rief Schwarzborn aus. „Sie ist wahnsinnig geworden!"

Er irrte. Sie war es nicht geworden und wurde es nicht. Noch am Abend desselben Tages hatte sie die gewohnte ruhig stolze Fassung und Haltung wiedererlangt und fest und klar ordnete sie, was zur Heimführung des todten Gemahls nach seinem Schloß am unteren See zu ordnen war.

Aber gerade in ihrer Gefaßtheit hatte die Schloßherrin mit den thränenlosen, brennenden Augen und den marmorblassen und marmorstarren Zügen etwas Furchtbares, etwas, das Schwarzborn gefrorene Verzweiflung nannte. Der Freund hielt es in ihrer Nähe nicht länger aus. Am Tage nach Sigfrids Bestattung ließ er sich bei Brunhild melden und sagte ihr: „Gnädige Frau, ich bin kraft des Testaments meines hingegangenen Freundes zum Vollstrecker desselben ernannt."

Sie saß still und stumm und wandte nicht das Haupt.

„Madame", fuhr er fort, „ich bedaure, Sie mit dieser Sache behelligen zu müssen; aber ich kann und will meine Abreise nicht länger verschieben und wünsche daher, wenigstens das Wichtigste dessen, was mir aufgetragen ist, möglichst rasch zu erledigen.

Das Geschäft ist auch einfach genug. Der arme Sigfrid hat nämlich, mit Ausnahme verschiedener, allerdings nicht unbedeutender Legate, welche er seiner Dienerschaft aussetzte oder gemeinnützigen Anstalten zuwandte, sein ganzes Vermögen, liegende und fahrende Habe, Schloß, Gut und Geld Ihnen vermacht."

„Das Schloß?" entgegnete sie mechanisch, als hätte sie nur das eine Wort aufgefaßt. „Es mag in Trümmer fallen; sein Herr ist todt."

„Sie werden darüber zu verfügen haben, wie es Ihnen beliebt. Was das übrige Vermögen —"

„Gebt es den Armen. Gebt es, wem ihr wollt. Aber sagen Sie mir, verehrter Freund, sind der Architekt und der Bildhauer noch immer nicht aus der Stadt angelangt?"

„Doch, eben vorhin; allein ich bitte —"

Brunhild stand rasch auf und schritt an Schwarzdorn vorüber aus dem Zimmer.

Das war nun ihre Sorge, ihre Arbeit, das Einzige, wofür sie noch Sinn hatte, des Todten Grab zu schmücken. Als Hauptschmuck wurde zu Füßen desselben ein gewaltiger, unbehauener Granitblock aufgerichtet mit der Inschrift:

Sigfrid von Lindenberg,

Gefallen im Zweikampf für seines Landes Ehre.

August 1864.

8.

Der Mond geht unter.

Die Herbstnacht ist still, klar und mild. Groß leuchten die Sterne über dem mitternächtigen Schweigen und der Vollmond gießt sein silbernes Licht auf den kleinen Hochsee und die Burgruine mit dem halbzerfallenen Wartthurm.

Auf der Bank am Fuße desselben sitzt eine weibliche Gestalt, in dunkle Gewänder gehüllt. Die zurückgeschlagene Kapuze des Mantels läßt das gespensterhafte Weiß ihres Antlitzes sehen und den blassen Goldschimmer ihres üppigen Blondhaars. Die dunkeln Augen ruhen unbewegt auf der spiegelglatten Wasserfläche, regungslos liegen die in einander geschlungenen Hände auf den Knieen und festgeschlossen, wie zu ewigem Schweigen, ist der Mund.

Eine Stunde vergeht. Dann erhebt sich die Gestalt und ohne Hast schreitet sie den Fußpfad hinunter zum See. Sie umgeht denselben zur Hälfte und verschwindet für eine kurze Weile in einem Weidengebüsche am östlichen Ufer. Wieder hervorgetreten, steht sie im vollen Schein des Mondes, welcher, zum Niedergange sich schickend, schon den Gipfeln der Hochgebirge im Westen nahegekommen ist.

Ihr Obergewand ist hinaufgeschlagen und der weite Saum über den Hüften festgebunden. In schweren, straffen Falten hängt es über dem weißen Untergewand bis zu den Knieen herab, als berge es eine gewichtige Last.

So muß es auch wohl sein, denn sie legt die wenigen Schritte, welche sie noch am Ufer hin thut, augenscheinlich nur mühsam zurück. Sie steht einen Augenblick still. Dann schreitet sie, mit fest an die Lenden gedrückten Händen, langsam in das Wasser hinein. Kein Zug ihres Gesichtes ändert sich auf diesem Todesgang. Die festgeschlossenen Lippen beben nicht, kein Zucken in den düster flammenden Augen, überall nur die Ruhe und Sicherheit einer eisernen Entschlossenheit. Immer weiter hinein. Schon umspielt die kalte Flut die Brust, worin ein stolzes Herz so unbändig geschlagen, bis es unter dem Hammerschlag des Schicksals gebrochen wie ein spröder Diamant. Immer weiter hinein. Nur noch das schöne Haupt ist sichtbar auf der Wasserfläche, als läge es auf einem ungeheuren Silberteller.

Ein Schritt noch, ein letztes, blitzschnell schwindendes Aufschimmern des Goldhaars; dann ein leises Zusammenrauschen des Wassers über der Stelle, wo es zuletzt geschimmert.

Wellenringe zittern an das Ufer, ein Windhauch geht durch die Weiden und Föhren und hinter den Bergen versinkt der Mond.

Werther-Graubart.

I.

Exposition.

1.

Propst Fabian an Gertrud Hartwig-Hellmuth.

X. 1. März 1870.

Liebes Kind! Ich kann dir nicht länger verbergen, daß ich deines Vaters wegen in Unruhe bin. Sein letzter Brief an mich war datirt „Tahiti, 25. Februar 1869.“ Er wollte von dort, wie du weißt, durch die Magelhaensstraße, über Brasilien und Westindien nach Europa zurückkehren. Hat er euch etwa neuerlich geschrieben? Ich weiß zwar wohl, seine Reiselaune ist ein raschwechselndes, springendes Ding; aber — kurz, ich sorge mich um ihn. Habt ihr Kunde von ihm, so theile sie mir ungesäumt mit. Ich kann leider noch nicht in meine stille rothenfluher Klause zurückkehren. Die noch dazu ziemlich unerquicklichen Geschäfte des Landtags halten mich länger in der Hauptstadt fest, als ich anfänglich besorgte. Warum ließ ich mich auch von deinem Manne bestimmen, die Wahl anzunehmen? Der Schlaue hat es gar hübsch zu machen gewußt, daß eine Bürde, die, wie

dir wohlbekannt, eigentlich für seine Schultern bestimmt war, auf die meinigen geladen wurde. Was macht er? Immer rüstig und tüchtig und hellauf, wie es von jeher seine Art gewesen? Und eure beiden Kleinen, die den armen unstäten Wanderer von Großvater noch nicht gesehen haben? Tante Hildegard dürfte mir wohl auch mitunter schreiben. Grüße sie und deinen braven Hermann recht herzlich von mir .... Beigeschlossen send' ich dir einen Brief, an dessen Schreiber du dich vielleicht wirst erinnern können. Du hast ihn ja zur Zeit, als du ein freilich noch ein recht kleines Mädchen warest, oft gesehen. Er ist ein alter vertrauter Freund von deinem Vater und mir. Schon seit langen Jahren lebt er in der Fremde und so haben wir ihn und er hat uns aus dem Gesichte verloren. Aber die Wärme seiner Gefühle für uns ist, wie sein Brief zeigt, nicht erkaltet und der Anblick seiner Schriftzüge hat auch in mir die Erinnerung an gemeinsam mit dem alten Freunde verlebte gute und böse Zeiten wieder lebhaft aufgerührt. Er klagt, daß seit Jahren aus der alten Heimat nur spärliche und unbestimmte Nachrichten zu ihm gelangt seien, und wünscht dringend zu erfahren, wie es deinem Vater und mir und uns allen diese ganze Zeit her ergangen sei. Während des großen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten habe er in den amerikanischen und englischen Zeitungen häufig von einem General Hellmuth gelesen und sei einmal auf den „tollen" Einfall gerathen, das könnte am Ende sein alter Freund sein, von dem er gerüchtweise vernommen hatte, daß er nach Amerika gegangen. Ich antwortete dem Freunde natürlich mit aller Herzlichkeit, aber nur kurz. Was mich angehe, sagt' ich, so sei von mir nur zu melden, daß ich aus einem jungen resignirten Priester nach-

gerade ein alter resignirterer geworden, dem man — er wisse selber nicht, warum? — den Propsttitel aufgehängt habe. In allem übrigen verwies ich den Frager an dich, liebes Kind; ja an dich, und du wirst aus seinem Briefe ersehen, daß ich dazu berechtigt war. Denn er erkundigt sich ja ganz besonders angelegentlich nach der „kleinen Gertrud", welche freilich derweil eine ganz anständig große, wenn auch keineswegs zu große Gertrud geworden ist. Ich versprach ihm, du würdest um alter Freundschaft willen die Mühe, für ihn die Familienchronistin zu machen, wohl auf dich nehmen, und du wirst mich, hoff' ich, nicht zu schanden machen. Vergiß aber auch der „bürgerlichen" Seite der Chronik nicht, hörst du? Unser Freund war ja in die Beziehungen deiner Eltern zu Herrn Bürger und seiner Frau, die nun beide dahingegangen sind, ganz eingeweiht und gehörte mit zu unserem jetzt, ach, so schmerzlich zerrissenen engsten Freundschaftskreise. Oh, mein gutes Kind, das Altwerden! das Altwerden! Dieses Verlieren von Freund auf Freund — man vermag doch mit der ganzen Philosophie der Ergebung nicht gegen das trostlose Gefühl der Vereinsamung aufzukommen! Ihr jungen Leute könnt davon nichts wissen. Aber frage die Tante Hildegard, was es heißen wolle, alle, mit denen man jung gewesen und die man geliebt hat, einen nach dem andern und eine nach der andern zu Grabe gehen zu sehen. Wie gerne ginge man mit! ....

2.

Dora Bürger an Hildegard Hellmuth.

Pallanza, 3. März 1870.

Verehrte Freundin! So dürfe ich Sie nennen, hat meine theure Mutter noch in einer der letzten Stunden ihres Lebens mir gesagt. Oh, lassen Sie die Liebe und Treue, welche Sie für die Mutter hegten, auch der Tochter zu gute kommen! Wenigstens ein bißchen, gelt? Ich kann es recht gut brauchen, ich armes einsam in der Welt stehendes junges Ding von einer Waise, und ich werde Sie auch recht liebhaben; ich habe Sie schon lieb, weil mir die Mutter und Tante Marget so viel Gutes und Liebes von Ihnen erzählten. So auch von Ihrer Nichte Gertrud, welche das leibhafte Abbild ihrer Mutter Isolde sei, die, sagte meine Mutter oft unter Thränen, das holdeste Geschöpf gewesen, welches sie jemals gesehen. Und so jung, so schön, so edel, wie sie war, mußte sie in ein frühzeitig Grab sinken und Ihr armer Bruder, mit dessen Namen auf den Lippen meine Mutter gestorben, wurde dadurch zum heimatflüchtigen Wanderer! „Es ist der Lauf der Welt so", pflegt Tante Marget mit einem ganz eigenen Zusammenziehen der Mundwinkel zu sagen; sie, die doch das sanfteste, ergebungsvollste Wesen von

der Welt ist. Ach, wenn ich die nicht hätte! Sie ist mir alles, alles, unter anderem auch mein „Vogt", wie wir Schweizer statt Vormund sagen. Denn laut testamentarischer Bestimmungen meiner Eltern steht ihr die Oberaufsicht über die Verwaltung meines Vermögens, sowie die entscheidende Stimme zu, wenn ich mich mal verheiraten wollte. Das könnte mir aber einfallen, ja wohl! War nicht meine Mutter so glücklich verheiratet wie menschenmöglich? Verheiratet mit dem bravsten, großherzigsten, treuesten der Menschen, wie sie meinen Vater immer nannte? Und doch mußte ich schließlich erfahren, daß sie in tiefster Seele unglücklich gewesen. Wie oft hab' ich, schon als Kind, die Theure, wenn sie sich unbelauscht glaubte, die lenau'sche Klage leise vor sich hinmurmeln gehört:

„Oh, Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein räthselhaft geborner
Und, kaum gegrüßt, verlorner,
Unwiederholter Augenblick!"

Wir sind auf der Reise zu dem Grabe meines Vaters begriffen, welches ich noch nicht gesehen habe. Auch soll ich mein Heimatland, dessen Alpenpracht mich schon hier verheißungsvoll begrüßt, kennen und lieben lernen, damit ich nicht vollends ganz „veritaliänere, sagt Tante Marget. Sie mag Italien nicht und wir werden uns wohl in der Schweiz bleibend niederlassen. Tante Marget beabsichtigt es und sie kann bei all' ihrer unendlichen Güte auch recht energisch sein, wann und wo das noththut. Wir reisen mit der Familie des Senators Bazzini aus Neapel, mit welcher Mutter und Tante seit langem in vertrauter Freundschaft gelebt haben. Die jüngste Tochter dieser vortrefflichen Familie, Imelda, ist meine liebste Freundin, hat von mir deutsch

gelernt und soll, an den Folgen einer Brustkrankheit leidend, drei volle Monate auf einem hohen Berge verbringen. Dasselbe haben die närrischen Herren von Aerzten auch mir verordnet, obgleich ich wohlauf und munter bin wie eine Bergforelle in ihrem Bach. Sie thaten es wohl nur der guten Imelda zu gefallen. Auf was für einen Schweizerberg wir gehen werden, wissen wir heute noch nicht. Man hat uns den Schwarzenstein sehr empfohlen. Tante Marget will, sobald wir uns entschieden haben werden, einen Abstecher ins Schwabenland machen. Sie hat gar so große Sehnsucht nach Ihnen und Ihrer Nichte Gertrud und verlangt, ich hab' es wohl gemerkt, wahrhaft schmerzlich, wieder einmal von Herrn Hellmuth, Ihrem Bruder, zu hören. Der ist ja, wie Sie wissen, verehrte Freundin, das Ideal der Tante. Da ich sie einmal damit neckte, sagte sie mir mit einem Ausdruck der Miene und der Stimme, dessen ich nie vergessen werde: „Als ich in meiner Jugend, in meiner Kindheit von Gott und den Menschen verlassen war, hat Herr Hellmuth mir, dem ihm unbekannten Kinde, aus innigem Erbarmen Worte des Trostes gesagt und hilfreich die Hand gereicht." Weiter sagte sie nichts. Sie geht ja überhaupt jeder Erwähnung ihrer Jugendzeit konsequent aus dem Wege. Aber so viel glaub' ich doch aus ihr und aus meiner Mutter herausgelauscht zu haben, daß über die Tante in ihrer frühen Jugend etwas Furchtbares gekommen sein müsse. Sie, verehrte Freundin, sind gewiß in das Geheimniß eingeweiht. Bringt mich im nächsten Herbste die Tante, wie sie mir versprochen hat, zu Ihnen, so werde ich nicht nachlassen mit Bitten und Betteln, bis Sie mich ebenfalls einweihen, gelt? . . . .

3.

General Hellmuth an Hermann und Gertrud Hartwig-Hellmuth.

Paris, 5. März 1870.

Liebe Kinder! Vor zwei Wochen bin ich aus Westindien in London angelangt, woselbst ich eure Briefe und die Rimessen richtig bei Hope und Komp. vorfand. Meine Rückkehr nach Europa verzögerte sich, weil ich mich länger, als ich beabsichtigt hatte, in Südamerika herumtrieb, die Anden wiederum durchzog und den Amazonenstrom bis zu seinen Quellen hinauffuhr. Dort herum liegt ein gewaltiges Stück Zukunft der Menschheit, welche sich ja bereits anschickt, all ihr großes und kleines Elend in die erhabene Stille jener paradiesischen Wildnisse hineinzutragen. — In London traf mich die Kunde, daß Julie Bürger gestorben. Nichts davon. Zu dem Uebrigen zu legen. Aber ruft euren Jungen nie anders als Hanns, meinem Freunde Bürger zu Ehren, und falls zu eurer kleinen Isolde noch ein Töchterlein kommt, so soll es Julie heißen. — Jetzt bin ich hier in der Weltkloake, wo alles an das evangelische Wort von den übertünchten Gräbern erinnert und ein abscheulicher Verwesungsgeruch sich verbreitet. L'infame, das zweite Kaiserreich, fault

entschieden seinem Ende zu. Der Ekel treibt mich fort. Wohin? weiß ich heute noch nicht. Vielleicht in die Pyrenäen, vielleicht in die Alpen. Möglich, daß ich im Herbste nach Rothenfluh komme. Mir ist, als müßt' ich die vier Gräber auf unserem Friedhof noch einmal sehen, bevor ich meine große Reise ins innere Afrika antreten werde. — Von Geschäftesachen schweigt mir! Ich weiß ja alles treu verwahrt und gut verwaltet in deinen Händen, lieber Hermann. Handle in allem und jedem nach deinem eigenen Ermessen. — Um meine Gesundheit braucht ihr euch fürwahr keine Sorge zu machen. Die ist gefeit, so gefeit, daß ich unschwer zu dem Glauben gelangen könnte, ich sei zum Leben verflucht wie der ewige Jude. — Grüßt mir den Fabian, drückt der Hildegard die Hand, küßt eure Kleinen für mich und lebt wohl!

4.

Gertrud Hartwig-Hellmuth an den Professor.

Schloß Rothenfluh, 12. März 1870.

Lieber alter Freund! Unser Fabian, welcher in der Familie nie anders als „der Onkel“ genannt wird, hat mir Ihren an ihn gerichteten Brief zugestellt, worin Sie sich so freundlich der „kleinen“ Gertrud erinnern. Die Gertrud, welche derweil einem schon nicht mehr ganz kleinen Hännschen und einer kleinen Isolde das Leben gegeben hat, erinnert sich Ihrer ebenfalls noch recht lebhaft: Sie waren ja der Vierte im Bunde mit dem Vater, Fabian und Bürger. Darum setze ich mich heute gerne hin, um Ihnen vorzuplaudern, was Sie theilnahmevoll von uns zu wissen wünschen, und ich thu' es viel leichteren und freieren Gemüthes, als ich es noch vor etlichen Tagen gethan hätte. Denn wir sind inzwischen eine sehr quälende Sorge losgeworden: der geliebte Vater hat uns von Paris aus seine Rückkehr nach Europa gemeldet und wir wissen ihn jetzt doch wenigstens wieder mit uns im gleichen Erdtheil, sowie, daß er gesund. Daß er auch zufrieden oder gar glücklich, darf ich leider nicht hinzufügen. Sie wissen ja wohl, seines Glückes Stern ist untergegangen in jener traurigen Nacht, wo meine

Mutter Isolde starb, nachdem sie mich, ihr zweites Kind, geboren hatte. Tante Hildegard, das „Tanten-Ideal", wie mein geliebter Eheherr sagt — Tante Hildegard, welche nach Aufhebung des Klosters Gnadenbrunn zu uns gezogen war, hat mir, als ich zu den Jahren gekommen, wo man so etwas fassen kann, mitgetheilt, daß der Tod meiner Mutter den Vater versteinert habe. Sie hatten so glücklich mitsammen gelebt, so sehr glücklich! Ihre Ehe war sprichwörtlich weitum als eine, als die Musterehe. In ihren Haushalt brachte der Vater die Tüchtigkeit und Thätigkeit eines ganzen Mannes, die Mutter alle die Schönheit, Anmuth, Güte und Harmonie einer vollkommenen Frau. Wie muß sie schön und gut gewesen sein! Noch jetzt kommt ein Aufleuchten in die Augen der Leute, wenn sie von ihr sprechen ... Sie wissen, lieber Freund, wie der Vater das Evangelium der Arbeit bethätigte, wie er zu arbeiten liebte und verstand. Nicht nur machte er das Schloßgut Rothenfluh binnen kurzem zu einem Mustergut, sondern auch stellte er im Verlaufe von wenigen Jahren die ganze Herrschaft, wie sie der Großvater dereinst besessen, in ihrem vollen Umfange wieder her. Und das genügte seinem Thätigkeitstrieb noch nicht. Er hatte ja lange im kaufmännischen Fache gearbeitet und daran Geschmack gefunden. In Kompagnonschaft mit seinem Herzensfreunde Bürger führte er großartige Handelsunternehmungen glänzend durch. Die Reichthümer strömten ihm zu. Welchen großherzigen Gebrauch er davon machte, wie er jedes gemeinnützige Streben und Thun anregte und förderte, wie er in der ganzen Gegend, ja im ganzen Lande als der stets rath- und thatbereite Helfer und Tröster, als die Zuflucht der Mühsäligen

und Beladenen berühmt und geehrt war, wie er es dabei stets einzurichten wußte, daß alles Gute und Segensreiche, was er that, nicht von ihm, sondern nur von meiner Mutter zu kommen schien, ist Ihnen bekannt. Ebenso, daß das „Glück von Ebenhall„ nur sieben kurze Jahre währte. Am Schlusse des ersten derselben hatte meine Mutter meinen theuren, herrlichen, armen Bruder Fritz geboren, am Schlusse des siebenten kam ich und tödtete, ich Unglückliche, durch mein Kommen meines Vaters Lebensfreude. Nie hab' ich ihn lächeln, aber zweimal weinen sehen. Das erstemal, als mein Bruder, zum stattlichen Jüngling herangewachsen, nach beendigten Gymnasialstudien die väterliche Einwilligung erbat, sich der soldatischen Laufbahn widmen zu dürfen. Wenn der Fritz bat, wer konnte da widerstehen? Dennoch wollte der Vater ziemlich lange nichts von der Soldaterei wissen, aber zuletzt gab er doch nach. „Der Fritz hat also seinen Willen durchgesetzt?" hörte ich eines Abends den Onkel Fabian sagen. „Ja, was willst du, lieber Alter?" entgegnete der Vater — „der Junge hat mich mit den Augen seiner Mutter angesehen und da half kein Widerstreben." Indem er das sagte, bebte ihm die Stimme und er wandte sich ab, um sich die Augen zu trocknen. Zum zweitenmal — aber soweit bin ich noch nicht in der Chronik .... Wenige Wochen nach ihrer Hochzeit hatte meine Mutter den Knaben einer armen Taglöhnerin, deren Mann kurz zuvor beim Holzflößen verunglückt war, über die Taufe gehalten. Die Wöchnerin starb und meine Eltern hielten ihre schützenden Hände über den Hermann Hartwig, welcher jetzt mein hochgeliebter Mann ist. Das kam aber so. Hermann wuchs, ganz als ein Kind des Hauses ge-

halten, mit meinem Bruder auf. Wie dieser entwickelte auch er glänzende Geistesgaben, ein tüchtiges Streben, eine ausdauernde Arbeitslust und daneben war er so lieb, so lieb, gerade wie der Fritz, ja noch lieber! Sein praktischer Sinn und Trieb, das Leben mit geschickten und starken Händen zu packen, zu formen und zu meistern, hatte ihn frühzeitig zum Studium der Volkswirthschaft geführt und schon als Zwanzigjähriger war er befähigt, die ihm vom Vater anvertraute Verwaltung von Rothenfluh und unseres ganzen Besitzthums mit gutem Gewissen zu übernehmen. Der Vater hatte nämlich nach dem Tode der Mutter alle seine gewohnte Geschäftsthätigkeit eingestellt, hatte die Führung des Haushalts und die Pflege und Erziehung seiner Kinder der Tante Hildegard und unsern Unterricht dem treuen Jugendfreunde Fabian übergeben und hatte, als wäre ihm die sonst so geliebte Heimat unerträglich geworden, fast seine ganze Zeit auf Reisen verbracht. Er ist ja auch wider seinen Willen ein „berühmter Reisender" geworden. Onkel Fabian ließ nämlich dem Widerstrebenden keine Ruhe, bis der Vater es endlich zugab, daß die lange und inhaltvolle Reihe von Briefen, worin er seine weiten Fahrten, seine Forschungen und Findungen dem Freunde geschildert hatte, gedruckt wurde, obzwar ohne den Namen ihres Verfassers. Vor zehn Jahren übergab der Vater die Verwaltung seines ganzen Vermögens an Hermann, der ihm und uns allen eine gränzenlose Dankbarkeit und Treue weihte. Dann ging er zum zweitenmal nach Amerika, ausdrücklich in der Absicht, den großen Krieg gegen die Sklavenbarone mitzufechten. Er that so, errichtete auf eigene Kosten ein Regiment von Freiwilligen, zeichnete sich als Führer wie als Soldat höch-

lich aus, wurde zum General ernannt und gewann seinem Namen Ruhm und Ehre. Aber ich weiß, er suchte, schmerzlich zu sagen, nur eins: den Tod. Nach der Niederwerfung der großen Rebellion in der Union schickte er sich gerade an, nach Merike zu gehen, um die in Gestalt eines Schwindelkaiserthums daselbst sich blähende bonaparte'sche Schurkerei bekämpfen zu helfen, als ihn der Ausbruch des deutschen Krieges von 1866 ins Vaterland zurückrief. An einem Tage bittersten Jammers kehrte er heim, an dem Tage, wo Hermann Hartwig den Sarg nach Rothenfluh brachte, in welchem mein todter Bruder ruhte. Fritz, unser aller Stolz und Liebe, war als Generalsstabsoffizier in einem der Gefechte gegen die preußische Mainarmee gefallen, von einer Zündnadelgewehrkugel mitten in die Stirne getroffen. „Laßt mich allein mit dem Todten!" gebot der Vater thränenlos und so hielt er die Nacht über die Todtenwache. Es war etwas in seinem Blicke gewesen, was uns zittern machte, und angstvoll lauschten wir hinter der Thüre des anstoßenden Zimmers. Es war still drüben, nur zuweilen ein Ton, wie wenn ein Mann aufstöhnt in herbster Seelenqual. Einmal auch vernahmen wir deutlich, wie der Vater ausrief: „Oh, mein geliebtes Weib, nun war es doch wohlgethan von dir, daß du von mir gegangen. Dieses Furchtbare hättest du nicht zu ertragen vermocht. Mitten in die Stirne, wehe! Und von einer deutschen Kugel, dreimal wehe!" Als es Morgen geworden, bestatteten wir den Bruder zwischen seiner Mutter und seiner Großmutter Gertrud. Da, am Grabe, als ich ängstlich besorgt auf den Vater blickte, wie ihm die trocknen Augen brannten, die bleichen Lippen zitterten und die Hand, womit er die Erdscholle aufraffte, um sie auf den

Sarg hinabzuwerfen, den Dienst versagen wollte, da bemerkte ich mitten in meinem Leid und meiner Angst eine Veränderung, welche seit gestern an ihm vorgegangen. Sein Bart, dessen Schwarz bei seiner Heimkehr nur ganz spärlich mit Grau durchsprenkelt gewesen, war über Nacht vollständig grau geworden und dieses Bartgrau bildete zur Schwärze der buschigen Brauen und des dichten Haupthaars einen seltsamen, die düstere Strenge seiner bedeutenden Züge noch mehr hervorhebenden Gegensatz. — Wenn ich mir die Erinnerung an die nächstfolgenden Wochen zurückrufe, fühlt sich noch jetzt meine Seele beklommen. Der Vater schwieg im Leide tagelang, Speise und Trank kaum berührend. Ich schrieb in meiner peinlichen Sorge an Julie Bürger, sie möchte doch versuchen, ihn aus seinem starren Hinbrüten aufzuwecken. Und da will ich Ihnen nun gerade sagen, lieber Freund, daß der vorzeitige Tod von Hanns Bürger wie für die Seinigen, so auch für den Vater und demnach für uns alle ein schwerer Schicksalsschlag gewesen ist. Wie Sie wissen, hatte Julie ihrem Gatten mehrere Kinder gegeben, von denen aber keins am Leben geblieben war. Beim plötzlich erfolgten Tode Bürgers abermals guter Hoffnung, zog sie nach Neapel, wo ihr dort verstorbener Vater unweit von Amalfi eine prächtige Besitzung erworben und dem Wunsche seiner Tochter gemäß Villa Byron benannt hatte. Dort gebar sie eine Tochter, welche die Mutter nach einer Heldin ihres Lieblingsdichters Medora nannte und die jetzt zu holdseliger Mädchenblüthe herangewachsen ist. Sie steht, seit ihre uns allen so unvergeßliche Mutter vor Jahresfrist gestorben, unter der Obhut ihrer trefflichen Tante Marget, die Ihnen wahrscheinlich unter ihren Kindernamen „das Gritli"

erinnerlicher sein wird. Erst vor wenigen Tagen schrieb Medora gar herzig an Tante Hildegard, daß sie den Sommer in ihrem schweizerischen Heimatlande verbringen werde, und die Tante, welche an alles denkt, machte in ihrer Antwort das einzige Kind Bürgers und Julie's darauf aufmerksam, daß es an Ihrer Thüre, als an der eines der vertrautesten Freunde ihrer Eltern, nicht vorübergehen sollte. — Wohl also, ein Brief von Julie Bürger hat damals den armen Vater wirklich aus seiner Erstarrung aufgerüttelt. In der kurzen und bestimmten Weise, welche wir seit dem Tode der Mutter an ihm kennen, erklärte er, daß er eine Fahrt um die Erde machen werde. Er traf rasch seine Vorbereitungen. Dann arbeitete er, um alle Geschäfte für lange hinaus zu ordnen, eine Woche lang angestrengt mit Hermann, welcher mir in den letzten zwei Jahren unsäglich lieb geworden war. Oh, wie gerne hätt' ich es dem Vater gesagt! Aber ich wagte es nicht; denn gar oft beschlich mich das quälende Gefühl, er müßte mich hassen, weil meine Geburt der Mutter das Leben gekostet hatte. Wie that ich ihm unrecht! Eines Frühmorgens hatte der Vater mit Hermann einen langen Ritt durch Feld und Wald gemacht und heimgekehrt fand er mich mit der Aufräumung seines Arbeitszimmers beschäftigt. Ich mochte dieses Geschäft nie einem Dienstboten überlassen, wie das auch meine Mutter so gehalten hatte. Der Vater stand lange im Fenstererker, nachdenklich in den Park hinunterblickend. Dann kehrte er sich plötzlich gegen mich um und sein Auge schien mir milder, als ich es jemals gesehen. „Gertrud — fragte er sanft — du hast den Hermann Hartwig lieb?“ Ich erbebte und das Blut schoß mir jählings ins Gesicht; aber ich zwang meine

Angst nieder, als ich seinen Blick voll innigster Liebe und Güte auf mir ruhen sah, und sagte: „Ja, Vater, von Herzensgrund." — „Und Hermann hat dich lieb, Gertrud?" — „Ich weiß es nicht." — „Aber du glaubst es?" — „Ja, ich glaub' es." — „Ihr habt es einander nie gesagt?" — „Niemals, Vater." Da faßte er mich in seine Arme und die Thränen stürzten ihm gewaltsam hervor. „Oh, mein Kind, mein geliebtes Kind — rief er tief erschüttert aus — du bist wie deine Mutter! An Leib und Seele wie deine Mutter! Wahr bis in die innerste Herzenstiefe hinein!" Sehen Sie, lieber Freund, das ist für mich ein unbeschreiblich glücklicher Augenblick gewesen und nie in meinem Leben war ich stolz wie zu jener Stunde; denn höher vermochte kein Lob mich zu stellen, als das aus dem Munde eines solchen Vaters vernommene es that. Bevor ich recht wußte, wie mir geschah, stand mir der vom Vater herbeigerufene Geliebte zur Seite und hielt meine Hände in den seinigen und lagen die väterlichen segnend auf unsern Häuptern. So wurde ich verlobt. Zwei Wochen später war meine Hochzeit und am Tage darauf reis'te der Vater ab. Doch genug jetzt, lieber Freund. Ich bin zu bewegt, um weiterplaudern zu können; auch verlangt mein Töchterlein nach der Mutterbrust. Leben Sie wohl!

5.

Tante Marget an Tante Hildegard.

Gersau, 15. April 1870.

......Nach Z. hinüber mochte ich nicht gehen. Du weißt ja, Liebe, was für gräßliche, unaustilgbare Erinnerungen für mich an jene Stadt und ihre Umgebung sich knüpfen. Dora freilich will nächster Tage hinüber. Sie hat ja Haus und Heim dort, die sie doch einmal sehen möchte. Auch treibt es sie, das Grab ihres Vaters zu besuchen, und endlich will sie unsern alten lieben wunderlichen Freund, den Professor, kennen lernen und ihm sagen, daß ihre Mutter ihm bis zuletzt ein treues Gedenken bewahrt habe. Der berühmte Augenarzt, welchen ich zu Rathe ziehen wollte, hatte die Güte, von dort nach Luzern herüberzukommen. Er gibt wenig Hoffnung, hat mir aber zunächst den Gebrauch von Brillen entschieden verboten, indem er den allerdings sehr scharfen Gläsern, deren ich mich bedienen mußte, die auffallend rasche Verminderung meiner ohnehin von Kindheit auf schwachen Sehkraft beimißt oder wenigstens mitbeimißt. Wenn ich aber die Brille ablegen soll, so kann ich ja auf zwei Schritte weit Weg oder Steg nicht mehr sehen und nicht einmal die Züge meiner geliebten Dora erkennen. Die ist gut, grund-

gut! Dabei hochgestimmt und frohgemuth wie eine Lerche. Der Ausspruch des Arztes inbetreff meiner Augen machte sie erst sehr traurig; dann aber sagte sie in ihrer tröstlichen Weise: „Tante Marget, sei du nur ganz ruhig. So lange ich zwei Augen habe, wird es dir nie an einem fehlen, gelt?“ So ist sie. Im Herbste bring' ich sie zu euch, ich selber aber komme, denk' ich, schon im Mai für etliche Wochen, im Mai oder Juni, sobald die Bazzinis über die Berge herübergekommen sein werden. Imelda's Zustand erlaubte diese Reise bis jetzt noch nicht. Die Postfahrt über den Gotthard auf Schlitten war auch kein Spaß, sag' ich dir, obschon Dora ihren Spaß daran hatte, während ich meinestheils bei dieser Gelegenheit mich gewissermaßen über meine sonst so lästige und peinliche Kurzsichtigkeit freute. Nun sitzen wir hier am Vierwaldstädtersee in der trefflich eingerichteten Pension Müller und harren des Frühlings, der aber nur zögernd sein Kommen anmeldet, und warten auf unsere italischen Freunde. Habt ihr noch immer keine Kunde, wo dein theurer Bruder weilt? Ich bin so in Sorgen um ihn ....

6.

Dora Bürger an Imelda Bazzini.

Gersau, 1. Mai 1870.

Cara mia! Verzeih' mir, daß ich meinem Telegramm, welches euch meldete, daß wir glücklich über die Alpen hinweggekommen, erst heute den versprochenen Brief nachfolgen lasse. Mein prächtig Heimatland hat aber so überwältigend auf mich gewirkt und ich hatte mir auch sonst manchen bedeutenden Eindruck zurechtzulegen, so daß ich erst heute dazu komme, dir zu schreiben. Zum Dank für dein langes Warten will ich dir aber ganz methodisch und in aller Reihenfolge meine neuesten Erlebnisse erzählen, gar nicht im gewohnten und dir so anstößigen Durcheinander-Dora-Stil, wie mein neugewonnener lieber Freund, der Professor, sagen würde, der mir neulich ein bißchen Ordnungsrespekt beibrachte mittels seiner Bemerkung: „Ohne Ordnung, liebes Kind, wäre es in diesem leidigen Gerümpel von Welt gar nicht auszuhalten: man würde ja, wenn alles nur so durcheinander läge, gar keinen Schritt mehr thun können, ohne über eine Dummheit oder über eine Niederträchtigkeit zu stolpern." Also hübsch der Ordnung und Reihenfolge nach, Schatz, gelt?

Du erinnerst dich, daß wir die „hesperischen" Lüfte, welche

schon vor Monatsfrist drüben an euren schönen Seegestaden wehten, ver- und euch in Pallanza zurückließen, weil das Augenleiden der armen lieben Tante Marget ein längeres Zögern, endlich die Hilfe eines tüchtigen Spezialarztes anzusprechen, nicht zuließ. Die besagten hesperischen Lüfte wandten uns aber noch jenseits des Alpenwalls treulos den Rücken und schon in Faido erhielten wir einen richtigen borealen Vorgeschmack dessen, was auf der Nordseite der Berge in Luftsachen Mode sei. Je höher wir dem alten Kerl von Gotthard auf den Leib rückten, ein desto griesgrämigeres Gesicht machte er uns, und er trieb es so ungalant, daß er mir zum Willkomm einen Schneesturm entgegensandte. Nur gut, daß die Tante durch ihre Kurzsichtigkeit verhindert war, zu sehen, wie die Gegend eigentlich aussah: sie hätte sicherlich die Weiterreise von Faido aus nicht zugegeben. Nicht etwa aus Besorgniß für sich selbst, aber für mich. In Airolo wurden wir sämmtlichen Passagiere auf Schlitten gepackt, jeder und jede einzeln auf einen kleinen einspännigen Schlitten, und so gings weiter den Berg hinan zum Hospiz. Es war ganz lustig und machte mir viel Spaß. Der Postillon, welcher mich fuhr, war ein hübscher junger Bursch aus Lugano. Er hatte große schwarze Augen, so groß — du weißt, ich bin auf schöne Augen versessen — und erzählte mir allerhand Geschichten von diesen Schneefahrten über den Santo Gotardo. Auf der Höhe angelangt, das heißt, in dem von Granit, Eis und Schnee eingewandeten Kessel, in welchem das Hospiz liegt, überkam mich in dieser von schweren schwarzen Wolken überhangenen und unvorstellbaren Wildniß zum erstenmal ein deutliches Gefühl von der wilden Erhabenheit und Trauer der Hochgebirgs-

einsamkeit. Dann gings, hussah, im Zickzack abwärts ins Urserenthal, daß mir der Wind nicht übel um die Pelzkapuze pfiff und ich manchmal glaubte: jetzt fliegst du bei der nächsten Krümmung des Weges sammt Schlitten und Pferd und Postillon unfehlbar in den leeren Raum hinaus oder kein Mensch weiß wohin. Es war aber doch recht ergötzlich, besonders wenn, was gar nicht selten vorkam, einer der ganz niedrig gebauten Schlitten in der Reihe umkippte, der darin sitzende Passagier auf den Schnee hinauskollerte und unter Vonsichgabe jener populären Redensarten, welche man Flüche nennt, in den rasch wieder aufgerichteten Schlitten zurückkrabbelte. Da sich keiner der Umgeworfenen Schaden that, so mußte ich jedesmal hell auflachen, gar nicht daran denkend, daß die Reihe auch an mich kommen könnte. Sie kam aber auch an mich und das war mir ganz lieb; denn höre nur, ich erlebte bei dieser Gelegenheit ein richtiges Abenteuer.

Von der Station Andermatt aus war mein Schlitten zufällig der letzte in der Reihe. Der Himmel hatte sich aufgethan und wölbte sich in wolkenloser Bläue über dem Reußthal. Fast schmerzend scharf schimmerten die unzähligen Kämme, Kuppen und Zacken ringsum im winterlich weißen Sonnenlicht. Wir aber saus'ten munter durch das Urnerloch, über die Teufelsbrücke und hinab in die enge Thalspalte, welche die tosende Reuß bis gen Amsteg hinunter gebohrt hat. Jetzt freilich lag der Unband noch ganz zahm und still im Banne von Eis und Schnee. Mir fiel die von Kennern als wunderbar schön und zutreffend gerühmte Beschreibung ein, welche Schiller im Tell von der Gotthardsstraße gegeben hat, ohne sie jemals gesehen zu haben,

bloß vom Hörensagen, nach mündlichen Andeutungen seines Freundes Goethe. Den hat, weißt du, den Goethe, meine theure Mutter zuletzt sehr geliebt, weit mehr noch als ihren früheren Lieblingsdichter Byron, und darum wollte sie mich auch nicht mehr mit dem byron'schen Namen Medora, sondern mit dem goethe'schen Dora — lies doch mal gleich „Alexis und Dora", Imeldaleta mia! — rufen und gerufen wissen. Doch was schwatz' ich nicht wieder alles kunterbunt durcheinander? Herrgott, wenn das mein professorlicher Freund wüßte! Was wollte ich denn eigentlich zunächst sagen? Ja, richtig, die Verse Schillers wurden mir im Gedächtnisse wach, aber was ich rechts und links und geradeaus sah, wollte nicht zu diesen Versen passen: es war eben nur eine kolossale Schneewildniß, die aber mit dem über sie hingebreiteten ungeheuren Schweigen ganz feierlich wirkte.

Meine feierliche Stimmung nahm freilich ein possirliches Ende und doch auch wieder, wenn du willst, gar kein possirliches. Diesen Widerspruch verstehst du nicht, gelt? Thut aber nichts. Unterhalb Göschenen läuft die Straße durch eine lange zum Schutze gegen die Lawinen erbaute „Galerie" und wendet sich dann scharf rechts in eine wilde Schlucht hinab. Da sah ich aus dieser herauf einen einsamen Fußwanderer mir entgegenkommen oder vielmehr einen zweisamen. Denn der Mann, der Herr — er sah in der Nähe in seinem einfachen dunkeln Anzuge mit umgehängter Seitentasche, über die Schulter geworfenem Kapuzenmantel und langem Bergstock durchweg gentlemännisch aus — war eigentlich zweisam, insofern ihm ein ungeheuer großer, rabenschwarzer Hund — du kennst meine Schwäche für

diese wie überhaupt für alle nicht gar zu häßlichen Thiere — ja ein wahres Ungeheuer von Hund mit einem Löwenkopf und prachtvollem Schweife zur Seite ging. Mein Schlitten fuhr in vollem Schuß auf den Wanderer zu, welcher sich beim Herankommen des Gefährtes behend auf den Rand der Schneewand rechts am Wege schwang. Der Hund folgte seinem Herrn, der, wie ich im Heranfahren — die Sonne schien hell — bemerkte, einen kurzgehaltenen grauen Vollbart um Lippen, Wangen und Kinn trug. Da, bevor ich an ihm vorüberschoß, rrratsch! krachte das Schlittengestell unter mir, das Pferd machte einen Seitensprung — nein, der Seitensprung kam zuerst und dann das Gekrach — kurz, der Schlitten rollte jäh nach links und das Ende vom Liede war, daß er umkippte, ich aber von meinem Sitze auf den Schnee hinausgeschleudert wurde und etliche Ellen weit den gegen das Flußbett steil abfallenden Abhang abwärts kollerte. Bevor ich nun wußte, ob ich lachen oder weinen sollte — das erstere stand mir näher als das letztere, denn ich fühlte gar keinen Schmerz und kam mir die ganze Geschichte weit mehr komisch als tragisch vor — fand ich mich in den Armen des Herrn mit dem Graubart. Ja, Imeldinetina mia, in seinen Armen, denke dir! Er hatte mich wie ein Kind aufgehoben und ich sträubte mich auch gar nicht, sondern ließ mich ganz ruhig den Abhang hinauftragen und in den Schlitten setzen, welchen der recht dumm und tappig dastehende Postknecht inzwischen wieder aufgerichtet hatte. Ich muß dir auch sagen, Schatz, daß ch während der Prozedur des Getragenwerdens meine Augen gar nicht zimperlich niederschlug oder schloß, wie ich doch von anstandswegen hätte thun sollen, sondern vielmehr meinen

Träger, dessen Gesicht nur eine Spanne von dem meinigen entfernt war, recht neugierig anguckte! Das war „frech", gelt? Aber du begreifst, ich mußte doch den Mann ansehen, der mir so rasch zu Hilfe geeilt war, daß ihm dabei der Hut vom Kopfe gefallen. So sah ich denn einen bedeutenden Kopf und ernste, ja düstere, dunkelgebräunte Züge, fast bronzeartig, als wäre die Sonne der Tropen lange über sie hingegangen. Die Wangen hager, die Nase scharf vorspringend. Von ihrer Wurzel lief eine tiefe Falte zwischen den starken Brauen weit in die hohe, massive Stirne hinauf. Dies Gesicht hatte etwas seltsam starres, fast eisernes; nur der gebietende Blick der großen Augen vom dunkelsten Blau belebte die düstere Strenge des ganzen Kopfes ganz eigenartig. Doch das Sonderbarste kommt noch: der mir bis dahin noch gar nie begegnete Kontrast zwischen dem grauweißen Bart und den kohlschwarzen Brauen und dem dichten ebenso schwarzen Haupthaar des Mannes. Wie ich mir mittels immerhin nur flüchtigen Anschauens das alles so einprägen konnte? Ja, siehst du, das kann ich dir nicht erklären und auch mir selber nicht. Aber ich könnte diesen Kopf, dieses Gesicht malen, ganz getreu, ganz deutlich, und — nun ja, 's ist ja wahr — ich habe es alle diese Tage her oft, sehr oft vor mich hin in die Luft gemalt.

Ich kam doch ein bißchen in Verlegenheit, als der fremde Herr die Pelze und Decken sorgsam um mich herbreitete. Da zog mich der prächtige Hund daraus, nämlich aus der Verlegenheit. Er leckte mir die über den rechten Schlittenrand hinausreichende Hand. Ich tätschelte ihm dafür den Löwenkopf und fragte: „Wie heißt du denn, du schönes und gutes Thier?" — „Er heißt Lara",

sagte der Fremde; „aber haben Sie sich nicht etwa wehgethan, mein Kind?" — „Oh, gar nicht!" gab ich zur Antwort und weiter wußte ich nichts zu sagen, nicht einmal: Danke Ihnen recht sehr, mein Herr. War das dumm! Ich schäme mich fürchterlich. Aber siehst du, lieb Herz, das „mein Kind", wie der fremde Herr es sagte, klang so eigen. Ich denke mir, so muß es klingen, wenn ein zärtlicher Vater zu seiner inniggeliebten Tochter sagt: Mein Kind! oder auch, wenn — ei, was weiß ich? Kurz, es klang sehr lieb, und dabei sah mich der seltsame Mann mit seinen gebietenden Augen an, gar nicht gebieterisch, sondern mild und gütig. Aber der alberne Postknecht knallte ungeduldig mit der Peitsche, ich hörte den Fremden nur noch nachdrücklich zu ihm sagen: „Fahrt vorsichtig, Bursch!" und der Schlitten trug mich weiter. Es ging über eine Brücke, dann wandte sich der Weg linkshin und ich kehrte, bevor wir aus dem engen Kessel herauswaren, den Kopf rückwärts, in der Hoffnung, den hilfebereiten Wanderer noch einmal zu sehen. Richtig, dort droben stand er auf einem Schneehügel, der schwarze Lara neben ihm. Scharf hob sich im hellen Sonnenschein die hohe Gestalt des Mannes von dem blendend weißen Hintergrund ab. Ich sah ihn den Hut zum Abschiede schwenken, ich schwenkte zum Gegengruß mein Taschentuch, dann schoß der Schlitten um einen Felsenvorsprung und alles war vorbei. Eine wunderliche Traurigkeit überfiel mich. Sollte ich diesen Mann zum erstenmal und zugleich zum letztenmal gesehen haben? Wie heftig warf ich mir vor, daß ich ihm nicht gedankt, ihm nicht meine Karte gegeben, ihn nicht nach seinem Namen

gefragt hatte. In Wasen holte ich die Karavane ein und in Amsteg hatte dann die Schlittenpartie ein Ende.

Abends.

Heute ist der erste Mai und mein achtzehnter Geburtstag. Ich hätte gar nicht daran gedacht, falls mir nicht Tante Marget beim Aufstehen einen frischen Veilchenstrauß glückwünschend überreichte. Sie weiß, wie ich die Veilchen liebe, und hatte die Blumen droben am Rigi für mich zusammensuchen lassen. Und ich undankbares Geschöpf dankte der Guten nur flüchtig. Ein Traum, den ich in der Nacht gehabt, hatte mich zerstreut und traurig gemacht. Auch waren die Veilchen so dunkel, fast schwarzblau, daß sie mich an Augen erinnerten, die — doch was schwatz' ich dir da für wirrsäliges Zeug vor! Ich will dir lieber erzählen, daß ich in Z. gewesen bin und die Bekanntschaft des schon erwähnten Freundes meiner Eltern gemacht habe. Wie der mich freundlich empfing in seiner mit Büchern eingewandeten „Höhle", wie er seine Stube nennt, sobald ich ihm gesagt hatte, ich sei die Dora Bürger. Er bemerkte ganz gerührt: „Sie haben die Augen und das Lächeln Ihrer Mutter, Kind; auch ihre Gestalt. Aber nehmen Sie mir es nicht übel, ich kann doch nicht mit dem alten Horaz zu Ihnen sagen: «O, matre pulchra filia pulchrior!» — Was heißt das, Herr Professor? — „Das heißt oder will wenigstens sagen — hm, es muß schon heraus — so schön wie Ihre Mutter" — „Bin ich lange nicht. Oh, da sagen Sie mir nichts neues. Aber für Ihr Nichtkompliment sollen Sie ein Gegennichtkompliment haben: ich habe keins von Ihren Büchern gelesen." —

„Desto besser." — Was? Wie so desto besser? — „Ja, desto besser, weil Sie darum keine Ursache haben, mich für einen Isegrim zu halten, was zu thun meine Leser und Leserinnen nur allzu geneigt sein dürften." Siehst du, so plauderten wir schon in der ersten Viertelstunde ganz behaglich und sind rasch recht gute Freunde geworden. Er hat mich dann auf dem traurigen Gange durch mein Besitzthum am See begleitet und mir die düsteren Eindrücke wegzuscherzen versucht. Das Haus, die Gärten, wie groß, stattlich, öde und unheimlich das alles ist! Selbst meines neugewonnenen Freundes Humor hielt nicht durchweg stand und der Professor ließ sich beim Durchschreiten der Gänge und Gemächer des Hauses das Wort entwischen: „Es riecht da nach Verlassenheit." Mir wollte die Erinnerung nicht aus dem Sinne, daß einmal meiner Mutter die Aeußerung entfallen war, es hätte schon den Großvater nicht mehr in diesen Räumen gelitten, seit ihm darin die Kunde von einem Gräuel in der Familie geworden. Was war es nur mit diesem Gräuel? Es muß mit Tante Marget zusammenhängen. Der Professor weiß sicherlich davon; aber als ich mit gewiß sehr ungeschickten Fragen daran herumtastete, setzte er mir mit eiserner Beharrlichkeit die Vorzüge eines großen Viehstückes auseinander, welches in dem Gartensale hängt. Beim Nachhausegehen — ich mußte natürlich bei ihm wohnen, er that es nicht anders und ich that es sehr gern — gab er mir jedoch deutlich zu verstehen, daß er meine Fragen keineswegs überhört habe. „Sagen Sie, liebes Kind", fragte er, „Sie haben doch wohl auch schon etliche Romane und Novellen gelesen?" — Allerdings. — „Nun wohl, da müssen Sie also wissen, daß es so ziemlich in jedem alten

und angesehenen Hause ein Spukzimmer zu geben pflegt, welches fest verschlossen ist und welches fest verschlossen zu lassen sehr rathsam sein soll.“ — Ich mußte, wie das Kind des Hauses gehätschelt, schlechterdings einige Tage bleiben und wäre gar gerne noch länger geblieben, so ich nicht gewußt, daß Tante Marget in Gersau sehnsüchtig meiner Rückkehr harrte. Täglich besuchte ich das Grab meines Vaters, von welchem mir der Professor viel erzählte. Einmal schloß er seine Erzählung mit den warmen Worten: „Kind, Ihr Vater das war ein prächtiger Mensch! Den mußte man lieben, sobald man ihn kannte. Er ließ sich freilich nicht so leicht und gern kennen. Aber kannte man ihn, so hatte man ihn lieb. Was für gute, beste Stunden hab' ich mit ihm und dem Hellmuth und dem Fabian verlebt! Die beiden waren auch wie Ihr Vater, jeder in seiner Art. Wir sind wie Brüder mitsammen gewesen, wie treueste Brüder. Den Hellmuth hätten Sie bei seinen Arbeiten, in seiner politischen und gemeinnützigen Arbeit sehen sollen! Ich habe keinen zweiten Menschen gekannt, der so ganz wie mein armer Freund dazu geschaffen war, glücklich zu machen und glücklich zu sein. Da fiel aus blauem Himmel der erbarmungslose Schlag. Nun, Sie wissen ja aus dem Munde Ihrer Mutter, wie Hellmuths Frau und was sie ihm war. Und dann der tragische Hingang seines einzigen Sohnes, gefallen im Kampfe Deutscher gegen Deutsche. Wie muß es in meinem von Natur hochleidenschaftlichen Freunde gestürmt, gewühlt haben, bis es ihm gelang, den wilden Scherz nothdürftig niederzuringen. Was für eine so zu sagen unzerstörbare physische und moralische Kraft setzte es voraus, mit solchem Weh in der Seele allen den Stra-

pazen und Gefahren zu trotzen, welchen er getrotzt hat, um nach verlorenem Lebensglück und nach erloschener Hoffnung sich noch in beiden Erdhälften einen berühmten Namen zu machen. Freilich, wozu das alles? Aller Ruhm der Erde wägt nicht ein Tausendstel des Glücksmomentes, wann in vier Augen dasselbe Himmelsfeuer glüht und zwei Herzen an einander pochen in einem und demselben Gefühle: Mag die Welt in Trümmer gehen, wenn nur der Trümmersturz uns nicht auseinanderreißt! Wohl weiß ich, auch dieses beste und schönste, dieser holdeste Wahn, die Liebe, ist nur eine Masche in dem großen Lug- und Trugnetz, in welches die dunkle Macht, welche unerbittlich über uns waltet, uns von Kindheit auf verstrickt, um uns schließlich damit zu erwürgen. Aber, oh, mein liebes Kind, glauben Sie einem Manne, welchem die gränzenlose Nichtigkeit alles Menschlichen längst zum Bewußtsein gekommen ist, Goethe's Klärchen hat doch recht: «Glücklich allein ist die Seele, die liebt!» und wer das «Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt» — nicht wenigstens einmal in seinem Dasein «freudvoll und leidvoll» durchgenossen und durchgelitten hat, der ist der Aermste von uns Armen allen und mag mit Hiob sprechen: «Verflucht sei die Stunde, wo ich ward geboren!»

Ich weiß gar nicht, wie es kam, daß ich mich gerade nach diesem Ausbruch, wie er dem ganzen Wesen meines Freundes zufolge gewiß ein seltenes Vorkommniß ist, wunderlich gedrungen und getrieben fühlte, ihm, wozu ja gar keine äußere Veranlassung vorlag, mein kleines Gotthardsabenteuer mitzutheilen, welches ich doch der Tante verschwiegen hatte. Warum? weiß ich selbst nicht. Um sie nicht noch hinterdrein unnöthigerweise zu er-

schrecken, glaub' ich. Der Professor wurde während meiner Erzählung immer aufmerksamer und zuletzt so unruhig, daß er hastig im Zimmer auf und nieder ging. „Ich langweile Sie wohl, verehrter Freund?“ sagte ich. „Nicht doch“, entgegnete er; „sagten Sie nicht, Kind, Ihr quasi Retter oder Ritter hätte auffallender Weise tiefschwarzes Haupthaar und einen ganz grauen Bart gehabt?“ — „Allerdings.“ — „Kurios! Kurios! In dem Briefe von Gertrud — aber es wäre ja ein ganz abenteuerliches Zusammentreffen. Nein, es kann nicht sein.“ — „Was haben Sie denn?“ — „Nichts, nichts. Es ging mir nur ein närrischer Einfall durch den Kopf. Möchte aber doch wissen, wer der seltsame alte Mann wohl war.“ — „Oh, caro professore, er war gar nicht so alt!“ Das fuhr mir nur so heraus. Der Freund stand vor mir still, sah mich scharf an, so scharf, daß ich vor seinem Blicke die Augen senkte, und sagte, wohlwollend meine beiden Hände in die seinigen nehmend: „Kind, Kind, wenn Sie sich nur da droben am Gotthard am Ende nicht dennoch wehgethan haben!“

Dieses Wort senkte sich mir mit merkwürdiger Schwere in die Seele. Gestern mußte ich während der ganzen Dauer der Rückfahrt hierher darüber nachdenken. Ich bin überhaupt recht nachdenklich seit einiger Zeit. Auch recht wechselnd und launisch in meiner Stimmung. Bald unruhvoll und hastig, bald träge und traurig. Liebe Seele, was ist denn das? Der guten Tante muß etwas an mir auffällig vorkommen. Heute sagte sie zu mir: „Dora, wo hast du denn dein Losungswort Never mind! hingebracht? Ich habe es viele Tage lang nicht von dir gehört.“ — „Never mind!“ erwiderte ich lachend, aber, siehst

du? das Lachen wollte mir nicht so recht vom Munde gehen. Letzte Nacht schlief ich schlecht oder vielmehr ich schlief erst gegen den Morgen zu ein und da träumte mir, ich stände mitten in einer wunderschönen fremden Frühlingslandschaft. Alles leuchtete, blühte, duftete ringsum und aus tiefblauer Luft hörte ich die Lerchen jubiliren. Wie ich aber vorwärts gehen wollte auf dem beblümten, sammetweichen Rasen, hörte derselbe plötzlich auf und ich fand mich am Rande einer ungeheuren schwarzen Kluft, über welche gar nicht wegzusehen war. Von drüben aber, wie aus weiter Ferne, rief es: „Zu früh und zu spät, mein Kind!“ und die rufende Stimme, ja sie war die des räthselhaften Fremden. Sie klang so zärtlich-besorgt und zugleich so traurig, daß es mir das Herz beklemmte und ich angstvoll erwachte. Ein sonderbarer Traum, gelt? Ich glaube, ich habe darob meinen achtzehnten Geburtstag mit Weinen angehoben. Wie, wenn der gute Professor rechtgehabt hätte! Wenn ich mir wirklich wehgethan hätte „da droben am Gotthard“! Du wirst mich auslachen von wegen all der Thorheit, welche ich an dich hingeschrieben habe. Thu' es imerhin, liebe Imelda; aber es ist doch seltsam, daß mir mein leichtherzig Never mind! abhanden gekommen zu sein scheint.

7.

Der Professor an den Propst.

Z. 17. Mai 70.

Lieber Alter! Ich will mich für die Kürze deines Briefes von neulich in großmüthigster Weise rächen, indem ich dir einen recht langen schreibe. Und zwar will ich dir altem Pfaffen — das Wort natürlich nur im harmlosen Sinne des Mittelalters gebraucht — die Wohlthat erweisen, dich im Geiste mit dem liebenswürdigsten jungen Mädchen bekannt zu machen, welches mir seit dreißig Jahren vorgekommen ist. Ja, wenn ich recht erwäge, hab' ich überhaupt all mein Lebtag kaum jemals ein liebenswürdigeres Geschöpf gesehen als dieses. Nun wett' ich, du sprichst bei dir: „Oho!" brummst etwas von einem „alten Enthusiasmus" und denkst oder sagst auch wohl: „Es hat nie etwas Liebenswürdigeres gegeben auf Erden als Tante Hildegard, da sie noch jung war." Ich bin sogar überzeugt, Fabiane carissime, du lässest den von mir vorausgesetzten Nachsatz weg, alldieweilen dir Tante Hildegard noch jetzo, wie vor dreißig Jahren, das Liebenswürdigste unter der Sonne ist. Wer ist nun in Wahrheit und Wirklichkeit ein „alter Enthusiasmus", du oder ich? Warte nur, du sollst

sehen, daß ich nicht umsonst schon von amtswegen Skeptiker und Kritiker bin.

Du weißt noch von früher her, daß ich gern allerhand Brotlosigkeiten treibe. So dermalen Studien über die Urgeschichte Amerika's, wozu die centralamerikanischen Forschungen und Findungen von Squier und Stephens mich angeregt haben. Sitze da eines Morgens so zu sagen auf der Ruinenterrasse des Palastes von Palenque und spintisire, grüble und tiftle über die muthmaßliche Zeit der Entstehung dieses räthselhaften Baudenkmals. Da wird mir gemeldet, daß eine junge Dame mich zu sprechen wünschte. „Soll kommen!" sagt' ich nicht sehr erbaut; denn vormittägliche Störungen mag, weißt du? der Teufel holen. Dieser fromme Wunsch mochte nicht sehr undeutlich auf meinem Gesichte zu lesen sein, als die junge Dame eintrat; denn sie blieb wie verdutzt oder verschüchtert an der Thüre stehen. Gerade lange genug, daß ich Zeit hatte, zu bemerken, sie sei recht morgenfrisch und kleidsam, aber ganz einfach angezogen. Nichts von all dem infamen Pompadour=Mode=Zeug, nichts von den schamlosen Entblößungen, nichts von den abscheulichen Bauschungen und Polsterungen, womit sich unsere jungen und alten Tagesmodenärrinnen als das signalisiren, was sie sind. Hatte auch das liebe Kind keinen jener gräuelhaften Wülste, keins jener Rattennester, keinen jener Biberschwänze, die jetzo auf modischen Damenköpfen wuchten und übelduften, auf dem Kopfe, dessen reiche schwarzbraune Haarfülle in simpelster Weise zu zwei trotz ihrer Aufnestelung lang in den Nacken hinabhängenden Zöpfen geflochten war. Mittels dieser Ergebnisse eines raschen Ueberblickes hatte mich meine junge Besucherin schon halb

weg und es währte dann kaum eine Stunde, so hatte sie mich ganz weg. Auf meinen so freundlich, als eben meine Mittel mir erlauben, ihr gebotenen guten Morgen, that sie einen Schritt vorwärts und sagte mit einer allerliebst zwischen Sopran und Alt auf- und absteigenden Stimme: „Entschuldigen Sie die Störung, Sor Professore. Aber ich komme als die Ueberbringerin eines Grußes, welchen meine selige Mutter mir an Sie aufgetragen hat." — „Ihre selige Mutter, Fräulein?" — „Ja, ich bin die Dora Bürger aus Amalfi." — „Die Tochter meiner hochverehrten und sehr lieben Freundin Julie?" — „Ja." — Du kannst dir denken, wie herzlich ich sie jetzt willkommen hieß. Während ich ihre beiden Hände in den meinigen hielt, ließ sie ihre Augen, die noch den ganzen Zauber kindlicher Unmittelbarkeit haben, neugierig in meiner Höhle herumgehen und rief naiv aus: „Herrgott, wie viele Bücher!" — „Lieben Sie denn die Bücher, Kind?" fragte ich. — „Das will ich meinen." — „Aber natürlich nur die Dichterbücher?" — „Da kennen Sie mich aber schlecht! Allerdings hab' ich die Dichterbücher vor allen lieb, aber doch auch andere. Meine theure Mutter, sehen Sie, sagte oft zu mir: Du hast zu viel Phantasie-Phosphor in deinem Gehirn, Dora, und darum könnte dein Lebensfahrzeug im ersten besten Sturme umschlagen, so man es nicht mit dem Ballast ernsten Wissens versorgte. Glaub' mir, Kind, es thut nicht gut, im Traumreiche der Poesie allzu heimisch zu werden. Und dazu seufzte sie und sah mich so liebevoll-besorgt an, daß ich mich entschloß, mir all den schrecklichen Ballast geduldig einladen zu lassen. Herrgott, was hab' ich bei diesem Einladungsgeschäfte für Langeweile ausgestanden! Am meisten Theilnahme hat mir noch die

Geographie und was damit zusammenhängt abgewonnen. Ich lese so gern Reisebücher, höre so gern von ganz wildfremden Ländern und Leuten, wo nicht alles so zahm und ordinär und polizeiuniförmlich hergeht wie bei uns. Auch die Literaturgeschichte hab' ich gern, obgleich sie im Grunde traurig zu lesen ist, weil sie zeigt, daß so ziemlich alle die großen Seher und Lehrer der Menschheit recht unglücklich waren. Aber Orthographie, Geologie, Mythologie und wie alle die andern Logieen und Graphieen heißen mögen — Schauder! Sagen Sie, Sor Professore, könnte man denn die Wissenschaft nicht ein kleinbißchen kurzweiliger machen? Das müßte doch hübsch sein, gelt?" Dieses zutrauliche Fragwort weiß sie so allerliebst anzubringen und auszusprechen, daß man sie nur gleich dafür küssen möchte. Aber sie sieht bei all ihrer harmlosen Zuthulichkeit doch keineswegs aus, als ob sie sich nur so küssen lassen würde. Es ist in ihrem Wesen etwas abweisend Jungfräuliches, etwas herb Mädchenhaftes, reizend gemildert durch einen dann und wann flüchtig auftauchenden Zug unschuldiger Koketterie. Da hast du eine Probe davon, lieber Alter. Eines Tages kramte Dora, wie sie manche liebe Stunde that, in meinen Bücherrepositorien herum und bei einer raschen Bewegung, welche sie im Eifer dieser Büchermusterung machte, löf'te sich das Geschlinge ihrer Zöpfe, so daß ihr diese über den Rücken hinunter fielen, bis an die Kniekehlen reichend. „Was Sie für prächtige Zöpfe haben, Kind!" sagt' ich. „Gelt?" entgegnete sie lachend; „und Sie dürfen kecklich daran ziehen, Sor Professore, ohne befürchten zu müssen, daß Ihnen die Dinger in der Hand bleiben. Sind echtes und eigenes Gewächs, wurzeln auf meinem Kopfe, wissen Sie?" Hundert junge Mädchen hätten

so sprechen können und es wäre ihnen schlecht zu Gesichte gestanden; der Tochter unserer Freundin Julie stand es allerliebst. Warum? Weil sie die Grazie einer ursprünglichen Natur besitzt. Als sie in meiner Bücherei auf die Reisewerke unseres Hellmuth stieß, rief sie aus: „Oh, die kenn' und lieb' ich sehr! Meine arme Mutter kannte sie auswendig. Einmal fragte ich sie: Sag' mir doch, warum halten diese Bücher die Seele so fest? Weil sie, gab mir die Mutter rasch zur Antwort, von einem geschrieben sind, auf welchen das Dichterwort:

> Dir liegt, oh Mensch, ein felsenfester Grund
> Des Gut- und Edelseins — du bist es selbst!
> Dir brennt, oh Mensch, ein unauslöschlich Feuer
> Der Liebe, Kraft und That — das ist dein Herz!

so paßt, als wäre es eigens auf ihn bezogen und nur für ihn gesprochen." — „Da ist etwas daran, liebes Kind; ja, da ist etwas daran. Aber wodurch hielten denn diese Bücher Ihre Seele eigentlich fest?" — „Ich kann das nicht so bestimmt angeben. Vielleicht war, was mich so anzog und fesselte, die mannhafte Resignation, welche daraus spricht. Zuweilen kam mir Hellmuths Stil wie eine blanke Eisdecke vor, unter welcher man aber den Strom der Erfindung voll und mächtig dahinrauschen hört. Dann wieder hatt' ich den dummen Einfall, der Mann müßte so eine Art von Hekla sein." — „Eine Art von Hekla? Das ist in der That ein Einfall, obzwar vielleicht kein dummer. Wie meinen Sie denn das, Kind?" — „Ja, sehen Sie, ich hatte nur so das Gefühl, Ihr Freund müßte trotz der Gefaßtheit und Ruhe, der erhabenen Gletscher-Ruhe seiner Sprache, möcht' ich

sagen, eine Welt von Feuer in der Brust tragen." — „Sie fühlten richtig, Kind." — „Ja, wenn man aufmerksam in diesen Büchern lies't, wird einem oft, als sehe man plötzlich rothe Lava über Firnschnee rollen, gelt?"

Du erkennst schon aus meiner Ausführlichkeit unschwer, Fabiane, wie sehr dieses holde und liebe Geschöpf mich angezogen hat. Heil dem Manne, welchem Dora dereinst ihre Neigung zuwendet! Aber wehe ihm und ihr, wenn er sie nicht mit der Seele zu lieben versteht. Sie ist nicht für eine ordinäre Liebe, nicht für eine Alltagsehe geschaffen. Sie verlangt jenen „höchsten Sinn", von welchem Shakspeare spricht, in Fassung und Führung des Daseins. Ob sie den ihr wahlverwandten und ihrer würdigen Lebensgefährten finden wird? Mögen die Götter es geben, aber ich muß es leider bezweifeln. Sie findet ihn vielleicht schon darum nicht, weil die ganze Fülle ihrer Liebenswürdigkeit nicht sofort, sondern erst im Umgange mit ihr und auch nur Menschen gegenüber, welche ihr ein entschiedenes Vertrauen einflößen, offenbar wird. Auch ist sie nicht, was man eine Schönheit nennt. Ihre Gestalt zwar, hoch, schlank, von schönen Formenverhältnissen, ist eine rechte Wohlgestalt; aber Füße und Hände dürften kleiner sein, als sie sind; auch der Mund, welcher freilich unwiderstehlich anmuthig zu lächeln und zu lachen versteht. Die hellenisch geformte Stirne, der hellbräunliche Sammetschimmer der Gesichtsfarbe, das anmuthige Oval des Kopfes, die unter dunkeln schöngeschweiften Brauen bald schalkhaft, bald nachdenklich, aber immer voll Seele hervorblickenden braunen Augen, welchen in Momenten der Erregung ein goldenes Leuchten entflimmert — alle diese Vorzüge sind groß. Aber die Wirkung

von Dora's Persönlichkeit beruht doch nicht auf diesen schönen Einzelnheiten, sondern auf dem kräftigen Hauch von Poesie, den ihr ganzes Wesen athmet, der aus ihren Blicken weht und auf ihren Lippen schwebt. Geniale Anschauung, lauterste Naturwahrheit und reinste Herzensgüte prägen sich so unbefangen, so zwanglos, so lieb und hold in ihrem Gebaren, Reden und Thun aus, daß alle überhaupt empfänglichen Menschen ihr gut sein müssen. Es geht von dem Mädchen eine Erfrischung der Seele aus, wie sie mir in solchem Maße schon lange nicht mehr kundgeworden. Dora gehört zu jenen seltenen Menschenkindern, welche schon mittels ihrer bloßen Gegenwart Glück und Behagen hervorrufen. Das klingt ja ganz dithyrambisch, wirst du sagen, alter lieber Pfaff; aber mag es klingen, wie es wolle, ich sage dir: es ist so!

Mehrmals kam Dora noch auf Hellmuth zurück, dem sie augenscheinlich von Haus aus, so zu sagen, große Theilnahme widmet. Einmal sagte sie mit Beziehung auf ihn: „Es ist doch recht traurig, daß gerade die guten, die besten Menschen so selten glücklich, ja gewöhnlich sehr unglücklich sind.“ Das war nun Wasser auf meine pessimistische Mühle, siehst du? „Traurig, liebes Kind, ist das allerdings, aber doch ganz in der Ordnung“, entgegnete ich. — „Wie so?“ — „Weil es logisch ist.“ — „Logisch?“ — „Ja, die guten, die besten Menschen nehmen den dummen Spaß des Erdendaseins für heiligen Ernst und wollen aus dem absoluten Unverstand dieses Daseins mit aller Gewalt etwas Vernünftiges machen. Dadurch setzen sie sich in Widerspruch mit der Welt, wie auch mit sich selbst, das heißt mit den wirklichen Bedingungen ihres eigenen Wesens, und an diesem

Widersprüche gehen sie zu Grunde. Die Sache unbefangen angesehen, geschieht ihnen ganz recht. Wer heißt sie die Weisen und Redlichen spielen in unserer Komödia humana, inmitten dieses ungeheuren Narren- und Gaunerspiels?" — „Das ist abscheulich, was Sie da sagen, caro amico." — „Ei freilich, es klingt nicht angenehm in jungen Ohren. Die Wahrheit, Kind, ist weder ein Flötenkoncert noch eine Erdbeerentorte. Wenn Sie aber einmal so alt sind wie ich und erfahren haben, auch nur etzliches von dem erfahren haben, was ich erfuhr, so werden Sie in der Philosophie ungefähr so weit sein wie ich, das heißt, Sie werden wissen, daß das Leben nur um der paar hübschen Fiktionen und lieben Illusionen willen, die es enthält, werth ist, gelebt zu werden, und dannzumal verwundern Sie sich sicherlich auch nicht mehr darüber, daß es den guten und besten Menschen schlecht ergeht, schlecht ergehen muß, von rechtswegen schlecht ergehen muß »hier unter dem wechselnden Mond«." Sie schüttelte lachend den Kopf und sagte: „Brummbär Sie! Ich hoffe, der Mond werde noch unzählige male wechseln, bevor ich mich zu Ihrer Philosophie bekehre." — Die leider nur wenigen Tage, welche Dora bei uns verbrachte, erscheinen mir jetzt wie ein sonniger Traum. Es ist doch merkwürdig, wie viele Sonnentheile so ein junges, reines, gutes und anmuthiges Geschöpf in seiner Seele hat. Beim Abschiede verabredeten wir einen Briefwechsel. „Sie haben zwar eine brummbärische Philosophie", sagte sie; aber trotzdem sind Sie so ein Mensch, dem man alles sagen darf und kann." — „Alles, Kind? Werden Sie mir es zum Beispiel auch schreiben, so Sie sich mal verlieben?" — „Gewiß, und das erst recht! Aber nur unter einer Bedingung." — „Unter

was für einer?“ — „Daß Sie mir gegenüber den steifen Sie-Stil aufgeben und mich du nennen. Ich habe Sie ja recht liebgewonnen und möchte mir einbilden, ich sei Ihre Tochter.“ — „Wärest du es nur, Kind! Beim ober- und unterirdischen Zeus, eine geliebtere gäbe es nicht auf Erden.“ — „Sie guter Papa! Dafür sollen Sie aber auch beim Abschiednehmen auf dem Bahnhof einen herzlichen Tochterkuß haben — gelt?“

Als sie fort war, fand ich es nicht zum Aushalten einsam in unsern vier Wänden. „Nimm dich in acht“, sagte meine liebe Alte neckend, „du hast dich in das Kind verliebt.“ — „Meiner Treu“, gab ich zur Antwort, „es kommt mir fast auch so vor.“

Kaum waren die Wellenkreise, welche Dora's Erscheinung auf der einförmig-stillen Oberfläche unseres Zweisiedlerlebens hervorgerufen hatte, verzittert, als eine zweite, nicht minder liebe Störung eintrat. Ich hatte mir so eben aus den Morgenzeitungen die Ueberzeugung geholt, daß drüben im Seine-Babel der nachgerade kläterig gewordene Bonapartismus oder Verhuelismus wiedermal auf einen großen „Coup“ sinnen müßte, so er sich noch länger auf den wassersüchtigen Beinen halten wollte, als mitten in meine nicht eben angenehmen Gedankencirkel die willkommenste Ueberraschung trat in der Person unseres Freundes Hellmuth. Ja, er war es. Freilich ohne das, was seine Tochter mir unlängst über ihn geschrieben, hätt' ich Mühe gehabt, den alten lieben Freund wiederzuerkennen. Er machte mir den Eindruck einer hoch und stolz ragenden, aber entblätterten Eiche. Die Gestalt fest und aufrecht, ungebeugt, geschweige gebrochen. In den Zügen etwas Strenges, Starres, nicht Abstoßendes,

aber doch Zurückweisendes. Es steht darauf geschrieben: „Laßt mich unbehelligt!“ Der düster-kalte Blick scheint das Aufleuchten verlernt zu haben und der festgeschlossene Mund, der, so zu sagen, recht generalisch aussieht, scheint sich nur noch öffnen zu wollen, um kurze Befehlsworte auszusprechen. Ich habe mir jedoch das alles erst nachmals so zurechtgelegt, denn der erste Eindruck seiner Erscheinung auf mich war ein ganz verworrener. Nämlich ich übersah zuerst alles andere ob dem allerdings auffallend seltsamen Kontrast zwischen dem Grauweiß von des Freundes Bart und dem Tiefschwarz seiner Brauen und seines Haupthaars, und einer leicht begreiflichen Ideenverbindung zufolge rief diese Seltsamkeit mir sofort Dora und ihr Gotthardsabenteuer in die Erinnerung zurück. Uebrigens fand ich, daß der Kontrast zwar beim ersten Anblick etwas Verblüffendes, dann aber weiter nichts Störsames oder gar Mißfälliges hat. Unser Freund ist auch weit entfernt, greisenhaft auszusehen. Das Vollgepräge der Kraft, welches seine Persönlichkeit früher kennzeichnete, hat nicht viel von seiner Schärfe verloren. Man erkennt unschwer, daß man einen Mann vor sich hat, welcher seit lange nichts mehr fürchtet, weil er seit lange nichts mehr hofft, und dem darum kein Schicksal mehr zu einem Schrecksal werden kann.

Mit mir war er der alte, gute, liebe Mensch, wie ich ihn früher gekannt. Nur seine jetzige Wortkargheit machte einen Unterschied. Ich bemerkte, daß er, so man ihn nicht zum Antworten veranlaßte, halbe, ja ganze Stunden lang schweigend dasitzen konnte, die Hand auf den Kopf seines regungslos ihm zur Seite sitzenden Lara gelegt, welcher wirklich ein prächtiges Thier ist, der schönste Hund, den ich jemals gesehen. Von seinen

Wanderfahrten zu reden vermeidet er. Als ich davon anfing, sagte er: „Was in der Hauptsache darüber zu berichten ist, kennst du. Der Fabian hat es ja drucken lassen. Die Summe meiner Reiseerfahrungen aber lautet, daß der Mensch, sei er halb oder ganz civilisirt, halb oder ganz wild, immer und überall dasselbe aus lauter Widersprüchen zusammengesetzte Geschöpf ist, unter allen Himmelsstrichen und unter allen Lebensbedingungen dazu bestimmt, dazu verdammt — wenn du willst — zu sorgen, zu hassen, zu lieben und zu leiden." Unsere deutschen Verhältnisse sieht er mit den Augen eines wissenden Menschen an und beurtheilt sie mit der Unbefangenheit eines Mannes, welcher alle Parteibornirtheit gebührend verachtet und nur vor einer Fahne sich neigt, vor der des Vaterlandes. Zum Schlusse unseres Gespräches über die neuesten deutschen Schickungen äußerte er: „Wer überhaupt Augen hat, womit man Menschen und Dinge, Völker und Staaten sieht, wie sie sind, der muß erkennen, daß die Schlußfolgerung aus der Prämisse von 1866 oder weiter zurück von 1848 oder 1815 oder gar 1763 rasch und unaufhaltsam sich vollziehen wird: die vollständige Verpreußung Deutschlands." — „Du meinst, es führe kein anderer Weg nach Küßnacht?" — „Du willst sagen: zum deutschen Nationalstaat? Nein!" — „Das ist aber für uns Süddeutsche ein verteufelt widerwärtiger Weg." — „Gewiß! Aber kennst du einen andern?" — „Ich nicht. Anno 1848, das heißt etwa vier Wochen lang, gab es einen andern, aber du weißt so gut wie ich, daß nur eine verschwindend kleine Minderheit der Nation diesen Weg betreten wollte. Unsere großen Demokraten-Häuptlinge neuester Sorte behaupten freilich, sie hätten noch eine ganze Menge nicht durch

Preußen und doch zur deutschen Einheit führende Wege zu beliebiger Auswahl bereit." — „Ach ja, Wege, die allesammt ins gewohnte Schwatzland führen, allwo geistesarme und kenntnißlose Schwatzschweiflinge großmäulige Resolutionen fassen, um welche sich weder Mann noch Maus, weder Kind noch Kegel kümmern." — „Glücklicher Weise! Das Ende dieser Mauldemokraten, welche keinen Demos, sondern nur etzliches Pack hinter sich haben, wird sein, daß sie von den Kommunisten als Kuriere, Wegknechte und Quartiermacher verwendet werden. Haben die röthlichen Schwachköpfe diese Dienste gethan, so werden die rothen Halunken ihnen den wohlverdienten Fußtritt geben." — „So wird es kommen. Selbstverständlich wäre es rein vergeblich, gegen den Strom des Unsinns ankämpfen zu wollen." — „Natürlich! Selbiger Strom will, muß und wird seinen Verlauf haben. Zum Glück sind wir alt genug, um galgenhumoristisch sagen zu können: Après nous le déluge!"

Als der Freund gelegentlich erwähnte, wie ihn vor kurzem der Ekel aus Paris fortgetrieben habe, warf ich, unwiderstehlich neugierig, etwas Gewisses inbetreff von etwas Gewissem in Erfahrung zu bringen, die Frage hin: „Und wo hast du dich denn seither herumgetrieben, du ewiger Wanderer?" — „Ich ging nach Marseille, wo ich mich nach Spanien oder Italien oder Afrika — was weiß ich? — einschiffen wollte, plötzlich aber ein Verlangen oder so was nach den Alpen bekam. Kehrte um und kam über Lyon an den genfer See. Es reizte mich, die Alpen noch in ihrem vollen Winterkleide, in ihrer ganzen Einsamkeit zu sehen; vielleicht nur weil das körperliche Anstrengung kostete, die mir Bedürfniß ist. Durchstrich die Hochthäler des berner

Oberlandes, wo mir von altersher Wege und Stege vertraut sind. Dann kam ich über den Brünig herüber, um auch in der Gotthards=region herumzustreifen." — „War es schön dort oben?" — „Sehr schön!" — Mir kam vor, Hellmuth habe das in einem ganz ver=änderten Tone gesprochen; wärmer, theilnahmevoller, so zu sagen. — „Die ganze Größe des Hochgebirges", fuhr er fort, „kennt nur, wer es in der Erhabenheit seiner winterlich=ein=samen Wildheit gesehen. Ich hatte noch dazu droben am Gott=hard ein anmuthig Abenteuer." — Hollah! dachte ich, jetzt kommt die Dora=Geschichte. Und richtig, sie kam. Bei den ersten Worten von des Freundes Erzählung wollte meine Frau, die uns gegenübersaß, überrascht auffahren. Ich aber bedeutete ihr mittels eines Augenwinkes stillzusitzen und stillzusein. Selt=sam! Dieser Mann hatte in allen fünf Erdtheilen eine Menge der buntesten, absonderlichsten, mitunter gefährlichsten Abenteuer erlebt und bestanden und hielt es nicht für der Mühe werth, da=von zu sprechen. Dagegen dieses im Grunde doch sehr gewöhn=liche Begebniß, daß auf der Schneebahn einer Gebirgsstraße ein Postschlitten um= und eine darin sitzende Passagierin heraus=geworfen wird, das schien ihm erzählenswerth. Und wie er=zählte er es? Mit dem Herzen, gerade so, wie es Dora er=zählt hatte. Mich überkam und übernahm, während Hellmuth sprach, ein unerklärlich banges Gefühl, geradezu eine Sorge, eine Angst, und mir war, als spräche mir eine Stimme, meine eigene Stimme leise in das Ohr: Die beiden sollen und dürfen nicht mehr zusammenkommen! Sonst gibt es ein Unglück.

Was sagst du dazu, Fabiane? Natürlich glaub' ich heute

selber, daß die räthselhafte Besorgniß, die mich angewandelt hatte, dummes Zeug sei. Aber — aber was ist denn eigentlich dumm oder nicht dumm in diesem urdummen Dasein? Item, ich gab meiner Frau einen zweiten Augenwink, als unser Freund seine Geschichte auserzählt hatte. Ich bemerkte gar wohl, daß während der Erzählung die starre Strenge seiner Züge sich gemildert und sein dunkles Auge sich belebt hatte. Er schwieg eine Weile, wie in die Erinnerung des mitgetheilten Erlebnisses ganz versunken. Dann sagte er mit einem tiefen Athemzug: „Wer wohl die junge Reisende gewesen sein mag?“ Das sollst du hübsch nicht erfahren, schwur ich still beim ober- und unterirdischen Zeus. Dann fragte ich, um den Freund auf andere Gedanken zu bringen: „Wirst du den Sommer bei uns in der Schweiz verbringen?“ — „Ich denke wohl“, erwiderte er. Du weißt, im nächsten Herbste will ich ins heiße Afrika, wie es in des armen Schubart Kaplied geschrieben steht. Da gibt es nun mancherlei zu ordnen und vorzubereiten und zu diesem Ende will ich mich in irgendeinem stillen Alpenthal oder auf irgendeinem abseits der großen Touristenstraßen gelegenen Berge für etliche Wochen oder auch Monate niederlassen.“ Ich empfahl ihm eifrig das Engadin, weil ich rechnete, dasselbe sei für die brustkranke Freundin Dora's jedenfalls zu hochgelegen. „Kenne es wohl“, sagte der General, „war früher prächtig dort oben. Jetzt aber wimmelt und wuselt es von Leuten. Also nichts für mich.“ — „Nun denn, die Engstlen-Alp droben am Susten.“ — „An diese hab' ich auch schon gedacht. Kann mir ja den Ort mal ansehen. Jedenfalls thu' ich es dir zu wissen, wann ich mich irgendwo gesetzt. Vielleicht besuchst du mich dann.“ — „Sehr

gern, vorausgesetzt, daß du im August noch dort wärest. Denn früher, weißt du? kann ich nicht abkommen."

Unser Freund blieb noch etliche Tage hier, aber alle meine Mühwaltung, ihm den Aufenthalt angenehm zu machen, war umsonst. Er fiel in seine Düsterniß zurück. Die Erinnerung an die bunten, für ihn so schicksalsmächtigen Erlebnisse, die in früherer Zeit am hiesigen Orte ihm widerfahren, war ihm störsam, obzwar ihm, was sein Verhalten dabei angeht, diese Erinnerung nur zur Befriedigung gereichen konnte. Auch kann er wohl überhaupt nirgends mehr stillsitzen. Es ist, als müßte er fortwährend körperlich in Bewegung sein, wie in beständiger Flucht vor den eigenen Gedanken. Er ist ein unglücklicher Mann. Auch sein Reichthum ist ein Unglück für ihn. Der Geier Gram zehrt am quälendsten an einem Menschenherzen, wenn er es ganz ungestört thun kann, das heißt, wenn von außen andringende Nöthigungen und Sorgen ihn nicht für Tage, für Stunden oder nicht einmal für Augenblicke verscheuchen. Heil jedem, welcher zum Kampf ums Dasein im allerprosaischsten Sinne des Wortes gezwungen ist. Denn nur dieser Kampf, der „trabajo de vivir" — mit einem alten Spanier zu reden — macht das Dasein erträglich. — Als ich den Freund zum Bahnhofe begleitete, sagte er mir, daß er nach Luzern gehen wollte und von da demnächst nach Engelberg. Dort gedenke er zu bleiben, bis die Touristenschwärme sich ankündigten. Dann will er über das „Joch" zur Engstlenalp hinauf, um daselbst, so es ihm gefällt, bis zum Hochsommerende zu verweilen. Er versprach mir einen Brief, ich versprach ihm einen Besuch im August. Es lag und liegt mir gar nicht recht, daß er nach Luzern ging und dort noch eine Woche

verbringen will. Gersau ist so nahe dabei. Du siehst, meine Besorgniß hat mich noch nicht verlassen. Vielleicht kommt sie dir sehr thöricht vor, alter Fabian. Mir mitunter auch. Aber es gibt nun einmal so dumme Vorgefühle und ich gesteh' dir, um Dora thät' es mir leid, sehr, sehr leid!

8.

Imelda an Dora.

Pallanza, 20. Mai 1870.

......Du fragst mich: „Was ist denn das?“ Ich will es dir sagen: Amore. Du armes thörichtes Kind, dein Herz spricht und du verstehst nicht, was es sagt. Du hast dem fremden alten Herrn, der aber nach deiner Meinung, das heißt nach deinem Gefühle „gar nicht so alt ist“, zu tief in die schwarzblauen Augen gesehen, als er dich den Abhang hinauf und in den Schlitten zurücktrug. Deine Phantasie ist voll von ihm: dein ganzer Brief bezeugt es. Nimm dich in acht, theure Dora, nimm dich in acht! Hinter so einem Phantasiespiel birgt sich ein furchtbarer Ernst. Wähne nicht, mit der Flamme tändeln zu können! Wie sie brennt, zu Asche brennt, ich hab' es leidvoll erfahren, du weißt es. Hoffentlich war dein Zusammentreffen mit dem seltsamen Wandersmann zu flüchtig, um einen bleibenden Eindruck hinterlassen zu haben. Hoffentlich wirst du ihm nie wieder begegnen. Schon deine einmalige Begegnung mit ihm hatte einen viel zu poetischen, einen viel zu romantischen Charakter, als daß Gutes davon kommen könnte, wenn du den Fremden wiedersähest. Du bist

ohnehin viel zu poetisch angelegt, viel zu romantisch gestimmt. Das ist ein übles Angebinde, glaube mir. Die Poesie selbst ist ja nur eine störende Episode in der Prosa des Lebens. Es ist ja doch nur, um uns arme Menschen noch mehr leiden zu machen, wenn sich ein Himmel idealer Anschauungen und Wünsche über der Erde wölbt und uns zu niegestillter und unstillbarer Sehnsucht reizt. Nicht wahr, ich rede recht „weise“? Aber du wirst dir meine Weisheit schon gefallen lassen; du weißt ja, was sie mich gekostet hat. Nur das Glück, nur die Gesundheit, nur das Leben: nicht eben viel, aber doch gerade genug. — Wir sind im Begriffe, von hier aufzubrechen, um euch in Gersau abzuholen. Den „Berg“ haben wir gewählt, vorausgesetzt, daß unsere Wahl, welche auf den Schwarzenstein gefallen ist, euch genehm sei. Eine deutsche Familie, mit welcher wir hier Bekanntschaft machten und die allsommerlich einige Wochen auf dem genannten Berge verbringt, hat aus den Aufenthalt daselbst sehr anempfohlen. Solltet ihr inzwischen einen noch empfehlenswertheren Luftkurort ausgekundschaftet haben, so fügen wir uns natürlich. Auf baldiges Wiedersehen also!

9.

Dora an den Professor.

Interlaken, 31. Mai.

Gestrenger Herr Professor und lieber Papa! Da haben Sie den ersten meiner versprochenen Briefe. Nun machen Sie aber kein allzu langes Gesicht über meine nichts weniger als zierliche Handschrift, gelt? Und finden Sie stilistische oder gar orthographische Fehler, so kritisiren Sie nur tüchtig darauf los; ich lasse mich ja gerne schulmeistern, aber nur von Ihnen. Ob es jedoch anschlagen wird, dafür kann ich nicht gutstehen. Ihr Adoptivkind hat einen etwas harten Schädel. Doch soll sich, wie wenigstens Imelda behauptet — und sie versteht's — das Organ der Treue daran vorfinden. — Jetzt aber muß ich Ihnen erzählen: 1) eine Freude, 2) ein Leid und 3) ein Abenteuer. („Was, schon wieder ein Abenteuer?" hör' ich Sie brummen, Sie lieber Brummbär! Aber es ist nun schon so.) Die Freude heißt Imelda, welche mit ihren Eltern endlich über die Alpen herübergekommen ist und uns in Gersau abgeholt hat. Das Leid aber heißt auch Imelda, weil meine arme Herzensfreundin nicht gesunder geworden, seit wir uns in Pallanza von ihr trennten. Im Gegen=

theil! Und ich bin deßhalb in großer Sorge um sie. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie gut und klug und lieb sie ist und wie schön! Auch jetzt noch in ihrer Krankheit. Aber wie war sie es erst früher, bevor ein Elender ihr das Herz gebrochen. Oh, ihr Männer, ihr seid doch wohl eigentlich lauter Ungeheuer, wobei es kurios, daß es unter euch recht liebe Ungeheuer geben soll. Das kommt mir spaßhaft vor. Mir soll keiner das Herz brechen, das glauben Sie mir nur, Sor Professore. Aber sagen Sie mir doch, wie verhält es sich denn eigentlich mit dem „Herz-brechen?" Ich habe davon keine klare Vorstellung. Als ich das neulich der Tante Marget sagte, meinte sie: „Bewahre dich der Himmel davor, Kind, daß du dir hiervon jemals eine Vorstellung bilden könntest. Es gehen leider mehr, viel mehr Menschen mit gebrochenen Herzen herum, als man weiß oder ahnt." — „Aber das ist ja schrecklich, Tante." — „Was willst du? Es ist der Lauf der Welt so." — Nun komm' ich zu dem Abenteuer. Wir fuhren mitsammen den See hinab gen Luzern, von wo wo wir über den Brünig ins berner Oberland reisen wollten, um noch ein Stück Alpen in der Nähe zu sehen, bevor wir nach dem Schwarzenstein gingen — (dahin gehen wir nämlich und zwar morgen). Wir waren schon im Angesicht von Luzern, als ein Dampfer uns entgegenkam, und wie derselbe an unserem Boot vorüberglitt, Herrgott, was hatte ich da für einen Schreck! Aber einen lieben! Denn, denken Sie, da drüben auf dem Verdecke des vorbeigleitenden Schiffes sah ich den schwarzen Lara, den prächtigen Hund, wissen Sie? Da hab' ich unwillkürlich einen kurzen Schrei der Ueberraschung ausgestoßen. Hat der Hund ihn gehört? Was weiß ich? Ich sah nur, wie Lara an

die Bordgalerie sprang, die Vordertatzen darauf legte und zu mir herübersah, schweifwedelnd, als hätte er mich wiedererkannt. Da rief ich voll Freude „Lara!“ hinüber und in diesem Augenblicke sah ich den Wanderer vom Gotthard dem Thiere zur Seite treten. Sein Blick begegnete dem meinigen, aber nur mit der Flüchtigkeit des Blitzes; denn schon waren die beiden Boote aneinander vorbeigestrichen. Wie es mich drängte, dem dahinschießenden Fahrzeug nachzusehen! Aber das Verdeck unseres Bootes war so mit Menschen angefüllt, daß es lange währte, bis ich die kleine Treppe zum Hinterdeck, wo das Steuerrad sich befindet, hinaufgelangen konnte, und dann war nur noch für einen Augenblick der andere Dampfer sichtbar, wie er gerade in den Seearm einbog, der sich rechtshin gegen Stanzstad ausbuchtet. Wie dumm! Jetzt hab' ich auf dem ganzen Wege hierher und überall hierherum, wo es doch wundersam schön ist, in Meyringen, am Gießbach, auf der Heimwehfluh, in Grindelwald, auf der Wengernalp, kurz nirgends hab' ich den Gedanken an den Lara loswerden können und — und — nun ja, an — seinen Herrn. Das werden Sie ganz in der Ordnung finden, lieber Papa, gelt? Denn, sehen Sie, als das wohlerzogene Mädchen, welches ich immerhin bin, muß ich mich doch sehr beschämt fühlen über mein ungeschicktes Verhalten damals in der Geschichte vom umgeworfenen Schlitten. Nicht ein Dankwörtchen hab' ich meinem Ritter gesagt und er hat sich doch so artig, so hilfebereit, so — so lieb gegen mich benommen. Für was für ein albernes, undankbares Geschöpf muß er mich halten! Ich könnte weinen darüber. Ist mir auch in den Sinn gekommen, in die Zeitungen eine Danksagung einrücken zu lassen

an den freundlichen Unbekannten, welcher an dem und dem Tage da und da auf der Gotthardsstraße einer jungen Dame so wohlwollend beigesprungen. Was meinen Sie dazu, Sor Professore? Aber, ach, das ist alles nichts, ist nur dummes Zeug. Ihnen darf und soll ich ja alles sagen. Die Wahrheit ist: mich verlangt sehnlich, den Herrn des schwarzen Lara wiederzusehen. Ich weiß nicht, warum; ich weiß nur, ich habe nicht Rast, nicht Ruhe, bis ich ihn wiedersehe. So was nennen die Gelehrten eine Monomanie, gelt? Die arme Imelda hat mir noch von Pallanza aus wunderliche Sachen darüber geschrieben, nämlich über mein Gotthardsabenteuer, das heißt über meine Erzählung desselben. Herrgott, was sie nur alles daraus herausgelesen hat! Zum Glück ist mir gestern eingefallen, daß, was mich drängt und treibt, eine Monomanie sei, und das sagt' ich ihr. Aber sie schüttelte den Kopf dazu. Bin recht begierig, Ihre Meinung zu hören, lieber Papa. — Also morgen geh' ich mit der Familie Bazzini nach dem Schwarzenstein. Tante Marget trennt sich unterwegs von uns, um erst einen Besuch in Rothenfluh zu machen, bevor sie zu uns auf den Berg kommt. Und nun leben Sie wohl für heute und — aber halt! Hören Sie, ich habe noch eine Bitte. Wenn Sie dem Herrn mit dem schwarzen Hunde irgendwo begegnen sollten, so schreiben Sie mir's doch schleunig, bitte, bitte! Ich — nun, ich grüße Sie aus Herzensgrund.

II.

Peripetie.

1.

Der General an Hermann Hartwig.

Bern, 2. Juni.

Eure letzten Episteln, liebe Kinder, und die übrigen Briefschaften sind mir in Luzern richtig zu Handen gekommen. Der Geschäftebericht war überflüssig. Behellige mich, lieber Hermann, vor dem Herbste nicht wieder mit dergleichen. Dagegen dürfte Gertrud wohl etwas einläßlicher über die Kinder schreiben. Ich bin freilich kein zärtlicher Großpapa, aber darum noch lange kein liebloser. — Der sich fühlbar machende Mangel an Räumlichkeiten im Isolde's-Stift soll kein Hinderniß für die Aufnahme weiterer Pfleglinge werden. Es soll unverzüglich zu den nöthigen Neubauten geschritten werden. Weise die Gelder dafür sofort an, lieber Sohn. Ich will, daß noch für ungefähr fünfundzwanzig Kinder mehr als bislang Platz geschaffen werde. Was die armen alten Frauen in Gertruds-Ruhe angeht, so soll ihr Behagen durch die von dir berührte mehr und mehr zuneh-

mende Theuerung aller Lebensbedürfnisse in keiner Weise beeinträchtigt werden. Gib daher dem Stiftungskapital ohne Zögern die nöthige Ergänzung. — Es war gut von euch, obzwar nur billig, daß ihr der uralten, blinden, endlich vom Leben erlös'ten Theres ihre Grabstätte bei den Gräbern unserer theuren Todten bereitet habt. Ehre solcher Dienstbotentreue, durch zwei Generationen hindurch unermüdlich bewährt! Die gute Theres hat mich zuweilen noch tüchtig abgekanzelt, als ich schon ein Mann war; aber ich wußte, sie wäre, wenn nöthig, für meinen Vater, für meine Mutter, für Hildegard, für mich, für deine Mutter, Gertrud, und für dich selbst gestorben, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Es ist ein Hauptfluch unserer Zeit, daß alles Vertrauen, alle Pietät, alle Treue aus dem Verhältnisse zwischen Dienstherrschaft und Dienstbotenschaft mehr und mehr schwindet oder schon geschwunden ist. Meister und Gesell, Herr und Knecht, Frau und Magd sind nur noch Feinde. Der Klassenkampf braucht also nicht erst anzuheben, er hat schon angehoben. Wehe denen, welche leben, wenn er in vollem Gang und Zug sein wird. Alle Gräuel der Sklavenkriege des Alterthums, der Jacqueries des Mittelalters, der Bauernaufstände des Reformationszeitalters werden sich erneuern und zwar in den riesenhaften Dimensionen, wie sie den heutigen Bevölkerungszahlen, den Verkehrs-, Kampf- und Mordmitteln entsprechen. Unsere raffinirte Kultur selbst wird alle Wege und Werkzeuge bieten, um die hereinbrechende Barbarei zur beispiellosen Grausamkeit hinaufzuraffiniren. Doch genug der Kassandraworte. Ich bin doch sonst schon lange nicht mehr so thöricht, Warnungen an meine mehr oder weniger lieben Mitmenschen zu richten, und weiß gar nicht, wie ich heute dazu

gekommen, so schreibselig zu sein. — Nach Engelberg, wohin ich, wie ihr wißt, zu gehen beabsichtigt hatte, bin ich noch nicht gekommen. Ein Begegniß oder, besser gesagt, eine Begegnung oder eigentlich eine Wiederbegegnung brachte mich davon ab. Nach allerhand Kreuz- und Querzügen bin ich jetzt im Begriffe, von hier aus den Jura zu durchstreifen, und vielleicht lass' ich mich dort irgendwo für eine Weile bleibend nieder....

2.

Imelda Bazzini an Tante Marget.

Auf dem Schwarzenstein, 7. Juni.

.... Es ist schön hier oben, das ist wahr; groß, weit und schön. Ich wollte, Sie wären vorhin neben mir gestanden, an der Balustrade der vor der ganzen Langseite des Hauses hinlaufenden Terrasse, und hätten den rothen Sonnenball hinter den langgestreckten Kämmen des Jura hinabsinken gesehen. Er warf seinen Scheidegruß für heute den Alpen drüben zu und diese leuchteten auf in Purpur und Gold vom Säntis und Glärnisch im Nordosten bis hinunter zum Montblanc im Südwesten — eine grandiose Säulenkolonnade, wie hingestellt, Fries und Giebel des Tempels der Welt zu tragen. Mein Heimatland Italien ist schön und auf edleren Schönheitslinien, als die Ufergelände von Amalfi und Sorrento darstellen, mag wohl selten oder nirgends anderwärts einem Menschenauge zu ruhen gegönnt sein; aber die Schweiz ist groß! Wäre ich so bewandert in dichterischen Vergleichungen, wie Dora schon von ihrer Mutter her ist, würde ich sagen: Italien ist wie ein Canto von Tasso, aber die Schweiz wie eine Tragödie von Shakspeare; oder jenes gleicht einer goethe'schen Elegie, diese einem Prachtstücke schiller'=

scher Gedankenlyrik. Doch ich sehe, liebe Tante Marget, wie Sie über diesen meinen Anflug von Blaustrümpfelei lächeln, in Ihrer sanften, aber mitunter doch sehr ironischen Tante-Marget-Weise lächeln, und ich will daher nur ganz einfach sagen, daß mir die Schönheit der schweizerischen Landschaften neben der Erhabenheit ihrer Gebirgsformen insbesondere zu beruhen scheint auf der unsäglichen Frische, welche aus ihnen athmet. Diese Wasserfülle! Diese raschdahinschießenden klargrünen Ströme, diese blauenden Seeen! Und doch wieder überall das Gebunden- und Gebändigtsein des flüssigen Elementes durch Granit, Porphyr und Basalt. Sie wissen, das Schrankenlose ist meiner Natur nicht sympathisch, und darum hat mir das Meer immer eine Empfindung von Monotonie erweckt. Die Alpen dagegen muthen mich erhaben an. Hier ist Größe in scharfer Begränzung und Formbestimmtheit. Diese Kolosse von Bergen füllen die Anschauung vollständig aus, aber sie bleiben für die Phantasie faßlich und begreiflich, sie muthen derselben nicht mehr zu, als sie zu leisten vermag, wie dieses das Meer thut. Auch die Alpen erregen übrigens gleich dem Ozean in uns ein Gefühl von erhabener Traurigkeit, weil wir eben unwillkürlich mit ihrer Größe und Ruhe die Kleinheit und Unrast des Menschendaseins in Parallele bringen. Doch ich sehe Sie zum zweitenmal ironisch lächeln, theure Freundin, und das erinnert mich daran, daß ich eigentlich nicht philosophiren oder, weniger anspruchsvoll zu reden, nicht reflektiren, sondern nur referiren wollte.

Wir sind also glücklich auf dem Schwarzenstein eingehaus't, wie Ihnen Dora bereits gemeldet hat. Es ist hier gut

sein, denn das festgebaute Haus bietet jedes Behagen, welches man 4000 Fuß hoch über dem Mittelmeerspiegel fordern kann, und der Berg seinerseits Spielraum genug, daß die Luftkurgäste einander nicht im Wege sind. Man kann weite Spaziergänge machen ohne viel Beschwerlichkeit. Eine besondere Annehmlichkeit sind die auf dem Bergkamm vorhandenen Wälder, darunter sogar ein Buchengehölz, in solcher Höhe eine Seltenheit, wie man mir sagt. Während der ersten Tage unseres Aufenthaltes war die Witterung windig und frostig und das hatte meine Brust sehr zu empfinden; seither jedoch ist es sonnig und windstill geworden und nun athme ich nicht allein ohne Beschwerde, sondern auch mit Genuß in dieser wunderbar reinen Luft. Viel Bewegung zu machen, vermag ich freilich noch nicht, sondern verbringe den größten Theil des Tages an einer vor dem Luftzug geschützten Stelle der Terrasse. Dora ist immer bei mir: ihre unerschöpfliche Güte will ja nichts davon wissen, mit der übrigen Gesellschaft — es sind recht viele gute und liebenswürdige Menschen darunter, meist schweizerische und deutsche Familien, Stammgäste des Schwarzensteins — weitere Gänge und Ausflüge zu unternehmen, solange ich solche nicht ebenfalls mitmachen könnte. Aber, liebe Tante Marget, es war seit einiger Zeit eine Veränderung mit unserer geliebten Dora vorgegangen, die mich beunruhigte, sehr beunruhigte. Jene sonnige Heiterkeit, wissen Sie? womit das theure Kind überall, wo es erschien, Frohsinn verbreitete, jener neckische Muthwille voll Harmlosigkeit und Grazie, der alle Welt ergötzte und bezauberte, jenes schuldlose, scheinbar nur tändelnde und doch auf einer nicht gewöhnlichen, sondern alles Ernstes erstrebten und erworbenen

vielseitigen Geistesbildung beruhende Spiel mit den mehr oder weniger großen Fragen und Problemen des Lebens, das alles war ja, wie Sie selber bemerkt haben müssen, plötzlich wie verschwunden und hatte einer Stimmung platzgemacht, welche zwischen trüber Ernsthaftigkeit und fieberischer Aufgeregtheit ebenso häufig als sprunghaft wechselte. Das war so gekommen, seitdem Dora jene Schlittenfahrt über den Gotthard gemacht hatte, und ihre bezüglichen Mittheilungen ließen mir über die Ursache keinen Zweifel. Ich sprach Ihnen ja davon, wenigstens andeutungsweise. Sie meinten aber der Sache keine Wichtigkeit beilegen zu sollen, indem Sie sagten, das werde so rasch vorübergehen, wie es gekommen; denn das Kind hätte ja doch wohl eine gute Dosis von Flüchtigkeit in seinem Wesen.

Es ist nun aber nicht vorübergegangen, theure und verehrte Freundin, das heißt, der Trübsinn, sowie die fieberhafte Unruhe Dora's die sind in Wahrheit vorübergegangen, seit zwei Tagen fort und wie spurlos verschwunden und das Kind lacht wieder mit den Augen und mit dem Munde so herzlich wie früher; aber das andere, ja das andere ist nicht vorübergegangen, sondern, fürcht' ich, machtvoll, sehr machtvoll gegenwärtig und da.

Sie sehen mich fragend an, was ich Ihnen denn da für ein Räthsel aufgäbe? Ich löse Ihnen dasselbe sofort. Vorgestern war ich vormittags lange mit Papa und Mama und Dora auf der Terrasse hin und her gegangen und hatte mich dann müde an meinen gewohnten Platz gesetzt, um zu lesen. Mama ging in ihr Zimmer hinauf, Briefe zu schreiben, und Papa forderte Dora auf, mit ihm nach dem „Känzeli" zu gehen,

einer Stelle unseres Berges, die man mir als reizend geschildert hat und die zumeist das Ziel für die Morgenausflüge der Kurgäste bildet. Man setzt sich dort zwanglos zusammen, die Damen nehmen ihre Handarbeiten vor, die Herren lesen, rauchen, erzählen, kurz, man geht, wie Papa sagt, mitsammen recht angenehm müßig. Dora wollte zwar bei mir bleiben, aber ich jagte sie förmlich fort. Sie mußte in Gesellschaft, da sie mir an diesem Morgen nicht nur trübe, sondern geradezu traurig vorgekommen war.

Als sie gegangen, war es, wie zu dieser Tageszeit immer, recht einsam auf der Terrasse. Der heiße Sonnenschein lag auf derselben und ich dämmerte in meiner behaglich schattigen Nische ein wenig ein. Nach einer Weile weckten mich Männerstimmen, welche von rechtsher kamen. Ich konnte die Sprechenden nicht sehen, unterschied aber die Stimme unseres trefflichen liebenswürdigen Wirthes und hörte ihn fragen: „Also, mein Herr, Sie wollen sich einstweilen mit dem kleinen Zimmer begnügen, bis ein größeres und bequemer eingerichtetes frei wird?“ Der Angeredete mußte ein neuer Ankömmling sein, denn seine tiefliegende, aber sonore Stimme war mir unbekannt. Es war etwas Kurzangebundenes, um nicht zu sagen Herbes oder Hartes in dem Tone, womit er auf die an ihn gerichtete Frage zur Antwort gab: „Ja, Herr Wirth.“ Dieser begann wieder: „Was die Preise —“ wurde jedoch sofort von dem Fremden unterbrochen mit den vornehm abweisenden Worten: „Lassen Sie das! Ich bin nicht gewohnt, um Gasthofspreise zu markten.“ Ich konnte, wie gesagt, die beiden Sprechenden nicht sehen, möchte aber wetten, daß unser guter Wirth, welchem al-

täglich die wunderlichsten Exempel von Markterei vorkommen, besonders von seiten hochnäsiger Engländer, auf die Bemerkung des neuen Kurgastes hin tief sich verbeugt habe. Dann rief die „Jungfer Telegraph", wie unsere Telegraphistin allgemein genannt wird, aus ihrem auf die Terrasse hinausgehenden Fenster nach dem Wirthe und ich hörte diesen eilends in das Haus gehen. Kurz darauf kamen langsame Schritte das Terrassegeländer entlang auf meine Nische zu und dann blieb dieser gerade gegenüber ein hochgewachsener Mann stehen, zweifelsohne der neue Ankömmling und — das hatte ich sofort weg — ein Gentleman jeder Zoll. In dem Augenblicke, wo er, ohne mich bemerkt zu haben, mit dem Rücken gegen die Nische gewendet, an dem Geländer stillstand und thalwärts schaute, erschien neben ihm ein ungeheuer großer Hund mit langen Haaren, schwarz und glänzend wie Rabengefieder, das prächtigste Hundethier, welches ich je gesehen. Wie es nur kam, daß mir da plötzlich unsere Dora einfiel, so einfiel, daß ich mich fast getrieben fühlte, laut ihren Namen zu nennen? Jedenfalls mußte ich eine Bewegung gemacht haben wie eine Erschrockene, denn die Augen des Hundes richteten sich neugierig auf mich und auch sein Herr kehrte sich um und bemerkte mich. Ein Blick der dunkeln Augen des Fremden glitt über mich hin und ich glaubte wahrgenommen zu haben, daß ein Schimmer von Mitgefühl die strengen Züge dieses eigenartigen Charakterkopfes milderte. Gewiß hatte er sogleich erkannt, daß er eine Kranke vor sich hatte. Er nahm jetzt den breitkrämpigen Hut ab und grüßte mich mit einem leichten, aber wohlwollenden Neigen des Hauptes. Ich weiß nicht, ob und wie ich diese Artigkeit erwiderte; denn ich sah nur den grauen

von dem schwarzen Haupthaar seltsam abstechenden Vollbart des Fremden und in mir rief es: Dora's Ritter vom Gotthard! — Er wandte sich, zu gehen, blieb aber wieder stehen, näherte sich der Nische und sprach mich an und zwar in deutscher Sprache. Ich antwortete ebenso, meine Aufregung bemeisternd, aber er errieth aus meiner Accentuirung sofort meine Heimat und setzte das begonnene Gespräch italisch fort. Wie mich das anheimelte! um einen jener deutschen Ausdrücke zu gebrauchen, in denen die Seele eurer Sprache athmet, und wie mir das wohlgefiel an dem Manne! Es war das so, scheint mir, eine jener Rücksichten, welche dem entspringen, was man die Höflichkeit des Herzens nennen könnte. Es benahm mir alle Befangenheit, als der Fremde, welchem ganz unverkennbar das Gepräge intellektueller Kraft und sittlicher Strenge aufgedrückt ist, so sanft und gut — Dora würde sagen: so lieb — mit mir redete. Schon nach den ersten Sätzen war mir, als spräche ich mit einem alten guten Bekannten. Es ist etwas so Vertrauen Weckendes im Antlitz wie in der Stimme des Mannes. Man fühlt, daß Gemeines niemals Zugang in seine Seele hatte; aber auch, daß über sein Haupt schwere, schwerste Geschicke hingegangen sein müssen. „Gebeugt zwar, doch gebrochen nicht" — diesen Vers Foscolo's rief mir die ganze Erscheinung ins Gedächtniß zurück. Wir sprachen natürlich über das Nächstliegende, über unsern Berg, waren aber in diesem Thema noch nicht weit gekommen, als wir unterbrochen wurden.

Gerade der Mauernische gegenüber, in welcher ich saß und an deren Eingang der fremde Herr stand, öffnet sich das Terrassegeländer und führt eine Anzahl von steinernen Stufen

abwärts, wo sich zwischen einem kleinen Gehölze von Zwergbuchen hindurch ein breiter Weg zu der prächtigen Matte hinabzieht, die sich, da und dort von einer gewaltigen Wettertanne beschattet, unter der Kuppe, worauf das Haus steht, hinstreckt. Leichte Schritte, auf dem Rasenweg kaum hörbar, machten sich von dort unten vernehmlich. Der Hund, welcher ruhig neben seinem Herrn gelegen hatte, erhob sich, bewegte die Ohren und trat an den Rand der Terrasse, über deren Niveau in demselben Augenblicke das von eiligem Gehen geröthete Antlitz Dora's erschien. Der Fremde, mir zugekehrt, bemerkte ihr Kommen nicht. Sie aber sprang mit dem lauten Ausruf: „Lara! Lara!" die obersten Stufen herauf und überschüttete das Thier, welches sich sofort traulich ihr anschmiegte, mit Liebkosungen. Beim ersten Laut von Dora's Stimme hatte sich der fremde Herr umgewandt, wie von einem Federdruck geschnellt. Mit einem Schritte war er am jenseitigen Rande der Terrasse und dort hielt er jetzt Dora's Hände in den seinigen und diese beiden Menschen grüßten sich nicht mit den Lippen, aber mit Augen, aus denen eine wahrhaft selige Ueberraschung leuchtete.

Sie achteten meiner gar nicht, sondern verharrten minutenlang Aug' in Auge, Hand in Hand, alles um sich her vergessend, ganz erfüllt von dem Vollgefühle des Glückes, sich wiederzusehen. Daran ließ sich ermessen, wie tief der Eindruck gewesen sein mußte, den diese beiden Menschen, welche doch früher nur zweimal und beidemale nur so flüchtig einander gesehen, wechselseitig gegeben und empfangen hatten. Wie sie so dastanden im vollen Mittagssonnenlicht, der graubärtige, dem Greisenalter nahe Mann und das in voller Jugendfrische blühende Mädchen,

und ihre Augen sich sagten, daß über die zwischen ihnen klaffende schwarze Kluft des Altersunterschiedes ein allmächtig Gefühl die Verbindungsbrücke geschlagen habe oder doch schlagen könnte, da mußte ich einer Stanze denken, welche mir Dora mal aus einem eurer alten Dichter vorgelesen hat und die in meiner Erinnerung haften geblieben: —

Der Minne Macht bewältigt
Die Nähe wie die Weite;
Minne hält auf Erden Haus,
In den Himmel gibt sie gut Geleite.
Wohl ist sie gewaltig
Der Jungen wie der Greisen;
Kein Meister lebt,
Der ihre Wunder alle könnte preisen.

Ihre Wunder? Ja wohl, ich sah ja eins derselben leibhaftig vor mir: „Es zwang sie zu einander der sehnenden Minne Noth", abermals mit einem eurer alten „Meister" zu reden, deren Worte und Weisen mich oft seltsam ergriffen und bewegt haben, mehr, als mir gut war und ist. „Es zwang sie zu einander", ihn, der fast schon ein Greis, und sie, die fast noch ein Kind. Ach, mich überkam und übernahm die trübe Ahnung, daß auch diesmal, wie so oft, Minne nicht in den Himmel geleiten werde, sondern vielmehr, traurig zu sagen, in die Hölle der Enttäuschung, der Entsagung, vielleicht der Reue. Das innigste Mitleid machte mir das Herz schwellen, als ich die beiden Selbstvergessenen ansah: Mitleid mit ihr, die mir eine Schwester und mehr als eine Schwester geworden, und Mitleid auch mit dem fremden Mann, der mich so gütig angesprochen hatte, weil er gesehen, daß ich leidend.

Wunderliche, um nicht zu sagen wahnsinnige Verknüpfung und Verflechtung von Menschenloosen! Verhängnißvolle Zusammenfindung und Zusammenbindung von Menschen, welche zwei verschiedenen Generationen angehören und bestimmt scheinen, ein aus Illusion und Leidenschaft seltsam gemischtes Drama, das vor vielen Jahren gespielt hat, noch einmal durchzuspielen. Damals endigte das Spiel recht glücklich mit einer Doppelhochzeit. Nun aber sagt mir ein unerklärliches, vielleicht ganz kindisches Bangen, daß der Ausgang diesmal ein tragischer sein werde. Oh, liebe Tante Marget, mitunter kommt einem doch der Gedanke, jener Schwarzseher von Schriftsteller, der da meinte, das ganze Menschendasein, ja die ganze Welteristenz sei nur ein traurig Narrenspiel und die Endursache, die bewegende Kraft desselben heiße allmächtiger Wahnsinn, habe doch nicht so ganz unrecht.

Sie finden mein Gerede wieder sehr räthselhaft, nicht wahr? Sie werden aber sofort anerkennen, daß es viel weniger räthselhaft als wohlbegründet war, wenn ich Ihnen zum Schlusse meines Schreibens dieses sage: Der fremde Mann, welchem Dora auf dem Gotthard begegnete, an dem sie dann auf dem Vierwaldstättersee vorüberfuhr und mit welchem sie jetzt auf dem Schwarzenstein zusammengetroffen ist, er ist kein anderer als der General Hellmuth, der Jugendgeliebte, Immergeliebte von Dora's Mutter, der Beschützer Ihrer Kindheit, liebe Freundin, Ihr Ideal von einem Menschen und Mann.

3.

Dora an den Professor.

Auf dem Schwarzenstein, 10. Juni.

Mein lieber guter Freund! Wie schade, daß Sie in Ihrer „Höhle“ sitzen müssen, statt bei uns hier oben zu sein. Denn hier oben da lebt sich's herrlich und in Freuden! Was diese Luft für einen befreienden, aufhellenden, aufheiternden Einfluß übt, ist gar nicht zu sagen. In den ersten Tagen unseres Hierseins merkte ich noch nichts davon. Im Gegentheil, ich ließ — wenigstens meinte Imelda so — den Kopf hängen. Sie meinte auch, ich gebärdete mich ganz so, als ob ich etwas vermißte und beständig darnach suchte. Die Menschen haben oft so kohlische Meinungen! (Jetzt brummen Sie vor sich hin: „Kohlisch? Kohlisch? Was soll denn das bedeuten? Wovon ist das abzuleiten? Etwa von Kohl in der Bedeutung von Basel? Kohlen soviel wie Unsinn sprechen. Er hat mich angekohlt, das heißt, er hat dummes Zeug an mich hingeschwatzt.“ Bemühen Sie sich nicht weiter, caro professore! Ich habe das Wort kohlisch von einer Dame aus Mainz, woselbst dasselbe, wie sie mir sagte, ziemlich häufig gebraucht werde und zwar allerdings im Sinne von baselig, dann auch spaßig, komisch u. s. w.) Uebrigens

muß ich gestehen, Ihnen gestehen, da ich ja versprochen habe, Ihnen alles, gar alles zu schreiben, ja, ich muß gestehen, daß meine theure Imelda einen scharfen Blick hat. In der That, mir war so, als müßte ich etwas suchen, was mir fehlte, immer und überall fehlte. Ich kann Ihnen, so Sie es verlangen, feierlich schwören, daß es nicht der junge (übrigens recht hübsche und liebenswürdige) Herr Schnäbeli war, welcher angeblich luftkurgebrauchswegen hier oben weilt, eigentlich aber, um mir in bester Form den Hof zu machen. Denken Sie mal, lieber Freund, „Frau Schnäbeli", wie närrisch das klingt, wie „kohlisch", gelt? Uebrigens ist er ein sehr netter Junge, dieser einzige Sohn eines großen Fabrikanten in Ihrer Nachbarschaft: vielleicht ein bißchen zu korpulent für sein Alter, aber sonst comme il faut. Große hellblaue Augen — Sie wissen ja, ich bin eine Augennärrin — ein frisches, gutmüthiges, wenn auch etwas ins Kafferige hineinspielendes Gesicht, ein prächtiger hellbrauner Bart, weiße Hände — auch ein Faible von mir — dazu eine sehr schöne und wohlgeschulte Baritonstimme, ein geschmackvoller Gesangvortrag — „Beim Zeus" — so hör' ich Sie jetzt ausrufen — „das Kind ist verliebt, verliebt bis über die Ohren!"

Und wenn ich es wäre, was dann, Papa? Ich habe Ihnen nicht versprochen, mich nicht zu verlieben, sondern nur, es Ihnen ehrlich zu sagen, so ich es würde. Einstweilen bin ich es nicht. Nein, ich bin nicht, was man so, stell' ich mir vor, verliebt nennt; aber vielleicht liebe ich. Herrgott, da werden Sie nun wieder einmal in meinem Geplauder die Logik vermissen. Never mind! Logisch oder unlogisch, es ist nun schon so.

Ich darf doch nicht unterlassen, Ihnen mitzutheilen, daß mich erst ein anderer Mann auf die Vorzüge des liebenswürdigen jungen Herrn Schnäbeli aufmerksam machen mußte, um mir dieselben zur Erkenntniß zu bringen. Es war vorgestern Abend. Die Luft war so mild, daß die ganze Kurgesellschaft nach dem Abendtische noch lange auf der Terrasse verweilte, vor den offen stehenden Fenstern des Damensalon gruppirt. Da drinnen wurde musizirt. Eine Dame aus Straßburg spielte mit großer Eleganz eins jener Chopin'schen Notturnos, welche die Nerven schmerzlich erbeben machen. Dann sang Herr Schnäbeli den Erlkönig von Schubert, und zwar ganz vortrefflich. Zufällig, ganz zufällig — hören Sie, Papa? — blickte ich während des Gesanges zu meinem neben mir stehenden Begleiter auf und bemerkte also, daß seine Augen auf mir geruht hatten. Natürlich nur, um die Eindrücke zu beobachten, welche die schubert'sche Melodie auf mich hervorbrächte; weßhalb denn sonst? Er konnte unschwer bemerken, daß ich dem Liede mit voller Theilnahme lauschte, und nachdem es zu Ende und der allseitig gespendete Beifall verrauscht war, sagte er zu mir: „Der junge Mann hat eine sehr schöne Stimme und singt mit Verständniß und Gefühl. Er sieht auch sehr hübsch aus, ist unterrichtet, hat gute Manieren und sein ganzes Benehmen läßt schließen, daß er gut und wacker.“ Er sprach das so ernst und aufrichtig, wie eben sein ganzes Wesen ist, so neidlos, und das gefiel mir so unbeschreiblich wohl, daß ich, falls es sich nämlich für ein junges wohlerzogenes Mädchen schickte, so etwas zu denken, gedacht hätte, ich möchte ihn dafür küssen. Vielleicht hab' ich es, um ganz ehrlich zu sein, doch gedacht, aber beileibe nicht

gethan. Nur die Hand drückte ich ihm und das war doch nicht mehr als billig, nicht wahr? Doch halt, halt! Ich bin wieder mal in meine Gewohnheit, vom Texte abzukommen, verfallen und muß versuchen, mich zu unserem eigentlichen Thema zurückzufinden.

Was war es denn nur? Ja, richtig, daß es mir anfangs hier oben war, als müßt' ich nach etwas suchen. Dieses etwas — ich hab' es jetzt heraus — war ganz unzweifelhaft der schwarze Lara, dieser Prachtkerl von Hund. Denn seit er mich gefunden, seit er auf dem Schwarzenstein, ist mein Suchetrieb ganz weg. Ist das nicht wunderlich, Papa? Was sagen Sie dazu? Ich liebe den Lara, der sich mir von der ersten Stunde an merkwürdig zuthunlich erwiesen hat, ganz unsäglich. Sein Herr ist auch da. Sie können sich gar nicht vorstellen, theurer Freund, wie lieb der Lara ist. Vorgestern Abend hätt' ich, wie schon gesagt, ihn küssen mögen, nämlich seinen Herrn, weil er so gerecht und neidlos die Vorzüge des schönen Herrn Schnäbeli rühmte. So was kann und thut nicht jeder.

Nun werden Sie fragen: Wie ging es denn zu, daß der Lara Sie auf dem Schwarzenstein ausgewittert hat und zu Ihnen da hinauf gekommen ist? Das ging nun, mein' ich, ganz natürlich zu. „Liebe findet ihre Wege", wissen Sie? Der Lara scheint mich eben damals am Gotthard droben plötzlich liebgewonnen zu haben, wollte demzufolge mich wiedersehen, und sintemalen er ein sehr gescheides Thier ist, mag er zu seinem Herrn gesagt haben: „Wie wär' es, wenn wir auf den Schwarzenstein gingen? Fräulein Dora ist dort und wir sollten ihr doch anstandshalber Gelegenheit geben, ihre dazumal in der

Eile vergessene Dankbezeigung an den Mann, das heißt, an uns zu bringen.“ Begreifen Sie, Papa? Aber was Sie nicht begreifen können, weil es eben über das Begriffliche hinausgeht, das ist, wie meine Seele jubilirte, als ich, von einem Morgenspaziergange heimgekehrt und den Uebrigen vorausgeeilt, um schneller wieder zu Imelda zu kommen, auf der Terrasse mich plötzlich meinem Ritter vom Gotthard gegenübersah — ich will sagen: dem schwarzen Lara — das heißt, sein Herr hatte, als er mich wiedersah, eine solche Freude in den Augen, daß ich, aufrichtig gestanden, eine geraume Weile nur diese Augen sah und den Hund schnöder Weise ganz vergaß.

Wie froh und frei und glücklich ich jetzt mich fühle, können Sie gar nicht glauben, lieber Freund. Ich habe auch volle Ursache dazu. Denn Imelda, das liebe Schwesterherz, befindet sich entschieden besser und die herrliche Schwarzensteinluft scheint ein helles Wunder an ihr verrichten zu wollen. Dann hatte ich ja auch die Genugthuung, einen Auftrag meiner theuren Mutter ausrichten und ihre letzten Grüße bestellen zu können an den Mann, welchen sie in ihrer Jugend so heiß geliebt hatte und den sie auf dem Grund ihres Herzens getragen hat bis zuletzt.

Sie blicken erstaunt von diesen Zeilen auf, Papa? Ja, staunen Sie nur! Es gehen doch noch wunderbare Dinge vor in der Welt, euch Skeptikern und Kritikern allen zum Trotz. Mein wiedergefundener Ritter vom Gotthard ist ja Ihr und meines Vaters und Propst Fabians Freund Hellmuth, dem ein ganz eigenartiges Leuchten über das strenge Gesicht fuhr, als ich ihm sagte, daß ich die Tochter seiner Freundin Julie sei. Ich muß ihn liebhaben, ich muß! Wie könnt' ich anders? Die Seele

meiner Mutter ist in mir. — Ob das aber die rechte Liebe ist? Ich meine nicht das dumme Verliebtsein, nein, ich meine die Minne, von der unsere alten Dichter solche Wunder zu melden wissen, die Liebe, die „Flamme Gottes“, das allmächtige Feuer, „stark wie der Tod“. Ich weiß nicht, ich weiß nicht. Ich fühle nur, daß ich mit diesem Manne gehen könnte bis an das Ende der Welt, daß mein Vertrauen zu ihm ein gränzenloses und daß ich vor Scham in die Erde sinken müßte, wenn eine Falte in meinem Herzen, in welche sein Auge nicht hineinsehen dürfte. Und das alles nach so wenigen Tagen des Zusammenseins mit ihm!

Wann ich ihn ansehe, wann ich mit ihm rede, wann ich an ihn denke — und wann thäte ich das nicht? — dann ist mir, als fühlt' ich ein Joch auf meinem Nacken. Aber, ach, wie süß und lieb ist dieses Joch! Auch kommt mir vor, ich sei in diesen letzten Tagen um Jahre älter und ernster geworden. Und doch durchzittert mich etwas wonniges und lacht das liebe Leben mich an, wie es kaum in den sorglosesten Tagen meiner Kindheit mich angelacht hat.

4.

Der Professor an den Propst.

Z. 13. Juni.

... Das Unglück ist nun doch geschehen: unser alter Freund und die junge Tochter unserer Freundin Julie haben sich zusammengefunden. Sie sind mitsammen auf dem Schwarzenstein und ein Brief, welchen mir das liebe Kind vor drei Tagen geschrieben, zeigt mir nur allzu deutlich, daß dieses Zusammensein folgenschwer sein muß. Es ist das ganze Leben und Weben einer jählings erwachten Mädchenseele in Dora's hastig hingeworfenen Zeilen, und wenn ich damit die Art und Weise zusammenhalte, womit er bei seinem Hiersein von seiner ersten Begegnung mit dem Kinde gesprochen, so bin ich zu der Annahme gezwungen, daß vermöge einer jener geheimnißvollen Vererbungen, mit deren Erklärung die Physiologen noch lange vergeblich sich abmühen werden, die innerste Herzensneigung einer Mutter auf die Tochter übergegangen sei; sowie, daß Dora nur allzu richtig herausgefühlt hatte, als sie in unserem Freunde eine Hekla-Natur erkannte. Du wirst sehen, alter Fabian, du wirst sehen, der erloschen geglaubte Vulkan tritt wieder in Thätigkeit. Sagte nicht das arme liebe Kind zu mir,

bei der Lesung von Hellmuths Wanderbüchern sei ihr mitunter gewesen, als sähe sie die rothe Lava über Firnschneefelder rollen? Wohl, so sagte sie, und ich glaube, ich bin überzeugt, die Lava ist im Fluß.

Möchte wohl wissen, ob das Zusammentreffen der beiden auf dem Schwarzenstein ein rein nur zufälliges gewesen. Dora's Brief läßt das ganz im Dunkel. Ich habe aber so meine Zweifel. Warum ist Hellmuth auf dem Wege nach Engelberg plötzlich umgekehrt? Doch wohl nur, weil er der Tochter Julie's auf dem See zum zweitenmal begegnet war. Ich vermuthe, er hat dann ihre Spur von Luzern aus verfolgt. Ja, ja, der Vulkan arbeitet wieder.

Aber der große Altersunterschied zwischen den beiden, sagst du? Bah, lieber Alter, du hast gewiß im Beichtstuhl sattsam Gelegenheit gehabt, zu erfahren, daß der Leidenschaft gegenüber der Verstand umsonst plädirt. Die Leidenschaft ist eine Springstange, womit unser liebes Ich über jede Kluft, und wäre sie so breit und so tief wie die zwischen dem Glärnisch und dem Wiggis gähnende, ohne Zagen und Zaudern sich hinwegschwingt. Und das, muß ich dir gestehen, gefällt mir an der Leidenschaft. Das ist das Göttliche in ihr. Ueberhaupt, was wäre ohne sie das Leben? Infamer Bafel, sonst nichts! Beim ober- und unterirdischen Zeus, ich sage dir, lieber alter Pfaff, mitunter beneid' ich unsern Freund Hellmuth ordentlich um die Fähigkeit, noch so leidenschaftlich fühlen zu können, wie er jetzt allem nach zu fühlen scheint. Du weißt auch, er darf es. Er hat ja den ihm von jugendauf anhaftenden Vorzug, den Frauen ein Wohlgefallen zu sein, nie mißbraucht: es war in ihm allzeit

etwas Keusches, Stoisches. Aber er hatte auch nie eine rechte Anlage zum Glück, worunter ich natürlich nicht die sogenannten Glücksgüter verstehe. Bei allem Stolze seiner Sinnesart ist er doch eigentlich immer zu bescheiden gewesen, insofern er lange, lange nicht so sich selber vertraute, wie ihm andere, andere viele, alle, die ihn kannten, vertrauten. Nach dem Tode seiner unvergleichlichen Frau hat er, wie du mir mittheiltest, zu dir gesagt: „Ich hatte diese Perle nicht verdient, ich konnte sie nicht verdienen; darum ward sie mir genommen." Und doch hatte er sie verdient, so ehrlich und gewissenhaft und treu verdient, als nur jemals ein Weib von einem Manne verdient worden ist. Siehst du, gerade dieses geheime, nach so viel, so glänzend und so erfolgreich erprobter Kraft ganz unerklärliche Mißtrauen' in sich selbst, welches unserem Freunde eigen ist, läßt mich jetzt für ihn fürchten. Das Leben, dessen Lockungen er, obgleich noch jung an Jahren, nach dem Verluste Isolde's verachtungsvoll den Rücken gewandt hatte, tritt noch einmal zu ihm heran und sagt schmeichelnd: „Lebe mich doch! Du vermagst es ja." Aber gib acht, der Zweifel wird sich ihm in den Nacken setzen in Gestalt von übertriebenem Zartsinn, von superlativischer Gewissenhaftigkeit und so weiter. Möglich allerdings, daß die Leidenschaft triumphiren wird, weil sie ja in dieser keuschen Mannesseele die ganze Frische, Stärke und Glut der Jugend bewahrt hat. Aber ich vermag aus dem angegebenen Grunde vorderhand an diesen Triumph nicht zu glauben und darum ist mir bang um das Ende.

5.

Tante Marget an Imelda Bazzini.

Rothenfluh, 17. Juni.

Liebes Kind! Deinen Brief vom Schwarzenstein habe ich richtig erhalten und gestern gab mir Onkel Fabian auch Kenntniß von einem Schreiben, welches er von unserem alten Freunde, dem Professor, empfing.

Was habt ihr denn nur, der Professor und du? Was macht ihr für Ränke und Schwänke? Ihr thut ja wahrhaftig, als wollte der Himmel einfallen. Und warum? Weil der General und meine Nichte auf dem Schwarzenstein sich getroffen haben und weil Dora ihren Ritter vom Gotthard liebgewonnen hat. Was ist denn daran Besonderes? Wo ist denn das Mädchen oder Weib, welches ihn nicht liebhaben sollte, müßte? Klingt nicht aus deinem Briefe, theure Imelda, auch ein leiser Ton, der laut genug sagt, daß gleich deine erste Begegnung mit Hellmuth sympathisch und wohlthuend auf dich gewirkt habe? Ganz in der Ordnung das; ich würde nur das Gegentheil verwunderlich finden. Ich weiß zwar sehr wohl, es ist der Lauf der Welt so, daß nur selten geschieht, was von

rechtswegen geschehen sollte; aber ich sage dir und du brauchst dessen kein Hehl zu haben, wenn meine Dora den General wirklich liebhat und wenn er seinerseits sie liebgewinnen und in ihrem Besitze sein Glück finden könnte, ich, die ich, wie du weißt, da auch ein Wort mitzureden hätte, ich würde mit heller Freude ja und Amen sagen. Denn es lebt kein zweiter Mann auf Erden, dem ich mit solchem Vertrauen meine geliebte Dora an die Brust legen würde. Ich habe gesehen, wie glücklich er seine Isolde gemacht hat, und ich weiß, er würde seine Dora ebenso glücklich machen.

Ihr deutet auf den Altersunterschied hin, du und der Professor. Geht doch! So ein Mann wird gar nicht alt. Das sagte ich gestern auch dem Onkel Fabian. Er lächelte und meinte: „Sie sind ja Feuer und Flamme, Tante Marget." — „Ja", sagt' ich, „ich bin Feuer und Flamme, wenn es gilt, unsern Freund und meine Nichte glücklich zu wissen." — „Aber, angenommen, es käme zu einer Heirat, so wäre das doch immer ein großes Wagniß." — „Als ob nicht jede Heirat ein großes Wagniß wäre"! — „Das ist wahr, Tante Marget." — „Ei", mischte sich Gertrud ein, „was weißt denn du davon, Onkel? Und es ist auch gar nicht wahr. Ich wußte von keinem Wagniß, als ich meinen Hermann heiratete." — „Aber was würdest denn du, liebes Kind, dazu sagen, wenn dein Vater zu einer zweiten Ehe schritte?" fragte der Propst. „Ich? versetzte Gertrud. Ich würde sagen: allen Segen des Himmels und der Erde auf die, welche meinen Vater liebt und beglückt!" — „Das sprach der Geist deiner Mutter aus dir, Gertrud, und gesegnet sei auch du für dieses Wort!" beschloß ich das Gespräch. —

Seht ihr, so sehen wir hier in Rothenfluh die Sache an. Der Professor, der mir sonst ganz recht und lieb ist, soll nicht daran herumkritikastern. Ich will ihm noch heute den Text lesen und zwar gründlich. Du aber leb' wohl und halte mich auf dem Laufenden, Schatz!

6.

Der General an den Professor.

Auf dem Schwarzenstein, 25. Juni.

.... Dir, mein Freund, muß es als einem alten Alpenwanderer erinnerlich sein, daß im Hochgebirge ein Wildwasser da und dort plötzlich ausgeht, verschwindet, wie von der Erde eingeschluckt, und dann fern von dem Orte seines Verschwindens ganz unvermuthet plötzlich wieder hervorbricht, durch unterirdische Gletscherzuflüsse verstärkt, jugendlich ungestüm, schäumend, tosend. Auf meinen Reisen hab' ich das einmal — es war im Himalaya gegen Tibet zu — in großartigem Maßstabe zu beobachten Gelegenheit gehabt. Ein schöner Strom, der, nachdem er mehrere Hochseen durchflossen hatte, klar und tief und ruhig dahinwallte, wurde in seinem Laufe plötzlich unterbrochen durch einen jähen Absturz in eine ungeheure schwarze Felskluft, die ihn verschlang, einschlang, einschluckte, auf Nimmerwiedersehen, wie ich glaubte. Ich war den Strom entlang gewandert bis zur Stelle seines Verschwindens, und als ich an dem Katarakte stand, sprach ich unwillkürlich zu mir: Mein Schicksal! Du weißt ja, lieber Alter, wie nach den Prüfungen meiner Jugend mein Dasein so klar und tiefgehaltvoll und ruhigglücklich dahin=

floß an der Seite von einer, die ihresgleichen nicht hatte unter dem Himmel, bis dieses Glück, dessen ich unstreitig nicht würdig war, jählings abstürzte in ein Grab, in ihr Grab, um für immer darin zu verschwinden. Für immer? — Damals, im Himavan, gelangten wir, eine der Terrassen des Gebirges nach der andern herabgestiegen, zu Ende des Tages in ein reizendes Thal, an dessen Eingang eine so kolossale und so bizarr gestaltete Felswand aufstieg, als hätte die Bergregion der Niederung noch einen letzten Beweis von der Mächtigkeit und Seltsamkeit ihrer Bildungen geben wollen. An dem Fuße dieser Felswand brach eine gewaltige Wassermasse aus der Erde hervor und schoß breit und voll das Thal hinab. „Der Kandalu!" riefen, auf den Strom zeigend, meine eingeborenen Führer und Begleiter. Der am Morgen verlorene, wie für immer unter der Erde verschwundene Fluß war am Abend wiedergefunden, war nach langem unterirdischen Laufe wieder unversehens erschienen, mit verstärkter Wassermenge und verstärktem Ungestüm aus seinem Scheingrabe hervorgebrochen.

Wenn mir damals, bei diesem Anblicke, geahnt hätte, daß ein Tag kommen würde, wo ich, des plötzlich wieder mit Macht erstandenen Bergstroms gedenkend, abermals unwillkürlich zu mir sagen müßte: Mein Schicksal! — Manfred hat recht: „We are the fools of time."

Jahre lang, viele Jahre lang hab' ich kaum gewußt, ob ich noch ein Herz in der Brust trüge. Der Strom meiner Gefühle schien ganz verschwunden und versiegt. Er war überschneit, vergletschert. Da fällt der Stral von einem Paar brauner Mädchenaugen auf die Eiskruste, sie berstet, sie schmilzt und der Strom

bricht wieder zu Tage mit dem Ungestüm dämonischer Gewalt.

Werther-Graubart, Graubart-Werther, eine sehr komische, eine excessiv lächerliche Figur, nicht wahr? Lache immerzu, alter Pessimist und Ironiker! Es ist fürwahr lachenswerth. Wenn du aber ausgelacht hast, so sage mir, wenn du kannst, was ich dafür konnte, daß die Tochter Julie's eine Flamme in mir entzündete, die mich verzehren wird.

Oh, ich Thor, ich siebenfacher Thor, daß ich mein Kapital von Liebe und Leidenschaft nicht beizeiten aufbrauchte, vergeudete, verschleuderte wie die Andern! Ich hätte dann nicht erleben müssen, daß es noch so spät, zu spät mir so bittere Zinsen trägt. — Bittere, sag' ich? Aber sind sie denn nur bitter? Mischt sich mit der wilden Bitterkeit des „Zu spät!" nicht mitunter wie Himmelsthau das süße Gefühl: Dein Herz ist noch frisch und rein und stark genug, den holdesten Traum noch einmal zu träumen?

Du kennst das anmuthige Geschöpf, welches die Unbefangenheit des Kindes mit der Grazie des Weibes verbindet. Dora ist keine Schönheit und doch übt ihre Erscheinung, ihre bloße Gegenwart einen unwiderstehlichen Zauber. Du hast ihn ja auch erfahren. Worin besteht er? Ich vermag es nicht zu sagen; aber ich fühl' ihn, „freudvoll und leidvoll" saug' ich ihn mit allen Poren mir in die Seele.

An Mädchen, schön wie die Tugend, an Frauen, reizend wie die Sünde, bin ich, dessen Blut von Natur doch kein Fischblut, unter allen Himmelsstrichen vorübergegangen, ohne auch nur den Wunsch zu empfinden, einen zweiten Blick auf sie zu

werfen. Und nun führt mich der wunderlichste Zufall mitten im Schnee des Gotthard mit der Tochter der Frau zusammen, der ich vor Zeiten meine Seele gegeben hätte, falls sie noch mein eigen gewesen wäre, falls sie nicht schon einer gehörte, deren Name und Andenken auf dem Grunde meines Herzens ruht wie Dreimal-Heiliges, an das Irdisches nicht rühren darf, nicht rühren kann.

Wie diese Begegnung auf mich gewirkt hatte und zu wirken fortfuhr, magst du mir wohl neulich abgemerkt haben, als ich bei dir war. Ob ich mich gegen das, was ich anfangs Wahnsinn nannte und jetzt nur noch Verhängniß nenne, gesträubt, empört, gewehrt habe? Bis aufs Aeußerste, aber umsonst. Hast du schon Gelegenheit gehabt, einen frischgefangenen Vogel in seinem Käfig nach Luft und Freiheit sich abmühen zu sehen? Je heftiger sein Sträuben, sein Aufflattern, sein Anrennen gegen die Umgitterung, desto peinlicher seine Bedrängniß. Und je älter der arme frischgefangene Vogel, desto größer seine Noth. Jüngere fügen sich leichter dem übermächtigen Bann und Zwang.

Es ist auf mich gefallen wie ein Wetterstral. Nicht leise und mälig, nicht mit dem langsam-stätig der Blüthe entgegentreibenden Wachsthum einer Pflanze, wie meine erste Liebe gewesen, nicht so ist diese meine letzte geworden. Sie war das Kind des Augenblicks. Der Blitz zuckte auf und mit Gedankenschnelle folgte ihm der Donnerschlag. Ich bleibe im Bilde, wenn ich hinzufüge, daß ich mal irgendwo gelesen zu haben mich erinnere:

Auf dem blitzgetroffnen Baume
Singt ein Vogel wohl noch Lieder,
Doch er baut kein Nest auf ihm.

Aber unter diesem Vogel will ich nicht mich verstanden wissen.

Ja, ihr ganzes Sein und Wesen und Gebaren alle diese Tage her war eine süße, herzbestrickende Frühlingsweise. Freilich, was kümmert es die hoch im Blauen sich wiegende Lerche, wenn ihr Tiriliren in einer Menschenbrust da drunten unnennbare Sehnsucht wachruft?

Oder sollte es die Lerche doch mitunter kümmern?

Table mich, schelte mich, nenne mich einen Gecken, einen Narren; aber fürchte nicht, daß ich vergessen könnte, was ich mir selbst und was ich dem geliebten Kinde schuldig bin. Nur etwas Unberechenbares, etwas, dessen Bewältigung über Menschenkraft hinausläge, könnte mich aus der Zurückhaltung, die ich mir auferlegt habe, heraustreiben.

Gestern Abend erlebten wir hier oben einen jener Sonnenuntergänge, die man gesehen haben muß, um fühlen zu können, wie feierlich und fromm sie jedes empfängliche Menschenherz stimmen. In vollrother Majestät stieg der Sonnenball am goldgetränkten Westhimmel hinab, und während sein unterer Rand hinter den Jurakuppen zu verschwinden begann, warf er die Flut seines Lichtes den Alpen drüben zu, unterwegs mit göttlicher Verschwendung eine Stralenfülle niederschüttend, daß die drei Seebecken im Nordwesten im wundersamsten Farbenspiel aufleuchteten und die Riesenschlangenringe, welche der Strom am Fuße unseres Berges durch die Niederung dahin-

wälzt, heraufblitzten wie lauter sich haschende Silberblicke. Und nun dies Aufglühen all der Kolosse gerade uns gegenüber unter dem Scheidekuß des Tagesgestirns! Dieser majestätisch in die Lüfte emporflammende ungeheure Brandopferaltar vom Montblanc bis hinauf zum Säntis! Und wie ein ins Gränzenlose hingespannter Purpurbaldachin wölbte sich uns zu Häupten das Firmament und endlich verschwammen Himmel und Erde, Berge und Thäler, Luft und Wasser in ein Meer von Licht und Glut und Glorie.

Ich habe die Urwälder der Tropen in der Riesenhaftigkeit ihrer Pracht, habe die Gletscher der Anden und des Himalaya, habe die Vulkane der Südseeinseln, die größten Ströme der Erde, den Ozean in der Majestät seiner Ruhe wie in der wilden Erhabenheit seiner Stürme gesehen, aber nie etwas so Herrliches wie den gestrigen Sonnenuntergang.

Du lächelst wohl über den alten Naturschwelger, du erräthst, was für mich das Schönste von allem Schönen dieser Abendstunde gewesen?

Ja wohl, es war so, wie du meinst: sie stand mir zur Seite.

Angefaßt von dem Zauber des Augenblicks hatte sie ihre rechte Hand auf meine linke gelegt, welche auf dem Geländer der Terrasse lag. Ich fühlte den sanften Druck ihrer Finger und mir erbebte das Herz in der Brust.

Es war ein Widerschein von all dem Glanz um uns her in ihren lieben guten Augen, die sich wie in Wehmuth umflorten, als die ganze Pracht unter dem kühlen Windhauch der rasch

heraufdämmernden Nacht erlosch. „Ein Traum aus Eden“, sagte sie leise; „aber kurz wie alle Seligkeit!“

Da faßte mich etwas wie wilder Zorn, Zorn über meine Schwäche, meine wahnsinnige Bethörung, mein klägliches Gefangensein. Aber statt mir selber zu zürnen, zürnte ich Thor ihr, ihr, die ich hätte in meine Arme reißen, der ich hätte zurufen mögen: Mache mir den Traum aus Eden zur seligsten Wirklichkeit! „Fräulein Dora“, stieß ich rauh heraus, „Sie brauchen sich über das Ende der Sonnenuntergangsherrlichkeit nicht zu betrüben. Erinnern Sie sich doch gefälligst jener bekannten heine'schen Strophen vom Fräulein am Meere, das den Sonnenuntergang beseufzte. Auch einem Fräulein auf dem Berge kann man ja tröstend sagen:

Dort hinten ging sie unter,
Dort vorne kehrt' sie zurück.

Sie zog hastig ihre Hand von der meinen zurück und sah mich mit Staunen und Schrecken an. Auf ihren Lippen zitterte eine Frage, aber sie sprach dieselbe nicht aus. Ich aber biß die Zähne auf einander, wandte mich rasch ab und ging die Terrasse hinauf. Nicht weit, denn ich mußte nach ihr umschauen, ich mußte. Da sah ich den Lara, welcher doch sonst von keinem Menschen wissen will außer von mir und welcher mir gefolgt war, umkehren, rasch zu ihr zurücktrotten und ihr, die wie erstarrt stehen geblieben war, die schlaff an der Seite herabhängende Hand lecken. Die Bestie, die treulose Bestie von Hund! Auch er steht in ihrem Zauber und Bann wie alle und alles hier oben.

Ich irrte bis tief in die Nacht hinein auf dem Berge herum. Ich wollte vermeiden, neben ihr am Abendtische zu sitzen. Ach, wie anmuthig sie es zu bewirken gewußt hatte, daß ich ihr nächster Tischnachbar geworden. Es herrscht hier der Brauch, daß die Kurgäste streng nach der Reihenfolge ihrer Ankunft bei Tische sitzen. Man fängt unten an der Tafel an und ißt sich, so zu sagen, allmälig aufwärts. Am Tage meiner Ankunft saß ich von rechtswegen ganz unten, ziemlich weit von Dora und der höchst liebenswürdigen Familie Bazzini entfernt. Aber am folgenden Morgen sah ich während des Frühstücks Dora bei den Gästen herumgehen, als ob sie jeden und jede um irgendetwas bäte, und mittags sagte mir dann unser Wirth, es sei für mich neben Fräulein Bürger gedeckt. Sie hatte die über mir Sitzenden gebeten, sich meine rasche Hinaufbeförderung freundlich gefallen zu lassen, und wer hätte es ihr verweigern können?

Als ich gestern Abend spät endlich zum Hause zurückkehrte, hatte die Gesellschaft sich bereits zerstreut und in die Schlafzimmer zurückgezogen. Auf der Terrasse war es dunkel. Als ich sie entlang schritt, vernahm ich in der noch erleuchteten Vorhalle zum Speisesal, deren Thüre offen stand, Dora's Stimme, welche mit unverkennbarer Besorgniß fragte: „Wissen Sie nicht, Herr Wirth, ist der Herr General noch immer nicht heimgekommen?"

Sie war also noch nicht zur Ruhe gegangen? Meine Abwesenheit vom Abendtische, mein langes Fortbleiben hatte sie besorgt, ängstlich gemacht? Mußte ich nun nicht eilends hineingehen, um das geliebte Kind zu beruhigen?

Der Zauber war wieder da, der Bann hatte mich wieder.

Aber ich will den Zauber lösen und den Bann brechen, ich will, ich muß! Um ihrer willen, um ihrer willen! November und Mai, wie paßten die zusammen?

Du aber, alter Freundschaft halber, beklage mich!

7.

Der Propst an den General.

Rothenfluh, 29. Juni.

..... Schweigen läßt sich nun einmal über die Sache nicht mehr. Es ist zwischen Tante Hildegard, Tante Marget, Gertrud und mir schon so viel darüber geredet worden, daß man sich, um ein dermalen gäng und gäbes Modewort zu gebrauchen, den Standpunkt klarmachen muß.

Die drei Frauenzimmer — ich konstatire diese denkwürdige Thatsache — sind durchaus einerlei Meinung und zwar einer möglichst optimistischen Meinung. „Wenn über den Lebensabend meines theuren Bruders noch ein Morgenroth von Glück aufgehen will, warum sollte er es nicht dankbar hinnehmen?" fragt Tante Hildegard. Tante Marget und Gertrud sagen und fragen gerade so, nur setzt die erste an die Stelle des „theuren Bruders" den hochverehrten Freund und die zweite den geliebten Vater. Deine Tochter fügt wohl auch noch hinzu: „Was ich gutes und liebes ersinnen könnte, würde ich für die Trösterin und Beglückerin meines Vaters thun." Gertruds Mann ist der Ueberzeugung, auch der bloße Schein einer Einmischung

von unserer Seite müßte als höchst anmaßlich und unpassend vermieden werden.

Vielleicht hat er recht. Allein ich mache von dem Vorrecht einer Freundschaft Gebrauch, welche von unseren Knabenjahren an, wie du weißt, nie auch nur für eine Stunde getrübt worden, wenn ich dir folgendes zu bedenken gebe.

Meine Ansicht über das in Frage stehende Problem ist nämlich keine so optimistische wie die meiner drei Freundinnen. Ich würde, gerade herausgesagt, eine Verbindung zwischen dir und der Tochter Julie's für ein höchst gewagtes Experiment ansehen. Dasselbe könnte gelingen, vollständig gelingen — ich gebe es zu — aber das Mißlingen ist doch wahrscheinlicher. Nicht aus physiologischen, aber aus psychologischen Gründen, obzwar die Philosophie unserer Tage der Psyche und damit auch der Psychologie die Existenzberechtigung aberkannt hat. Jede Zeit will und muß eben, wie unser guter Professor zu sagen pflegt, ihre Art von Narrheit haben und austoben und so wollen wir den Herren von der absoluten Materie die kindliche Freude an der ihrigen nicht vergällen. Aber die Sache von meinem altfränkischen Standpunkt aus angesehen, muß ich dir sagen: Du bist kein ganzer Mann mehr; denn du hast nur noch eine halbe Seele. Wo die eine Hälfte deiner Seele ist, weißt du: hier in Rothenfluh, auf unserem Friedhof, in dem Grabe von einer, die nicht vergessen werden kann. Wolltest du, dürftest du dem holdseligen jungen Wesen, welches allem nach, was ich von ihm hörte und höre, ein ganzes Glück verdient, wolltest du, dürftest du ihm nebst deinem Graubart eine halbe Seele geben? Nein!

Oh, ich vermag dein Weh nachzufühlen und deine Lage zu verstehen, glaube mir; aber ich habe ja mit dir und von dir gelernt, daß der kategorische Imperativ der Pflicht unter allen Umständen Gehorsam heischt, und ich gehorche ihm, indem ich dich warne, bevor es zu spät.

Mein zweiter Einwand ist dieser: Gesetzt, Dora's Herz sei erwacht, für dich erwacht, wird es auch für dich wach bleiben? Ein so junges Mädchen voll pulsirenden Lebens vermag noch nicht für sich selbst gutzustehen und — jung und jung gesellt sich gern. Du hast zweifelsohne auf das Kind einen bedeutenden Eindruck gemacht, aber wird er vorhalten? Die Romantik eures ersten Zusammentreffens war ganz geeignet, Dora's reiche und lebhafte Phantasie angenehm anzuregen, und sie ist ja in dem glücklichen Alter, wo

Was Phantasie entwirft, das Herz verspricht —

aber kannst du leugnen, daß ein Tag kommen könnte, vielleicht bald kommen könnte, wo Dora fände, Phantasiespiel und Lebenswirklichkeit seien doch zweierlei, sehr zweierlei?

Endlich mag noch etwas mit im Spiele sein, was ich sehr begreiflich und verzeihlich, aber schlecht geeignet finde, das Fundament einer glücklichen Ehe mitlegen zu helfen: mädchenhafte Eitelkeit. Du machst dir freilich, wie mir wohl bewußt, nicht viel oder gar nichts aus deiner „Berühmtheit"; aber du bist nun einmal ein „berühmter Mann". Von einem solchen ausgezeichnet zu werden, behagt den Frauen: das ist ganz natürlich. Und vollends einem vom edelsten Enthusiasmus vollen Mädchengemüth! Zudem hat Dora die beiden Personen, welche sie

bislang auf Erden am höchsten geehrt und am innigsten geliebt hatte, von dir immer nur reden gehört wie, so zu sagen, von einem Wesen höherer Art. Für Tante Marget warst und bist du ja geradezu ein wahrer Abgott. Aus alledem konnte sich, ich möchte sagen, mußte sich in der hochgestimmten Seele des Mädchens der schmeichelnde Jugendtraum zusammenweben, es müßte schön sein, dich glücklich zu machen oder, wie sich unsere Hildegard poetisch ausdrückte, über deinem Lebensabend das Morgenroth ihrer Liebe zu wölben. Aber Morgenroth verbürgt bekanntlich keinen schönen Abend, sondern das Gegentheil.

Ziehe aus allen meinen Prämissen deine Konklusion. Du kannst über die Kluft des Altersunterschieds hinwegspringen; du hast die Kraft dazu, ich weiß es. Aber die Kluft bleibt doch! In deinen jungen Jahren hast du eine ebenfalls plötzlich aufgeflammte Leidenschaft für Dora's Mutter siegreich niedergerungen, weil deine Vernunft dir sagte, daß die Hingabe an diese Leidenschaft vom Uebel wäre. Solltest du nun jetzt in deinen alten Tagen und nach alledem, was du erlebt, erstrebt und erlitten, weniger Einsicht, weniger Selbstbeherrschung besitzen als damals? Ich kann es nicht glauben. Allerdings gegen Julie's Liebreiz waffnete, feite dich das Bild Isolde's. Aber ist denn diese dir gänzlich gestorben, weil sie nicht mehr auf Erden wandelt? Es kann nicht sein! Blicke in dein Herz; ich bin gewiß, du wirst sie dort wiederfinden, sie, die dich sieben Jahre lang zum glücklichsten der Menschen gemacht hat. Sieben Jahre! Das ist viel, sehr viel, so viel, daß es mir wie eine frevelhafte Anmaßung erscheinen will, mehr von den Göttern zu verlangen.

8.

Der Professor an Dora.

Z. 30. Juni.

Nur nicht mit dem Kopf durch die Wand, mein liebes Kind! Man kommt ja doch nicht durch, maßen die Wände — sie wären denn von Papier — stärker sind als die Köpfe. Es wäre doch schade für deinen, wie ich gestehen muß, allerliebsten Kopf, wenn er bei dieser Gelegenheit in die Brüche ginge. Also sachte, Kind, sachte, und respektire mir, wenn ich dich um deiner selbst willen bitten darf, gehörig die Wand, die aus dreißig und etlichen Quadern, das heißt Jahren, aufgemauerte Wand, welche dich von meinem Freunde trennt. Sieh dir doch seinen grauen Bart mal genauer an! Das könnte für dich ein remedium amoris abgeben, wie der alte Ovidius sagen würde. (Laß dir den Ausdruck durch den jungen hübschen Herrn Schnäbeli — kommt vom schnäbeln her, ein bedeutungsvoller Name, beim Zeus! — ja, durch den Besitzer dieses zärtlichen Namens erklären; der Inhalt seines Schulsacks wird, hoff' ich, zu dieser Exegese wohl noch ausreichen.) .... Freilich, ich muß sagen — der Henker weiß, wie es kommt — daß ich mir recht lebhaft vorstellen kann, wie überaus angenehm es für den Besitzer des besagten Grau=

barts sein muß, wenn ihm ein gewisses achtzehnjähriges — genau gesprochen, 18 Jahre und 2 Monate altes — Kind, welches ich nicht näher signalisiren will, so anmuthig, wie es ohne Zweifel thut, darumgeht. So eine Darumgängerin nämlich — doch genug, ich verschlucke die kolossale Dummheit, welche ich sagen wollte, und beweise dir damit, daß man in der That Kameele verschlucken kann, wie es im Sprichwort heißt. Nur das mußt du wissen, daß ich, nachdem ich gestern deine und meines alten Freundes letzte Briefe nochmals gelesen hatte, in eine ganz erschreckliche Philippika seu Katilinaria gegen den General ausbrach. Damit kam ich aber bei meiner lieben Frau übel an, sehr übel; denn „Ach, ach", sagte sie, „schweige doch! Wärest du an der Stelle deines Freundes, würde es dir wohl auch ergehen wie ihm." — „Beim Styx", erwiderte ich kleinlaut, ungeheuer kleinlaut, kleinlaut wie ein richtiger Nationalliberaler gegenüber dem Bismarck, „beim Styx, ich glaub' es fast auch."

Das „dumme Verliebtsein", ja wohl! In Wahrheit, es ist sehr dumm, dumm wie ein Dogma, dieses „Glück ohne Ruh", und aber doch ein Glück und noch dazu das höchste, vorausgesetzt, daß die Unruhe eine getheilte sei, eine mitgefühlte, mitgetragene. Merkwürdig zu sagen, aus den zwei Unruhen wird dann doch eine Art Ruhe. Es geht da wie in der lateinischen Grammatik: „Duplex negatio est affirmatio" — (ich verweise dich wiederum an den Schulsack des schönen und schönstimmigen Herrn Schnäbeli). Freilich pflegt es mit dieser Ruhe bald wieder zu Ende zu sein. Was dich betrifft, liebes Kind, so befindest du dich augenscheinlich im Stadium der höchsten Unruhe, geradezu der Zappeligkeit. Ich glaube zu hören, wie dir das

junge Herz in der Brust herumflattert, verwirrt, ängstlich, superlativisch „freudvoll und leidvoll". Doch nein, nicht „leidvoll". Du schreibst mir ja, das Leben lachte dich an wie kaum jemals zuvor.

Natürlich! Es ist so hübsch, so angenehm, so interessant, so unterhaltend, mit dem Feuer zu spielen, gelt? So eine achtzehnjährige Spielerin denkt: „Wie das glüht und lodert, allerliebst! In die Länge freilich — bah! Aber hab' ich es satt, dreh' ich mich auf dem Absatz herum, schlage die Hände zusammen und rufe: Basta, ein ander Spiel, ein ander Spielzeug!" Das ist die Philosophie der Liebe eines achtzehnjährigen Mädchenherzens und ich will dir ganz offen sagen, Dora carissima, es würde mich ungeheuer freuen, wenn das auch deine Philosophie der Liebe wäre. Es würde weitaus das Gescheideste sein. Gerade deßhalb aber zweifle ich, ob es so sein werde; denn bekanntlich pflegt nicht das Gescheideste, sondern das Dummste zu geschehen, da wir alle ja in dieses lumpige Erdendasein nur hereingeboren werden, um mehr oder weniger viele dumme, dummere und dummste Streiche zu machen. Aber nimm dich in acht, Kind, nimm dich in acht! Das Spiel könnte gefährlicher Ernst werden. Dein Flackerfeuer könnte ein Steinkohlenfeuer entzünden oder schon entzündet haben — du weißt schon, in wessen Seele — und so eine intensive Glut löscht man nicht im Handumdrehen. Stelle dir einmal, und wär' es nur für eine Stunde lang, recht ernsthaft vor, du stündest vor der Entscheidung deines Schicksals, dann prüfe aufrichtig und streng dein Herz! Du mußt dir klarwerden und zwar rasch und ganz klarwerden, ob du es mit einer bloßen Fata Morgana deiner

Phantasie oder aber mit einer schicksalsmächtigen Thatsache deines Seelenlebens zu thun hast, mit einer bloßen Laune oder aber mit einer Leidenschaft. Ich glaube einstweilen nur an jene.

Im übrigen theile ich dir noch mit, daß ich mich, natürlich rein nur aus Kuriosität, nach dem hübschen jungen Herrn Schnäbeli hier herum genau erkundigt und nur Gutes und Löbliches von ihm gehört habe. Und er hat so große Augen und so weiße Hände und er singt so schön! Mache die Nutzanwendung von alledem, liebes Kind!

9.

Dora an den Professor.

Auf dem Schwarzenstein, 2. Juli.

Sie böser, lieber, garstiger Papa, Sie! Was haben Sie mir für einen Hudelbrief geschrieben! Sie schwanken darin zwischen dem Anreiz, sich über mich lustig zu machen, und der Absicht, mich auszuschelten wie ein unartiges Kind. Aber das Kind ist 18 Jahre, 2 Monate und 2 Tage alt und zudem, wie ich glaube, gar nicht unartig. Hätte ich nicht in den Zeilen Ihres Schreibens oder vielmehr zwischen denselben trotz alledem eine recht väterlich zärtliche Theilnahme und Besorgniß für mich gelesen, so würde ich alles Ernstes — da Sie mich ja doch recht ernsthaft haben wollen — den Versuch machen, Ihnen böse zu sein.

„Flackerfeuer?" Warum sagten Sie nicht geradezu Strohfeuer? Gemeint haben Sie das doch! Wenn es nun aber keins wäre, wie dann? Ihr gelehrten Häuser — dies Wort habe ich aus dem Schulsack des „schönen" jungen Herrn Schnäbeli, welcher, der Schulsack nämlich, ganz ordentlich gefüllt zu sein scheint — wißt eben auch nicht alles. So zum Beispiel nicht, daß es mit eurer Logik, auf die ihr euch doch gewaltig viel zu gute thut, mitunter

sehr schlecht bestellt ist. Wie könnten Sie mich sonst wiederholt und mit Betonung ein „Kind" nennen und in einem und demselben Athem dem Kinde das „spielen" verargen? Was soll ein Kind denn anders thun als spielen? Mir scheint auch, Sie hätten bei dieser Gelegenheit an das so naheliegende Citat denken können:

Tiefer Ernst liegt oft im kind'schen Spiele.

Das ist's ja! Ach, mein lieber guter Freund, ich versuche zu scherzen und doch ist mir ganz und gar nicht scherzhaft zu Muthe. Ganz und gar nicht! Könnten Sie nur in mein allerdings „ängstlich" mir in der Brust „flatterndes" Herz blicken, Sie würden dann nicht zweifelhaft sein, ob das arme dumme Ding von einer „Laune" oder aber von einer „Leidenschaft" erfüllt und getrieben sei. Zweifeln Sie nicht, schon hundertmal hab' ich mir die Frage vorgelegt: Was soll daraus werden? und habe nach einer Antwort gesucht, sehr „ernsthaft" fürwahr. Umsonst! Mit meiner Sorglosigkeit und Heiterkeit ist es in den letzten Tagen auch nicht mehr sehr glänzend bestellt gewesen. Das „leidvoll", das „leidvoll" ist da.

Wissen Sie, warum? Ich muß es Ihnen sagen: Ihr Freund, Lara's Herr, ist wie verwandelt. Er war anfangs, als wir uns hier oben getroffen hatten und ich darüber so glücklich mich fühlte, so gut und lieb mit mir, oh, so gut und lieb! Sie können sich gar nicht vorstellen, wie. Und jetzt? Seit vielen Tagen meidet er mich geradezu, und wenn ich ihn aufsuche und er mir nicht ausweichen kann, ist er auch mir gegenüber, was er allen hier oben gegenüber ist, das heißt, der kühl, ja schroff sich zurückhaltende General. Doch ich sagte mit Unrecht: allen hier

oben gegenüber. Meine gute Imelda macht eine Ausnahme. Mit ihr spricht er gern und sanft, voll Güte, und ihr erweis't er alle die Rücksichten und Dienste, wie sie so ein Bergleben mit sich bringt. Wäre mir Imelda nicht so theuer, wie sie mir ist, ich könnte jetzt erfahren, was Eifersucht ist. Pfui, es ist ein häßliches Wort und eine häßliche Sache, die Zwillingsschwester vom Neid, dem schlechten Kerl. Gut, daß wenigstens der Lara nicht aufgehört hat, mir gut zu sein. Der ist jetzt mein Trost; aber, ach, nur ein Hundetrost, wenn so ein Wort gestattet ist.

Ich schreibe wohl thörichtes Zeug durcheinander, nicht wahr? Und leider kann ich nicht mehr hinzufügen „Never mind!“ Die übermüthige Gleichgiltigkeitsformel ist mir jetzt ganz abhanden gekommen. Seit etlichen Tagen ist in meiner Seele eine drückende Schwüle, als hinge ein Gewitter über ihr, und mir ist, als müßten Blitz und Donner mir willkommen sein, als müßte ich sie selber herbeirufen, sie herausfordern. So wie jetzt kann es nicht fortgehen, will ich nicht fortleben: die Pein ist zu groß.

Addio, mein guter Papa, und seien Sie gut und nachsichtig gegen Ihre Dora, welche doch vielleicht mehr von Treue weiß, als Sie ihr zutrauen.

10.

Der General an den Propst.

Auf dem Schwarzenstein, 3. Juli.

Du hast recht, lieber Alter, und der Professor hat recht. Ja, ihr beide habt vollständig recht. Ihr seid klug und weise und meint es gut. Schade nur, daß es etwas Mächtigeres gibt zwischen Himmel und Erde als alle eure Klugheit, eure Weisheit und eure Wohlmeinenheit.

Eure Argumente sind so unbestreitbar, daß ich sie sammt und sonders in Gedanken unterschrieb. Beruhigt euch also, ihr habt eure Pflicht und Schuldigkeit redlich gethan. Ihr seid getreue Eckarte gewesen und könnt eure Hände in Unschuld waschen, wenn der thörichte Tanhäuser nicht nur Vergangenheit und Zukunft, sondern auch seinen grauen Bart vergaß. Vor Zeiten freilich da hat mich mal einer, der vierte in unserem Bunde, mit Erfolg vor der Tanhäuserei gewarnt. Aber das ist lange her und ich bin jetzt nicht mehr so stark, wie ich damals war, als ich eine Versuchung besiegte, deren Besiegung doch wohl auch fast übermenschliche Kraft und Selbstbeherrschung erforderte.

Das Unberechenbare ist über mich gekommen und hat mich

niedergeworfen und hat mich wieder emporgehoben mit göttlicher Gewalt.

Höre mich an! Ich will dir beichten, du bist ja ein Priester.

Ich hatte alles gethan, alles, um Dora von mir zu entfernen. Ich war kalt, abweisend, sogar rauh gegen sie gewesen, hatte sie gemieden und hatte sie absichtlich sehen lassen, daß ich sie meiden wollte und wie ich sie geflissentlich mied. Wie ich es trug, als ich bemerken mußte, daß mein Gebaren sie unruhig, ängstlich, bekümmert und traurig machte, thut nichts zur Sache. Genug, ich hab' es getragen. Ich that aber noch mehr. Ich ließ es mir angelegen sein, überall, wo ich konnte, den guten hübschen Jungen, den Herrn Schnäbeli, welcher, wie ich glaube, aufrichtig und ehrlich in das Mädchen sich verliebt hat, aufzumuntern, und ich sagte ihm auch nur die Wahrheit, wenn ich ihm meine Ueberzeugung mittheilte, daß er dem wundersamen Kinde keineswegs zuwider und unangenehm sei. Ich war ganz eifrig in dieser, wenn ich so sagen soll, Kuppelei. Hatte ich mich doch zu überreden gesucht und wohl auch gewußt, die Tochter Julie's würde mit diesem jungen Manne glücklich sein, was man so nennt.

Wie reut mich zur Stunde all mein vergebliches Ringen und Dulden! Was sein muß, geschieht doch! Des Menschen Wille ist nur die arme Fliege, die sich, traurig und lächerlich zugleich anzusehen, erfolglos abzappelt in dem ungeheuren Schicksalsspinnennetz.

Die garstige Spinne! Aber sie will eben auch leben, weißt du? Sie kämpft vielleicht auch ihren „Kampf ums Dasein" so müh- und schmerzvoll wie wir. Was wissen wir denn davon?

Hier oben ist im Wald eine Lichtung, die man den Naturpark nennt. Sie sieht auch wirklich so aus. Inmitten der Fichten und Föhren ein Rasenrund, da und dort malerisch mit Busch- und Baumwerk bestanden. In der Mitte dieses von der Natur angelegten „pleasure ground" stehen eine Fichte und eine Erle mit in einander verschlungenen Aesten und Zweigen. Darunter sind Bänke angebracht. Denn hierher kommen an warmen Abenden häufig die Kurgäste, oft die ganze Schar derselben, und die jungen Leute tummeln sich dann in allerhand Spielen auf dem Rasen, während die älteren plaudernd unter der Baumgruppe sitzen.

Ich wollte heute nicht mitkommen, als die Gesellschaft vom Kurhause aufbrach. Da bat mich die Signorina Imelda, welche ihren ersten größeren Spaziergang versuchte, sie begleiten zu wollen. Dora, zu der ich außer einem „Guten Morgen!" den ganzen Tag über kein Wort gesprochen hatte, ließ es sich gefallen, daß Herr Schnäbeli ihr zur Seite ging und ihr nach allen Regeln des Komplimentirbuches den Hof machte. Doch war sie einsilbig und ihre Stirne, früher so frei und von Frohsinn stralend, war bewölkt. Imelda und ich gingen zuletzt im Zuge, der sich weit über die Matten hindehnte, dann in eine Mulde hinabstieg und aus dieser den steilen Pfad hinanklomm, welcher zu dem Waldplateau führt, worauf der Naturpark gelegen ist. Die brustkranke Imelda hatte mir von der ersten Stunde meines Aufenthalts hier oben an große Theilnahme abgewonnen. Sie muß Tieftrauriges erfahren haben und trägt ihr Leid mit würdiger Fassung. Bald gewann ich sie recht lieb, weil ich wahrnahm, daß sie ihrer jungen Freundin mit höchster Innigkeit zugethan

ist. Auf dem Wege sagte sie zu mir: „Sie thun meiner armen Dora sehr weh. Warum sind Sie so hart gegen das Kind?“ — „Weil ich das Kind von mir fernhalten will.“ — „Ich glaube Sie zu verstehen. Aber werden Sie für die Länge die Kraft zu solchem Fernhalten haben?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Und ich bezweifle es. Wäre es um Ihrer, um Dora's willen nicht besser, Sie verließen diesen Ort?“ — „Sie haben recht. Ich will fort; womöglich morgen schon.“ — „Ich fühle, was dieser Entschluß Sie kostet. Aber entweder muß derselbe ausgeführt werden oder“ — „Oder?“ — „Oder Sie müssen dieses mühsälig hergestellte Eis der Zurückhaltung und Härte brechen. Dora leidet sehr.“ — „Und leide ich etwa weniger?“ — „Nein. Ich weiß, auch Sie —“ Hier wurden wir durch Dora unterbrochen, welche, schon halb den steilen Waldweg hinaufgestiegen, zurückkam, um die Freundin beim Emporsteigen unterstützen zu helfen. „Es ist überflüssig“, sagte Imelda zu ihr; „der Arm des Herrn Generals reicht vollständig aus.“ Ich vermied, Dora anzusehen, mit bitterer Selbstbezwingung vermied ich es. Sie ging schweigend hinter uns her.

Als die Gesellschaft droben sich zusammengefunden und mannichfaltig gruppirt hatte, suchte Imelda, die mir zur Seite saß, das vorhin abgebrochene Gespräch wieder aufzunehmen. Sie war offenbar um ihre Freundin höchlich besorgt. Aber sie konnte nicht zum Reden kommen, denn die jungen Leute hatten ihre Spiele begonnen und bald widerhallte die ganze Lichtung von fröhlichem Rufen und Lachen. Man hörte sein eigen Wort nicht mehr. Dora, wie plötzlich verwandelt, gab sich als das muthwilligste der jungen Mädchen. Sie tollte förmlich, haschte

und ließ sich haschen und zwar, wie mir schien, gar nicht ungern von dem schönen Herrn Schnäbeli. Ich mußte hinsehen, obgleich ich mich zwingen wollte, es nicht zu thun. Da begegnete ihr Auge dem meinigen und, abermals plötzlich verwandelt, trat sie aus dem lärmenden Kreise, setzte sich an Imelda's Seite und blickte still vor sich hin. So blieb sie, alle Aufforderungen, weiter mitzuspielen, nur mit einem stummen Kopfschütteln ablehnend, bis die ganze Gesellschaft zur Heimkehr sich anschickte. Mir war so traurig zu Muthe, daß ich die beiden Mädchen aufstehen und den Weggehenden sich anschließen ließ, ohne Imelda meine Begleitung anzubieten. Ich blieb wie gebannt unter der Fichte und Erle sitzen. Paar um Paar verloren sich die Heimkehrenden in den Windungen des schmalen Waldpfades und mälig verklangen die Schritte und Stimmen. Dora und Imelda hatten den Zug beschlossen. Jene hatte, bevor sie mit ihrer Freundin hinter dem Buschwerk verschwand, noch einmal nach mir umgeblickt und ich hatte es nicht über mich gebracht, nein, ich hatte es nicht über mich zu bringen vermocht, diesen Augengruß nicht zu erwidern.

Die Dämmerung senkte sich auf den Wald. Der Mond mußte über das Hochgebirge im Osten herauf sein, denn ein blasses Leuchten glomm über die Baumgipfel weg und am Himmelsgewölbe empor. Leisathmende Stille allum, jenes süße Schweigen der Sommernacht, in welchem die Nachtigall Erinnerung im Menschenherzen zu schlagen liebt. Nach und nach kam die Naturstille auch über mich. Ich gedachte fernab gelegener Zeiten, vergangener Freuden und Leiden und endlich blieb mein Gedenken haften an dem Bilde meiner geliebten Mutter. Frisch-

lebendig stand sie mir vor der Seele, wie sie gewesen in meinen Knabenjahren, damals an jenem Abend, als sie uns Kindern eine ihrer goethe'schen Lieblingsweisen sang: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh'.“ Die Melodie wurde so wach in mir, daß ich halb singend die Schlußworte vor mich hinsprach: „Warte nur, warte nur, balde ruhst du auch!“

Dann stützte ich meine Arme auf meine Kniee, barg mein Gesicht in meine Hände und murmelte wieder und wieder das tröstliche: „Balde! Balde!“

Da, horch, ein leises Rauschen vom Waldwege her. Was mochte es sein? Was ging es mich an? Und doch mußte ich gespannt hinhorchen und laut pochte mir das Herz in der Brust. Thorheit! schalt ich meine Ahnung, aber sie rief, sie jubelte in mir: „Dora kommt zurück! Dora kommt zu dir!“ Das Rauschen näherte sich, meine Seele war in meinen Ohren: ich erkannte den Tritt des heißgeliebten Mädchens. Jetzt schimmerte ihr helles Kleid hinter dem Blätterwerk des den Pfad säumenden Gebüsches auf. Dann trat sie auf die Lichtung heraus und kam langsam, aber festen Schrittes, wie von einem unbeugsamen Gedanken getrieben und geführt, auf mich zu.

Mit einer letzten gewaltsamen Anstrengung meiner Selbstbeherrschung zwang ich mich, meine Stellung beizubehalten und der Herankommenden mit geheuchelter Ruhe entgegenzublicken.

Jetzt stand sie dicht vor mir. Sie sah mich an in holdestem Bangen, in zitternder Verschämtheit und doch arbeitete in ihren Zügen zugleich etwas wie übermenschliche, überweibliche Entschlossenheit.

Eine Purpurflamme überloderte ihr Antlitz, als ich zu ihr

aufsah. Dann wurde es todblaß und die Lippen bebten ihr. Aber das Göttliche war mächtig in ihr und hielt und stützte sie.

Sie legte mir die Hände auf die Schultern und sagte leise, aber deutlich und bestimmt: „Meine Mutter hat Sie geliebt, in ihrer Todesstunde noch, und ich — ich liebe Sie!"

„Mich? Einen Großvater?"

„Dich!"

Da sprang ich auf — nicht Himmel, nicht Hölle hätten mich länger zurückzuhalten vermocht — und schlang meine Arme um sie und stand, von den ihrigen umfaßt, wie in einer Wolke von Licht und Feuer.

III.

Katastrophe.

1.

Dora an Tante Marget.

Auf dem Schwarzenstein, 4. Juli.

Tante, Herzenstante, ich hab' es ihm gesagt! Ich mußte es ihm sagen! Es hätte mir ja sonst das Herz abgedrückt. Mein eigen Weh hätte ich vielleicht noch länger schweigend getragen, aber sein Leid konnt' ich nicht mehr mitansehen, nachdem ich es gestern mit einmal klar erkannt hatte. Ich mußte zu ihm, es zog mich unaufhaltsam; ich mußte zu ihm sprechen, wie ich that. Du wirst mich nicht tadeln, du nicht! Aber ob die ganze Welt, ja, auch dich, auch dich inbegriffen, mich tadelte und schälte — ich frohlockte doch über mich und über das, was ich gestern Abend gethan. Denn ich bin jetzt gränzenlos glücklich, und wenn morgen der Himmel über mir einstürzte, ich könnte sagen: Ich habe gelebt! Ja, Tante, Schwester meiner Mutter, nun weiß ich, was leben ist und heißt. Seit gestern weiß ich es, seit der Stunde, wo ich, nachdem ich ihm gesagt,

was ich mußte, mein brennend Antlitz an seiner Brust barg und er mich heimgeleitete durch die himmlisch-stille Nacht und auf meine nimmersatte Frage, ob ich ihm denn recht von Herzen lieb sei, mit erhobenem Arme zur Antwort gab: „Sieh die Sterne da droben! Ich würde sie, so ich es vermöchte, vom Firmamente reißen, um daraus den Staub deines Weges zu machen, unbekümmert, ob ich dadurch den Weltbau in Trümmer risse. So lieb' ich dich!"

2.

Imelda an Tante Marget.

Auf dem Schwarzenstein, 5. Juli.

... Sie haben sich also doch gefunden, die „süße, die sehnende Noth“ hat sie doch zu einander gezwungen. Ich hätte es hindern mögen; ich wollte, daß ich es gekonnt. Denn die Stimme geheimer Besorgniß will nicht schweigen in mir.

Freilich, wenn man diese beiden Menschen mitsammen verkehren sieht, begreift man, daß sie sich finden mußten. Ihr Gebaren ist nicht das von Verliebten, wohl aber das von Liebenden, welche gewiß sind, einander in tiefster Seele zu haben und zu halten. Ich habe auch die Bemerkung gemacht, daß, wenn sie beisammen sind, der große Altersunterschied zwischen ihnen ganz verschwindet oder wenigstens alles Auffällige verliert. Es mag dies seine Erklärung finden in der vollen Harmonie ihrer Anschauungen, Gefühle und Stimmungen und daß diese Harmonie sie auch äußerlich mit einem gleichmäßigen uud ausgleichenden Nimbus von Glück umgibt.

Soweit ist alles gut. Könnte ich nur den Zweifel loswerden, ob dem General, wenigstens mitunter, die ganze Situation nicht wie ein bloßer Traum, wie eine plötzlich gekommene

und rasch wieder schwindende Phantasmagorie vorkommen mag. Ich erhaschte ja schon mehrmals den Schatten einer Wolke, welche über seine Stirne flog. Allerdings flog, rasch vorüberflog, aber doch sich bemerkbar machte. Auch hab' ich heute, gerade vorhin, sein Auge momentan unsäglich traurig blicken gesehen.

Es ist ein Regentag und wir sitzen seit dem Morgen mitten in grauen kalten Wolken. Da dehnen sich denn hier oben die Stunden bleiern. Uns wurden sie jedoch gegen Abend zu beschwingt. Denn wir, das heißt Papa, Mama, Dora und ich, hatten uns in dem Zimmer des Generals versammelt und er erzählte uns, auf Dora's Bitte, von seinen Reisen. Wie das Kind an seinen Lippen hing! Wir anderen übrigens auch. Denn er erzählt gut, ganz anspruchslos und ohne alle Phrase. Was aber seine Rede so anziehend macht, ist das Gefühl, daß jede Silbe, die er sagt, wahr sei, daß jedes Wort, welches er vorbringt, aus einer Seele ohne Arg und Falsch komme. Papa, welcher doch, wie Sie wissen, das ist, was so ziemlich alle gebildeten Italiener sind, nämlich ein Skeptiker durch und durch, hat gestern geäußert, es sei ihm noch kein Mann vorgekommen, welcher ihm so ganz den Eindruck der Wahrhaftigkeit gemacht habe wie der General. Derselbe hatte, um dies und das in seinen Schilderungen zu illustriren, einen kleinen Koffer hervorgeholt, in welchem sich allerhand Andenken und Merkwürdigkeiten, die er auf seinen weiten Wanderfahrten gesammelt hatte, beisammen fanden: getrocknete Pflanzen, Mineralien, Schmucksachen, Geräthe, Waffen. Mama, Dora und ich kramten neugierig darin herum, als der Besitzer dieser Herrlichkeiten seine

Erzählung beendigt hatte. Dora's Blicke wurden durch einen Dolch mit geflammter Klinge und prachtvoll orientalisch-phantastisch ciselirtem Goldgriff angezogen. Sie nahm die Waffe in die Hand, prüfte spielend mit Daumen und Zeigefinger der Linken die scharfe Spitze und Schneide und fragte: „Was ist das?“ — „Ein malayischer Kris. Ich erhielt ihn als Gastgeschenk von einem Häuptling auf Sumatra, welchem einen für ihn wichtigen Dienst zu leisten ich Gelegenheit gehabt hatte. Aber nimm dich in acht, Kind, es ist ein schneidig Ding.“ Dora, welche aufgestanden war, schwang in einem Anfall von muthwilliger Laune den Kris über ihrem Haupte hin und her. Dann, mit einem jener plötzlichen Uebergänge der Stimmung, die bei ihr vorkommen, betrachtete sie nachdenklich die Waffe und sagte: „Wie eigen ist doch der Gedanke, daß ein einziger Stoß mit so einem schneidigen Ding hinreicht, ein Menschenherz von aller Lust und allem Leid zu ledigen.“ Der General nahm ihr sanft den Dolch aus der Hand mit den Worten: „Das ist kein Spielzeug für Mädchenhände und auch mit so düsteren Gedanken soll die Jugend nicht spielen.“ Indem er so sprach, sah ich den Wolkenschatten über seine Stirne fliegen und sein Auge hatte jenen unsäglich traurigen Ausdruck, dessen ich oben erwähnte. Doch ging das rasch vorüber. Der General, wie um nicht etwa eine trübe Stimmung aufkommen zu lassen, that den Kris in den auf dem Tisch stehenden Koffer und nahm aus demselben verschiedene bizarr-zierlich geformte kostbare Frauenschmucksachen von indischer und chinesischer Arbeit. Er bat Mama und mich, sie von ihm freundlich annehmen zu wollen als Erinnerungszeichen an unser Zusammensein auf dem

Schwarzenstein, und er that dies mit jener einfachen Güte und Herzlichkeit, welche das Zurückweisen einer Gabe so schwer oder ganz unmöglich machen. „Und ich soll leer ausgehen?" fragte Dora in allerliebst komischem Schmollton. „Nein, Kind", versetzte der General. Dann brachte er nach langem Suchen aus dem Behältniß ein kleines Sammtetui zu Tage und nahm daraus einen Goldreif, der in schmaler und einfacher Fassung einen großen Saphir vom herrlichsten Feuer enthielt. Diesen Ring streifte er schweigend an den Ringfinger von Dora's linker Hand. Sie aber führte das Juwel an ihre Lippen, küßte es und sagte: „Blau wie die Treue!" — „Ja, wie die Treue!" wiederholte er tiefbewegt und die an einander hängenden Augen der beiden stralten von Zärtlichkeit und Glück.

So wäre denn so weit und für jetzt alles gut. Aber was weiter, liebe Freundin, was weiter?

3.

Tante Marget an Imelda.

Rothenfluh, 8. Juli.

Was weiter, Schatz, was weiter? Eine Hochzeit, natürlich! Es ist der Lauf der Welt so. Diesmal sprech' ich aber mein Leibwort mit größter Freudigkeit und im hoffnungsreichsten Sinne aus, während dasselbe sonst, wie du weißt, nur ein gesprochenes Achselzucken zu sein pflegt. Habe auch meiner geliebten Dora schon gestern von ganzem Herzen gratulirt und werde mich binnen heute und zehn Tagen nach eurem gesegneten Berg aufmachen, um ihr persönlich meinen Segen zu überbringen. Mir ist, als müßten meine armen kranken Augen wieder ganz gesund werden, so es denselben gegönnt sein wird, zu sehen, daß die beiden Menschen, welche mir, seitdem meine Schwester todt, die liebsten auf Erden, mitsammen glücklich sind.

4.

Gertrud Hartwig an den General.

Rothenfluh, 9. Juli.

Theurer Vater! Ich habe lange hin und her gesonnen, habe lange mit mir gekämpft, bevor ich mich entschloß, die nachstehenden Zeilen an dich zu richten. Mein geliebter Mann war bis gestern dagegen, daß ich es thäte, weil er glaubte, es vertrüge sich nicht mit der kindlichen Ehrfurcht, die wir dir schulden und zollen. Endlich habe ich ihn aber doch zu überzeugen oder wenigstens zu überreden gewußt, daß du in einem unwiderstehlichen Antriebe meiner töchterlichen Liebe unmöglich eine vorlaute Anmaßung, eine unbefugte Einmischung würdest sehen können, und so willigte er ein, daß ich dir schriebe.

Du fühlst, theurer Vater, es kommt mir aus der Seele, wenn ich zu dir sage: Vervollständige die Fülle von Glück und Segen, welche deine Liebe und Güte mir bereitet hat, vervollständige sie dadurch, daß du mich in den Stand setzest, auch dich glücklich zu wissen und zu sehen. Oh, zögere nicht, die mittels einer wundersamen Schicksalsfügung dir gebotene Gelegenheit, es zu sein, mit deiner ganzen Kraft zu ergreifen. Entsage deinem traurigen Wanderleben und laß dir die traute Heimat

noch einmal zu einem Eden werden. Führe Dora als Herrin in dein Haus und Heim. Sie wird hochwillkommen sein. Ich hatte sie schon zum voraus lieb als die Tochter ihrer Mutter; aber ich liebe sie innig, seit ich weiß, daß sie dich liebt. Bringe sie, bringe sie bald zu uns, die wir sie alle mit herzlichem Vertrauen, mit aufrichtiger Zärtlichkeit empfangen werden, und von mir sage ihr, daß ich sie mit Schwesterarmen an mein Herz schließen und sie hochhalten und lieben werde mein Leben lang, wenn sie meinen theuren Vater den Seinigen, der Heimat, dem Leben, dem Glücke wiedergibt.

5.

Dora an den Professor.

Auf dem Schwarzenstein, 12. Juli.

... Was war doch, lieber Papa, das für ein dummer Mensch, welcher behauptete, das Glück sei stumm! In mir da drinnen jubilirt es, als schlügen mir hundert Lerchen in der Brust, und ich möchte von der Höhe dieses Glücksberges hinausrufen in die Lüfte, daß es drüben am Riesenwall der Alpen widerhallte: Hei, wie glücklich ich bin! (Das „Hei“ hab' ich von Ihnen gelernt, gelt? Sie sagten mir, es sei der Jauchz- und Jubellaut im Nibelungenlied. Hei! Wie viel Frohmuth und Freudigkeit in dieser einen Silbe! Sag' Ihnen, Papa, mir ist zu Muthe, als wär' ich ein personifizirtes Hei!) — Item, es ist ebenfalls nicht wahr, wenn irgendein anderer alter Schartekenverfertiger meinen zu müssen wähnte, das Glück mache die Menschen selbstsüchtig. Du lieber Gott, seitdem ich selber mich so beglückt fühle, möchte ich erst recht alle Menschen glücklich wissen. So namentlich auch den schönen, guten, artigen Herrn Schnäbeli, welcher seit etlichen Tagen verzweifelte, mitunter stark ins Komische fallende Anstrengungen macht, herumzugehen wie der melancholische Jacques in der Komödie Shake-

speare's. — Wenn mir vormals jemand gesagt hätte, es würde eine Zeit kommen, wo ich einen Menschen, einen Mann meinen Herrn und Gebieter nennen werde, mit Wonne meinen Herrn und Gebieter nennen werde, wie hätte ich den ausgelacht, und wär' es selbst mein lieber brummender Höhlenbär von Papa gewesen. Und jetzt? Jetzt beseligt es mich, meinen Meister gefunden zu haben, denn, oh, mit welcher Güte und Liebe meistert er mich! Die Extrafreude vollends heute, als mir der geliebte Mann einen Brief mittheilte, welchen er so eben von seiner Tochter Gertrud erhalten hatte. Sie will mir eine zärtliche Schwester sein und ich weiß, sie wird es mir sein. Oh, Papa, wie ist doch, euch Pessimisten allen zum Trotz, die Welt so schön und das Leben so gut und lieb! Packt euren trübsäligen Kram von Zweifeln und Aengsten und Schwarzsichtigkeiten ein! Ist es denn schlechterdings nöthig, beim Anblick einer Perle immer daran zu denken, daß sie aus der dunkeln Tiefe stamme? Ja, mein lieber väterlicher Freund, seit ich liebe und mich geliebt weiß, ist mir im Herzen der Vollsinn vom christlichen Symbolum aufgegangen: Glaube, Liebe, Hoffnung!

6.

Der General an den Professor.

Basel, 20. Juli.

.... Was ich dir, lieber Alter, im Vorstehenden geschrieben, wie ich der Gewalt einer wunderbaren Leidenschaft nachgegeben, wie ich mit Dora, deren unwiderstehliche Holdseligkeit du ja kennst, Geständnisse und Gelöbnisse ausgetauscht und dann mit ihr auf dem Schwarzenstein paradiesische Tage verlebt habe, Tage voll reinsten Glückes, wie es eigentlich dem Menschen nicht von rechtswegen zutheil werden sollte, das alles wird dir vorgekommen sein wie ein Akt aus irgendeiner phantastischen Dichtung, etwa aus Calderons „La vida es sueño."

Nun, der Traum war kurz und das Erwachen jäh.

Gestern habe ich den Berg verlassen und befinde mich auf dem Wege zum Kriegsschauplatz.

In Rom fabrizirten sie den unfehlbaren Aftergott, in Paris den Krieg gegen Deutschland. Es ist dieselbe Fabrik, dieselbe Waare, dieselbe Firma, dasselbe Geschäft, derselbe Ansturm romanischer Lüge und romanischer Despotie gegen den germanischen Geist der Wahrheit und Freiheit. Aber das große Komplott zwischen Jesuitismus und Galliertum, auf welches die

Banditenbande, welche die Tuilerien seit zwanzig Jahren zu einer Spelunke (zugleich Räuberhöhle und Lupanar) gemacht hat, ihre letzte Hoffnung setzte, wird an der Kraft unseres Volkes zu schanden werden. Ich glaube festiglich, daß es daran zu schanden werden wird.

Warum ich so plötzlich vom Schwarzenstein fort? Nun, ich denke, du wirst es ganz in der Ordnung finden, daß ein gesunder Mann mit rüstigen Gliedern dem Vaterlande in dieser Noth sich zur Verfügung stelle. Doch nein! Weh mir, es war nicht das, was mich forttrieb, wenigstens nicht allein und nicht in erster Linie. Schmach über mich, wenn ich lügen wollte. Du sollst die ganze Wahrheit wissen.

Es war beim Frühstück von Kalifornien die Rede gewesen und ich hatte meines kurzen Besuches in den dortigen Goldgräberdistrikten erwähnt. Dora wünschte die goldburchsprengten Quarzbrocken zu sehen, von denen ich beiläufig gesagt, daß ich deren etliche in den Minen aufgelesen, und so ging ich in mein Zimmer hinauf, um das Verlangte aus meinem Raritätenkoffer zu holen. Wir hatten neulich darin herumgekramt und er stand noch auf dem Tische. Ich schloß ihn auf und mußte ihn bis auf den Grund leeren, um zu den kalifornischen Quarzbrocken zu gelangen.

So beschäftigt, vernahm ich mit einmal durch das offenstehende Fenster das liebliche Lachen Dora's. Ich konnte mich nicht enthalten, hinauszusehen. Sie kam an der Seite des schönen Herrn Schnäbeli die Terrasse entlang, schäkernd und lachend. Ich sah, wie der junge Mann mit seinen Augen das holde Kind verschlang; ich sah, wie Dora's freundliche Worte seine Stirne vor Freude leuchten machten.

Ich trat zurück vom Fenster. „Blau wie die Treue!" murmelte ich vor mich hin. Wie mir nur gerade jetzt dieses Wort auf die Zunge kam? Dora hatte es unlängst gesprochen, als ich ihr einen Saphir an die Hand gesteckt.

Und doch war es nicht Eifersucht, was mir so grimmig-eisig das Herz anfaßte, nein, es war nicht Eifersucht! Es war Besseres und — Schmerzlicheres.

Beim Zurücktreten vom Fenster hatte mein Blick den Spiegel gestreift und dieser hatte mich meinen grauen Bart sehen lassen.

Und drunten der schöne junge Mann an der Seite des schönen jungen Mädchens!

Diese zwei Bilder, das meines Alters und das ihrer Jugend, November und Mai, schossen blitzschnell in mir zu einem furchtbaren Eindruck zusammen.

„Aus und vorbei!" schrie es in mir, und bevor ich mich es versah, hielt ich den malayischen Kris in der Hand, welchen Dora vor etlichen Tagen spielend in der ihrigen gewogen hatte. Und an der Stelle, wo ich stand, und mit derselben Waffe in ihrer Rechten hatte sie damals gesagt: „Es ist doch ein eigener Gedanke, daß ein einziger Stoß mit so einem schneidigen Ding hinreicht, ein Menschenherz von aller Lust und allem Leid zu ledigen." Wie träumend wiederholte ich diese Worte und schon hob sich unwillkürlich mein Arm, als mich eine blitzschnell kommende Erwägung innehalten machte. Nicht hier, sagte ich mir, nicht hier. Der Schrecken soll ihr erspart werden. Ich weiß ja fernab im Bergwald ein kaum zugänglich Felsgeklüfte.

Damit steckte ich den Kris zu mir, nahm meinen Hut und ging der Thüre zu.

Ich hatte sie noch nicht erreicht, als von der Terrasse herauf ein plötzliches Getöse erscholl. Mechanisch ans Fenster geeilt, bemerkte ich, daß drunten der ganze Schwarm der Kurgäste vor dem Fenster der „Jungfer Telegraph" tumultuarisch sich zusammendrängte. Aus dem Fenster beugte sich unser Wirth, abgebrochene Worte laut rufend. Ich vernahm und verstand: „Telegramm" — „Paris" — „Gesetzgebender Körper" — „Der Krieg ist erklärt."

Hei! stieß ich aus hochaufathmender Brust hervor, unwillkürlich das nibelungische Ausrufswort gebrauchend, welches ich in den letzten Tagen mehrmals von Dora vernommen, wenn sie recht frohbewegt gewesen.

Augenblicklich war mein Entschluß gefaßt, der Entschluß, alles einem Gottesurtheil anheimzustellen. Ja, ein Ordal im Sinne unserer Altvorderen sollte diesen schrecklichen Rechtsstreit zwischen meiner Leidenschaft und meinem Zweifel, die Geliebte so beglücken zu können, wie sie es verdiente, zum endgiltigen Austrage bringen. In den Krieg! in den Krieg! Wenn keine Kugel und kein Schwert mich fällt, wenn ich heil und gesund von den Walstätten heimkehre, das soll mir ein Zeichen sein, ein Schicksalsschluß, Dora zu meinem Weibe zu machen, allen Bedenken, ja der ganzen Welt zum Trotz.

Eine Stunde später saß ich mit Dora auf der Bank unter der Fichte und Erle, wo unsere Herzen einander sich aufgeschlossen hatten. Es war ein ernstes Gespräch, das wir führten, und tiefe Trauer mischte sich darein. Aber mein Entschluß hatte mir die

ganze Kraft des Gemüthes wiedergegeben und der große Sinn Dora's kam meiner Fassung so zu Hilfe, daß sie sich zu einer Art von Freudigkeit emporhob. Ich hätte in dieser Stunde das holde Geschöpf noch herzinniger liebgewonnen, so das möglich gewesen. Denn jetzt erst erfuhr ich ganz, daß Dora's bezaubernde Anmuth nur ein untergeordneter Vorzug ist, verglichen mit dem weiten und freien Blick, der Seelenstärke und edeln Gefaßtheit des wundersamen Mädchens. — Höre, Alter, wenn das Ordal, welches anzurufen ich im Begriffe bin, wider mich, wider meine Zukunftshoffnung entscheiden sollte, dann gib du Dora jeden Trost, den du ihr geben kannst. Sie verdient es auch wohl um dich, denn sie hält große Stücke auf dich. —

Ich sagte ihr: „Von Kindheit auf lehrte mich mein trefflicher Vater, die erste Pflicht eines Menschen sei die für sein Vaterland. Gegen das meinige ist plötzlich eine ungeheure Gefahr aufgestanden: es hat vielleicht einen Kampf um Sein oder Nichtsein zu führen. Du weißt, mein Kind, der Krieg ist mir nichts Unbekanntes und ich kann, in den Reihen meiner Volksgenossen fechtend, der gerechtesten Sache, für welche jemals ein Banner entrollt und ein Schwert gezogen wurde, vielleicht diesen oder jenen, wenn auch noch so unbedeutenden Dienst leisten. Du bist keine Bürgerin meines Landes, Dora; aber stelle dir vor, dein Heimatland sei von einem Kampf auf Leben oder Tod heimgesucht. Würdest du einen Mann, der sich demselben in solcher Noth versagte, achten und lieben können?" — „Nein!" sagte sie klar und fest und, oh, wie ehre ich sie um dieses Nein willen!

Die Frage war demnach entschieden.

Ich verabredete dann mit Dora, daß sie mit der Tante Marget, welche stündlich auf dem Schwarzenstein erwartet wurde und an die ich einen Brief zurückließ, für die nächste Zeit nach Rothenfluh gehen sollte. Diese Anordnung meldete ich an Gertrud und ihren Mann, dem ich zugleich auf alle Fälle hin meine letzten Willensbestimmungen übermittelte. Auch der Fürsorge des Onkels Fabian empfahl ich das geliebte Kind noch nachdrücklich, obzwar das alles überflüssig; denn ich weiß ja, die mich geliebt haben, werden auch Dora lieben.

Heute bin ich bei dem ersten Frühroth vom Schwarzenstein aufgebrochen. Dora hat mich eine Wegstrecke bergabwärts begleitet. Den Lara ließ ich ihr zurück: mein mehrjähriger Wandergefährte hat ja die junge Herrin über den alten Herrn zu stellen gelernt. Doch mußte ich ihm, als er mich gehen sah, streng befehlen, daß er bliebe. Sonst nichts von diesem Abschied! Genug, mir war, als ich einsam den Bergwald hinunterstieg, zu Sinne, als stiege ich Schritt für Schritt hinab in mein Grab.

7.

Dora an Gertrud.

Auf dem Schwarzenstein, 21. Juli.

Oh, Gertrud, Schwesterherz, das mir so liebevoll entgegenkam, er ist gegangen! Und jetzt erst, in dieser schrecklichen Leere, die er zurückgelassen, ist mir vollbewußt geworden, wie gränzenlos lieb und theuer er mir. Ich weiß ja, er mußte gehen, er mußte, wie er sagte, dem kategorischen Imperativ der Pflicht gehorchen; aber was es mich gekostet hat, ihn gehen zu lassen, weiß nur ich.

Drunten an einer Biegung des Bergweges steht eine Bank, welche die Kurgäste halb im Ernste, halb im Scherze das Thränenbänkli nennen; denn gar viele Trennungsworte und Abschiedsthränen werden sommerlang dort ausgetauscht. Da hab' ich gestern in heiliger Morgenfrühe von ihm Abschied genommen und erfahren, daß alle Bitterkeit des Lebens in einem Augenblick sich zusammendrängen kann. Als er fort, als er mir von der nächsten Waldecke seinen letzten Gruß heraufgewinkt hatte und nun die theure Gestalt hinter dem Blättergrün verschwunden war, da bändigte ich gewaltsam die mich verzehrende Herzenspein und kniete nieder an der Bank und legte in meiner Seele

Tiefe ein feierlich Gelübde ab und schwur mir selber einen hohen Eid.

Abends kam Tante Marget. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich sie fassungslos, als ich ihr sagte, daß ihr angebeteter Freund in den Krieg gezogen sei. Nachdem sie sich wieder zusammengenommen, sagte sie: „Kind, du mußt dich darein finden und wir alle müssen es. Was der General beschloß und that, ist ohne alle Frage das Rechte und Richtige; denn sonst hätte er es ja nicht beschlossen und gethan.“

Uebermorgen reisen wir. Auch meine liebe gute Imelda mit ihren Eltern. Sie hat sich zwar hier oben in erfreulichster Weise erholt, aber die eingetretene rauhe Witterung macht ein längeres Verweilen für sie unräthlich. Am Fuße des Berges werden wir uns trennen, indem die Familie Bazzini über Genf direkt nach Italien heimkehrt, während wir nordwärts zu euch eilen: zu euch, die zu lieben man mich von Kindheit auf gelehrt hat; zu euch, die ihr meine Sorge und meine Liebe, meine Angst und meine Hoffnung mit mir theilen werdet. Oh, seid mir gut! Ich hab' es so nöthig, so nöthig!

8.

Hauptmann K. B. vom 5. Armee-Korps an den Propst.

Beiwacht bei Reichshofen, 7. August, abends.

Hochwürdiger Herr! Ich erfülle eine Soldatenpflicht, indem ich Ihnen den angeschlossenen Brief, der Ihre Adresse trägt, durch die Feldpost übersende. Diesen Brief nahm ich eigenhändig aus der Brieftasche eines der vielen, vielen ruhmvoll Gefallenen, welche wir auf der gestern von uns ersiegten Walstatt von Wörth heute in der Frühe bestattet haben. Die Brieftasche selbst, die Uhr und alle sonstigen Werthgegenstände, welche bei dem Gefallenen gefunden wurden, werde ich von unserem nächsten Rastort aus nachsenden. Wer der Todte gewesen und daß ich einen amerikanischen General unter meinem Kommando gehabt, wurde mir erst durch den Inhalt der Brieftasche bekannt. Ebenso, daß Sie mit ihm enge befreundet sein müßten. Den an Sie adressirten Brief zur Feldpost zu geben, hatte er wohl nicht mehr Zeit gehabt, da die gestrige Schlacht mehr eine improvisirte als geplante war. Wenigstens war sie nicht für gestern geplant.

Der alte rüstige und stattliche Herr, Ihr Freund, war während unseres Vormarsches zum Rhein zur Division gekommen. Nach einer Unterredung mit unserem General wurde er von diesem

meiner Kompagnie als Freiwilliger zugewiesen und mir mit achtungsvollen Worten empfohlen. Ich gestehe, ich hatte ein Aber gegen den Civilanzug des so plötzlich in unsere Reihen gekommenen Freiwilligen, merkte aber schon am ersten Tage, daß derselbe ein Mann von ganz anderem Metall als jenem, woraus die Nichtsnutze gegossen sind, welche unsern Train vermehren und denen wir die Benennung Schlachtenbummler geschöpft haben. Ich habe aber keine Zeit, weiter davon zu reden, auch keine, Ihnen die gestrige Schlacht zu schildern, und muß mich darauf beschränken, Ihnen zu sagen, wo und wie heldisch Ihr Freund gefallen ist.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als von deutscher Seite der entscheidende Angriff auf die furchtbar feste Hauptstellung der Franzosen bei Fröschweiler geschah. Mac Mahon hatte dort alle zum hartnäckigsten Widerstande dienlichen Vertheidigungsmittel massirt und die Gunst des terrassenförmig ansteigenden Terrains in jeder Weise zu benutzen verstanden. Seinen geschickten Anordnungen entsprach vollkommen die hartnäckige Tapferkeit, womit seine Regimenter jede Fußbreite des Bodens vertheidigten. Nur mit äußerster Anstrengung und schrecklichen Verlusten gewannen die fächerförmig vorgehenden Bataillone unseres Korps allmälig Boden. Im Vordringen wirrten sich die einzelnen Regimenter, dann weiterhin die preußischen und die bairischen Sturmkolonnen in einander. Ein höchstes Wetten und Wagen, ein wilder Wetteifer hob an. Wer eine solche Wuth, in welcher Himmel und Hölle sich zu mischen scheinen, nicht selber mitgemacht hat, wird sich niemals eine Vorstellung davon bilden können. Mit klingendem Spiele ging es durch die Gassen von Wörth

hindurch und jenseits hinan gegen die Höhen von Fröschweiler. Ein wahres Höllenfeuer schlug uns entgegen, sobald wir Wörth hinter uns hatten. Wie eine ungeheure erdrückende Bleiwolke senkte sich der Kugelhagel der Mitrailleusen und Chassepots auf uns nieder, breite Lücken in der Front und rechts und links in unsere Reihen reißend. Tod und Verderben vor uns, Tod und Verderben hinter uns. Viermal stürmten wir an, viermal brach sich unser wüthender Stoß an der gleich wüthenden Gegenwehr. Dann ein kurzes Athemholen und wieder vorwärts ging es, mitten hinein in das dämonische Rasen. Unser graubärtiger Freiwilliger schritt mit jugendlichem Ungestüm mir zur Seite. Da stürzt hart ihm zur Linken der Fahnenträger. Der Mann rafft die Fahne auf und hoch sie hebend eilt er uns voran. Eine Kugel zerschmettert den Fahnenstock und zugleich die rechte Hand ihres neuen Trägers. Er faßt den Stumpf des Fahnenstabs mit der Linken, schiebt die verstümmelte Rechte, aus welcher das Blut hervorschießt, in die Bruſtöffnung seines Rockes und schwingt uns zur Ermuthigung dreimal die Fahne um sein Haupt. Seine Wangen glühen, seine Augen leuchten, sein grauer Bart weht im Winde, er ist herrlich anzusehen in seiner todverachtenden Begeisterung. Und wieder schreitet er uns voran, in Feuer und Rauch und Tod und Blut hinein. Noch einmal durchschneidet hell wie ein Trompetenstoß sein freudiges „Vorwärts!" das schreckliche Getobe und Getöse. Dann stürzt die hohe Gestalt mit einem ellehohen Sprung vornüber und schlägt mit dem Antlitz zur Erde. Eine Mitrailleusekugel war ihm mitten in die Brust gefahren. So fiel und so starb er.

Das Weitere gehört nicht hierher. Darum nur noch Folgen=

des, hochwürdiger Herr, weil ich vermuthe, daß die Angehörigen des Helden, der also dem Vaterlande seine Pflicht geleistet hat, seine Ueberreste gerne heimholen werden. Da, wo wir gekämpft und wo er gefallen, an der von Wörth nach Fröschweiler hinaufführenden Straße, hab' ich den Todten in die Erde senken lassen. Die Stelle ist unschwer zu finden. Sie ist links von der Straße, von Wörth aus gemeint, etwa tausend Schritte von diesem Ort entfernt. Unter einem der wenigen von den Kugeln verschonten Nußbäume, welche, abwechselnd mit Kirsch- und Birnbäumen, die hügelan sich ziehenden Reben- und Hopfengärten einfassen, befindet sich das Grab. Links von dem Nußbaum steht der mannshohe Strunk eines Birnbaums, den eine Granate zerschmetterte. Daran werden Sie die Stelle noch leichter erkennen. Im übrigen habe ich, soweit die Umstände es gestatteten, dem Todten alle kriegerischen Ehren erweisen lassen, wie sie einem solchen Tapferen zukamen.

9.

Der Propst an den Professor.

Rothenfluh, 16. August 1871.

.... Ja, alter Freund, du hattest recht mit deiner neulich gemachten Bemerkung, daß wir hier mitsammen ein Jahr großer Trauer verlebt haben müssen. Und unsere Trauer ist noch nicht zu Ende: die Lücke, welche ein Mann wie unser Herzensfreund hinter sich zurückläßt, ist ja überhaupt nicht mehr auszufüllen. Für uns alte Menschen gewiß nicht und ich fürchte, fürchte sehr, auch für andere, für weit jüngere nicht. Du erräthst leicht, daß ich die arme Dora meine. Nicht als ob etwas Auffälliges in ihrem Gebaren wäre, aber ihre ganze Haltung seit Jahresfrist ist doch so, daß man besorgen muß, die Kugel, welche bei Wörth unsern Freund niederwarf, habe noch ein zweites Herz unheilbar verwundet. Zucke nicht über diese Alltagsphrase deine Skeptikerachseln! Mitunter trifft ja auch eine Alltagsphrase das Wahre und Richtige.

Heute jährt es sich, daß wir mit den der blutgetränkten Walstatt von Wörth entnommenen Ueberresten unseres Freundes heimgekehrt sind. Du weißt, daß, wie Gertrud, so auch Dora es sich nicht hatte nehmen lassen, meine und Hermanns schmerzliche

Heimholungsfahrt mitzumachen. Erschütternderes als damals unter dem Nußbaum unterhalb Fröschweiler habe ich nie erlebt. Seither ruht unser Freund im Schatten der Linde, welche er vordem zu Häupten der Gräber seiner Eltern gepflanzt hatte; inmitten seiner ihm vorangegangenen Lieben ruht er, Großmutter, Vater, Mutter, Weib und Sohn um ihn her. Und Tag für Tag, beim Sonnenschein wie beim Sturm und Regen, kommt ein junges bleiches Mädchen zu seiner Ruhestätte gegangen, eine fromme Grabopferspenderin, nicht „mit wildem Händeschlag" wie die Choëphoren des Aeschylos, sondern gefaßt und ruhig wie eine, die zu klagen aufgehört hat, nimmer aber vergessen kann.

Wie dir noch nicht bekannt, haben sich Dora und die gute Tante Marget, die sich gerade wie du einbildet, an die traurige Botschaft des Pessimismus zu glauben, bleibend bei uns niedergelassen und haben sie sich in der alten Rentei eingerichtet, dem elterlichen Hause unseres Freundes, das nun wieder ist, was es vor Zeiten gewesen, eine Zufluchtsstätte der Armen und Hilfebedürftigen. Schön ist ein letzter Wunsch unseres Freundes, daß seine Tochter und Julie's Tochter einander wie Schwestern lieben und halten sollten, in Erfüllung gegangen und mit unendlicher Zärtlichkeit hängt Dora an Gertruds Kindern, deren Anzahl sich im Laufe dieses Jahres wieder um eins vermehrt hat. Im übrigen lies't sie ihre Dichter, treibt mannichfaltige literarische Studien, macht, von dem schwarzen Lara begleitet, weite Gänge in unseren Bergen, Wäldern und Feldern, widmet manche Stunde des Tages Werken der Milde und Barmherzigkeit und läßt wohl kaum einen Tag zur Rüste gehen, ohne

etwas ausgesonnen zu haben, was einem der von ihr geliebten Menschen Freude macht. Das muthwillige Kind von ehemals würdest du in ihr nicht mehr wiederfinden. Ihre Anmuth, die dich so sehr entzückte, ja d i e ist geblieben; aber der Muthwille hat einem Ernste platzgemacht, der nichts Grämliches, sondern nur etwas Achtung gebietendes hat. Mit einer anspruchslosen Würde trägt sie ihr Loos. Ihr Mund hat sein altes liebes Lächeln, das ihr so vieler Menschen Wohlgefallen und Wohlwollen erworben, noch nicht verlernt; aber es ist nicht mehr das Lächeln zukunftsicheren Frohsinns und schuldloser Koketterie, sondern nur noch das der Resignation.

Ich sah es heute Abend schmerzlich um ihre Lippen spielen, droben auf dem Friedhof. Sie saß auf der Bank an der Mauer und ließ ihre Blicke zwischen dem Grabhügel, welcher ihr Liebstes deckt, und dem Sonnenuntergange, dessen Glühroth auf den Kuppen der Bergwälder im Westen lag, hin und her gehen. Vielleicht drang sich ihr in dieser Stunde mit besonderer Bitterkeit der Gedanke auf, wie früh und jäh die Sonne ihres Daseins untergegangen. Denn der Ausdruck ihrer Züge war kummervoll. Der schwarze Lara, welcher zu den Füßen seiner Herrin gelegen, erhob sich und legte ihr, als ob er ihren Schmerz mitfühlte, den Löwenkopf sanft auf das Knie. Sie streichelte das Thier, und wie ihre weiße Hand auf seinem schwarzen Zottelhaupte lag, funkelte der Saphir an ihrem Finger im letzten Sonnenstral. Ihr Blick fiel auf das leuchtende Juwel, dann wanderte er zu dem Grabe hinüber, und zum Lara sich niederbeugend sagte sie mit jenem resignirten Lächeln selbstvergessen

und leise: „Ja, du und ich, wir bleiben treu unserem Herrn und Helden!"

Tante Marget hatte mit dem scharfen Gehör einer nahezu Erblindeten das Wort, welches unwillkürlich den Lippen ihrer Nichte entfallen war, ebenfalls gehört. Als wir den Friedhof verließen und ich mit ihr hinterdrein ging, sagte sie zu mir: „Dora wird thun, was sie denkt und sagt, und so hätten wir denn da wieder eine Scene mehr in der traurigen Komödie, welche unser Freund Professor mit Fug und Recht das Weltnarrenspiel nennt. Wenn Sie, Onkel Fabian, ihm wieder schreiben, so sagen Sie ihm doch, ich ließe ihn bitten, mir mitzutheilen, wie er über den Kasus dächte, daß zwei so gute Menschen, so durchaus edel angelegte Naturen, statt mitsammen glücklich zu sein, so schrecklich von einander gerissen werden mußten. Doch ich kenne ja seine Antwort zum voraus. Er wird sagen: Gerade darum, weil sie seelisch so zusammenpaßten, mußten sie von einander gerissen werden; gerade darum, weil sie so gut und edel waren, konnten sie nicht glücklich werden. Und er hat recht! Es ist der Lauf der Welt so."

10.

Der Professor an den Propst.

Z. 16. August 1872.

Liebe, weil sanft und friedsam brennende Kirchenkerze! Thu' mir doch mal den Gefallen, in diejenige meiner Sammelmappen hineinzuleuchten, welche die Ueberschrift „Insania amatoria“ führt. (Es ist, wie du ja weißt, eine der vielen, vielen Mappen, in welchen ich das kaum übersehbar-massenhafte Material zu meiner „Geschichte der menschlichen Narrheit“ aufgestapelt habe.) Aus selbiger Mappe klaube ich einen Schreibebrief von dir heraus, der, wie mir das Datum zeigt, heute gerade ein Jahr alt wird. Er muß in ein anderes Behältniß versetzt werden und zwar in das, welches überschrieben ist „Aktenstücke, so darthun, daß alle die tragisch-großen Sachen ein komisch-kleines Ende zu nehmen pflegen.“

Pflegen sie nicht? Kalkulire, sie pflegen. Ist ein Fakt, wie unser verewigter, das heißt eigentlich verzeitlichter, das heißt ab- und ausgestrichener Freund Bürger auf gut amerikanisch zu sagen liebte.

Ja, ja, alter Fabian, heute jährt es sich gerade, seit du be-

meldeten Brief an mich geschrieben, welcher so voll der rührendsten Rührung, daß ich unsern theuren Hellmuth ordentlich beneidete, nicht allein um seinen gloriosen Tod, sondern auch um die Treue, welche über seinem Grabe trauerte. Nun, die Treue ist auch wirklich kein „leerer Wahn". Die gute Gertrud hat mir ja gemeldet, daß der schwarze Lara seinem Herrn bald nachgestorben sei. Hatten mal, beiläufig bemerkt, eine schwarze Katze, die mit unserem Spitz Prinz, einer Perle von Hund, viele Jahre in innigster Freundschaft lebte. Als die Perle den Weg der Hunde und der Prinzen gegangen, rührte die Katze keinen Bissen mehr an und starb binnen 8—10 Tagen ihrem vierbeinigen Freunde nach. Die obstinaten Viecher! Da nehmen wir Zweibeinigen doch ganz anders Vernunft an. Oh, wie ist es tröstlich und erhebend, ein Mensch zu sein!

Ich entwickelte den daraus sich ergebenden Gedankengang gestern Abend meiner guten Freundin Dora und sie nickte zustimmend dazu.

Die Tochter unserer Freundin Julie ist natürlich noch ganz so anmuthig, liebenswürdig und gut, wie sie nur je gewesen. Und gescheid ist sie, beim ober- und unterird'schen Zeus! ganz merkwürdig gescheid und vernünftig. Beweis: Gerade vor einem Jahre hat auf dem Friedhof von Rothenfluh die Scene gespielt, welche du, alter Krachmandolino, mir so rührsam beschrieben hast, und heute ist Dora Frau Schnäbeli und geht mit ihrem ersten Kinde.

„Man muß ja doch einmal heiraten", sagte sie zu mir, als sie sich kurz nach ihrer Uebersiedelung an hiesigen Ort mit dem jungen, schönen und reichen, obzwar ein bißchen dicken und

dummen Herrn Schnäbeli verlobte. Richtig, man muß ja doch einmal heiraten. So hatte ihre Mutter vor Zeiten ebenfalls gesagt und „junge Leute wollen auch leben", meint Sir John Falstaff. Es untersteht also gar keinem Zweifel, daß meine liebe junge Freundin klug und gut gehandelt hat. Tante Marget, die binnen wenigen Tagen zu euch nach Rothenfluh zurückwill, um für immer dort zu bleiben, ist freilich entschieden anderer Meinung. Ich habe auch umsonst versucht, ihr eine richtigere Ansicht von der Sache beizubringen. Es klang nur bitter ironisch, als sie mir zuletzt sagte: „Nun ja, Professor, Sie haben recht; es ist der Lauf der Welt so."

Druck von Metzger und Wittig in Leipzig.

Novellenbuch

von

Johannes Scherr.

Vierter Band.

Die Tochter der Luft.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.
1874.

Die Tochter der Luft.

Novelle

von

Johannes Scherr.

Zweite, neu durchgesehene und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Verlag von Ernst Julius Günther.
1874.

Erstes Buch.

Ort, Zeit und Personen der Handlung.

Servus Ostiarius: Guten Morgen Herr! Wünsche, wohl geruht zu haben, Herr! Und da draußen, Herr, steht ein Schock Personen, Herren und Damen, welche Euer Gnaden aufwarten möchten.

Dominus Publicus: Nur herein mit ihnen! Vielleicht sind Leute darunter, die das Zeug dazu haben, mir für ein Stündchen die Langeweile zu vertreiben.

Verschollenes Stück.

1.

„Oh, wie ist es schön und lieblich, wenn Brüder einträchtiglich mitsammen wohnen!"

„Gottlob! es gibt auf deutscher Erde noch Berghalden, welche nicht von dem eintönigen Gerassel der Lokomotive widerhallen. Es gibt noch Thalgelände, in welchen geldgierige Spekulation der Natur nicht auf Schritt und Tritt Gewalt anthut. Es gibt noch heimliche Waldgründe, wo die alten Eichen rauschen und die Rehmutter ihr Junges äsen lehrt. Herrgott, wie schnürt es die Brust zusammen, wenn einem da drunten im Flachland bei jeder Ecke, um die man biegt, eine Dampfmaschine in die Ohren keucht. Mechanik und nichts als Mechanik! Die menschliche Gesellschaft auf dem Weg, ein kolossaler Automat zu werden, ein Automat, der sich von den in Wachsfigurenkabinetten gezeigten nur dadurch unterscheidet, daß er ißt und verdaut. Und dieser Pöbel von Fabriksklaven, die Signatur des Hungers, der Knechtschaft und der sittlichen Versunkenheit auf der Stirne; diese Haufen skrophulöser Kinder, welchen man ansieht, daß ihre Eltern von Jugend auf keine andere Lust als die

verpestete der Baumwollspinnereien eingeathmet. Oh, wie bin ich sie satt, eure gerühmte moderne Civilisation, eure heuchlerische Barbarei, eure uniformirte Langeweile! Da oben spürt man doch einmal wieder, daß man ein mit Gefühl, Vernunft und Willen begabtes Wesen ist und nicht bloß ein mehr oder weniger miserables Stiftchen oder Rädchen in der großen dummen Maschine, welche sie die Gesellschaft nennen. Thu' auf deine Hallen, grüner Wald, damit ich in dir gesunde Luft athme und unter Buchenschatten all den Jammer der Zeit vergesse. Empfangt mich freundlich, wie in den Tagen der Jugend, all ihr Berge und Thäler mit euren malerisch geschwungenen Linien, euren Felsgruppen, euren klaren Erlenbächen, worin es hoffentlich noch immer so köstliche Forellen gibt wie früher. Oh sieh, wie prächtig die Morgensonne über dunkeln Waldkuppen heraufkommt und dort unten im Thal den Fluß aufblitzen macht! Wie ist das alles so schön, so keusch, so morgenfrisch und waldeinsamlich! Sei mir gegrüßt, mein geliebter Schwarzwald, viel tausendmal gegrüßt, und Gruß auch dir, Romantik!

Ja, dir, Verstoß'ne durch Verblendung —
Wie bist du reich trotz Zeit und Zorn!
Du leerst in göttlicher Verschwendung
Tagtäglich noch dein Wunderhorn.
Ich grüße dich mit frommem Sinne,
Wie ist dein Reich so grün und weit,
Du Fürstin vielgetreuer Minne,
Sei tausendmal gebenedeit!"

Der so sprach, ritt auf einem guten Rosse dem Morgenwind eines Frühjahrstages von 1854 entgegen und

war selbstverständlich ein noch junger Mann, denn wie hätte er sonst so romantisch sich äußern können? Allein so ganz jung war er doch wohl nicht mehr, denn die kritische Reflexion schlug ihm sogleich in den Nacken.

Auf den Enthusiasmus folgte die Abkühlung der Selbstpersiflage.

„Bei allen Göttern“, rief der Reiter laut auflachend aus, „ich bilde mir ein, noch der Fuchs zu sein, welcher mit einem Band von des Knaben Wunderhorn in der Tasche und der schwarzrothgoldenen Schleife an der Uhr durch diese Berge und Wälder strich. Thut mir's der alte Schwarzwald an oder war ich wirklich im Grunde meines Herzens immer ein Romantiker? Fast möcht' ich's glauben, denn wenn mir die alten romantischen Weisen durch den Kopf summen, wandeln mich stets die alten Schnurren von tieck'scher Waldeinsamkeit und kerner'schem Heimweh und all dergleichen Zeug an, welches ein anständiger Mensch meines Alters doch längst verwunden haben sollte. 's ist auch eitel Phantasei und Einbildung! Die bewußte Romantik ist lächerlich, unendlich lächerlich, und zur naiven, ach, zur naiven gehört die blanke, blöde Jugendeselei, welche, ausgerüstet mit einer himmelblaubebänderten Guitarre, dem nächsten besten Backfisch ein schüchternes Ständchen bringt, einem Backfisch, welcher inzwischen mit Abfassung eines Liebesbriefes an den nächsten besten Leutnant beschäftigt ist. Schäme dich, Ottmar Horst, Dr. j. u. und ziemlich beschäftigter Rechtskonsulent, schäme dich gründlich! Du hast zwar nicht die

gehörige Anlage zu dem, was ein leidlicher Mensch heutzutage von rechts- und staatswegen sein soll, zu einem Philister nämlich, aber die romantischen Hörner könntest du dir meines Erachtens füglich allgemach abgelaufen haben. Dein Stubennachbar auf der Festung, der gute Wate im Bart, pflegte zwar zu sagen, er kalkulire, du würdest ein Narr bleiben dein Lebenlang, allein es ist weltbekannt, daß der alte Wate ein Mensch ohne psychologischen Blick und ein pessimistischer Brummbär war, ist und sein wird. Bei alledem jedoch ist etwas an den alten romantischen Schnurren. Könnt' ich nur herauskriegen, was! Wate meinte zwar, die Romantik sei nichts als verhockte und verstockte Säfte, aber er hatte gar kein Organ für Poesie. Im übrigen möcht' ich wissen, wo der gute Junge hingekommen. Vielleicht ist er irgendwo hier herum untergekrochen: er ist ja auch ein schwarzwälder Kind, freilich keins aus Auerbachs Dorfgeschichten. Es war meiner Treu ein erhabener Moment, als er am Tage vor unserer Entlassung aus der verhenkerten Festung mit Pathos unter uns trat, sprechend: ‚Hört, liebe Jungen und Festungskollegen, ich will euch zum Abschied eine große Wahrheit sagen und die lautet so: Der Dümmste von euch allen war ich, denn ihr andern ranntet in hellem Unverstand in euer Unglück, ich aber wußte mit mathematischer Gewißheit, daß die ganze Komödie so jämmerlich enden würde, und dennoch hab' ich sie mitgemacht, woraus ihr die Moral ziehen könnt, daß eine Gesellschaft von Narren auch einen Klugen zum Thoren macht.‘

Doch fort mit all den Erinnerungen an jenen nichtswürdigen Ort, wo zahllose Freischaaren von Wanzen dem Princip der Ruhe und Ordnung Hohn sprachen! Fort damit, die Welt ist so schön und den Frühling kann doch niemand verbieten oder konfisciren!"

Der junge Mann — sofern das Wort jung in unserer Zeit noch auf eine Person paßt, die dem dreißigsten Jahr nahe stand oder gar dasselbe schon hinter sich hatte — der junge Mann, dessen Selbstgespräch wir belauschten, war mit Tagesanbruch von Trausig, wo er übernachtet hatte, weggeritten und hatte, statt der ins Forgthal hinüberführenden Straße zu folgen, den über die Höhen des Pfaffenwaldes ziehenden Fußweg eingeschlagen, auf welchem, wie er aus früherer Zeit her wußte, auch ein Reiter ziemlich leidlich fortkommen konnte. Der stattliche Braune, auf dem er leicht und sicher saß, hatte tüchtig ausgegriffen und trug jetzt seinen Reiter rasch über das Plateau hin, welches, gegen Norden und Westen von Hochwaldkuppen überbaut, von Osten gegen Süden zu in einen scharfen Winkel ausläuft. Dieser fällt mit jähem Absturz in die Tiefe und da, wo sein granitener Fuß die Thalsohle berührt, mündet der Trausigbach in die stolzrauschende Forg, welche sodann, einen gewaltigen Bogen beschreibend, südwestwärts in ein krausverschlungenes Thalgewinde hineintritt, um von dort ihren Lauf hinauszurichten in das Flachland, dem alten Rhein zu.

Steht man auf der Höhe des Absturzes unter den drei uralten kolossalen Rüstern, welche dieselbe krönen, so genießt man nach drei Seiten hin einer prächtigen Aus-

sicht. Geradeaus schweift der Blick über die mälig in die Niederung sich verlierenden Hügelketten weg, welche die südwestliche Vormauer des Waldgebirges bilden, und verliert sich in der in weiter Ferne blauenden Ebene des Elsasses, aus welcher die Nadel des straßburger Münsterthurms hervorragt. Rechter Hand in der Tiefe drunten stürzt der Trausigbach mit allem Ungestüm eines Hochwaldwassers aus einem engen Thal hervor, und unweit der Stelle, wo er in der stillen und breiter dahergleitenden Forg verschwindet, liegen an seinem rechten Ufer die weithin zerstreuten Häusergruppen des großen Dorfes Moosbrunn mit seiner alterthümlichen Kirche und dem stattlichen Pfarrhaus. Linker Hand weitet sich das Forgthal ostwärts hinauf, durchschritten von dem Fluß, dessen Lauf die menschliche Betriebsamkeit um der Holzflößung willen einigermaßen geregelt hat. Weiter aufwärts sind seine Wasser auch den Hochöfen und Hüttenwerken dienstbar, deren schwarze Schlote da und dort sich erheben. Etwa eine Wegstunde von Moosbrunn entfernt liegt am linken Ufer der Forg das Dorf Forgau, von dessen Gassen eine bedachte Holzbrücke nach der andern Seite des Flusses hinüberführt. Von der Straße, welche dort am Wasser hinaufläuft, biegt ein Fahrweg in die Einfahrt eines stattlichen Gehöftes aus, welches, von einem Obstbaumwald im Rücken und auf den Seiten eingefaßt, wohlig auf die Berghalde hingebettet ist. Der Ort heißt ‚Im Buhl‘ und das Haus ist das Wirthshaus ‚Zur Goldforelle‘, im ganzen Gebirge wohlbekannt und

wohlberufen. Verfolgt von da das Auge die Straße flußaufwärts, so wird es durch eine lange Allee von Pappeln zu einem mächtigen, bethürmten Bauwerk geleitet, dessen ganze Erscheinung noch jetzt es berechtigt, eine Burg zu heißen, die sich hinter einem von der Forg gespeisten Graben mittelalterlich finster und drohend genug erhebt. Es ist Bernwartshall, der Sitz des alten Geschlechts der Grafen von Bernwart. Einen starken Kontrast mit diesem düsteren Feudalhaus bildet ein im kokettesten Zopfstil erbautes Schloß, welches auf der andern Seite der Forg, Bernwartshall fast in gerader Linie gegenüber und nur einen Kanonenschuß davon entfernt, inmitten eines weiten Parkes steht, Eigenthum des freiherrlichen Geschlechtes derer von Moosbrunn. Lenkt man den Blick endlich von diesem Herrenhaus ab und den Bergen zu, welche hinter dem Park schroff ansteigen, so bemerkt man auf einer der vorspringenden Felsklippen des Bärenkopfs in schwindelnder Höhe das sogenannte Bärenschlößchen, das mehr als zur Hälfte in Trümmern liegt, aber noch vor kurzem von einem Förster der Grafen von Bernwart bewohnt war.

Im Ganzen und Großen trägt die Gegend einen alpenhaften Charakter. Zwar das eigentliche Hochgebirge, die Schnee- und Eiskolosse, die ungeheuren Basaltpyramiden und Gletscher der Schweiz und Tirols fehlen ihr, aber zu etwelchem Ersatz für diese Größe und Majestät hat sie etwas außerordentlich Malerisches, Anmuthiges, Deutschheimeliges. Die weit auseinander liegenden Häuser-

gruppen der Dörfer und die Bauart der überall an den Berghängen zerstreuten Höfe und Hütten erinnern stark an die Idyllik der schweizerischen Bergkantone.

Ottmar Horst hatte sein Pferd der Franzosenschanze zugelenkt. So hieß die Stelle unter den drei Rüstern, denn es hatten hier in den Revolutionskriegen die Franzosen eine Schanze aufgeworfen, deren Umrisse noch jetzt deutlich zu sehen sind. Der junge Mann stieg ab, band sein Pferd fest und schaute lange und unverwandt hinaus und hinab auf Berg und Thal.

Es war gar schön da draußen und da drunten. Die Frühlingssonne lag golden auf den Bergkuppen, im jungen Grün der Wälder spielend, die Wasser rauschten klingend von den Höhen und die Thäler entlang spannten Tausende von Obstbäumen eine ungeheure Blüthenguirlande.

Hingerissen von dem Zauber der Stunde, brach Ottmar in die Worte aus, womit der arme Hölderlin dereinst seine Rückkehr in die Heimat gefeiert hatte:

„Ihr milden Lüfte, Boten Italiens,
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg', o all ihr
Sonnigen Gipfel, so seid ihr's wieder."

Das Heimatgefühl überkam ihn, ein aus Freude und Wehmuth seltsam gemischtes Gefühl. Er hatte den Ort lange nicht mehr gesehen, der seine Heimat war und doch auch wieder nicht war, weil außer den Banden der Erinnerung keine andern mehr ihn mit demselben verknüpften. Er hatte hier nichts mehr zu suchen, es führte ihn auch nicht etwa ein sentimentaler Zug her, sondern er kam

auf dem Geschäftsweg und in recht prosaisch advokatischen Absichten. Und doch pochte ihm jetzt laut das Herz beim Anblick der Fluren, wo er als Knabe gespielt und als Jüngling geschwärmt. Er wähnte einen Augenblick um mindestens zehn Jahre jünger geworden zu sein und vergessen zu können, daß er als Fremdling die Heimat wiedersah.

Die Phantasie, des Menschen beste Freundin, wird nie müde, ihn mit Selbsttäuschungen zu umweben, allein die Wirklichkeit ist rasch genug bei der Hand, das bunte Gewebe wieder zu zerreißen.

Ottmar hatte sich auf einen Steinblock niedergelassen, welcher am Fuße der verfallenen Schanze lag. Er heftete seine Blicke auf den moosbrunner Friedhof, dessen schwarze Kreuze im Morgensonnenschein deutlich wahrnehmbar waren. Eine Wolke der Trauer überflog die männliche, scharfmarkirte und intelligente Physiognomie des jungen Mannes. Dort unter den niedrigen Grabhügeln waren auch die seiner Eltern. Dort in der Kirche hatte sein Vater gepredigt, der milde, liebreiche Pfarrherr von Moosbrunn, welcher den Verlust der trefflichen Gattin nicht lange zu überleben vermocht.

„Es war eine schwere Stunde, als wir sie begruben“, sagte Ottmar leise vor sich hin. „Ich hab' es dem Vater wohl angesehen, daß er diesen Schlag nicht verwinden würde. Oh, wie war sie gut und klug und vollkommen! Gewiß, es ist nur kindliche Pietät, wenn ich glaube, daß es eine zweite Frau und Mutter, wie sie

war, nicht mehr gibt. Der Vater mußte ihr nachsterben, denn er hatte sie geliebt, wie sie es verdiente. Meinte doch auch ich verzweifeln zu müssen, als die Gute nun so starr und stumm vor mir dalag. Und doch war es gut, daß sie starb, bevor ich ihr so großen Kummer verursachte. Was hätte die fromme Frau leiden müssen, wenn sie erfahren, daß ihr Ottmar mit Steckbriefen verfolgt und verwundet von einem unglückseligen Schlachtfeld weg in den Kerker gebracht wurde, um als ein Verbrecher verurtheilt und eingethürmt zu werden, weil er — doch gleichviel. Ihr hätte es das Herz gebrochen und das blieb ihr erspart, wie mir der qualvolle Vorwurf, sie bis zum Tode betrübt zu haben. Ja, es ist gut so, wie es ist. Seltsam nur, daß mir beim Anblick der altbekannten Stätten zu Muthe wird, als müßte ich dieselben nie mehr verlassen, als müßte ich in der Heimat, die mir schon halb und halb eine verschollene war, eine neue Heimat suchen und finden, um da zu leben und zu sterben. Wie doch der Frühling die Menschen wunderlich stimmt und aufregt! Wahre dich vor Phantasmen, mein guter Ottmar Horst. Es wird, meine ich, räthlich sein, daß du das Geschäft, welches dich herführt, möglichst rasch abthuest, maßen du sonst leicht Gefahr laufen könntest, in Ahnungen, Sentimentalitäten und andern dergleichen romantischen Schnickschnack zurückzufallen, aus welchem dich herauszuarbeiten du dir erklecklichste Mühe gegeben hast."

So weit war Ottmar in seinem Monolog gekommen,

als seine Aufmerksamkeit durch eine Erscheinung im Thale drunten in Anspruch genommen wurde. Aus der erwähnten Pappelallee hervor kam ein Reiterzug, an dessen Spitze eine Dame ritt, und sprengte am Ufer der Forg herab, unten am Bühl vorbei, auf die forgauer Brücke zu. Ueber diese reitend, verschwand er für einige Augenblicke hinter den Holzhäusern von Forgau, brach dann wieder aus den Gassen des Dorfes hervor, kreuzte das Blachfeld auf dem rechten Ufer des Flusses und bog in eine der Schluchten ein, in welche das Plateau des Pfaffenwaldes thalwärts ausläuft.

Die Sonne schien so hell durch die klare Luft, daß der junge Mann von der Franzosenschanze aus die Bewegungen des Reiterzugs deutlich wahrnehmen konnte. Indem er aber den Bewegungen desselben mit dem Interesse der Neugierde folgte und zu diesem Zwecke mehr an den Rand des Absturzes vortrat, fielen seine Blicke seitwärts auf einen schwarzgekleideten Mann, welcher langsam auf die Schanze zukam, oft stehen blieb und mit einem vor die Augen gehaltenen Fernglas angelegentlich in das Thal hinunterspähte. Er verfolgte augenscheinlich gleichfalls die Richtung der Kavalkade, denn als diese in der Schlucht am Fuße des Plateaus verschwunden war, schob er sein Fernglas zusammen, steckte es in die Tasche und ging auf den Platz unter den drei Rüstern zu, in tiefen Gedanken, wie es schien, denn er bemerkte die Anwesenheit Ottmars erst, als das Pferd desselben bei Annäherung des Fremden eine rasche Bewegung machte.

Jetzt stand er still, warf den Kopf zurück und zeigte Ottmar das wohlgenährte, blühende Gesicht eines Mannes, welcher etwa zehn Jahre älter sein mochte als er selber. Es war eine Physiognomie, welcher man das Prädikat priesterlicher Klugheit, um nicht zu sagen, priesterlicher Schlauheit zu geben versucht war. Dieses Gesicht mit seinen hinter einer Brille versteckten wasserblauen Augen, dem sinnlichen Mund und der etwas zurückspringenden Stirne deutete, zusammengehalten mit einem gewissen theologischen Habitus der ganzen Gestalt, auf einen Charakter, der sich, je nach den Umständen, in Welt und Menschen zu schicken wußte oder aber beide seinen Leidenschaften dienstbar zu machen willens war.

Ein halbunterdrückter Ausruf kam über die Lippen Ottmars und er machte eine Bewegung, als wollte er sich rasch in den Sattel werfen, um der Begegnung mit dem Schwarzgekleideten zu entgehen. Allein er führte diese Absicht, wenn er sie hegte, nicht aus, sondern blieb stehen und erwartete den Herankommenden mit einer Miene, als wollte er sagen, derselbe sei ihm zwar eine bekannte, aber auch gleichgiltige Person.

Der Schwarzgekleidete seinerseits litt offenbar an Kurzsichtigkeit, denn er langte, als er des Reisenden gewahr wurde, mit indifferenter Höflichkeit an den Hut und sagte in ceremoniösem Tone:

„Guten Morgen, mein Herr.“

„Danke, danke, lieber Jeremias“, lautete die

Antwort Ottmars, ebenfalls mit kühlster, fast spöttischer Betonung gegeben.

Der Ankömmling schob die Brille fester vor die Augen, fixirte den jungen Mann und prallte einen halben Schritt zurück, als vor etwas ganz Unerwartetem. Augenblicklich jedoch kehrte seine Fassung wieder und er machte eine Gebärde, als wollte er Ottmar die Hand bieten.

Dies wirkte auf den letzteren sympathisch und auch er streckte halb und halb die Hand zum Gruß aus. Allein diese Hände, bereit, sich zu drücken, fanden sich nicht. Der Schwarzgekleidete schob die seinige in seinen auf der Brust zugeknöpften Rock und Ottmar legte die Arme auf den Rücken, indem er sich bemühte, noch gleichgiltiger auszusehen, als er wirklich war.

„Das ist ein unerwartetes Zusammentreffen, Herr Bruder“, sagte er.

„In der That ein unerwartetes“, gab der andere zurück und setzte nach einer kleinen Pause mit einem forschenden Blick hinzu: „Ich glaubte dich im fernen Westen von Amerika, beschäftigt, mit dem Gelde des Onkels demokratisch-socialistische Träume zu verwirklichen.“

„Ah, die Erbschaft vom Onkel! Wie spricht der Herr? ‚Sorget euch nicht um Schätze, welche der Rost und die Motten fressen!‘ Der gute Onkel kannte deinen geistlichen und meinen weltlichen Sinn; daher fand er es passend, mir sein Geld und dir seine theologische Bibliothek zu vermachen. Er war, wie im Leben, so auch im Tode noch ein gerechter Mann. Außerdem motivirte

er, wie du weißt, in seinem Testamente seinen Entschluß damit, daß er sagte: ‚Mein Neffe Jeremias ist durch seine Frömmigkeit der paradiesischen und durch das Vermögen seiner Frau der irdischen Freuden ohnehin gewiß: in Anbetracht dessen vermache ich meinem Neffen Ottmar mein sämmtliches Besitzthum, mit Ausnahme meiner theologischen Bücher, welche der fromme Jeremias hinnehmen mag, um sich mittels derselben immer mehr der Schlacken des Weltlebens zu entäußern.‘“

„Der alte, gottesläugnerische Spötter! Er hat zu Gunsten von einem testirt, der ihm nachzuspotten weiß.“

„Spotten? Fällt mir nicht ein. ‚Heil dem Manne, der da nicht sitzet, wo Spötter sitzen.‘ Psalm 1, Vers 1. Du siehst, ich erinnere mich noch der Zeit, wo ich hebräisch lernen mußte.“

„Ich sehe, du bist der alte Ottmar geblieben.“

„Der alte gutmüthige, leichtsinnige, uneigennützige Knabe, willst du sagen? Aber da irrst du gewaltig, mein bester Jeremias. Wäre ich noch so ganz der Alte, so wäre ich, als man mir, nach Erstehung meiner Festungsstrafe, die Erbschaft des Onkels einhändigte, sentimental genug gewesen, mit dir zu theilen. Ich that es nicht.“

„Nein, du gingst lieber nach Amerika, um dich mit Weitling und Komp. zu associiren.“

„Fehlgeschossen. Erstens habe ich den kommunistischen Schwindel überhaupt nie mitgemacht, zweitens bin ich nicht nach Amerika gegangen, weil mir auf der Fahrt dahin in England Bekannte, die aus Amerika zurückgekehrt

waren, sagten, die Yankees seien zehnfach potenzirte Engländer. Schon diese aber flößten mir den gehörigen Horror ein und mochte ich es also mit jenen gar nicht probiren."

„Und jetzt reitest du wohl als Emissär des londoner Revolutionscomité durchs Land, damit das Geld des Onkels grundsätzliche Verwendung finde?"

Es scheint, die Frömmigkeit habe deinem Scharfsinn im Kombiniren bedeutenden Eintrag gethan. Sehe ich aus wie ein Emissär der Propaganda? Hätte der beständige Blick nach dem Himmel nicht deine Augen geschwächt, so müßtest du in mir einen Advokaten aus der Residenz erkennen, welchen bloß der juristische Geschäftsweg in die Provinz herausgeführt hat."

„Du hast dich wieder als Rechtskonsulent in die Residenz gesetzt?"

„So ist es und ich glaube jetzt die Anlage in mir zu verspüren, ein so trefflicher Philister zu werden wie alle die andern. Noch mehr, zuweilen wandelt mich das Gefühl an, als sei ich zu einem jener Edlen bestimmt, welche man in den Familien als Onkel Sparhäfen adorirt."

„Ein Geschäft, sagst du, führe dich in den Schwarzwald herauf?"

„Freilich. Der Graf Bernwart hat mich zu seinem Anwalt gewählt in einer sehr verwickelten Rechtssache. Es handelt sich darum, das Familienarchiv zu durchstöbern und streitige Lokalitäten an Ort und Stelle zu studiren."

„Das geht wahrscheinlich den Proceß an, welchen der Graf mit seinem Halbbruder, dem Freiherrn von Moosbrunn, führt?“

„Allerdings. Es gibt viel brüderliche Liebe in der Welt.“

„Und wirst du dich herablassen, während deines Aufenthaltes im Forgthal das Pfarrhaus von Moosbrunn zu deiner Herberge zu machen?“

„Das Pfarrhaus von — Moosbrunn?“

„Nun ja, es ist seit etwa einem halben Jahre mein Pfarrhaus.“

„Dein Pfarrhaus? Du predigst jetzt auf der Kanzel, von welcher herab unser trefflicher Vater Aufklärung und Humanität verkündete? Deine Kinder bevölkern jetzt die Räume, wo wir als Knaben gelärmt und uns gezankt?“

„Hast du denn meine durch besondere Gnade des Monarchen mir gewährte Versetzung hierher nicht in der Zeitung gelesen?“

„Nein. Ich blicke seit längerer Zeit in die Zeitungen nur noch, wenn ich gerade muß.“

„Wirklich? Also ist die politische Mode abgethan und du bist vom morbus democraticus kurirt? Die Kasematten und die Festungshaft haben ihre Heilkraft bewährt, scheint es.“

„Recht brüderlich gesprochen und ganz christlich obendrein“, versetzte Ottmar und fügte, mehr für sich als zu dem Bruder gewendet, die Worte Shakespeare's hinzu:

> „Es ist das Unglück Prüfstein der Gemüther —
> Gemeine Noth trägt ein gemeiner Mensch.
> Es fährt auf stiller See mit gleicher Kunst
> Ein jedes Boot; doch tiefe Herzenswunden,
> Die Glück in guter Sache schlägt, verlangen
> Den höchsten Sinn."

„Du bist, wie ich sehe, noch immer stark in Citaten", sagte der Pfarrer, ein klein wenig verlegen, aber auch nur ein klein wenig.

„Ich kann das Kompliment zurückgeben, lieber Jeremias, obgleich du von deiner unter den Stillen im Lande berühmten Fertigkeit, Bibelsprüche zu citiren, heute noch keinen Gebrauch gemacht. Wenn nicht in die Erbschaft des Onkels, haben wir uns doch in die Literatur brüderlich getheilt. Du liebst es, biblische, ich liebe es, profane Verse zu citiren. Mit ersteren kommt man entschieden weiter im Himmel und — auf Erden. Du kannst dich also über die Theilung nicht beklagen."

„Lassen wir das. Wenn zwei Brüder nach langer Zeit sich wiedersehen, sollten sie etwas Anderes als Bitterkeit auf den Lippen haben."

„Gewiß, aber besser so, als wenn es hieße: Mel in ore, fraus in corde."

Der Pfarrer that, als beachte er diese Worte gar nicht, und sagte:

„Ich wiederhole meine Frage: Willst du im Hause unserer Eltern mein Gast sein?"

„Ah, sieh da, du kriegst Respekt vor dem angehenden Onkel Sparhafen?

„Hältst du mich für einen Elenden?"

„Ich halte dich für den, der du bist. — Wart' einmal —

> Laß dir erzählen einen guten Schwank,
> Da's jetzt die Zeit ist, Schwänke zu erzählen.

Es waren mal zwei Brüder. Der ältere war sehr fromm, der andere sehr ‚jugendlich thöricht schwärmerisch', wie die klugen Leute sagten. Seine Schwärmerei für Deutschlands Einheit und Größe und andere dergleichen obsolete Dinge brachte ihn in arge Schwulitäten. Er lag verwundet und krank im Gefängniß, von allen Mitteln entblößt, denn sein reicher Onkel, der ihn sonst liebte, hatte sich damals besagter Schwärmerei halber mit ihm entzweit. In dieser Noth schrieb er an seinen Bruder, nicht um Hilfe, sondern nur um Theilnahme. Der Mensch hat nun einmal in solchen Lagen das Bedürfniß, zu erfahren, ob sich denn auch in weiter Welt noch jemand um ihn bekümmere. Der fromme Bruder gab gar keine Antwort. Des Bruders Frau aber, dessen ältestes Mädchen der Gefangene über die Taufe gehalten, hielt es in ihrer Herzensmilde für Pflicht, dem Schwager, der ihr und ihren Kindern immer ein freundlicher und treuer Verwandter gewesen, in dieser Noth beizuspringen. Sie wollte mit ihrem ältesten Töchterlein, welches dem lustigen Onkel lebhaft zugethan war, nach der Stadt hinunterreisen, wo der Kranke damals gefangen lag, wollte ihn besuchen, ihn pflegen, so es nöthig wäre. Aber ihr Mann, der fromme Pfarrer, der Prediger der christlichen Liebe, verbot es ihr ausdrücklich, verwehrte es der Guten in

Ausdrücken, wie solche bei solcher Gelegenheit eben nur ein Frommer gebrauchen kann. ‚Der sündhafte ungläubige Rebell mag seine Frevel büßen!‘ sagte der fromme Bruder. ‚Wenn der Herr die Ruthe seines Zorns erhoben hat, will es sich nicht ziemen, ihm in den Arm fallen zu wollen.‘ Die Nutzanwendung von dieser Geschichte, mein bester Jeremias, magst du selber suchen.“

„Die Nutzanwendung?“ entgegnete der Pfarrer, ohne einen Augenblick zu stocken. „Da hast du sie: Jeder folgt seiner Ueberzeugung. Du, der Principienmensch, wirst dagegen nichts einwenden wollen.“

„Ueberzeugung?“ versetzte Ottmar mit unverhohlener Verachtung. „Bah! Du hattest dein Lebenlang von etwas, was einer Ueberzeugung nur entfernt ähnlich sah, nie die geringste Ahnung, außer vielleicht von der Ueberzeugung deiner — doch ich will mich bescheiden, statt deiner die Nutzanwendung meines kläglichen Schwankes zu ziehen. Verflucht sei mein Fuß, wenn ich ihn je auf die Schwelle eines Menschen setze, der an seinem Bruder in solcher Lage so handeln konnte Selbst wenn ich an dir gefrevelt, hättest du zu jener Stunde dich erinnern müssen, daß einer Mutter Leib uns getragen. Ich wenigstens, beim Himmel, ich hätte an deiner Stelle dessen mich erinnert! Nein ich kann und mag dein Gast nicht sein! Den Gräbern der Eltern meine Ehrfurcht zu bezeugen, werde ich wohl Gelegenheit finden; aber nimmer gemeinsam mit einem, der in schnöder Herzlosigkeit die Bande der Natur zerriß. Mache nur keine Versuche, dieselben

wieder an einander zu knüpfen. Ich sage dir, Jeremias, ich bin nicht mehr so ganz der gutmüthige Junge, welchen du vordem an dem Gängelband deiner Heuchelei führtest. Wir sind getrennt für immer und es ist wohl am besten so.“

„Quel bruit pour une omelette!“ sagte der Pfarrer mit vollendeter Selbstbeherrschung. „Du scheinst, lieber Ottmar, die Zeit noch nicht ganz verwunden zu haben, wo du in Clubs und bei Volksversammlungen schwarzrothgoldig oder wohl auch etwas dunkelröthlich donnertest. Vielleicht auch beherrscht dich gerade jetzt wieder deine Citatensucht, denn mir ist, als schmeckten deine Tiraden von vorhin sehr stark nach des verschollenen Klinger Zwillingen. Dergleichen kraftgeniale Tollheiten sollten aber, denke ich, billig in der Mumiensammlung der Literarhistorie ruhen bleiben, um so mehr, da du im Forgthal schwerlich einen zur Etablirung eines Liebhabertheaters geeigneten Platz und die geeigneten Personen finden dürftest.“

Ein scharfer Zornblick fuhr aus dem Auge des jungen Mannes auf die Züge des Bruders, um dessen Mundwinkel ein frostiger Hohn spielte. Gerade diese höhnische Ruhe des Pfarrers gab auch Ottmar seine Fassung und sogar seinen Humor wieder.

Er lachte laut auf und sagte:

„Beim Zeus, du hast Recht. Es dürfte nicht sehr vergnüglich sein, wenn wir mitsammen ein Leisewitz-Klinger'sches Schauspiel, betitelt: Die feindlichen Brüder, aufführten. Es ist auch gar nicht nöthig, daß wir uns

lächerlich machen und den Leuten etwas zu klatschen geben. Bemühen wir uns daher, eine leidliche Vereinbarung zustande zu bringen. 's ist ja jetzt ohnehin Mode, das Widerhaarigste zu vereinbaren, weil es der Welt an Muth gebricht, die Gegensätze walten zu lassen."

„Gut, vereinbaren wir uns."

„Meiner Treu, du weißt dich in die Umstände zu schicken, und wenn ich mir nochmals einen Eingriff in dein literarisches Gebiet erlauben wollte, würde ich das bekannte Wort von der Schlangenklugheit citiren; doch zur Sache. Dein Gast werde ich nicht sein, aber wenn wir uns während meines Aufenthaltes im Forgthal begegnen sollten, so wollen wir uns gegenseitig als Gentlemen benehmen. Ich bilde mir ein, es müßte unserer Mutter im Grabe wehthun, wenn die Leute über die Uneinigkeit ihrer Söhne Glossen machten."

„Wohl, es sei, wie du willst. Ich zweifle auch gar nicht, daß die zwischen uns obwaltenden Differenzen in Bälde sich werden schlichten lassen; ich zweifle um so weniger daran, als ich sehe, daß du dir die heroischen Hörner abgelaufen hast und von einem in dir schlummernden diplomatischen Talent Gebrauch zu machen anfängst."

„Ei, wohl gar! Ich sage dir ganz unverblümt, daß es bei einer äußerlichen Vereinbarung sein Bewenden haben wird und muß."

„Lassen wir das jetzt! Wird dein Aufenthalt in diesen Bergen lange währen?

„Je nachdem. Es ist eine verwickelte Geschichte, zu

deren Schlichtung ich beitragen soll, ein Proceß, der sich schon durch mehrere Generationen hindurchgeschleppt hat."

„Wahrscheinlich handelt es sich um den Streit, welchen Graf Bernwart mit seinem Halbbruder um den Forgforst führt?"

„Ja. Ich erinnere mich aus meinen Knabenjahren, daß der Proceß schon damals und schon lange zuvor zwischen dem gräflichen und dem freiherrlichen Hause im Gange war. Ich meine aber auch einmal gehört zu haben, die Streitsache sei bei Gelegenheit der zweiten Heirat der Gräfin Bernwart mit dem Freiherrn vertragen worden."

„Es war nur ein Waffenstillstand. Aber sag' mir, da du nun einmal so eigensinnig bist, meine Einladung zu verschmähen, wo wirst du denn dein Quartier aufschlagen?"

„Hm, das weiß ich selbst noch nicht. Eigentlich könnte und sollte ich in Bernwartshall Herberge nehmen, da ich hierzu von meinem Klienten, dem Grafen, in verbindlichster Weise eingeladen worden bin. Aber ich mag weder genirt sein, noch geniren, und deßhalb gedenke ich meinen Braunen und mich selbst im ersten besten Wirthshaus unterzubringen, wo es mir hinlänglich gefällt."

Der Pfarrer schwieg eine Weile und fragte dann leichthin:

„Du kennst die Gräfin?"

„Nein. Der Graf ist also verheiratet?"

„Ja."

„Seit wann?"

Seit etwa zwei Jahren. Die Heirat erfolgte bald nach der Rückkehr des Grafen von seinen, wie man sagt, abenteuerlichen Reisen."

„So?" versetzte Ottmar gleichmüthig. „Ich bin doch recht fremd in meiner Heimat geworden, seit mich nach dem Tode des Vaters der Onkel zu sich ins Unterland nahm. — Woher ist denn die Frau meines gräflichen Klienten?"

„Aus nächster Nähe. Erinnerst du dich nicht mehr des alten Sonderlings von Förster, welcher da drüben auf dem Bärenschlößchen hauste?"

„Doch. Der Alte war ein finsterer Griesgram. Er hätte mich fast einmal über die Felsen hinabgeworfen, auf welchen das schon damals halbzerfallene Nest liegt. Er wollte demselben niemand nahe kommen lassen, weßhalb man sich die wunderlichsten Dinge von dem Bärenschlößchen erzählte. Ich aber war, als er mich damals so schnell hinausspedirte, in ganz guter Absicht gekommen, indem ich nur die verirrte Enkeltochter des Alten heimgeleitet hatte, als ich das kleine, nur ein paar Spannen hohe Ding im wildesten Walde gefunden. Ich erinnere mich, daß es mich mit seinen merkwürdig großen schwarzen Augen seltsam anguckte und dann wie ein scheues Reh vor mir davonlaufen wollte, bis ihm mein freundliches Zureden Vertrauen einflößte."

„Eine romantische Erinnerung! Das kleine Ding ist jetzt Gräfin Bernwart."

„Was?"

„Gräfin Bernwart, sagte ich."

„Nun, beim Zeus, da sieht man, daß der alte Schwarzwald noch immer seine romantischen Mucken hat."

„Ja, diese Heiratsgeschichte war ziemlich romantisch, um so mehr, da sich beim Tode des alten Försters herausgestellt haben soll, derselbe sei eigentlich ein Edelmann von hoher Abstammung gewesen, ein spanischer Grande, durch tragische Geschicke aus seiner Heimat vertrieben. Dort hätte er in früherer Zeit den alten Grafen kennen gelernt und dieser habe ihm dann das Bärenschlößchen als Asyl angewiesen."

„Das ist ja ein ganzer Roman."

„Es sieht so aus. — Doch die Sonne ist höher gestiegen und mahnt mich zur Heimkehr, da ich vor Tische noch eine Kopulation und andere pfarramtliche Geschäfte vornehmen muß. — Du willst mich also nicht begleiten?"

„Nein, mein Bester. Vergiß mir aber nicht, meine Schwägerin und die Kinder herzlichst zu grüßen. Im übrigen sage ich mit Schiller:

„Geh du rechtswärts, laß mich linkswärts gehn."

„Du bist unverbesserlich, Ottmar. Aber ich tröste mich mit der Hoffnung, daß auch die divergirendsten Wege die Menschen dennoch am Ende oft zusammenführen. Auf Wiedersehen also und vergiß unserer Vereinbarung nicht!"

Mit diesen Worten entfernte sich der ältere Bruder und ging in pfarrherrlich gravitätischer Weise ein Halb-

hundert Schritte weit auf dem Fußpfad fort, welcher von der Franzosenschanze rechtshin am Rand des Absturzes mälig bergab führt.

Ottmar wandte sich zu seinem Pferde und hatte schon den Fuß im Bügel, als er den Bruder umkehren und ihm zuwinken sah.

Er wartete des Herankommenden und dieser sagte:

„Höre, Ottmar. Meine Worte sind dir zwar Wind, aber dennoch fühle ich mich verpflichtet, dir auf der Schwelle unserer Heimat eine Warnung zukommen zu lassen, für welche du mir möglicherweise später dankbar sein könntest.“

„Eine Warnung! Wovor?“

„Vor der Gräfin Eva von Bernwart.“

„Vor der Gräfin? Das ist spaßhaft.“

„Kinder finden es auch spaßhaft, mit dem Feuer zu spielen, bis sie sich tüchtig damit verbrannt und das Haus in Brand gesteckt haben.“

„Ich bin kein Kind.“

„Aber ein heißblütiger Romantiker bist du.“

„Bah!“

„Ein Romantiker, ja, deinem Unglauben und deinem Demokratismus zum Trotz.“

„Und wenn?“

„Die Gräfin ist eine Vollblut-Romantikerin und gleich und gleich —“

„Gesellt sich gern, meinst du? Aber sei ganz ruhig, lieber Jeremias. Wenn auch deine Warnung im Stande

wäre, meine Eitelkeit zu kitzeln, so kann ich dir zum Troste oder zum Possen sagen, daß ich weder für schreibende noch für nichtschreibende Romantikerinnen die geringste Passion habe."

„Und trotzdem wiederhole ich: nimm dich vor der Gräfin in acht!" sagte der Pfarrer fast mit Heftigkeit.

„Ei, beim Zeus", entgegnete Ottmar, indem er sich lachend in den Sattel schwang, „das muß ja ein furchtbares Weib sein, welches die brüderliche Besorgniß meines frommen Bruders so sehr aufregt. Aber beruhige dich, lieber Jeremias. Ist die Gräfin wirklich ein so gefährliches Feuer, wie du andeuten zu wollen scheinst, so sag' ich dir, daß ich schon mehr als einem Feuer gegenüber bewiesen, ich sei nicht von Stroh. Und damit Gott befohlen!"

2.

Mit wehendem Schleier.

Nachdem die „vereinbarten Brüder“ bei der Franzosenschanze sich getrennt hatten, lenkte der jüngere sein Pferd wieder einen Büchsenschuß weit rückwärts auf das Plateau und wandte sich dann zur rechten Hand, einen scharfen Trab anschlagend.

Während ihn der Braune leicht über das junge Haidekraut hintrug, verarbeitete Ottmar in sich die Eindrücke, welche ihm das Zusammentreffen mit seinem Bruder hinterlassen.

„Daß mir gerade der Jeremias auf der Schwelle der Heimat begegnen mußte!“ brummte er mißmuthig vor sich hin. „Soll ich es für ein böses Omen nehmen? Oder kann ich es für ein anderes nehmen? Er war immer ein Schleicher — und jedenfalls wäre es besser gewesen, wenn ich dieses Gesicht mit seiner stereotypen Gottseligkeit nie mehr gesehen hätte. Was könnten wir noch mit einander gemein haben? Ein paar Jugenderinnerungen vielleicht. Aber die sind durch neuere

Erfahrungen so vergällt und vergiftet, daß ich sie lieber allesammt über Bord werfe. — Was doch alles die Poeten über den Zauber der Bande des Blutes faseln! Die natürliche Sympathie tritt weit zurück vor der Antipathie des Bewußtseins. Um wie viel kostbarer ist ein Bruder im Geiste als ein Bruder im Fleische! Aber freilich, die Brüder im Geiste sind Raritäten. Wo sind denn meine Pyladesse und Pythiasse aus der Universitätszeit? So ziemlich alle, glaub' ich, unter das sitzende, knieende und stehende Heer gegangen, Philister geworden jeder Zoll. 's ist ein Graus, wie schnell die Leute heutzutage alt werden! Auch das geht mit Dampf, wie alles Andere. Wie alles? Bah, ich denke, man hat sich in Deutschland, in Europa überhaupt in Bezug auf viele Dinge eben nicht sehr über Dampfgeschwindigkeit zu beklagen, und mir will scheinen, daß in eben dem Maße, in welchem die Maschinen vorwärts stürzen, die Menschen zurückgehen. — Was aber nur in aller Welt meinen wohlehrwürdigen Bruder bewog, mich vor der Gräfin zu warnen? Daß Jeremias schon als Knabe nie etwas ohne bestimmte Absicht, ohne Berechnung that, ist ein historisches Faktum. Welcher Kalkul also mag seiner merkwürdig eifrigen Brüderlichkeit in diesem Falle zu Grunde liegen? Die Gräfin interessirt ihn, soviel ist sicher. Steht er in geistlichen Relationen zu ihr und besorgt er vielleicht, ich möchte seine circulos theologicos stören? Oder, oder, hm, beim Zeus, in jedem dieser Pietisten steckt ein gut Stück Mucker — das ist eine alte Geschichte.

Es wäre doch, bei Baal und Astarte, es wäre sublim, wenn der alte Duckmäuser einen verliebten Rabbel hätte. Arme Margareth, arme Schwägerin, das könntest du noch brauchen! Ich weiß, du hast an der Seite des frommen Wohlehrwürdigen ohnehin keine sehr rosenfarbigen Tage verlebt. — Ja, ja, am Ende ist's so: die Eifersucht, die dümmste, grundloseste, verrückteste Eifersucht sprach aus dem edlen Jeremias. Wäre die Margareth nicht, so müßte mich diese lächerliche Idee höchlich gaudiren. — Und aber, die Worte meines cher frère gestatten die Vermuthung, daß die Gräfin Bernwart eine nicht gewöhnliche Person sein müsse. Wer hätte das gedacht, daß ich die Enkeltochter des fremden bärbeißigen Alten droben im Bärenschlößchen dereinst in solcher Situation wiederfinden sollte? Ich erinnere mich des kleinen Dinges noch recht gut; es hatte abenteuerlich schöne große schwarze Augen. Und jetzt Frau Gräfin, vor welcher man kratzfüßeln und katzenbuckeln soll? Ei, das Leben ist doch 'ne Komödie, trotz alledem, und es fehlt ihm nicht an buntem Wechsel und hübschen Ueberraschungen."

Der junge Mann sollte auf der Stelle eine Bestätigung dieser Ansicht vom Leben erhalten.

Eine Ueberraschung wurde ihm zutheil, welche jedenfalls eine hübsche genannt werden durfte.

Er hatte die Hochebene des Pfaffenwaldes hinter sich und war im Begriffe, den Braunen einem Hohlweg zuzulenken, welcher, wie er von alten Zeiten her wußte, den waldigen Abhang hinab ins Forgthal führte.

Da zog er plötzlich überrascht die Zügel an, denn aus dem Dunkel des Hohlweges heraus tönte fröhliches Sprechen und Lachen, eine glockenhelle und glockentonrunde Frauenstimme rief: „Ah, da sind wir endlich oben!“ und im selben Moment tauchte die Sprecherin, auf einem prächtigen Schimmel reitend, aus dem Hohlweg auf, versetzte, den Oberkörper vorbeugend, ihrem Pferde einen Schlag mit der Reitgerte, daß es mit einem plötzlichen Ruck und kühnen Satz das Plateau gewann und dann, da ihm seine Reiterin die Zügel schießen ließ, in gestrecktem Galopp über die Fläche hinsauste.

Die Dame saß mit vollendeter Sicherheit und Anmuth im Sattel. Ihre schlanke Gestalt, deren tadellos schöne Formen der enganliegende grausammtene Spencer des Reitkleides hervortreten ließ, folgte zwanglos den Bewegungen des Pferdes. Der Morgenwind hatte ihre feingeschnittenen Züge rosig angehaucht, ihre großen schwarzen Augen blickten unter kühngeschwungenen dunklen Brauen voll Feuer und Leben in die Welt hinein, und wie sie so dahinflog mit wehendem Schleier und ihr die unter dem Reithut üppig hervorquellenden schwarzen Locken im Nacken tanzten und schaukelten und sie, voll erregten Lebensbewußtseins, einen hellen Ruf der Freude von den Lippen springen ließ, da gewährte sie einen wahrhaft phantastisch-romantischen Anblick, welcher an den Aufzug der Romanze in Tiecks Kaiser Oktavianus erinnern könnte.

Diese Erinnerung regte sich auch in Ottmar. Sein

Bruder hatte doch wohl nicht so ganz unrecht gehabt, wenn er ihn einen Romantiker nannte.

Die stille, grüne, waldumschlossene Haide und darauf die feenhaft schöne Erscheinung der kühnen Reiterin, es war eine in Wirklichkeit übersetzte Reminiscenz aus Tagen, wo Ottmar, während des Gesenius berühmtes hebräisches Lesebuch auf der Schulbank lag, unter derselben in Fouqué's „Zauberring“ und „Sängerliebe“ schwelgte.

Er hatte auch keine Zeit, diese Reminiscenz von einem Schatten moderner Skepsis überfliegen zu lassen.

In dem Augenblick, wo der Schimmel mit seiner schönen Last an dem jungen Mann vorüberschießen wollte, erblickte ihn die Reiterin und sogleich zügelte sie mit außerordentlicher Gewandtheit ihr Pferd.

„Guten Morgen, Herr Doktor Horst, und willkommen im Schwarzwald!“ sagte die Dame mit schalkhaftem Lächeln.

Ottmar glaubte zu träumen. Er meinte dieses Antlitz mit der gebietenden Stirne und den wunderbaren Augen schon einmal gesehen zu haben; es hatte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht — und doch, wo war es nur, daß er es gesehen? Er wußte sich diese Frage nicht zu beantworten: das machte ihn verlegen und er kam sich recht tölpelhaft vor.

„Mein Fräulein —“ stotterte er endlich.

„Fräulein?“ versetzte die Dame mit sonderbarer Betonung, während eine Wolke ihre stralenden Züge überflog. Aber nur für einen Moment, denn im nächsten hatten sie ihren, wie es schien, gewöhnlichen Ausdruck

sorglos heiterer Entschiedenheit, um nicht zu sagen Kühnheit, wieder angenommen.

Lachend sagte sie:

„Was doch die Männer für ein kurzes Gedächtniß haben! Vor einigen Monaten unterhielt mich in der Fremdenloge des Theaters der Residenz in den Zwischenakten vom Nathan ein gewisser junger Rechtskonsulent recht artig über Lessing, über die Idee des Humanismus und andere hübsche Sachen —"

„Ach ja, meine Gnädige", rief Ottmar eifrig aus. „Aber schreiben Sie mir nicht ein zu kurzes Gedächtniß zu. Nur das romantisch Plötzliche, die überwältigende Macht Ihrer Erscheinung auf dieser Haide —"

„Hat Sie so geblendet, mein Herr Doktor, daß Sie Ihr Gedächtniß einbüßten?"

Es klang herber Spott aus diesen Worten der Dame und ihr tiefes Auge ruhte mit strengem Forschen auf Ottmars Zügen, als sie hinzufügte:

„Haben auch Sie die Fibel der Phraseologie auswendig gelernt? Damals im Theater glaubte ich fast, Sie bildeten eine Ausnahme von der Männerrasse, welche die fixe Idee hat, einer Frau gegenüber stets und unter allen Umständen adulatorische Abgeschmackheiten auskramen zu müssen."

Ottmar blickte der Sprecherin fest in die Augen, aus denen ihm jetzt plötzlich eine Erinnerung aufstieg, welche viel weiter zurückging als zu dem Theaterabend in der Residenz, wo die blendende Erscheinung der fremden Dame einen gewaltigen, wenn auch vorübergehenden Ein-

druck auf ihn gemacht hatte. Er hatte jetzt seine gute Laune völlig wiedergewonnen und sagte nun seinerseits lachend:

„Sie sind, gnädige Frau — entschuldigen Sie — die erste Person, von welcher Ottmar Horst der Schmeichelei sich bezüchtigen hörte, und wenn ich vielleicht an dem berühmten Phrasengeschäft, welches vor etlichen Jahren in Deutschland so schwunghaft betrieben wurde, etwelchen bescheidenen Antheil hatte, so habe ich auch die Ehre, zu denen zu gehören, welchen man auf ziemlich rücksichtslose Weise die fernere Betheiligung an besagtem Geschäft verleidete. Im übrigen —"

„Im übrigen?" fragte die Reiterin mit einem aufmunternden Blick.

„Im übrigen möchte ich mir erlauben, Ihnen zu beweisen, daß meine Gedächtnißschwäche keineswegs so groß ist, als Sie annehmen zu müssen glauben."

„Wie wollen Sie mir das Gegentheil beweisen?"

„Es war einmal ein kleines Mädchen mit großen schwarzen Augen. Das hatte sich im wilden Walde verirrt und —"

„Da kam ein schon ziemlich großer Junge daher —"

„Vor dem das kleine Mädchen zuerst wie ein scheues Reh davonlief —"

„Genug, Herr Doktor. Ich lasse Ihren Beweis gelten. Aber warum haben Sie mich im Theater nicht wiedererkannt? Doch davon ein andermal. Jetzt eine Frage: Wußten Sie, bevor Sie hierher kamen, daß das kleine Mädchen von damals jetzt Gräfin Bernwart ist?"

„Nein, gnädige Frau, das erfuhr ich erst vor einer halben Stunde dort drüben bei der Franzosenschanze."

„Von wem?"

„Von einem frommen Mann, welcher Pastor in Moosbrunn und nebenbei der Bruder Ihres gehorsamen Dieners ist."

„Ah, so? Ihr Bruder ist ein Heiliger, wie ich glaube", versetzte die Gräfin und ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre etwas vorspringende Oberlippe, auf welcher der Schatten eines Anhauchs von dunklem Flaum lag, ein reizendes Merkmal ihrer südlichen Abkunft.

Dann sagte sie noch, mit der Gerte rückwärts nach dem Hohlweg weisend:

„Da kommt mein Gefolge. Ich darf mich von meinen Rittern nicht einholen lassen, es gilt eine Wette. Lassen Sie sich bald in Bernwartswall sehen. Ihre Zimmer sind in Bereitschaft. Der Graf erwartet Wunder von Ihrem Scharfsinn, und Wunder, däucht mich, müßten in der That geschehen, wenn dieser leidige Proceß einmal von der Stelle rücken sollte. Adios! Adios!"

Sie winkte anmuthig mit der Hand, beugte sich, leicht mit der Zunge schnalzend, auf den Hals ihres ungeduldig stampfenden Renners vor und windschnell stob das edle Thier mit ihr davon.

Ottmar blickte ihr mit einem lebhaften Gefühl der Bewunderung nach. Es kümmerte ihn wenig, daß das „Gefolge" der Dame, vier aus dem Hohlwege hervorbrechende Reiter, scharf austrabend auf ihn zukam.

Die Herren hatten aber das Zusammensein der Dame

mit einem Fremden bemerkt und Neugierde ließ, wie es schien, den vordersten der Reiter den raschen Gang seines Pferdes hemmen.

Er war ein hochgewachsener, ungewöhnlich schöner junger Mann von unverkennbar soldatischer Tournüre. Der volle, seidenweiche braune Schnurrbart stand seinem Gesicht sehr gut und dieses würde durchaus einnehmend gewesen sein, wenn es nicht durch einen Ausdruck von Hochmuth und Selbstgefälligkeit beeinträchtigt worden wäre.

Der eine seiner Begleiter war ein mild aussehendes Herrchen, nicht mehr in der ersten Jugend stehend, sinnige Schwärmerei im Blick, mit modischem Bärtchen und einer gewissen nachlässigen Eleganz oder eleganter Nachlässigkeit herausgeputzt. Der dritte Reiter fiel durch seinen Anzug sehr in die Augen. Er war ein junger Mann, dessen blondes Haar in wohlgepflegten Locken auf den breiten Hemdkragen herabfiel, welcher über den schmalen Kragen seines altdeutschen Rockes zurückgeschlagen war. Im Knopfloche trug er eine Passionsblume und auf dem Lockenhaupt ein schwarzes Sammetbarett, an dessen Vorderseite ein massiv goldenes Kreuz angeheftet war.

Ottmar schenkte indessen den drei andeutend geschilderten Reitern nur eine ganz oberflächliche Beachtung, denn der vierte nahm sein Interesse vollständig in Anspruch.

Dieser vierte, welcher zuletzt aus dem Hohlwege hervorgekommen, war ein riesengliedriger, vierschrötiger Mann, dessen ganze Erscheinung in keiner Weise zu der seiner Begleiter paßte.

Unser Freund hatte ihn kaum erblickt, als er mit freudiger Ueberraschung ausrief:

„Der grimme Wate, beim Zeus!“

Der Gemeinte, welcher damit beschäftigt gewesen, seinen Steigbügelriemen kürzer zu schnallen, schaute auf und kehrte Ottmar ein Gesicht zu —

Mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Bart —

wie es im Gudrunlied von dem gewaltigen Kämpen heißt, welcher mit Horand und Frute nach Irland und mit den Hegelingen nach der Normandie fuhr. In der That war der Cerevisname Wate, welchen der Mann von der Universität her führte, ein gerechtfertigter. So ungefähr mußte jener Held ausgesehen haben, jener „Grimme“, der im Grunde ein ganz gutmüthiger Bursche war. Man sah von dem unter einem grauen Filzhut mit mächtig breiter Krämpe hervorlugenden Gesicht nur die scharfen grauen Augen, die weit vorspringende Adlernase, ein Stück gebräunter Stirne und zwei schmale Streifen gebräunter Wangen, alles Uebrige verschwand hinter einem braunrothen Bartwald, welcher bis über die Mitte der Brust herabfiel und der Enaksgestalt recht wohl anstand.

Die dargebotene Hand Ottmars schüttelnd, that der grimmige Wate den Mund auf und sagte phlegmatisch:

„Ah, bist du endlich da, lieber Junge? Freut mich und so weiter.“

„Die Herren scheinen sich zu kennen“, bemerkte der Reiter mit soldatischer Haltung.

„Und wie!“ erwiderte Wate, um dessen Mund, wenn bei längerem Sprechen der Bartvorhang sich zurückschob, ein sarkastischer Zug sichtbar wurde. „Ich will beweisen, daß ich ein Mann von Lebensart bin, indem ich die Herren einander förmlich vorstelle, respektive vorreite. Der Fremdling hier, welcher sich unserer wilden Jagd in den Weg gestellt, ist Herr Ottmar Horst, seines Handwerks ein Dr. juris utriusque und Rechtskonsulent — im übrigen ein anständiger und ziemlich leidlicher Mensch und Gentleman, falls ihm nicht gerade eine seiner romantischen Schnurren durch den Kopf fährt. Was dich angeht, mein lieber Junge, so siehst du hier vor dir Nr. 1 den hochgeborenen Freiherrn Adalbert von Moosbrunn; Nr. 2 den Herrn oder vielmehr Don Rodrigo, weltberühmten urwalddeutschen Lyriker; Nr. 3 den Herrn Walter von dem Schmelz, weltberühmtesten Lyrisch-Epiker unserer Zeit. Maßen dir nun als deutschem Mann der pflichtschuldige Respekt vor dem Adel innewohnen muß, maßen du ferner als ein Stück poetischen Gemüthes die gehörige Ehrfurcht vor den Lieblingen der Musen hast, so lebe ich der Hoffnung, du werdest mir, deinem Vorsteller, bei diesen Herren alle Ehre machen.“

Ottmar verbeugte sich und blickte mit einiger Neugier auf den Freiherrn, gegen welchen er einen verwickelten Proceß zu führen berufen war, mit noch größerer [illegible] ch auf die zwei poetischen Berühmtheiten, welche indessen von der Vorstellungsmanier Wate's wenig erbaut zu sein schienen.

Don Rodrigo versuchte zu lächeln und zwar zu lächeln mit der Miene eines erhabenen Geistes. Herr Walter zupfte mit männlicher Würde an einer seiner Schmachtlocken.

Der Freiherr zog zuerst die Stirne kraus, ließ sich aber dann zu einigen der banalen Redensarten herbei, welche Leuten, die in der großen Welt gelebt haben, bei solchen Gelegenheiten geläufig sind. Dann setzte er, augenscheinlich ungeduldig, vom Flecke zu kommen, hinzu:

„Wenn, wie ich hoffe, Herr Doktor Horst einige Zeit in unseren Bergen zubringen wird, soll er mir in meinem Hause willkommen sein und werden meine Freunde und ich uns freuen, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Jetzt aber, meine Herren, müssen wir die Sporen einsetzen. Die Fräu Gräfin hat, wie Sie sehen, einen bedeutenden Vorsprung und längeres Zögern müßte uns die Wette unfehlbar verlieren machen. Allons donc!"

Mit diesem Wort sprengte er ohne weiteres davon und die beiden poetischen Berühmtheiten beeilten sich, ihm zu folgen.

Wate blieb bei seinem Freunde zurück.

Da reiten sie hin", sagte er, „einem — Irrwisch nach."

„Einem Irrwisch?" entgegnete Ottmar lebhaft. Diese Frau ist bezaubernd schön!"

„Dies Bildniß ist bezaubernd schön!" sang Wate parodirend und seinen tiefen Baß zu einem schnakischen Triller zwingend. Hierauf lachte er herzlich und sagte:

„Sollte mich nicht im geringsten wundern, wenn die Hexe es dem guten Jungen während dieses Rendezvous von ein paar Sekunden angethan hätte.“

„Wie sprichst du nun wieder, alter Wate?“

„Wie ich denke, liebes Jüngelchen, ganz, wie ich denke.“

„Bah!“

„Hat sich was zu bahen! Uebrigens brauchst du gar nicht so vornehm oder vielmehr so zierpuppig zu thun. Es geht dir nur, wie's andern auch gegangen, darauf kannst du Gift nehmen. Sie hat uns alle verrückt gemacht, den einen mehr, den andern weniger.“

„Was für alle?“

„Je nun, den Baron, die beiden Versedrechsler, die allerdings schon vorher passabel verrückt waren; fernerhin deinen gottseligen Bruder —“

„Was, zum Teufel, den frommen Jeremias?“

„Eben den.“

„Das ist kolossal!“

„Endlich mich, deinen treuergebenen Socius Wate, genannt der Alte oder der Grimme, ci-devant Mediciner, jetzt Ex-Demagog, Glashüttebesitzer und so weiter.“

„Pyramidalisch!“

„Meinetwegen pyramidalisch oder obeliskisch, wie du willst; aber 's ist so, beim Barte des Propheten!“

„Kerl, du willst mich blau anlaufen lassen.“

„Ich? Oh, sei ganz ruhig, was das Anlaufenlassen betrifft, so wird das eine andere Person besorgen. Sie

wird dich in allen Farben des Regenbogens anlaufen lassen, wenn es ihr Spaß macht. Du hast ganz das Zeug dazu, Gott straf' mich! und das ist der Humor davon, wie Shakespeare's Bardolph zu sagen pflegt."

„Sei unbesorgt, ich bin kein achtzehnjähriges Küchlein mehr."

„Einerlei. Sie bethört die Alten und die Jungen. Sieh doch einmal mich an. Seh' ich aus wie ein flaumbärtiger Springinsfeld?"

„Keineswegs, aber ich kann auch nicht glauben, daß du wirklich verliebt bist. Das ginge ja über die Hutschnur, wäre gegen allen Komment."

„Ja freilich", entgegnete Wate mit einem komischen Seufzer. „'s ist gegen allen Komment. Aber wie heißt doch der Dings da, der pfiffige Autor, welcher die Liebe definirte als die größte aller Narrheiten, maßen sie den Menschen mehr an eine andere als an seine eigene Person denken mache? Siehst du, akkurat in diesem Kasus befinde ich mich; ich bin verliebt bis zum Blödsinn, verschossen, geentert, fertig — que diable m'emporte! — Jedennoch wirst du, vermuth' ich, nicht hier auf des Pfaffenwalds romantischer Höhe stehen bleiben wollen, sondern thalwärts streben. Wollen also hinab, müssen aber absteigen, Liebster. Der verdammte Hohlweg macht einem schon beim Heraufreiten genug zu schaffen — müssen die Pferde führen. Gib acht auf deinen Gaul, daß er auf den Füßen bleibt. — Hast da einen stolzen Braunen, Gott straf' mich! Weißt, scheint es, das Geld des seligen

Onkels unter die Leute zu bringen. Eine edle Sorte von Menschen, derartige selige Onkels. Vivant, sie sollen leben und die seligen Basen daneben!"

„Basen?" erwiderte Ottmar, dem vorangehenden Freunde, welchen das Zusammentreffen mit ihm sehr gesprächig gemacht hatte, in den Hohlweg folgend.

„Nun ja, Basen", versetzte der Grimme. „Wie sollte denn ich, nachdem mich die Festungsmisère den letzten Kreuzer meiner Habe gekostet, müssig im Schwarzwalde herumlungern können, gäbe es nicht alte Basen in der Welt, welche zur gelegensten Zeit gen Himmel fahren? Du verstehst die edle Kunst zu erben nicht allein."

„Aha, daher kommt es, daß du dich vorhin Glashüttebesitzer betiteln konntest?"

„Errathen. Als ich nach unserer Trennung am Fuße des unliebsamen Hügels arm wie Diogenes in den alten Schwarzwald heraufkam, um in nomine diaboli wieder das Medicinern anzufangen, hatte der Himmel das Einsehen gehabt, meine Base in Gnaden aus diesem Jammerthal abzurufen. Der alte Drache — denn du mußt wissen, daß in meiner seligen Base das mythische Geschlecht der berühmten Schwarzwalddrachen fortlebte — hatte zum Glück nicht mehr Zeit gehabt, ein Testament zu machen. Sonst wär' ich sicherlich leer ausgegangen. So aber bin ich jetzt im Besitz der notablen Glashütte drüben im Trausigthal."

„Ich erinnere mich des Ortes. Dort also wohnst du?"

„O nein, mein Lieber. Ich habe zwar, wie männiglich bekannt, von jeher ein großes Geschick gehabt, mit Gläsern umzugehen, aber nur als Trinker, und merkte bald, daß das Glasmachen nicht meine Sache sei. So überließ ich die Besorgung des ganzen Trödels dem alten Werkführer, der, wie ich ausrechnete, mich jährlich just nur um so viel beschummelt, daß das Geschäft noch immer genug abwirft, um sowohl ihn als mich anständig leben zu lassen. Nachdem die Sache der Art zu unserer beiderseitigen Zufriedenheit eingerichtet war, gürtete ich meine Lenden und machte mich auf, zu ziehen herüber ins Forgthal, allwo die Anstalten, die da genannt werden Wirthshäuser, besser sind als drüben. Und siehe, ich hielt an meines Rosses Zügel an einem gesegneten Orte, der da heißt Im Bühl, und ich klopfte an die Thüre an und es ward mir aufgethan und ich nahm Herberge in der Goldforelle, allwo Küche und Keller so beschaffen, wie ein Junggesell von Geist und Gemüth es wünschen muß. Sela."

„In der Goldforelle also hausest du?"

„Du hast es gesagt. Es ist ein heimeliger Ort, weißt du? Natürlich wirst du auch dort logiren."

„Ich bin ins Schloß eingeladen und die Frau Gräfin hat vorhin die Einladung wiederholt."

„Laß dich nicht vom Satan blenden, Junge."

„Es steht dir wohl an, zu moralisiren, beim Zeus!"

„Allerdings, denn mir bemoostem, abgewettertem Haupte können die Satanasse aller Mythologieen zusam-

men im Grunde doch verteufelt wenig anhaben. Folg' meinem Rath, du weißt, ich hatte immer ein Faible für dich und meine es gut. Du würdest dich in Bernwartshall ohnehin nicht heimisch fühlen; der Graf ist ein unheimlicher Kerl und so weiter."

„Aber es wäre eine Ungeschliffenheit von mir —"

„Ei, daß dich! Ich übernehme alle Verantwortung. Zudem habe ich, als ich vorgestern zufällig deinen Koffer im forgauer Posthaus antraf, denselben nach der Goldforelle spedirt und ein Zimmer für dich bestellt. Es geht auf die Galerie hinaus, weißt du? Dort läßt sich an schönen Nachmittagen allerliebst sitzen, um den Rauch der Cigarre zu blauen Ringen zu drehen und über die Eitelkeit des Irdischen zu philosophiren."

„Du hast dich also mit Passion dem Nichtsthun ergeben?"

„Warum sollt' ich nicht? Die Ideale sind zerronnen, sagt Schiller. Ach, lieber Junge, wie haben wir uns vor Zeiten über den Gourmand Friedrich Schlegel skandalisirt, welcher die göttliche Faulheit in lucindeischen Dithyramben pries. Der Mann war gescheidter als wir. Uebrigens bin ich nicht so ganz müssig, wie du glauben magst. Ich spintisire über einem literarischen Opus, das ohne Zweifel Epoche machen wird."

„Du ein Autor? Das fehlte noch!"

„Nur nicht so geringschätzig, wenn ich bitten darf. Der Idealismus hat vollständig Bankrott gemacht und unsere Zeit ist der inkarnirte Materialismus — das ist

eine brutale Thatsache. Wie nun, wenn ich es unternähme, das Evangelium des Materialismus zu verkündigen?"

„Ein sehr überflüssiges Unternehmen, denke ich. Besagtes Evangelium wird ja längst von allen Dächern gepredigt."

„Ja, aber wie? Das ist die Frage. Ich gehe von dem Princip aus: Eine wirkliche Reform der Gesellschaft hat die Reform der Küche zur Voraussetzung."

„Du bist also ein Küchen-Philosoph oder ein Küchen-Socialist?"

„Spotte immerhin, später wirst du mir wohl Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich habe über mein Thema die tiefsinnigsten Spekulationen angestellt und bin zu Findungen gelangt, von welchen sich weder Hegel noch Hengstenberg, weder Feuerbach noch Stahl, weder Radowitz noch der Schneider Weitling etwas träumen ließen. Sage mir, was und wie du issest, und ich will dir sagen, wer du bist — das ist mein Fundamentalsatz, auf welchem ich ein Lehrgebäude aufführen werde aere perennius und so weiter. Ich sage dir, die berühmte Gastrosophie des Baron Vaerst wird wahrer Schund sein gegenüber meinem Werk, wenn ich mal damit hervortrete. Willst du mein Mitarbeiter an dem großen reformatorischen Unternehmen werden?"

„Danke. Ich bin in die gastrosophischen Mysterien nicht sehr eingeweiht und will mich einstweilen aufs Processeführen beschränken."

„Processeführen? Ein schändliches Geschäft! Und du hast's ja nicht einmal nöthig, um gentlemantike leben zu können."

„Möglich, aber man muß in meinen Jahren doch etwas thun, sonst kriegt man den Spleen. — Doch, um auf die Gräfin zurückzukommen —"

„So läßt dir die schon keine Ruhe? Sie ist die größte Kokette, soweit der Himmel blaut oder graut."

„Und wer ist denn der Begünstigte?"

„Der Begünstigte? Seht mir mal! Sprecht nicht so frivol, Herr Advokat, von der Dame meines Herzens. — Der Begünstigte? Ja, wer das wüßte! Ich weiß nur, daß ich es nicht bin. Sie treibt ihren Jux mit mir, soviel ist sicher. Sie treibt ihn auch mit deinem frommen Bruder Jeremias, ferner mit den beiden poetischen Zeitblasen, welche du da oben gesehen und die bei dem Baron zu Gaste sind."

„Und mit dem Baron?"

„Das ist eine kitzliche Frage, Gott straf' mich! Zuweilen darf man glauben, der Baron habe in diesem Spiele die Matadore in der Hand, dann wieder umgekehrt, oder auch, es sei da mehr als Spiel im Spiele, nämlich eine veritable Leidenschaft. Aber wer kann sich über diese Eva aller Even, über diese Evissima ein festes Urtheil bilden? Der nächste Tag stößt es immer wieder um. Oh, sie ist beweglich, veränderlich und launisch, wie das Element, nach welchem sie ihren Charakternamen führt.

Immer anders und doch immer dieselbe. Mit Fug und Recht heißt sie die Tochter der Luft."

„Die Tochter der Luft?"

„Ja. Nicht wahr, das klingt romantisch?"

„Sehr."

„Es war einer der letzten Mohikaner der schlegel-tieck'schen Schule, welcher vor einiger Zeit nach alten Liedern und Sagen im Schwarzwald herumschnobberte und bei dieser Gelegenheit die Bekanntschaft der Gräfin machte. Das schöne Spanisch, welches sie spricht, entzückte den alten Knaben. Er las mit ihr im Calderon und hatte dabei den Einfall, die Gräfin sei das leibhaftige Konterfei der Heldin des berühmten Dramas: Die Tochter der Luft. Daher trägt sie den Namen Hija del ayre und sie hört ihn, däucht mich, gar nicht ungern. Was mich betrifft, so gestehe ich, daß mich, ungeachtet ich verliebt bin wie ein Maikäfer, die Gräfin zuweilen an das gebackene Eis der Chinesen erinnert, welches einem den Mund verbrennt und den Magen verkältet."

„Ein gastrosophisches Bild!" sagte Ottmar lachend.

„Ja, was willst du, daß ein Gastrosoph für andere Bilder gebrauche? Zudem paßt es auf seinen Gegenstand. Dieses Weib ist, Gott straf' mich, aus Glut und Eis zusammengesetzt."

„So etwas sagt, wenn mir recht ist, auch Calderon von seiner Heldin."

„Oh, du echter Deutscher, du! Kann man denn

keinen Gedanken äußern, ohne daß einem so ein Literaturkerl sagt: Da und da steht er gedruckt? — Uebrigens, da wir gerade von Literatur sprechen, du hast natürlich seiner Zeit den ‚Salon‘ von Heine gelesen? Gut. Erinnerst du dich der hübschen Sachen, welche er über die Willis beigebracht hat?“

„Ich glaube.“

„Wohl, siehst du, so eine Willi, so ein heimlich-unheimliches Wesen ist Eva Bernwart — so ein bezauberndes Ding,

. . . das Stein' erweichen,
Menschen rasend machen kann.

Ich sage dir, Ottmar Horst, hab' acht auf den kuriosen Muskel, welchen man Herz nennt, oder ich werde es binnen acht Tagen erleben, daß du ein Narr wirst wie alle wir andern. Doch da sind wir endlich auf der Thalebene. Wir wollen aufsitzen und machen, daß wir zur Goldforelle kommen, bevor es Mittag läutet.“

3.

Goldforellenwirths Goldforelle.

In der That, das Gehöft Im Bühl war, wie der gute Wate gesagt, ein heimeliger Ort.

Auf einer natürlichen Terrasse lag die Goldforelle in behaglicher Breite unter ihre alten Obstbäume hingebettet. Wie alle rechten Schwarzwaldhäuser war auch dieses aus Holz erbaut, aber solid, stramm, mit einer wahren Verschwendung von Eichen- und Nußbaumholz und nicht ohne architektonische Zierlichkeit. Der breite Giebel schaute gegen die Straße hinab und wies drei Reihen von Fenstern über einander, deren helle Scheiben in den beiden oberen Gestocken hinter einem üppigen Flor von Nelken, Levkoien und anderen ländlichen Zierpflanzen fast verschwanden. Zu der in die Mitte der Hausfronte eingelassenen Hauptthüre führte und führt noch jetzt eine breite steinerne Treppe mit eisernem Geländer empor, von deren oberster Stufe man zunächst in eine Vorlaube tritt, auf welche die Vorderfenster des eigentlichen Wirths- und Schenkzimmers heraussehen.

Diese Vorlaube verlängert sich links und rechts von der Hausthüre in eine Galerie, welche um das ganze Haus herläuft. Solche Galerien, deren Brustwehren zierliches Schnitzwerk bildet, haben auch die beiden oberen Stockwerke. Die unterste ist an beiden Seiten des Hauses durch ein Spalier von Reben und Jerichorosen mit der mittleren verbunden. Die Zimmer und Kammern der beiden oberen Stockwerke öffnen sich auf die Galerien, welche ihrerseits durch Treppen mit einander verbunden und allesammt durch das weit vorspringende Dach vor dem Unwetter geschützt sind. Zu der großen Treppe gelangt man von der Straße her über einen breiten Kiesplatz, von welchem aus links und rechts ein Weg an den Seitenfronten des Hauses hin zu den Hintergebäuden führt, zu den Ställen und „Gaden", wo der Goldforellenwirth seine Ochsen mästet und seinen reichen Korn- und Futtervorrath verwahrt.

Noch sind aber drei besondere Zierden dieses schönen Schwarzwaldheimwesens zu erwähnen. Da ist erstens ein klarer Bach, der rechter Hand von dem Haus in jähen Sprüngen von den Bergen herab durch das grüne Mattengelände dem Fluß im Thale drunten zueilt, in seinem tiefen, tannenbekränzten Granitbett brausend und hier und da eine hübsche Kaskade bildend. Da ist zweitens an der linken Hausecke ein Brunnen, der aus drei Röhren eine Fülle frischesten Bergquellwassers ergießt. Da ist endlich drittens diesseits des erwähnten Kiesplatzes, wo die Terrasse gegen die Straße zu abfällt, ein Rasen-

fleck, in welchem der gewaltige Stamm einer uralten Linde wurzelt, deren Geäst den ganzen Raum vor dem Hause beschattet.

Unter der Linde ist ein Tisch aufgeschlagen und der war jetzt gedeckt. Daran saßen die beiden Freunde, welche so eben ihr Mittagessen beendigt hatten. Wate saß behaglich mit übereinander gelegten Beinen in seinen Stuhl zurückgelehnt, schlürfte seinen Wein und blies den Rauch seiner Cigarre in das grüne Gezweig empor, durch welches die Mittagssonne goldene Lichter streute. Auch Ottmar war seiner Aufregung von heute Morgen wieder völlig Meister geworden und theilte das Behagen des Freundes, theilte es um so mehr, da er sich von der ganzen Umgebung angeheimelt fühlte. Er war als Knabe und noch als Jüngling viel im Bühl gewesen; zwischen seiner Mutter und der verstorbenen Goldforellenwirthin hatte eine vertraute Freundschaft gewaltet. Er nahm daher auch gegenüber der schmucken Tochter des Hauses, welche ab und zu ging und kam, das Recht alter Bekanntschaft in Anspruch. Freilich, des Goldforellenwirths einzig Kind, das Aivli*), war seither aus einem kleinen Mädchen zu einem rechtstattlichen „Meidli“ herangewachsen und so wollte sich zwischen ihr und dem Pfarrerssohn anfangs der trauliche Ton von ehemals nicht recht wiederfinden. Aber das Aivli hatte „des Pfarrers selig von Moosbrunn seinen Ottmar“ doch fast auf den ersten Blick wieder-

*) Alemannisches Verkleinerungswort für Eva.

erkannt, obgleich das Mädchen noch sehr tief in den Kinderschuhen gesteckt zur Zeit, wo der junge Mann als angehender Student zum letztenmal in ihrem väterlichen Haus gewesen war. Das hatte dem Ottmar mächtig wohlgethan.

Seine Blicke folgten mit unverkennbarer Theilnahme dem schönen Kinde, wenn es, die Gäste bedienend, zwischen dem Haus und der Linde hin und her ging, so frank und frei, mit jener zwanglosen Anmuth, wie sie, die Idyllendichter mögen sagen, was sie wollen, die Natur nur selten ländliche Schönen lehrt. Es war etwas Zierliches in allen Bewegungen des Aivli, dabei etwas Frisches, Flinkes, Anstelliges, was sich auch jetzt nicht verleugnete, als sie droben in der Vorlaube das Kaffeegeschirr zurüstete.

Ottmar schaute dem Mädchen mit Vergnügen zu und summte endlich halbsingend vor sich hin:

„Gott grüß' dich, Schenkentöchterlein!
Auf deinen holden Wangen
Sind in dem hellsten Purpurschein
Die Rosen aufgegangen.

Wie Lerchenlied aus hoher Luft
Klingt's lieblich aus deinem Munde.
Die Locken hauchen süßen Duft
Wie Veilchen im Waldesgrunde.

Und aus den schönen Augen sprühn
So helle, heiße Funken,
Als wär' die Sonn' im Mittagsglühn
In sie hinabgesunken."

„Sagst du was, lieber Junge?" fragte Wate, aus jenem Zustande auffahrend, welchen er unter dem Namen

Verdauungsdämmerung in einem eigenen Kapitel seiner „Philosophie des Magens“ abhandeln wollte. — „Ah so“, fuhr er fort, mit den Augen der Richtung von Ottmar's Blicken folgend. „Du erlustirst dich, scheint es, immer noch gern mit Citaten und, Gott straf' mich, dein Thema kann einen schon dazu bringen, Verse zu recitiren. Wart' mal, wo hab' ich nur die da her?

Wie von Wellen getragen geht sie, einem Schwan gleich,
Und ihr Blick ist so süß wie ein Taubenblick,
Ihre Stimme so rein wie Nachtigallsang;
Es glühen ihre Wangen, roth angehaucht,
Wie die Morgenröthe am Gotteshimmel;
In goldenen Flechten wallt das lange Haar,
Mit hellen Bändern schmuck zusammengeknüpft,
Um den Nacken schlängelt's, um die Schultern her,
Küßt die weiße Brust, die hochschwellende —“

„Seht mal, der grimme Wate wird poetisch!“ sagte Ottmar mit Lachen.

„Warum sollt' ich nicht? Ist die Poesie etwa ein Monopol für euch Gelbschnäbel? Ich sag' dir, ich war von jeher ein Stück Poet, wenngleich nur ein geheimer, so zu sagen, ein privatlicher. Im übrigen wirst du zugeben, daß die von mir mit Geist und Gefühl citirten Verse auf ihren Gegenstand passen. Passen sie nicht?“

„O ja, vollkommen. Ich beneide dich ordentlich um das Citat, beim Zeus! Aber sag' mir, wie konnte dein gefühlvolles Herz so lange mit diesem schönen Kind unter einem Dache weilen, ohne gerührt zu werden? Du bist, wie du mir sagtest, durch des letzten Schwarzwalddrachens Hingang Glashüttebesitzer geworden, id est

ein Mann von unabhängiger Stellung, und in deinen Jahren sollte man, vermuth' ich, allmälig ans Heiraten denken."

„Heiraten?" versetzte Wate, mit komischem Entsetzen die Cigarre auf den Tisch legend und mit beiden Händen in seinen Bart greifend. „Aus Heiraten denken!

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort —

Ich und heiraten? Du bist, Gott straf' mich, nicht recht gescheid oder willst mich uhzen*). Habe ich nicht dem Banner der Junggesellenschaft mich zugeschworen auf ewig? Darf und kann ein Gesellschaftsreformator in spe, ein künftiger Heiland der Küche ans Heiraten denken? Besinne dich, Mann. Um mich auf mein ungeheures Werk vorzubereiten, muß ich gut essen. Wer ißt am besten, Ehemänner oder Junggesellen? Letztere ohne Zweifel. Warum? Weil sie erstens den Kosttisch nach Belieben wechseln können und weil zweitens alle Köchinnen der Welt sich weit mehr Mühe geben, wenn sie wissen, daß sie für einen ledigen Mann kochen. Ich werde diesen Erfahrungssatz seiner Zeit und seines Orts spekulirend begründen. Alles zusammengefaßt, muß ich meiner erhabenen Mission zu Liebe Junggesell bleiben — quod erat demonstrandum."

„Vor socher Logik streich' ich eiligst die Segel."

„Das ist das Klügste, was du thun kannst. Im übrigen muß ich sagen, das Aivli ist ein herzig Kind. —

*) Foppen.

Sieh nur“, fuhr der Grimme fort, zur Vorlaube hinaufblinzelnd, „was das Mädchen für 'ne prächtige Stirne hat! Und es ist was drunter, sag' ich dir, viel Mutterwitz, viel schalkhafter Humor. Und die dunkelblauen Augen unter und die weichen braunen Haare über dieser Stirne sind auch nicht von Stroh, sollt' ich meinen. Und wie weiß das Aivli unsere gute alte Landestracht zu tragen! Sieh mal, wie die kurze, gefältelte schwarze Jüppe und der rothe Brustlatz und das schneeweiße Goller und die rothen Zwickelstrümpfe und das neckische Schäppli, unter welchem hervor das gloriose Zöpfepaar fast bis zur Erde hinabfällt, der schlanken und leichten und dabei doch runden Gestalt so prächtig stehen! Summa Summarum: 's Aivli ist ein gescheides, emsiges, seelengutes Aivli, ein dundersnettes Meitli, wie der selige Hebel sagen würde, und der Goldforellenwirth hat, Gott straf' mich! recht, wenn er das Kind seine Goldforelle nennt.“

In Wahrheit, der Lobgesang des Grimmen auf das Aivli war ein gerechtfertigter. Ottmar mußte sich das gestehen, als jetzt das Mädchen mit dem Kaffeebrett die Treppe herab und auf den Tisch unter den Linden zukam. Es drang sich ihm auch unwillkürlich eine Vergleichung des Mädchens mit der Frau auf, deren Erscheinung auf dem Pfaffenwald ihn so sehr überrascht hatte. Da war freilich nicht das Pikante, bewußt Graziöse, fast dämonisch Fesselnde, welches der kühnen Reiterin eigen; aber dafür war über das Schwarzwaldmädchen die reizendste Thaufrische ausgegossen.

Dem jungen Mann kam es wunderlich vor, daß er sich der Wirthstochter gegenüber viel befangener fühlte, als er es gegenüber der Gräfin gewesen, und diese seine Befangenheit schien sich auch dem Mädchen mitgetheilt zu haben, welches die Tassen stillschweigend auf dem Tisch ordnete und den braunen Trank einschenkte. Als sie Ottmar die Tasse darreichte, hielt er ihre Hand fest und sagte:

„Sie erinnern sich also meiner noch von alten Zeiten her, Jungfer Baldung?“

„Oh, freilich, Herr, aber ich weiß nicht recht, mit was für einem Titel ich Sie anreden muß.“

„Mit dem eines alten Bekannten, eines Freundes, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen. Nennen Sie mich kurzweg Ottmar.“

„Gut, also Herr Ottmar“, sagte sie beistimmend, einen Moment lang dem jungen Mann mit ihren guten Augen voll und freundlich ins Gesicht sehend. „Aber dann“, setzte sie hinzu, ihm ihre Hand entziehend, um auch den Bartmann mit Kaffee zu versorgen, „dann müssen Sie mich kurzweg Aivli heißen, wie mich jedermann heißt.“

Stellt euch doch nicht so hölzern an, Mordsapperment!“ mischte sich Wate ein. „Ihr seid alte Bekannte und jetzt geht ihr um einander herum wie die Katze um den heißen Brei. 's Aivli hat mir schon hundertmal die Ohren vollgeschwatzt, wie des moosbrunner Pfarrers sein Ottmar früher mit ihr im Bühl herumgesprungen. Macht

doch keine so städtischen Grimassen, und maßen ihr, vermuth' ich, schier zu groß geworden, euch zu duzen, so laßt wenigstens das Sie aus dem Spiel und sagt Ihr zu einander, wie alle rechten Schwarzwälder thun. Was meint Ihr, Aivli?"

„Ich mein', mit Verlaub, Ihr habt recht, Herr Doktor."

„Ja, freilich hat er recht, Aivli", sagte Ottmar. „Kommt, setzt Euch ein bißle zu uns. Wir wollen von alten Zeiten schwatzen."

„Hm, lieber Junge", bemerkte Wate, „ich glaube fast, eine Erinnerung von neuerem Datum dürfte dir wohlgefälliger sein. Darf ich unserm Freund da mittheilen, liebes Aivli, wie Ihr weintet, als ich Euch mal erzählte, wie ein gewisser armer Teufel von Reichsverfassungskämpfer krank und elend in den Kasematten lag?"

Ottmars Auge suchte das des Mädchens, aber Aivli hielt die ihrigen zu Boden gesenkt und Purpurröthe überzog ihre Wangen.

„Ich dank' Euch, Aivli", sagte der junge Mann tiefbewegt. „Ich dank' Euch von Herzen. Also hatte ich unrecht, damals zu glauben, ich sei von aller Welt vergessen und verlassen?"

„Oh, Herr Ottmar", versetzte das Mädchen, treuherzig aufblickend, „das hättet Ihr nicht glauben sollen. Alle rechten Leute im Forgthal haben Euch aufrichtig beklagt, als man hörte, daß Ihr bei Waghäusel verwundet und in die Kasematten geschleppt worden wäret. Der

Vater hat da gleich gesagt: Aivli, ich muß nach dem Ottmar lugen. Sein Vater und seine Mutter selig waren die brävsten Leut' im Schwarzwald und er selbst —"

„Er selbst?" fragte Ottmar, als das Mädchen stockte.

Sie blickte zur Seite und fuhr fort:

„Er selbst, sagte der Vater, hat sich — mit Verlaub, der Vater sagte so — hat sich wie ein rechter Kerl benommen. Aber der Vater konnte nicht nach Euch lugen, wie er doch wollte, Herr Ottmar, denn er wurde noch am selbigen Tag ebenfalls eingezogen und hatte eine lange Untersuchung auszustehen. Ja, zur selben Zeit war es hier recht traurig im Bühl und —"

„Aivli!" rief eine Männerstimme im Hause.

„Ach, da ist der Vater", sagte das Mädchen, dem Hause zueilend.

Gleich darauf hörte man sie droben in der Hausflur sagen:

„Vater, des Pfarrers selig von Moosbrunn sein Ottmar ist wieder da. Er ist draußen unter der Linde."

„Was, der?" erwiderte die Männerstimme von vorhin. „Das freut mich, Meidli, bi Gott!"

So sprechend, trat der Forellenwirth unter die Hausthüre und kam die Treppe herab, seinen neuen Gast zu begrüßen.

Er war eine stramme schwarzwälder „Mannengestalt", der Goldforellenwirth im Bühl. Obgleich nicht mehr jung, denn er hatte spät geheiratet, zeugte sein ganzes

Auftreten von Rüstigkeit und Behäbigkeit. Er trug auf den grauen Haaren einen schwarzen Strohhut, dessen Krämpe sein gesund röthliches Wirthsgesicht beschattete. Mit über die linke Schulter geworfenem Wams ging er in Hemdärmeln und offener Manchesterweste, welche den breitbändrigen, landesüblichen Hosenträger sehen ließ. An die schwarzmanchesterne Kniehose schlossen sich weiße Strümpfe an, welche eine respektable Wadenrundung zeigten und in derben Schuhen mit silbernen Schnallen endigten. In den Zügen des Mannes lag viel Bonhommie, aber auch etwas Decidirtes, etwas, was sagte, er lasse nicht mit sich spaßen. Vielleicht konnte einer, der viel mit Bauern verkehrt hatte, beim Anblick dieser Physiognomie noch mehr sagen, nämlich das: dem Teig, woraus der Goldforellenwirth geknetet war, sei eine gute Portion Bauernstolz beigemischt, und es wäre diese Aussage keineswegs eine grundlose gewesen, vorausgesetzt, daß man das Wort Bauernstolz nicht, wie gewöhnlich geschieht, im schlechten, sondern im besten Sinne genommen hätte. Ja, der Goldforellenwirth hielt was auf sich und das durfte er, denn er war als ein Mann von hellem Verstand und großer Willenskraft im ganzen Gebirge bekannt und geachtet, dessen Interessen er geschickt und uneigennützig in früherer Zeit zweimal auf dem Landtage vertreten hatte. Zu jener Zeit hatte eine damals große und einflußreiche Partei den schlichten Schwarzwälder mit Stolz zu den Ihrigen gezählt. Er aber war auch später, in ernsteren Prüfungen, der guten alten Sache treu ge-

blieben, während die meisten seiner Kollegen auf den Oppositionsbänken diese Prüfungen schlecht genug bestanden hatten. Auf dieses Kapitel durfte man ihn nicht bringen, sonst wurde er wild. Uebrigens war der Goldforellenwirth Baldung weder ein Politiker von Fach, noch ein politischer Kannegießer, sondern ein Landmann und Landwirth. Beides recht zu sein, darein setzte er seine Ehre. Einen tüchtigen Heustock im Gaden, gute Milchkühe und fette Ochsen im Stalle, reine Pfannen in der Küche, reine Weine im Keller und ordentliches Gesinde im Haus, das hält einen Mann oben, pflegte er zu sagen.

„Gesegnete Mahlzeit, ihr Herren", sagte er, zu den Freunden herantretend, „und grüß' Gott, Herr Ottmar! Freut mich, daß Ihr den Weg zum Bühl noch nicht vergessen habt, und freut mich doppelt, daß Ihr nicht nacher Amerika gangen seid, wie der Doktor da und wir alle gemeint haben. 's ist, bi Gott, ein Unglück fürs Ländle, daß die brävsten Leut' jetzt drauf versessen sind, über den großen Bach 'nüberz'gehen. Wird wohl, denk' mir, auch wieder mal 'ne Zeit kommen, wo man sie daheim brauchen könnt'."

Ottmar war aufgestanden, um die herzliche Begrüßung des Forellenwirths zu erwidern.

„Wie hätte ich", sagte er, „den Weg zu einem Hause vergessen sollen, in dessen Räumen ich so viele glückliche Stunden meiner Knaben- und Jünglingsjahre verlebte? Es hat mir auch herzlich wohlgethan, Herr

Waldung, daß Eure Tochter mich gleich wiedererkannte, obgleich es lange her ist, daß ich nicht mehr hier gewesen und sie bei meinem Scheiden noch recht klein war."

„Aber sie hat sich gestreckt, nicht wahr?" versetzte der glückliche Vater, „Und ein recht's Meidli ist's, das darf ich wohl sagen. 's hat Grütz im Kopf, Herr Ottmar, bi Gott! He, Aivli", rief er ins Haus hinein, „bring' mir mein Imbißessen da heraus! Die Herren werden's, denk' mir, wohl leiden, daß ich mich ein bißle zu ihnen setze. Bin mächtig hungrig und durstig. 's macht heut' sölli *) heiß und ich war weit droben im Thal in meiner Sage **) beim Wolfsloch."

„'s ist ein seltsamer Mann, der Goldforellenwirth, lieber Junge", sagte Wate zu Ottmar. „Schafft und rackert sich noch immer ab, als hätt' er's nöthig und wär' er nicht der, der er ist. Du kannst nicht glauben, wie große Mühe ich mir schon gegeben, ihm das Erhabene der Philosophie des süßen Nichtsthuns begreiflich zu machen, aber alles umsonst."

„Ei, so schlag'!" entgegnete der Wirth. „Bleibt mir mit Eurem Schnickschnack vom Leibe, Doktor. 's wär', nichts für ungut, auch besser, Ihr säßet drüben auf Eurer Glaserei im Trausigthal, statt da im Forgthal herumzudußeln, bis Euch vor lauter Faulheit der Bart so lang wächst, daß Ihr am End' drüber stolpert und den Hals brecht."

*) Sehr, ungewöhnlich.

**) Sägemühle.

Ottmar lachte und der Grimme stimmte herzlich mit ein.

„Ja, siehst du“, sagte er zu seinem Freunde, „wir leben in beständiger Fehde, my landlord und ich. Dessenungeachtet sind wir dicke Freunde, namentlich seit ich ihm unwiderlegbar bewiesen, daß es zwei Hauptarten von menschlichen Organismen gebe, wovon die eine Art zum Arbeiten, die andere zum Genießen organisirt und folglich auch prädenestirt sei.“

„Bewiesen, Doktor? Ihr habt mir, bi Gott! nichts bewiesen als das, daß Ihr eines Tages doch wieder zum Pulsgreifen und Receptesschreiben werdet langen müssen, wenn Ihr Eurem pfiffigen Werkführer nicht besser auf d' Finger lueget.“

Aivli machte dem freundschaftlichen Streite zwischen Wirth und Gast, wie er sich in der Goldforelle oft erneuerte, dadurch ein Ende, daß sie dem Vater das Mittagessen auftrug. Der Goldforellenwirth richtete mehrere Fragen über wirthschaftliche Vorkommnisse und Arbeiten an die Tochter und machte sich dann, durch ihre runden und klaren Antworten befriedigt, an sein Essen.

„Ja, daß ich's nicht vergess', Vater“, sagte das Mädchen. „Der Herr Graf hat auch wieder hergeschickt, diesen Morgen, Ihr wart kaum fort. Ihr möchtet, ließ er sagen, doch so gut sein —“

„Was?“ fragte Herr Baldung ziemlich unwirsch.

„Und ihn heut' noch oder morgen mit einem Besuche beehren.“

„Lirumlarum. Was hast du zur Antwort gegeben?“

„Nichts. Was konnt' ich sagen?“

„Was du sagen konntest? Ei, so schlag'! Du weißt ja wohl, daß ich mit dem Schloß nichts mehr zu thun haben will, gar nichts. Die Wirthschaft wird nimmer lang währen. 's muß bald einen tüchtigen Klapf absetzen. Aber ich will mich über das Zeug nicht ärgern. — Geh, Aivli, und hol' im hinteren Keller ein paar Flaschen von den gelbgesiegelten. Ich möcht' mit dem Herrn Ottmar Profit trinken. — Aber wer kommt denn da?“

„'s ist ein Stadtherr, der heut' Vormittag sein G'jährt da einstellte.“

„So, so. Mach', daß der Wein kommt. — Der ist sölli dick“, fuhr er fort, auf den Mann blickend, welcher von der Straße zur Goldforelle heraufkam.

„Ja, dick und schwer“, sagte Wate, „und er schnauft wie ein' Lokomotiv.“

4.

Herr Gleichsam.

Das rothglühende Vollmondgesicht mit einem rothseidenen Taschentuch abwechselnd anwehend und abtrocknend, die dicken Backen aufblasend, schnaufend und puhstend trat der neue Ankömmling, ein kleiner kugelrunder Mann, angethan mit einem sehr langschößigen Rock, einer dicken weißen Halsbinde und einem übermäßig hohen Hutcylinder, an die Gesellschaft unter der Linde heran.

„Schönen, guten Tag, ihr Herren", sagte er. „Exkiese — puh, puh! Schenire doch nicht — puh — will nicht hoffen! Sehr heiß heut', übertrieben für einen Maitag gleichsam."

„Nehmt Platz, Herr", sagte der Wirth und das mit dem geforderten Wein zurückgekehrte Nivli schob dem Erhitzten einen Stuhl an den Tisch.

Der kleine Dicke ließ sich auf den Stuhl fallen, augenscheinlich fast aufgelöst von Hitze, Aufregung und Erschöpfung. Er keuchte ordentlich und der Schweiß perlte ihm auf den Wangen.

„Ei, so schlag', Herr", sagte der Goldforellenwirth, seine gastronomische Beschäftigung einen Augenblick unterbrechend. „Ihr müßt, bi Gott, einen weiten und schweren Weg gemacht haben, um däweg*) aus dem Häusli z'kommen.

„Aus dem Häusli?" versetzte der Dicke mit einem stöhnenden Seufzer und noch immer sich Luft zufächelnd. „Nein, ich komm' mit nichten aus dem Häusli, sondern vielmehr aus des Teufels Rachen, direktement gleichsam — puh!"

Der Mann sagte das so drollig ernsthaft, daß Ottmar lächelte, Wate aber, welcher dem Dicken gegenüber saß, diesem unverhohlen ins Gesicht lachte.

„Ja, ihr Herren, ihr habt gut lachen — Exkiese! Mir aber ist's nicht ums Lachen zu thun, wohl aber ums Weinen gleichsam. — Oh, lieb's Jüngferli, sei'n Sie doch von der Gütigkeit, mir 'ne Portion Essen zu b'sorgen, 'ne recht tüchtige Portion gleichsam. — Hätt' ich doch was zu mir genommen, ehe ich in das verwunschene Schloß ging. Ein nüchterner Mann hat kein Glück. — Geschah mir recht gleichsam."

„Entschuldigen Sie, Herr Gleichsam", sagte Wate, dessen Humor durch das Gebaren des Dicken gereizt wurde.

„Exkiese", unterbrach ihn der Angeredete mit einem unbehaglichen Blick auf den furchtbaren Bart Wate's,

*) So, also.

„Exkiese, Herr — r — rr. Ich heiße Tauberich, Valentin Tauberich, einer löblichen Kaufmannsgilde der guten Stadt * * * * *burg Mitglied, Detail- und Großhändler gleichsam, auch Stadtrath und Kirchenältester obendrein. Und Sie, um Vergebung — darf ich gehorsamst fragen — steht der Herr wohl mit dem schrecklichen Schloß da droben am Fluß oder im Fluß gleichsam in Beziehung, Verbindung oder sonst welchem Verhältniß gleichsam?“

„Habet nicht Gemeinschaft mit den Gottlosen, spricht der Herr!“ entgegnete Wate näselnd und die Augen möglichst verdrehend. „Herr Valentin Tauberich, Detail- und Großhändler gleichsam, auch Stadtrath und Kirchenältester, ich bin nur ein unwürdiges Mitglied des Bundes der Heiligen, welche da genennet werden Mormonen und welche da hausen weit hinten am großen Salzsee, und ich bin getrieben vom Geist und ausgesandt, zu bekehren die Völker im Allgemeinen und die Detail- und Großhändler, Stadträthe und Kirchenältesten der guten Stadt * * * * *burg im Speciellen gleichsam.“

Der Herr Tauberich fuhr zurück und sah dem Bartmann eine Weile mit hellem Schrecken ins Gesicht. Dann näherte er sein Gesicht dem des Wirthes und flüsterte ihm ins Ohr:

„Läßt man denn solche Kerle frei herumlaufen? Das ist ja wieder ein Stück Revolution und gegen alle Kleiderordnung gleichsam.“

Ottmar sagte inzwischen leise zu Wate:

„Ich bitte dich, mach's nicht zu arg. Wir

müssen doch erfahren, was dem Philister im Schlosse passirte."

Wate nickte und sagte:

„Sie brauchen sich, lieber Bruder Tauberich, vor mir keineswegs zu entsetzen. Ich bin ein Mann des Friedens, Gott straf' mich! und wenn mich der Geist demnächst nach der Stadt führt, werden wir, hoff' ich, die besten Freunde von der Welt werden."

Das Mißtrauen des dicken Mannes war jedoch augenscheinlich nicht so leicht zu beschwichtigen, allein Ottmar ließ ihm nicht Zeit zu einer weiteren Aeußerung desselben.

Sie würden mir einen Gefallen thun, Herr Tauberich", sagte er, „wenn Sie mir etwas Näheres über das gräfliche Schloß mittheilen wollten. Ich bin mit den Verhältnissen desselben ganz unbekannt und doch habe ich ein nicht unwichtiges Geschäft dort abzumachen. Aber Sie sprachen zuerst von einem Teufelsrachen. Darf ich fragen, wie der mit dem Schlosse zusammenhängt?"

Der Gefragte fixirte einen Augenblick den Frager, und da ihm das Gesicht desselben Vertrauen einflößte, so platzte er alsbald mit der Antwort heraus:

„Das Schloß, ja, das ist eben der Teufelsrachen gleichsam, welchem entronnen zu sein ich froh bin. Doch Herr — Exkiese, darf ich so frei sein, um Ihren werthen Namen zu bitten? Man weiß doch gleichsam gern, mit wem man die Ehre hat. Nichts für ungut."

„Ich heiße Horst und bin Rechtskonsulent in der Residenz."

„Ah so! Freut mich gleichsam, Ihre werthe Bekanntschaft zu machen, Herr Horst.“

„Sehr verbunden, Herr Tauberich. Sie sind ein Geschäftsmann, ich bin es auch, und Geschäftsleute sollten sich unterstützen, wie Sie wissen.“

„Da haben Sie recht gleichsam; aber, Exkiese, mit Respekt zu melden, beschlägt Ihr Geschäft in dem höllischen Schloß auch eine Geldforderung? Nicht daß ich wunderfitzig wäre, behüte, allein: Schlägst du meinen Juden, schlag' ich deinen Juden, heißt's im Sprichwort gleichsam, und so —“

„Möchten Sie wissen, was ich im Schlosse will?“

„Ja, gleichsam.“

„Wir wollen, lieber Bruder Gleichsam“, näselte wieder Wate salbungsvoll, „ja, mein gottseliger Freund da und ich, wir wollen den Teufel austreiben, welchen Sie, wie es scheint, in Bernwartshall gesehen haben. Ego te obsecro, diabole! Vade retro, satanas!“

Ottmar trat seinem Freund auf den Fuß, denn Herr Tauberich wurde augenscheinlich wieder stutzig und murmelte etwas in seine weitvorstehende Halsbinde, was etwa heißen mochte: „In welche verhenkerte Gesellschaft bin ich denn da gerathen?“

„Was wird's weiter sein?“ bemerkte der Goldforellenwirth, welcher inzwischen mit seiner Mahlzeit zustande gekommen war und jetzt die gelbgesiegelten Flaschen entkorkte. „Der Herr da hat, schätz' ich, Geld an den Grafen zu fordern —“

Herr Tauberich nickte.

„Und ging ins Schloß“, fuhr der Wirth fort, „um sein Geld zu heischen —“

Herr Tauberich nickte abermals.

„Und da haben sie ihn auf eine artliche Art hinausspedirt.“

Tauberich nickte nicht, sondern schrie, den Mund halb voll von der Suppe, welche ihm das Aivli aufgestellt, und heftig mit den Armen wedelnd:

„Artlich? Auf eine artliche Art? Gott steh' mir bei! Auf eine höllische, heidnische, kommunistische Art ist man mit mir umgegangen gleichsam. Und sagen thu' ich, soweit und solange es Stadträthe und Kirchenälteste gibt, ist nie einem so mitgespielt worden. Es ist Revoluzerei und Kirchenschändung gleichsam. Aber es gibt noch Obrigkeiten im Lande und Gerichte —“

„Gleichsam“, sagte Wate mit Gravität.

„Gleichsam hin, gleichsam her, Herr. Wir wollen doch sehen, ob so ein Lumpazi gleichsam von Graf einen ehrsamen Bürger —“

„Und Stadtrath“, fiel der unverbesserliche Wate ein. „Aber werden Sie nicht anzüglich, Herr Tauberich. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht.“

Herr Tauberich warf dem Bartmann einen wüthenden Blick zu und schob einen großen Brocken gebackenen Fisches in den Mund.

„Nehmen Sie sich in acht, lieber Herr“, sagte Wate theilnahmevoll, „die Fische haben Gräten gleichsam.“

„Herr — r — rr“, fuhr Tauberich auf.

„Ei, so schlag'!“ legte sich der Wirth ins Mittel. „Wer wird auch so hitzig sein? Erzählt uns doch Eure absonderliche Geschichte und kommt, vorher wollen wir ein Glas von dem Rothen da trinken. Der spült die Gräten und den Aerger hinunter.“

Man stieß an und der Dicke ließ es hingehen, daß Wate dabei sagte: „Auf ihr Wohl gleichsam, Herr Tauberich.“

Wate ergötzte sich offenbar unbändig. Der Bart wackelte ihm vor innerlichem Lachen und er sagte verstohlen zu seinem Freunde: „'s ist ein Prachtkerl, der Herr Tauberich.“

Ottmar ließ den „Geschäftsmann“ seinen Appetit stillen, was er mit Vehemenz that, und sagte dann:

„Aber Ihre Geschichte, Herr Stadtrath? Sie werden mir meine Neugier zu gute halten: so etwas interessirt uns Advokaten.“

„Glaub's wohl, Herr Horst. 's wird auch eine Geschichte für Advokaten geben oder ich heiße nicht Valentin Tauberich.“

„Nun, so fackelt nicht so lange, Mann“, sagte der Wirth. „Heraus damit! Wie war's denn?“

„Ja, wie war's? Schändlich war's! versetzte der Dicke, welcher froh war, seine Geschichte endlich an den Mann bringen zu können. „Schändlich war's und meuchelmörderisch gleichsam, und das sag' ich!“

„Das ist, was man in der Rhetorik eine Präambel nennt“, bemerkte Wate.

„Brambel, Herr? Geht mit Euren Brambeln! Ich bin heute schon genug gebrambelt worden gleichsam.“

Der Grimme barst in ein helles Gelächter aus.

„Mein Freund wollte sagen“, bemerkte Ottmar begütigend, „daß Sie Ihre Erzählung mit einer Einleitung begonnen hätten.“

„Ja so, das ist was Anderes. Exkiese! Aber man soll gutes Deutsch reden, wenn man einen vernünftigen Sukkursch führen will.“

„Da habt Ihr recht gleichsam, edler Bürger und Stadtrath“, sagte Wate ernsthaft. „Wir wollen also jetzt einen vernünftigen Diskurs führen oder, wie Ihr Euch poetisch auszudrücken geruht, einen Sukkursch. Also erzählt frisch darauf los, werther Gönner und Freund.“

Der deutsche Philister ist bekanntlich neben dem Schaf und dem Kaninchen das geduldigste aller Geschöpfe. Wir erinnern an dieses historische Faktum, weil sonst dem Leser das Benehmen des guten Herrn Tauberich unnatürlich oder unmotivirt erscheinen könnte. Der gute Mann war keineswegs einfältig genug, um nicht zu merken, daß Wate mit ihm „das Michele spiele“; allein seine Entrüstung darüber verhielt sich zu seiner deutschen Schafsgeduld wie eins zu hundert.

Herr Tauberich begnügte sich daher, dem Bartungeheuer, wie er Wate innerlichst nannte, einen Blick souveräner Verachtung zu gönnen, und hob seine Geschichte folgendermaßen an:

„Die Herren sind ohne Zweifel in der guten Stadt *****burg bekannt, will sagen, Sie haben Connessantze

von der Stadt gleichsam. Nun wohl, verstehen Sie? wenn Sie über den Marktplatz gehen, von unten herauf und dann links um die Ecke, dann wieder rechter Hand an dem großen Brunnen vorbei gleichsam, was sehen Sie dann links schräg über der Straße? Ein grün angemaltes dreistöckiges Haus, das ich ein recht anständiges Haus nennen muß, obgleich es nur meiner Wenigkeit gehört."

„Bescheidenheit das schönste Kleid, sagt Christoph Schmid", bemerkte Wate.

„Also das Haus gehört mir", fuhr Tauberich fort, ohne sich an die Einschaltung des „Bartungeheuers" zu kehren, „und im untern Stockwerk rechts von der Hausthüre befindet sich mein Geschäftslokal, perspektive ein —"

„Une boutique, respektive ein Laden gleichsam."

„Behalten Sie Ihre verdammte Butike für sich, Herr — r — rr Soundso! Ich habe nichts mit Butiken zu schaffen und verbitt' es mir gleichsam, daß Sie mich bebutiken. Exkiese! Ich bin ein ruhiger Bürger —"

„Und Stadtrath, sowie Kirchenältester gleichsam —"

„Butik! Ei, ja wohl! Selbst Butike meinetwegen."

„Thun Sie doch nicht so rabiat, liebwerthester Herr Tauberich, oder ich lasse Sie auf meine Pfeife malen und zwar in Lebensgröße."

Herr Tauberich wandte sich mit unbeschreiblicher Verachtung von seinem Peiniger ab und adressirte die Fortsetzung seiner Erzählung ausschließlich an Ottmar, welcher eine löbliche Ernsthaftigkeit zu behaupten wußte.

„Ja, sehen Sie, Herr Horst, da stehe ich, wie gleichsam schon gesagt, es mag jetzt circa ein halbes Jahr her sein oder was drüber, eines schönen Tages, das heißt im Oktober vorigen Jahres, in meinem Kombdor und schreibe meine Briefe, da rathen Sie mal, was geschah? Draußen vor dem Geschäftlokal — ich nenne es ein Geschäftslokal, denn es ist keine Butike — fährt eine prächtige Eckibasche an und aus der steigt ein Herr von recht fürnehmem Aussehen gleichsam. Was thu' ich nun? Ich gehe an die Thüre, den Herrn zu empfangen. Höflichkeit steht einem Geschäftsmanne wohl an, wissen Sie? Wohl und gut, der Herr grüßt mich und, sagt er: ‚Herr Tauberich, man hat mich berichtet, Sie seien der Mann, welcher das bestassertirte Lager von Tabacken in der ganzen Stadt habe.' — ‚Da hat man Sie mit Wahrheit berichtet, Herr', sagt' ich, ‚ohne mir zu schmeicheln gleichsam. Womit kann ich dienen, Herr?' — ‚Haben Sie einen erklecklichen Vorrath von Louisiana und Varinas Nr. so und so?' fragt er. — ‚Freilich, freilich', sag' ich, ‚gerade von diesen Sorten hab' ich einen schönen Vorrath bester Gwalität gleichsam.' — ‚Wollen Sie mich davon Einsicht nehmen lassen?' fragt er. Ich, per se, sage ja und führe den Herrn ins Magazin und an die Fässer, damit er die Waare prüfen kann, an der Quelle gleichsam. Er, nicht faul, prüft sie, und wie er den Taback durch die Finger laufen läßt und dran riecht und auch mit der Zunge probirt, denk' ich bei mir, der thut den Taback verstehen. — ‚Hören Sie', sagt der Herr, ‚ich brauche von dem

Varinas da hundert Pfund und von dem Louisiana ebenfalls hundert Pfund.' — ‚Sehr verbunden', sag' ich. — ‚Wohl', sagt er, ‚packen Sie mir die Waare sorgfältig und schicken Sie dieselbe mit der nächsten Fuhre ins Forgthal hinauf. Die Rechnung legen Sie bei. Ich bin der Graf Hippolyt von Bernwart zu Bernwartshall.' — ‚Eine Ehre für mich, Herr Graf', sag' ich, ‚werde Ihrem gütigen Auftrag pflichtschuldigst nachkommen.' Ein Geschäftsmann, Herr Horst, wissen Sie? muß immer höflich sein gleichsam. Wohl, wie gesagt, ich packe den Taback, das heißt, ich lasse ihn packen — denn, wissen Sie, ich habe, Gott sei Dank, nicht nöthig, selber den Packknecht zu machen gleichsam — und expedire die Waare mit beigelegter Rechnung nach Awihs."

„Und das war die ganze Geschichte?" fragte Ottmar.

„Ach nein", versetzte Tauberich wehmüthig, „nicht die ganze leider gleichsam."

„Ihr kriegtet das Geld für Euren Taback nicht, nicht wahr?" sagte der Goldforellenwirth, dem grimmen Wate zublickend.

„Bis dato hab' ich keinen Kreuzer davon gesehen", erwiderte der Dicke seufzend. „Aber das ist noch nicht das Aergste."

„Bitte, fahren Sie fort, Herr Tauberich", sagte Wate. „Das ist, Gott straf' mich! die interessanteste Tabacksgeschichte gleichsam, die mir je vorgekommen. Wie ging's denn weiter, liebster Freund?"

„Ja, wie ging's?" entgegnete der Geschäftsmann

sogleich bereit, seinen Groll gegen den Frager zu vergessen, wenn ihn derselbe nur in Ruhe ließ. „Niederträchtig ging's, und das sag ich!"

Der entrüstete Tabackshändler nahm einen großen Schluck Wein zu sich und fuhr dann zu erzählen fort:

„Sehen Sie, meine Herrschaften, wie gleichsam schon gesagt, ich kriegte kein Geld. Nun hat aber Handel und Wandel, wie mein in Gott ruhender Vater zu sagen pflegte, zwei Seiten: Ausgeben und Einnehmen oder, geschäftsmäßig gesprochen, Soll und Haben. Gut, aus alledem folgt gleichsam, daß ich das Geld für den gelieferten Taback erwartete, aber nicht empfing."

„Sie sind ein Logiker erster Größe, Herr Tauberich, Spaß beiseite gleichsam. Aber weiter."

„Nun wohl, es vergingen einer, es vergingen zwei, drei, sechs Monate, ohne daß die Bezahlung mehrbesagter Rechnung einging. Da wurde mir die Sache doch schier zu bunt gleichsam und wurde ich ganz brummig darüber. Meine Eheliebste, die meine Art und Weise kennt gleichsam, sagte zu mir: ‚Vale', sagte sie, ‚dir geht was im Kopf rum.' — ‚Ja', sagt' ich, ‚der Herr Graf von Bernwart mitsammt dem Varinas und dem Louisiana, weißt du? gehen mir im Kopf rum. 's ist zwar, weißt du? Pflicht und Schuldigkeit eines ehrsamen Bürgers gleichsam, eines hohen Adels Kundschaft zu sonderbarer Ehre sich anzurechnen, jedennoch Handel und Wandel —'"

„Haben zwei Seiten, Herr Tauberich, das wissen wir bereits gleichsam."

„Also, wie schon gesagt, meine Eheliebste, die, wie ich wohl sagen darf, ein sonderbarlich gescheides Frauenzimmer ist gleichsam, that sagen: ‚Vale, wie wär's, wenn du den Schimmel einspannen ließest und mal ins Forgthal naufkutschirtest?' — ‚Potz Blitz', sagt' ich, ‚Ammreili, du hast recht gleichsam; gleich morgen will ich ins Forgthal und sehen, was aus meinen zweihundert Pfunden Taback geworden ist.' Wohl, ließ also den Schimmel anspannen und war schon bei guter Zeit im Thal oben. Stellte mein G'fährt hier in der Goldforelle ein und ließ mir von dem hübschen Jüngferle sagen, daß der Weg ins Schloß gradaus durch die Pappelallee ginge. So macht' ich mich denn guten Muths auf, um mein Geschäft abzuthun gleichsam. Gefiel mir freilich das Ding nicht so ganz recht, als ich bei dem Schlosse ankam. Sieht grauselig aus gleichsam, das Schloß, wie so 'ne alte Räuberburg, allwo es nicht geheuer. Wäre ums Haar wieder umgekehrt, denn wissen Sie, meine Herrschaften, ich bin ein friedlicher Bürger gleichsam. Faßte mir aber doch ein Herz — hätt' ich's nur ungefaßt gelassen! Nachdem ich mir aber das finstere Bauwesen gründlich angeguckt, marschirt' ich drauf los und kam zunächst unter ein kurioses Dings da, das wie der Eingang zu 'ner Kirche aussieht, so etwas, was die Arschigdegden gleichsam eine Halle oder einen Triumphbogen oder so was nennen. Wie schon gesagt, es sieht wie ein Thor aus, und alldieweilen Thore zum Durchgang da sind, ging ich so in meinen Gedanken gleichsam durch das Ding; aber Mordsapperment!

da wär' ich schier schön angekommen! Besagtes Thor ist eigentlich nur ein Vexirthor, maßen gleich dahinter ein Wassergraben liegt, in welchen ehrliche Menschen ohne Awihs hinunterplumpen gleichsam. Plumpte auch fast gar hinab, was schändlich ist und das sag' ich!'

„War denn die Zugbrücke aufgezogen, Mann?" fragte Wate.

„Ja freilich war sie aufgezogen gleichsam. Und ich frage, gehören derartige Institutionen in unserer Zeit an ein ehrliches Haus? Was? Was? Als ich noch ein dummer Junge war, da las ich mal in einer Rittergeschicht' von Zugbrücken und Fallgattern und Verließen und anderen solchen schauerlichen Institutionen, aber mein Vater selig schlug mir das Buch um den Grind, sagend, das seien lauter verfluchte Phantastigkeiten, die keinen Kreuzer einbrächten. Jedennoch sagte mein Vater selig auch jezuweilen: ‚Vale, schick' dich in die Umstände, wenn du was vor dich bringen willst.' — Gut, was thu' ich also in dieser meiner Alterizion? Ich schicke mich in die Umstände gleichsam. Da war unter dem Bogen des Vexirthors ein Klingelgriff angebracht. Daran zog ich, anfangs hübsch sachte und düsemang gleichsam, wie's 'nem Menschen von Lebensart ansteht, dann ein bißle stärker, bis es drüben läutete, und nun, was geschah? In dem Thürmchen neben der Zugbrücke — eigentlich sind zwei solche Thürmchen da, rechts eins und links eins — geht ein Fensterchen auf und ein beliebiger Kerl steckt den Kopf heraus gleichsam und schreit: ‚Was wollt Ihr?' Sah der Kerl schier

so unhöflich aus, wie er redete, aber ich mußte mich wohl oder übel in die Umstände schicken. ‚Hinüber will ich gleichsam', sagt' ich, ‚maßen ich ein Geschäft mit Seiner Gnaden dem Herrn Grafen abzumachen habe.' — ‚Ein Geschäft?' schreit der Kerl wieder. ‚Was für ein Geschäft?' — ‚Ein Tabacksgeschäft gleichsam', schrei' ich hinüber. ‚So, so!' brummt der Kerl und ging vom Fenster weg und nach 'ner Weile fiel die Zugbrücke rutsch ratsch nieder und da konnt' ich endlich in das verwunschene Schloß hinein oder auch nicht, denn ich kam eigentlich nur in den Hof vorerst, wo mich 'ne ganze Rotte höllischer, infamer Bestien von Hunden von allen Ecken und Enden her anknurrte und anboll, daß mir Hören und Sehen verging gleichsam. Insonderheit sah 'ne Bestie, groß wie ein Kalb und mit polizeiwidrig langen Zähnen versehen, ganz lebensgefährlich aus. Zum Glück lag das Unthier an der Kette, sonst wär' ich jetzt in hunderttausend Fetzen verrissen. Du meine Güte, dacht' ich, wenn ich nur schon wieder über dem verhexten Graben drüben wäre. 's war auch in dem Hofe ganz unheimelig, ganz duster und sahen die hohen schwarzen Wände gar nicht einladend aus gleichsam. Wie ich nun so simulirte, ob ich vorwärts oder rückwärts sollte, kam der Kerl, welcher mich über den Graben hinüber angeschrieen hatte, auf mich zu, sagend, der gnädige Herr arbeite in seinem Labertorio und er wolle mich hinführen. Ein Graf arbeitet in einem Labertorio — das klang schon verdächtig, meine Herrschaften,

klang es nicht? Was, was? — Jedennoch, wie schon gesagt gleichsam, ich folge dem Kerl, welcher seiner ganzen Fisiknummerie nach ein Jäger oder so was zu sein schien, und so kam ich vom Hof aus durch einen langen dunkeln Gang in ein Gemach, will sagen, in ein Dings da, was halb und halb wie 'ne Apothek', andererseits aber mehr als halb wie 'ne Schmiede- oder Schlosserwerkstatt aussah. Eigentlich sah ich da drinnen zuerst gar nichts als ein dunkles dickbauchiges Ding und an diesem Ding zwei runde, feuerrothe Dinger, Augen gleichsam, und das Ding oder Thier, was es war, machte ein Gepuhste und Geschnaube, höchst gruselig. Auch war eine Athemmoosfähre da drinnen, dick zum Schneiden und von einem Geruch, von einem Geruch — na, zehn Käsladen zusammen riechen dagegen balsamisch gleichsam.

‚Gnädiger Herr!‘ schrie der Kerl in die Finsterniß hinein, ‚da ist jemand, der ein Geschäft mit Ihnen hat.‘ Auf dies hin kam 'ne Figur hinter dem dicken, schnaubenden, feueraugigen Ding hervor und zugleich schlug ein abscheulich grünblaues Licht auf und ich sah einen Mann mit berußtem Gesicht und berußten Händen in einem Schurzfell und einer Lederjacke, deren Kapuze er über den Kopf gezogen hatte, vor mir stehen. ‚Was wünschen Sie, mein Herr?‘ sagte das Gespenst zu mir. ‚Ach Herr Jeses‘, sagt' ich, ‚um Vergebung, ich wollte dem Herrn Grafen meine Aufwartung machen gleichsam.‘ — ‚Der Graf bin ich‘, sagt' er; ‚was wollen Sie?‘ — ‚Bitte tausendmal um Entschuldigung, Euer Gnaden‘, sagt' ich nun,

‚ich wollte nur gehorsamst nachsehen, wie Euer Gnaden mein Louisiana und Varinas geschmeckt haben, zugleich allbereits zu neuen Aufträgen unterthänigst mich empfehlen und nebenbei meinen kleinen Saldo einkassiren gleichsam.‘ Drauf sagt der Herr in der Lederjacke: ‚Ich verstehe Sie nicht recht. Wer sind Sie denn eigentlich?‘ — ‚Eigentlich‘, sag' ich, ‚bin ich der Kaufmann Valentin Tauberich aus * * * * *burg.‘ — ‚Tauberich, Tauberich?‘ sagt er. ‚Habe nicht die Ehre.‘ — ‚Um Vergebung, Euer Gnaden‘, sagt' ich, ‚die Tabackslieferung, welche Ihnen zu machen ich die Ehre hatte gleichsam.‘ — ‚Mein lieber Herr Tauberich‘, sagt er, ‚mit solchen trivialen Geschäftssachen geb' ich mich persönlich nicht ab. Sie werden das begreifen.‘ — ‚Gnädiger Herr‘, sag' ich, ‚ich begreife gleichsam, aber —‘— ‚Aber‘, sagt er, ‚da wir von Tabacken reden, Sie sind ohne Zweifel ein Kenner?‘ — ‚Ich unterstehe mich, zu sagen, daß ich was von Tabacken verstehe.‘ — ‚Gut, kommen Sie mal hierher, Herr Tauberich. Ich bin dermalen mit einem wichtigen Tabacksexperiment beschäftigt. Können Sie wohl des genauesten die Qualitäten von dem Tabacksextract angeben, welcher da kocht?‘ So sprechend führte er mich zu einem Kessel oder so 'nem Dings da und lupfte mit 'ner Zange den Deckel und da kam ein Qualm raus, der mich schier umschlug. Er aber, der Graf gleichsam, fuhr mit 'nem Löffel in das brodelnde Zeug hinein und hielt mir 'ne Brühe unter die Nase, die roch und dampfte wie die Hölle gleichsam. Und das und die ganze Geschichte und das puhstende

Ding mit den rothen Augen und die phantastigkeitischen Instrumenter und die Kessel und Flaschen ringsum und die Schwärze und die Hitze und der Dunst und alles machte mich perplex und letz im Kopf und wirbelig gleichsam und ich sprang zurück und schrie, als ob ich am Spieße stäke. Da schrie der Graf auch. ‚Herr Tauberich', schrie er, ‚nicht dorthin, Mordelement, nicht dorthin! Sie treten meinem gezähmten Menschenfresser auf die Füße und der versteht keinen Spaß.' Da hört' ich einen Schrei hinter mir, einen Schrei, der mir den Angstschweiß austrieb, und wie ich mich umsah, was kriegt' ich da zu sehen? Ach, Herr Jemine, hat ein Christenmensch so was erlebt? Der lebendige Teufel stand hinter mir, feuerroth, mit weit aufgerissenem Rachen. Daß ich da nicht in Ohnmacht fiel, ist ein blitzblaues Wunder, meine Herrschaften. Aber ich glaubte, mein letztes Stündlein sei gekommen. Denn obgleich der Graf in einer heidnischen Sprache an das rothe Ungethüm hinwelschte, so fuhr dieses doch zu brüllen fort und wollte nach mir schnappen. Ich war schon todt gleichsam —"

Erschöpft hielt der Erzähler einen Augenblick inne und Wate flüsterte seinem Freunde ins Ohr:

„Der Schafskopf hat den Indianer, welchen der Graf aus Amerika mitbrachte, für den Teufel angesehen."

Zu Tauberich gewendet, fragte er:

„Aber wie sind Sie denn diesem unerhörten Abenteuer entronnen, edler Freund und Gönner?"

„Wie ich der Mordhöhle entronnen bin? Ja, wer

das wüßte! Ich weiß nur noch so viel gleichsam, daß mir der Graf zuschrie, ich sollte machen, daß ich fortkäme, sonst könnte er für nichts stehen. Da dreht' ich mich um und raffte alle meine Kräfte zusammen, und da zum Glück die Thüre der Hölle offen stand, fuhr ich hinaus wie 'ne Kugel aus dem Rohr und das rothe Ungeheuer brüllte hinter mir drein und draußen krakehlten mich die Hunde an und der infame Kerl, der mich dem Menschenfresser in den Rachen geführt, stand da mit noch ein paar anderen Kerlen und sie lachten, als ich an ihnen vorbeiraste — Gott verdamme sie! — und hetzten die Köter, daß ich auf und davon flog, als hätt' ich Flügel an den Füßen gleichsam. All mein Lebtag bin ich nicht so gelaufen und ich hörte nicht auf, bis ich die Pappelallee und alles hinter mir hatte."

Wate stand gähnend auf und sagte:

„Der langen Geschichte kurzer Sinn ist also der, Herr Tauberich, daß Sie das Schloß als Brummer betraten und dasselbe als Heuler verließen? Aber wissen Sie was? Sie sollten von dem Grafen Satisfaktion heischen und ihn auf Lokomotive fordern. Das ist die neueste Manier, wie sich Gentlemen pauken. Im übrigen empfangen Sie unseren gerührtesten Dank für Ihre wundersame Erzählung. — Komm, Ottmar, ich will dir auspacken und deine Stube in Ordnung bringen helfen."

Als die Freunde ins Haus gegangen, schien sich dem guten Stadtrath ein leises Gefühl aufzudrängen, daß er eine lächerliche Rolle gespielt habe. Allein der Schrecken

lag ihm doch noch zu tief in den Gliedern, als daß er zu irgend klarer Einsicht in die wahre Natur seines Abenteuers hätte gelangen können.

„Hören Sie, Herr Goldforellenwirth“, sagte er, „wer sind denn die beiden Herren eigentlich?“

Baldung, der nicht ohne eine humoristische Ader war, erwiderte:

„Es sind Gehilfen des Grafen, der ein großer Chemiker ist und wahrscheinlich bald das Goldmachen erfinden wird. Vor der Hand hat er ein Mittel entdeckt, wie man Mohren weißwaschen kann, und dazu, schätz' ich, braucht er so grüsli viel Tabacksbrühe.“

Tauberich rutschte unbehaglich auf seinem Stuhle hin und her.

„Hm“, sagte er, „da oben im Schwarzwald ist's doch eine sonderbarliche Gegend gleichsam. Hören Sie, Herr Wirth, sei'n Sie doch von der Gütigkeit, mein G'fährt einspannen zu lassen. 's ist die höchste Zeit gleichsam, daß ich mich auf den Heimweg mache.“

5.

Eine milde Kritikerin und ein scharfer Kritiker.

Die Sonne war eben erst über die östlichen Bergkuppen heraufgekommen, als Ottmar, gewohnt, früh aufzustehen, aus seinem Zimmer im zweiten Stockwerke der Goldforelle auf den Söller hinaustrat. An der Hinterseite des Gehöftes war es schon laut und rührig. Dort stand auf dem Hofe der Hausherr, die kurze Maserpfeife im Munde, und ertheilte den Knechten seinen Tagesbefehl. Blankgehaltenes Vieh wurde zur Tränke geführt, Pferde wurden angeschirrt zu mannichfacher Feldarbeit, ein Wagen mit Frischfutter kam schon von den Kleeäckern im Thale herauf, ein anderer fuhr ab, um den bei der Sägmühle am Wolfsloch aufgehäuften Brettervorrath zu der „Floßlände" unterhalb Forgau herabzuschaffen. Baldung kommandirte seine Leute ohne Geschrei, ohne Hast, wie ein Mann, der seiner Autorität sicher ist, und die ganze Scene zeigte unserem Freunde, daß die Haus- und Feldwirthschaft im Bühl nach bestem Stil eingerichtet war, das heißt, so ziemlich nach altväterisch solidem. Ottmar

freute sich auch, daß er unter den ab- und zugehenden Knechten und Mägden mehrere Gesichter fand, deren er sich von früher her erinnerte, und gar der alte Brosi*) dort, der Großknecht, mit seinen schneeweißen Haaren und rothen Backen und nicht allzu rother Nase, war ein Inventarstück, welches seit undenklicher Zeit zur Goldforelle gehörte und sich augenscheinlich bedeutender Privilegien erfreute; denn er bat jetzt eben seinen „Meister“ ganz ungenirt, ihm aus besagtem Maserkopf Feuer in seine Pfeife zu schütten, was sich keiner der übrigen Knechte hätte erlauben dürfen. Es wäre auch keinem, außer dem alten Brosi, zu rathen gewesen, auf dem Hof und in der Nähe der Stallungen eine Pfeife sehen zu lassen. Der alte Brosi aber rauchte, was das Zeug hielt, und es war weltbekannt, daß ihm 's Aivli seinen Tabacksbeutel regelmäßig aus dem Tabackshafen des Vaters füllte. Die Leute im Thale sagten auch, der Brosi sei eigentlich schon lange weder ein großer noch ein kleiner Knecht mehr, maßen er genug damit zu thun hätte, um die Mundspitze seiner Pfeife alle Tage jenen großen Knäuel Garn zu wickeln, welcher die Bestimmung hatte, besagter Spitze in dem zahnlosen Mund des Alten einen Anhaltspunkt zu verschaffen. Wie dem auch sein mag, soviel ist gewiß, daß der alte Brosi noch immer Luchsaugen hatte für die Hafertruhe und für Vieh und Futter und alles zusammen, was den Vortheil seines Herrn anging, und daß er

*) Ambros.

„fuchsteufelswild“ geworden wäre, wenn der Forellenwirth in Haus und Hof irgend etwas von Wichtigkeit vorgenommen hätte, ohne ihn vorher um seinen Rath zu fragen. Das kam aber nie vor, der Forellenwirth wußte, was er an seinem Brosi hatte.

Ottmar fühlte sich durch den Einblick in diese ländliche Thätigkeit einer wohlgeordneten und — wie die „alten bekannten Gesichter“ zeigten — zufriedenen Hausgenossenschaft ganz eigen angemuthet. „Es liegt doch eine unzerstörbare Gesundheit in den Werken des Landbaus“, dachte er. „Es ist, als ob die Muttererde denen, welche ihr nahe stehen und bleiben, liebender gesinnt sei als solchen, welche der Allnährerin selbst dann kaum noch flüchtig gedenken, wenn die besten Gaben derselben ihre stumpfe Erinnerung wachrufen. Was ist all der Charlatanismus aller vier Fakultäten gegen diese „ohne Rast, aber ohne Hast“ im Gange erhaltene wirthliche und bäuerliche Thätigkeit? Eben nichts als Charlatanismus. Am Ende waren unsere alten Idylliker doch nicht so ganz ohne Grund so enthusiastisch für das Landleben gestimmt, und wenn ich den behaglichen Frieden dieses Gehöftes ansehe, wenn ich den würzigen Morgenduft athme, der aus den Hochwäldern kommt, begreife ich, was der gute Hölty meinte, als er ausrief:

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!

Unser Freund rechtfertigte die aristotelische Definition vom Menschen: er war ein geselliges Wesen. Daher wollte er mit Wate über seine idyllische Anwandlung

sprechen und begab sich zu diesem Zweck an das entgegengesetzte Ende des Söllers, wo die Stube des „Grimmen" lag. Er hatte aber die Thüre derselben noch nicht erreicht, als er seinen Vorsatz änderte und schnell die Treppe hinabging. Das machte, er hatte drüben am Bach, wo der Obstgarten lag, das Aivli erblickt, welches in der Morgenfrühe mit Zurüstung einiger Beete beschäftigt war.

„Wie morgenfrisch das Kind aussieht und wie anmuthig es den Rechen handhabt!" sagte er zu sich, indem er die Einfriedigung betrat.

„Guten Morgen, Aivli!" rief er dem emsigen Mädchen zu.

Sie kehrte sich um und sagte freundlich:

„Schön Dank, Herr Ottmar. Was, Ihr seid schon auf?"

„Warum nicht? Meint Ihr, Ihr hättet allein das Recht, früh auf zu sein?"

„Oh, das nicht. Aber wir sind das besser gewohnt als die Stadtleute und der Vater sagt: Je früher am Tag man anfängt, desto früher kann man aufhören. Aber habt Ihr gut geschlafen, Herr Ottmar?"

„Vortrefflich und wohl noch länger, wenn mich nicht ein schnurriger Traum geweckt hätte."

„Ein Traum? Aber wißt Ihr auch, daß das wahr wird, was man träumt, wenn man 's erstemal in einem Hause schläft?"

„Das wäre! Aber denkt Euch nur, Aivli, Ihr habt in meinem Traum eine wichtige Rolle gespielt."

„Ich?“ versetzte sie, indem sie sich halb abwandte und sich hastig mit ihrem Rechen zu schaffen machte, um ihr Erröthen und ihre Verlegenheit zu verbergen.

Ottmar bemerkte beides, deutete es aber falsch.

Und er that dem Aivli Unrecht, wenn er ihre Bewegung für eine Art ländlicher Koketterie nahm. Aivli wußte nichts von Kokетterie, weder von angeborener — und es gibt eine angeborene, liebe Leserin — noch von angelernter.

Die Wahrheit war, auch Aivli hatte ihrerseits diese Nacht wunderlich geträumt und in ihrem Traum hatte ein junger Mann Namens Ottmar eine ebenfalls wichtige Rolle gespielt.

Wie das zuging, daß diese beiden jungen Leute in einer und derselben Nacht von einander träumten, weiß der Erzähler dieser wahrhaftigen Geschichte nicht zu erklären und muß er daher Wißbegierige auf Schubert und andere Symboliker des Traums verweisen. Das aber weiß er, daß Aivli auch ihren Theil von der Neugierde besaß, welche man ihrem Geschlechte zuzuschreiben pflegt. Wir vermuthen auch, daß das Mädchen gleichfalls etwas von der Klugheit ihres Geschlechtes besaß, denn sie steuerte nicht ungeschickt darauf los, etwas Näheres von dem Traume Ottmars zu erfahren.

„Als ich bei der Base in der Stadt mich aufhielt“, sagte sie, emsig ihren Rechen handhabend, um die Schollen des Beetes zu glätten, „las ich mal in einem Buch, welches von Träumen handelte —“

„Ihr habt Euch mal in der Stadt aufgehalten, Aivli?“ unterbrach Ottmar die Sprecherin.

„Ach ja, Herr Ottmar, aber ich konnt's nicht sölli lang aushalten. Nach dem Tode meiner Mutter selig — Gott tröste sie! — meinte die Bas', der Vater sollte mich zu ihr in die Stadt geben, von wegen dessen, damit ich den rechten Schick kriegte, wie die Bas' sagte. Der Vater gab der Bas' nach und so nahm sie mich mit in die Stadt und da sollt' ich Klavierspielen und Französisch und was weiß ich sonst noch alles lernen, aber es ging halt nicht. Ich mußt' immer an unsre Berg' denken und wie's da oben so frisch und frei, und der Stadtgeruch machte mich krank und ich kriegte schweres Heimweh. Ich hätt's gern dem Vater g'schrieben, aber das mocht' ich doch nicht, weil er's nun mal haben wollt', daß ich noch was lernte. Da kam eines Tags der alt' Brosi in die Stadt und sprach bei der Bas' vor und bracht' mir schwarzwälder Huzzelbrot. Und wie ich das anschneiden thu', fang ich an zu flannen*), und da merkt' der Brosi, wie d' Sach' steht, und ‚Meidli‘, sagt' er, ‚du siehst ja aus, daß man dich nimmer kennen thut, und ich leid's nicht, daß du da unter den Stadtleuten verhockest und versochest**).‘ Und weiter sagt' er zu der Bas': ‚'s Aivli geht mit mir heim ins Forgthal; 's ist numme kein' Luft da unten für so 'ne Meidli.‘ Und d' Bas' konnt' nichts machen, denn sie kannte den

*) Weinen. **) Versiechen.

Brosi wohl und wußt', daß der recht wild werden kann, wenn ihm was schief geht. Und der Brosi nahm mich also gleich mit heim und ich war ganz närrig vor Freud', als ich d' Forg und unsre Berg' und den Bühl wiedersah. Der Vater machte z'erst große Augen, als er mich so mir nichts dir nichts daherkommen sah, aber der Brosi sagte: ‚Der Donner schieß'! Meister, was würd' d' Meisterin selig sagen, wenn sie sehen könnt', wie mager 's Aivli worden?‘ Und da war's gut."

Ottmar hörte dem herzigen Geplauder des Mädchens mit Vergnügen zu, und wie sie so plauderte, bat er ihr heimlich ab, daß er ihr vorhin einen Augenblick in seinem Herzen Unrecht gethan.

„Ihr seid ein rechtes schwarzwälder Kind, Aivli", sagte er, „und laßt Euch sagen, seit ich gestern das Forg-thal wiedergesehen, ist mir's, da müßt' auch meine Heimat sein und sonst nirgends."

„Oh, nicht wahr", versetzte sie, helle Freude im Blick, „'s ist schön bei uns, und d' Leut' sind gut und brav?"

„Wenn sie alle wären wie du, dann freilich —" wollte Ottmar sagen, aber er dachte es nur, denn er scheute sich innerlichst, dieser lauteren Natur gegenüber etwas zu äußern, was einem konventionellen Kompliment ähnlich sah. So sagte er denn:

„Ihr habt mich ja noch gar nicht nach meinem Traum gefragt, Aivli? Seid Ihr denn nicht neu-gierig?"

„Oh doch, Herr Ottmar“, entgegnete sie und ihre Augen erbaten eine Mittheilung, die er gerne machte.

„Ja seht, Aivli, es war ein recht kurioser Traum. Wißt Ihr, droben beim Wolfsloch, nicht weit von Eures Vaters Sägmühle, bildet die Forg ein weites Becken —“

„Ja, und wißt Ihr noch, Herr Ottmar? Da habt Ihr mal vor Zeiten Eure Mutter selig und die meinige und mich in des Vaters Kahn herumgerudert.“

„Was Ihr für ein Gedächtniß habt, Aivli! Ja, im Traum von heut' Nacht war ich auch wieder dort auf dem Fluß in einem Kahn und ruderte eifrig einem andern nach und in dem befand sich die Gräfin Bernwart.“

„Die Gräfin? Kennt Ihr sie?“

„Ich kann kaum sagen, daß ich sie kenne, denn ich habe sie nur zweimal flüchtig gesehen: das einemal vor kurzem in der Residenz, das anderemal gestern Morgen auf der Höhe des Pfaffenwaldes. Also ich ruderte der Gräfin nach aus Leibeskräften, während sie mich mit allerlei neckischen Schwenkungen ihres Bootes im Kreise herumlockte. Endlich konnte sie, wie ich glaubte, mir nicht mehr ausweichen und ich ließ mein Fahrzeug mit verdoppelter Ruderkraft auf das ihrige losschießen. Aber wutsch! hatte die Gräfin den Schnabel ihres Kahns wieder zur Seite gedreht und im nächsten Aupenblick flog das leichte Boot an mir vorüber und geradeaus auf den Strudel zu, in welchem die Forg unterhalb des Beckens ihre Wasser an den wilden Felsenriffen, die dort ihr Bett einengen, zu Schaum schlägt. Ich sah zwar wohl die Gefahr,

sah, daß es auf Leib und Leben ging, aber dennoch trieb ich mein Fahrzeug dem Absturz entgegen. Der Kahn der Gräfin schoß hinab und verschwand in dem Wogenschwall und Gebrause und schon war auch ich dem Absturz auf Armeslänge nahe, als sich plötzlich von dem Felsblock, welcher dort in der Mitte des Flusses liegt, eine Hand ausstreckte, mich kräftig am Arm faßte und mich auf die rettende Felsplatte zog. Rathet mal, Aivli, wessen die Hand war, die mich rettete?"

„Wie könnt ich das errathen, Herr Ottmar?"

„Nun, wenn Ihr es nicht errathen könnt, will ich es sagen. Ihr, Aivli, waret meine Retterin."

„Ich? — Ja, das ist ein recht artlicher Traum, Herr Ottmar."

„Nicht wahr? Aber sagt, seid Ihr mit der Gräfin bekannt?"

„Wie käm' ich dazu? Unsereins hat keine so fürnehmen Leute zu Bekannten."

„Ei, Aivli, ich meine, es sollte niemand zu fürnehm sein, Eure Bekanntschaft zu suchen."

„Ach, geht mir doch! Jetzt spaßt Ihr, Herr Ottmar."

„Keineswegs. Aber laßt Euch sagen: Ihr kennt doch die Gräfin?"

„So vom Sehen."

„Und was haltet Ihr von ihr?"

„Was ich von ihr halte?" entgegnete das Mädchen zurückhaltend und wieder eifrig rechend. Dann sagte sie:

„Ich hab' mein Lebtag kein schöneres Weibsbild gesehen, als die Frau Gräfin ist, und seelengut ist sie auch.“

„Aber wie ist ihr Ruf? Was sagen die Leute von ihr? Mein Freund, der Wate im Bart, hat gestern wunderliches Zeug über sie an mich hingeschwatzt.“

„Oh, der Doktor! Ja, der hängt gern jedermann einen Schlötterlig*) an, wenn's ihm gerade Spaß macht. Aber er meint's nicht so bös. 's kommt nur drauf an, was er grad' für 'nen Tag hat.“

„Ei, Aivli, versteht mich nicht falsch. Der Wate hat mir nicht gerade etwas Nachtheiliges, das heißt, so zu sagen, etwas Schlechtes von der Gräfin gesagt. Es wäre sonst auch nicht zu begreifen, wie er —“ Hier unterbrach sich Ottmar, denn er hielt sich nicht für befugt, die Herzensgeheimnisse seines Freundes auszuplaudern.

Aivli drehte den Kopf halb über die Schulter, schaute dem jungen Mann schelmisch ins Gesicht und sagte lächelnd:

„Ich versteh' Euch wohl, Herr Ottmar.“

„Und ich Euch, Aivli.“

Nun lachten beide und Ottmar sagte:

„Der gute Wate hat Euch also seinen Schmerz auch anvertraut?“

„Seinen Schmerz? Oh, mit dem ist's nicht weit her. Er bild't sich halt d' Sach' nur ein vor Langweile.“

*) Makel, üble Nachrede.

„Woraus schließt Ihr das?"

„Als er mir kaum gesagt, er sei in die Frau Gräfin verliebt bis in die äußersten Spitzen seines Bartes, welches ein sölli garstiger Bart ist, da fing er gleich drauf ein groß Lamento drüber an — es war beim Mittagessen — daß unsre Köchin wieder mal das Ochsenfleisch viel zu weich gesotten und zu viel Mehl ins Sauerkraut gethan hätte."

„Beim Zeus!" sagte Ottmar lachend. „Das stand allerdings einem Verliebten schlecht an."

„Oh", meinte das Aivli, in die Fröhlichkeit des jungen Mannes einstimmend, „ich glaub' wohl, daß der Herr Doktor auch recht verliebt sein kann."

„Wirklich? In wen denn?"

„In Rehschlägel, wenn sie gut gebraten, in Forellen, wenn sie gut gebacken sind, nicht minder auch in meines Vaters rothgesiegelten Markgräfler und gelbgesiegelten Affenthaler."

„Aivli, Ihr seid ein Schalk. Aber um noch einmal auf die Gräfin zurückzukommen, was spricht man denn in der Gegend von ihr?"

„Die Leut' schwätzen viel, wenn der Tag lang ist. Aber ich glaub's halt nicht. Die Frau Gräfin läßt die Leut' schwätzen und bekümmert sich gar nicht drum. Das macht die Klatschblasen nur noch giftiger, obgleich die Frau Gräfin niemand nichts zu Leide thut. 'ne aparte Dam' ist sie, ja wohl, und thut, was sie mag. Aber dessentwegen sollt' man ihr, schätz' ich, nicht Uebles nachsagen."

„Allein das Verhältniß, in welchem sie zu ihrem Nachbar, dem Freiherrn von Moosbrunn, stehen soll?“

„Zu dem? Wie könnt' das sein? Er ist ja ihr Schwager, ihres Mannes leiblicher Bruder! Oh geht, das ist recht boshaftig, wer so was sagt!“

Diese Aeußerung sittlicher Entrüstung zeigte unserem Freunde, daß das Aivli lange nicht genug „sociale Routine“ besitze, das heißt, daß sie viel zu unverdorben war, als daß von ihr Aufschlüsse über die Liaisons einer vornehmen Dame erwartet werden dürften.

Aivli ihrerseits fand das Gespräch zu verfänglich und brach es daher mit der Bemerkung ab, ihre Arbeit im Garten sei gethan und Herr Ottmar werde wohl finden, daß es Zeit zum Frühstücken wäre.

In der That hatte Ottmar nichts dagegen, sich vom Aivli seinen Kaffee und seine Butterschnitten aufstellen zu lassen. Er lud das Mädchen ein, sein Frühstück zu theilen, aber Aivli hatte schon längst gefrühstückt. Nun meinte er, es ziemte sich, daß er auf Wate wartete, allein der inzwischen in die Stube getretene Forellenwirth sagte lachend, da könnte Ottmar lange warten, denn wenn nicht gerade was Apartes den Doktor aus den Federn jage, verlasse er dieselben erst gegen Mittag zu.

„Ihr müßt den Doktor ein bißle aufrappeln, Herr Ottmar“, sagte Baldung, als das Aivli weggegangen war, seinen Hausgeschäften nach. „Er wird sonst mistfaul und setzt sich aus Langweile allerlei Schnurrigkeiten in den Kopf.“

„Wie zum Beispiel eine ungeheure Verliebtheit, deren Gegenstand die Frau Gräfin Bernwart ist“, versetzte Ottmar.

„Ja, das ist so eine von seinen Schnurren, wovon er dem Aivli vorschwätzt, wenn's Regenwetter ist und er nicht hinauskann. Jezuweilen scheint's fast, es sei ihm ernst mit der Sach', wenn man den dicken Bartmann wie verrückt dem tollen Weibsbild über Stock und Stein nachjagen sieht, daß sein braver Gaul zu Schaden geht und er selbst am Ende noch den Hals bricht.“

„Ihr wißt, Herr Baldung, daß mich ein wichtiges Geschäft ins Schloß führt, und so werdet Ihr begreifen, daß mir daran liegt, den Boden ein wenig kennen zu lernen, auf welchen ich treten soll. Was ich bisher von der Wirthschaft in Bernwartshall gehört, hat mich stutzig gemacht, das mehr lächerliche als furchtbare Abenteuer des Herrn Tauberich gar nicht in Anschlag gebracht.“

„Die Ohren des besagten Tauberich sind bedeutend viel länger als sein Verstand, das ist sicher. Indessen ist an der Wahrheit seiner Geschichte nicht zu zweifeln. Der Graf hat die absonderlichsten Manieren, seine Gläubiger von sich abzuwehren. Er bracht' es auch glücklich dahin, daß sie ihn fürchten. Sonst hätten ihn wohl sein Wassergraben, seine Zugbrücke und seine übrigen Vorrichtungen längst nicht mehr davor geschützt, aus dem Schlosse seiner Vorfahren ausgetrieben zu werden.“

„Er steckt also in Schulden?“

„Bis über die Ohren, ja womöglich noch tiefer.“

„Also so weit ist das stolze Grafenhaus herabgekommen?“

„Freilich, und wie könnt' es auch anders sein? Die Bernwarte waren wunderliche Kerle jederzeit, Verschwender von uralters her und jeder von ihnen hatte irgend eine kostspielige Liebhaberei. So schmolz das reiche Besitzthum von Geschlecht zu Geschlecht mehr zusammen und ein schönes Gut nach dem andern ging aus den Händen der Grafen in die ihrer Nachbarn, der Freiherren von Moosbrunn, über, deren Betriebsamkeit stets die nöthigen Summen vorräthig hatte, um den ewigen Verlegenheiten der verschwenderischen und sorglosen Nachbarn abzuhelfen, für einen Augenblick wieder. So wurde die Freiherrschaft Moosbrunn in eben dem Maße größer und immer größer, in welchem die Grafschaft Bernwart kleiner und immer kleiner wurde. Den Verfall des alten Geschlechtes zu vermehren, kam dann noch die unglückliche Geschichte mit der Mutter des jetzigen Grafen hinzu. Doch die kennt Ihr ja.“

„Ich erinnere mich derselben nur in ganz dämmernden Umrissen. Wenn mir recht ist, ließ sich die Gräfin wenige Jahre nach der Geburt ihres Sohnes Hippolyt von ihrem Manne scheiden, um kurz darauf den Freiherrn von Moosbrunn zu heirathen, durch welchen sie Mutter des jetzigen Trägers dieses Namens wurde.“

„So ist's, und man konnte der Frau ihren Schritt kaum verübeln, inbetracht, daß der alte Graf der wunderlichste aller Bernwarte war, was bei Gott! viel sagen

will. Er hatte geradezu Anfälle von Verrücktheit und dann war seine Frau ihres Lebens nicht sicher. Ihr wißt, daß der Graf nach der Trennung von seiner Frau mit seinem kleinen Sohn auf und davon ging."

„Ja, aber weiter weiß ich von dieser trübsäligen Familiengeschichte nichts mehr."

„Man erfuhr auch viele Jahre lang nichts mehr von dem Grafen und inzwischen starben Freiherr und Freifrau von Moosbrunn, mit Hinterlassung ihres einzigen Kindes Adalbert. Aber ich hatte Unrecht, zu sagen, man hätte von dem Grafen seit seinem Verschwinden gar kein Lebenszeichen mehr erhalten, denn der alte Kastellan im Schlosse blieb fortwährend in einiger Verbindung mit seinem Herrn und bekam unter anderen Aufträgen eines Tages auch den, einem Fremden, der im Schloß anlangte, das halbverfallene Bärenschlößchen zur Wohnung einzuräumen. Dort sollte derselbe den Dienst eines Försters versehen und den Unterhalt eines solchen erhalten. Das war aber nur eine Form so zu sagen. Der Fremde that in Wirklichkeit keinen Dienst, hauste aber bis zu seinem Tode in der Ruine droben. Das war auch eine aparte Geschichte. Der Fremde war schon ein alter Mann, als er ankam, und trat mit keiner Seele in Berührung, litt auch nicht, daß jemand ihm oder seiner Einsiedelei zu nahe kam. Man munkelte allerlei. Der Fremde sei ein vornehmer Spanier gewesen, durch Blutschuld aus seinem Vaterlande getrieben, sagt man unter anderem. Gewiß ist, daß er deutsch verstand und sprechen konnte, wenn

er wollte. Er hatte ein kleines Mädchen mitgebracht, fast noch ein Wickelkind."

„Welches jetzt Gräfin Bernwart ist?"

„Ja, und auch das ist absonderlich genug, schätz' ich.

„Wie machte sich denn diese Heirat?"

„Ganz einfach, mein' ich. Es mag jetzt etwa fünf Jahre her sein, da erschien plötzlich der Graf Hippolyt im Schloß und legitimirte sich als solchen. Er kam aus den Urwaldnissen Amerikas, wo sein Vater, wie es heißt, einen blutigen Ausgang genommen, im Kampfe mit einer Indianerhorde. Graf Hippolyt, der in Eurem Alter steht, Herr Ottmar, machte tägliche Besuche im Bärenschlößchen, während er sonst mit niemand Umgang suchte, und das Ende vom Liede war, daß er die Eva, die inzwischen herangewachsene Enkelin des Fremden, als seine Frau heimführte, so zu sagen, vom Sterbelager ihres Großvaters weg, wenigstens fand die Heirat wenige Tage nach dem statt, an welchem die Leiche des Einsiedlers seinem letzten, dem Grafen eröffneten Willen gemäß unweit des Bärenschlößchens im Waldesdickicht bestattet worden war."

„Und Graf Hippolyt, Herr Baldung, ist er auch ein Bernwart?"

„Ein Vollblut-Bernwart und durchaus nicht aus der Art geschlagen."

„Auch ein Sonderling also?"

„Gewiß, vielleicht noch Schlimmeres."

„Was denn?"

„Ein Halbwilder."

„Ihr spaßt, Herr Baldung."

„Ei, so schlag'! Warum sollt' ich spaßen? Der Graf ist als Knab' und Jüngling mit seinem halbtollen Vater unter den Wilden der amerikanischen Wälder umhergezogen und da ist er selber halbwild geworden."

„Ist er denn von rohem, ungebildetem Betragen?"

„Das nicht gerade. Er kann im Gegentheil sehr fein sein, wenn er will, sehr fein, ja, bi Gott! Ich weiß was davon zu erzählen, ich, denn er hat mich nicht schlecht drangekriegt."

„Drangekriegt?"

„Das will ich meinen. Seht Ihr, der alte Kastellan, — er ist jetzt todt, die treue Haut — hatte die gräfliche Sach' während der Abwesenheit des Grafen wieder passabel in Ordnung gebracht, das heißt, soweit sich ein zerrüttetes Vermögen überhaupt noch in Ordnung bringen läßt. Bei verständiger Wirthschaft hätte auch der Graf nach seiner Heimkehr auf ganz anständigem Fuße leben, was vor sich bringen und an allmälige Abtragung der Schulden denken können, welche auf dem ihm noch gebliebenen Grundbesitz hafteten. In der ersten Zeit nach seiner Heirat ließ sich auch die Sach' ganz ordentlich an. Das junge Ehepaar lebte still und eingezogen und der Graf benutzte die mitheimgebrachten Kenntnisse — wo er sie aufgeschnappt, weiß der Himmel — um mit Eifer an eine rationelle Verbesserung seiner Güter zu gehen. Aber mit einmal änderte sich alles. Eine innere Zerrüttung des

Haushaltes gab demselben auch äußerlich die verderblichste Richtung. Der Teufel weiß, was eigentlich dran schuld war. Die Klatschbasen, welche der Schloßdienerschaft nachschnattern, wollen wissen, die Gräfin sei dahinter gekommen, daß ihr Mann es mit dem kupferbraunen Meidli halte, mit der Tochter des indianischen Wilden, welchen er übers Meer mit heimgebracht. Geht mich nichts an. Ich weiß nur, daß jetzt 'ne tolle Wirthschaft im Schloß losging. Der Graf that, was er mochte, die Gräfin, was sie wollte, und beide wetteiferten in verrückter Verschwendung. Das Schloß füllte sich mit Lakaien, Pferden und Hunden; es war da ein beständiges Ab- und Zuströmen von Gästen, Jagden und allerlei sonstige kostspielige Zeitvertreibe wurden veranstaltet. Es ging halt recht in Saus und Braus. Natürlich mußten zur Bestreitung eines solchen Lebens neue Schulden gemacht werden, Schulden über Schulden, Schulden von jeder Sorte, bis auf Tabacksschulden herab, wie Ihr gestern selber erfahren konntet."

Aha, und da mußtet auch Ihr dran glauben, Herr Baldung?"

„Freilich, freilich, und Ihr mögt mich auslachen; es geschieht mir nur nach dem Recht. Wir Schwarzwälder, wißt Ihr, sind keine Kapitalisten. Bringt einer was vor sich, so steckt er es in Ländereien oder in den Holzhandel, die Flößerei, die Uhrmacherei oder Glaserei. Nun wohl, ich hatt' 'ne hübsche Summe von meiner Seligen ihrer Schwester geerbt, die vor ein paar Jahren kinderlos in

der Stadt gestorben, das heißt, eigentlich gehörte die Erbschaft dem Aivli. Weiß der Henker, wie der Graf erlickert hatte, daß ich das Geld im Kasten liegen hatt', ohne im Augenblick zu wissen, was damit anfangen. Genug, er packt mich in einer schwachen Stund' und kriegt mich 'rum, daß ich ihm das Geld leihen thu' auf 'ne Sicherheit hin, die soviel wie keine ist. Ich merkt's bald genug, aber doch viel zu spät."

„Und fließen die Mittel, will sagen die Resultate des Schuldenmachens noch immer reichlich genug, um dem gräflichen Paare die Fortsetzung der lustigen Wirthschaft, wie Ihr sie angedeutet, möglich zu machen?"

„Nein, es lauft jetzt kuonig, wie wir Wirthe zu sagen pflegen, wenn ein Faß ganz auf der Neige ist. Drum ist es jetzt seit einiger Zeit wieder stiller geworden im Schloß, und wenn noch Festivitäten veranstaltet werden, so gibt der Freiherr Adalbert die Lokalität dazu her und trägt die Kosten. Er wird wohl wissen, warum."

„Ihr meint —"

„Ich meine, die Frau Gräfin habe ihrem Herrn Gemahl nichts mehr vorzuwerfen; das ist alles."

„Die Umstände des Grafen sind also allem nach verzweifelte gleichsam, wie Herr Tauberich zu sagen pflegt."

„Exkiese, wie derselbe Herr Tauberich zu sagen pflegt, nicht nur gleichsam verzweifelte. Er hat gewirthschaftet wie ein Narr und wird wie ein Lump endigen, wenn nicht als was Schlimmeres noch. Jetzt hat er sich, hör' ich, auf die Chemie geworfen und schafft Tag und Nacht

in dem Laboratorium, welches von seinem Großvater eingerichtet worden. Der wollte Gold machen, sein Enkel wird das aber so wenig zustand' bringen wie er. Die einzige reelle Hoffnung, die, schätz' ich, der Graf noch hegen kann, wäre die, daß er den verzwickten Proceß von wegen des Forgforstes gewänne, welchen der Freiherr Adalbert anspricht und welchen die Gläubiger des Grafen einstweilen unter Sequester gelegt haben. Auch ich bin bei dieser Streitsache interessirt, maßen ich nur dann Aussicht habe, wieder zu meinem Gelde zu kommen, wenn der Forgforst dem Grafen zugesprochen wird. — Aber sagt, Herr Ottmar, was haltet Ihr von dieser Streitsache?"

„Da bin ich überfragt Ich habe noch nichts von den Akten gesehen und weiß nur, daß die Sache eine verwickelte ist."

„Ei, so schlag'! Aber wie seid Ihr denn zu dem Proceß gekommen?"

„Er kam zu mir, so zu sagen, das heißt, ein Schreiben des Grafen lud mich nach Bernwartshall ein, um die Führung eines wichtigen Processes für ihn zu übernehmen."

„Eines wichtigen — ja wohl. 's ist ein prächtiger Wald und ein mächtiger, bi Gott! So seine vier- bis fünfmalhunderttausend Gulden unter Brüdern werth, bei den jetzigen Holzpreisen, und übervoll von schlagbaren Stämmen, weil während der ganzen ewigen Dauer des Processes die Eifersucht der beiden Familien das Holz-

schlagen verhinderte. — Aber sagt, wie ist denn der Graf gerade an Euch gerathen?"

„Das weiß ich selber nicht. Der Antrag kam mir ganz unerwartet."

„Das gräfliche Paar war vor kurzem in der Residenz. Wurdet Ihr vielleicht bei dieser Gelegenheit mit den Leuten bekannt?"

„Keineswegs. Den Grafen sah ich gar nicht, wohl aber die Gräfin im Theater. Ich wußte aber nicht, wer die Dame war, und erst gestern Morgen, als ich derselben wieder auf dem Pfaffenwald begegnete, erfuhr ich, daß meine flüchtige Bekanntschaft vom Schauspielhause den Namen einer Gräfin Bernwart trage und eine und dieselbe Person mit dem Enkelkinde des Einsiedlers vom Bärenschlößchen sei, welches ich vor Zeiten einmal im Waldesdickicht getroffen, seither aber total vergessen hatte."

Der Goldforellenwirth schwieg auf diese Auskunft hin eine Weile und ging mit auf den Rücken gelegten Händen nachdenklich in der Stube auf und ab. Dann kam er wieder zu dem jungen Mann heran und äußerte:

„Die Sach' kommt mir sölli kurios vor, bi Gott! Sagt mir, habt Ihr die Einladung hierher erhalten, bevor Ihr mit der Gräfin im Theater zusammengetroffen?"

„Nachher, ganz kurz darauf."

Das Gesicht Baldungs wurde sehr ernst. Er sah dem jungen Mann mit einer Art wohlwollender Strenge ins Gesicht, ergriff seine Hand und sagte nachdrücklich:

„Herr Ottmar, ich bin Euch gut, schon um Eurer braven Eltern willen, und dann, weil Ihr Euch in der traurigen Geschicht' von Anno damals, wißt Ihr? wie ein Mann gehalten. Nun wohl, Ihr werdet dem Grafen seinen Proceß führen und zwar tüchtig führen, schätz' ich, aber — aber — hört, was ich Euch wohlmeinend sage: Führt Euch in der ganzen Sach', die, schätz' ich, nicht nur jurist'sche, sondern auch noch andere Häkchen und Haken hat, so auf, wie es Eures Vaters Sohn soll."

„Das glaub ich Euch versprechen zu dürfen!" entgegnete Ottmar bewegt und schlug seine Rechte in die des wackeren Wirthes.

Zweites Buch.

Eva.

Mein ganzes Leben war eine Kette trauriger und unglückseliger Widersprüche gegen mein Herz und meinen Verstand.

Lermontoff.

1.

Im verwunschenen Schloß.

„Beim Zeus! der Tauberich hat nicht so ganz unrecht gehabt, wenn er Bernwartshall ein verwunschenes Schloß nannte. Jedenfalls sieht es nicht sehr heimelig aus.“

Dieser halblaute Ausruf entschlüpfte dem jungen Rechtsanwalt, als er, ein paar Stunden nach der Unterredung mit dem Goldforellenwirth, aus der Pappelallee auf den freien Platz trat, an dessen Ende das Schloß seine schwärzlichen Zinnen und altersgrauen Thürme in die Luft erhebt.

Bernwartshall ist in seinem Kern ein uraltes Bauwerk. Die Sage will, daß die Grundmauer des mittelalterlichen Wartthurms, welcher jenen Kern bildet, von den Römern herrühre, was gar nicht unwahrscheinlich ist. Ein aufmerksamer Beobachter kann an den einzelnen Theilen des Schlosses noch jetzt deutlich die Merkmale des Vorschrittes mittelalterlicher Architektur wahrnehmem. Das Ganze bildet eine architektonische Chronologie in Stein

etwa vom zwölften bis weit ins siebzehnte Jahrhundert herab. Zugleich kann Bernwartshall eines der besterhaltenen Beispiele jener Art von mittelalterlichen Burgen abgeben, welche man Wasserburgen nannte, im Gegensatz zu den Bergburgen. Wie bei diesen Fels und Hügel die Hauptmittel der Befestigung und Sicherheit darboten, so bei jenen See und Fluß. Der breite Graben, welcher, von der Forg gespeist, Bernwartshall zu einer Wasserburg machte, existirt noch heute und können überhaupt Romantiker an dem ganzen Bauwerk, soweit es jetzt noch vorhanden, ihre antiquarische Neugierde befriedigen. Platz haben sie genug dazu, ihr Steckenpferd zu tummeln, denn das Schloß ist groß und bedeckt mit seinen Ringmauern und Höfen einen weiten Raum. Auch wird sie, die romantischen Antiquare nämlich, niemand in ihren Untersuchungen stören, es wäre denn, daß — doch das gehört noch nicht hierher.

Ottmar hatte nicht nöthig, die unter der Thorhalle diesseits des Grabens angebrachte Klingel zu ziehen, denn die Zugbrücke war heute nicht aufgezogen. Er betrat sie und kam drüben durch ein düsteres Thorgewölbe, welches auf einen kleinen Hof mündete, der ringsher von hohen Mauern eingeschlossen war. Indem er sich umsah, ungewiß, welche Richtung er einschlagen sollte, kam aus einer Art Portierloge am Ausgange des Thorgewölbes der „beliebige Kerl", welcher gestern den Groß- und Detailhändler, Stadtrath und Kirchenältesten empfangen hatte und kein anderer war als der Thorwart. Der Mann sah gar

nicht räubermäßig aus und trug, wie die übrige männliche Dienerschaft des Schlosses, eine schmucke hellgrüne Livree mit Silberborten.

„Ich bin der Rechtskonsulent Horst“, sprach Ottmar den Hellgrünen an, „und wünsche dem Herrn Grafen meine Aufwartung zu machen.“

„Der gnädige Herr wird Sie auf der Stelle empfangen, Herr Doktor“, entgegnete der Diener. „Meine Herrschaft erwartete Sie schon gestern. Haben Sie nur die Güte, mir zu folgen.“

Unser Freund ging seinem Führer nach, welcher ihn aus dem engen Vorhof durch ein zweites, noch längeres und düstereres Thorgewölbe in den eigentlichen Burghof, den sogenannten Ehrenhof, geleitete. Hier sah es freundlicher aus. Ein alter Ahorn stand mitten auf dem Platz und beschattete einen großen Röhrbrunnen. Zur Rechten sah man ein langes Gebäude, welches zu Remisen und Stallungen eingerichtet war und vor welchem ein Jockey den gesattelten und dampfenden Schimmel der Gräfin auf und ab führte, der seine Herrin so eben von einem raschen Ritt zurückgebracht zu haben schien. Zur Linken, gegen den Fluß zu, streckte sich die lange Fronte des eigentlichen Herrenhauses hin, augenscheinlich das jüngste Bauwesen von Bernwartshall, wohnlich aussehend und sogar nicht ohne Ansprüche auf jene architektonische Schönheit, welche den Stil der Renaissance auch da noch kennzeichnet, wo er schon in den Perrückenstil des achtzehnten Jahrhunderts überzugehen anfängt.

Ottmar folgte dem Diener den breiten Perron hinauf und droben durch eine Vorhalle mit zierlicher Wölbung. In dieses Vestibulum, wenn man es so nennen darf, mündeten von links- und rechtsher Korridore, deren ersterer, wie der Hellgrüne unserem Freunde bedeutete, in die Gemächer des Hausherrn, der zweite in die der Gräfin führte. Jenen hinabgehend, stießen Ottmar und sein Führer auf einen Mann, dessen kupferbraunes Gesicht unsern Freund einen halben Schritt zurücktreten machte. obgleich er durch Wate darauf vorbereitet war, einen Indianer in Bernwartshall zu finden.

„Milimach“, sagte der Hellgrüne zu dem Rothhäutigen, „melde dem Sachem, daß der Herr angekommen sei, welchen er gestern erwartete.“

Der Indianer ließ sein dunkles Auge mit der gleichgiltigen Kälte seiner Rasse einen Moment auf den Zügen des Fremden ruhen und verschwand dann, ohne einen Laut von sich zu geben.

„Milimach! Sachem!“ sagte Ottmar zu sich, als er in dem Kabinett, in welches ihn sein Führer gebracht hatte, allein war, „das sind Namen, so abenteuerlich wie die Gegenstände, welche sie bezeichnen. Ich muß, glaub' ich, die Erinnerungen Cooper'scher Romane aus meinem Gedächtniß heraufholen, um mich auf diesem Terrain zurechtzufinden.“

Er sah sich in dem Gemach um, welches, mehr tief als breit, nur ein Fenster hatte, das auf einen kleinen Grasfleck mit einer verwilderten Baumgruppe hinausging. Weiter

reichte der Blick nicht, denn hochaufgeschossenes Gebüsch schnitt die Aussicht auf den Fluß ab und man konnte auf den Einfall kommen, der Bewohner des Gemaches habe dasselbe absichtlich gewählt, weil er hier vor jeder Störung von außen, vor jeder Beeinträchtigung seines Nachdenkens durch äußere Dinge gesichert war. Die Bücherrepositorien an den Wänden und der große, mit physikalischen Instrumenten bedeckte Tisch in der Mitte des Zimmers widersprachen dieser Annahme nicht. Mehrere Bücher lagen da und dort aufgeschlagen umher, und als Ottmar, gelangweilt durch das lange Ausbleiben des Grafen, eines derselben zur Hand nahm, sah er, daß es Orfila's Toxikologie war. Er begann gleichgiltig da zu lesen, wo das Buch des berühmten Chemikers aufgeschlagen war, und las einige Seiten herunter, welche eine Analyse des Nikotins enthielten, ganz nur mechanisch und ohne seiner Lektüre irgend welche tiefere Aufmerksamkeit zu schenken.

Endlich hörte er Tritte auf dem Korridor und legte das Buch weg.

Der Graf trat ein.

„Willkommen, sehr willkommen in Bernwartshall, mein werther Herr Doktor“, sagte er, „und entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ. Ich war gerade in meinem Laboratorium beschäftigt — ich treibe nämlich, um die Zeit todtzuschlagen, Chemie — als Sie kamen, und wollte mich Ihnen doch nicht in dem manchmal etwas schauerlichen Kostüm eines Laboranten vorstellen.“

„Wie dem armen Tauberich“, dachte Ottmar, ließ

es aber bei einer Verbeugung sein Bewenden haben. Soweit er den Schloßherrn während der folgenden Unterredung beobachten konnte, stellte sich das Resultat seiner Beobachtung etwa so.

Graf Hippolyt war hochgebaut, mager, sehnig. Er trug über der hohen, schmalen Stirne das röthlichblonde Haar kurz geschoren, während ein nachlässig behandelter Bart Lippen und Kinn umwucherte. Seine Züge hätte man gewöhnlich nennen können, wenn ihnen nicht die tiefe dunkle Furche zwischen den Brauen, welche bis zur Wurzel der dünnen Habichtsnase herablief, einen gewissen Ausdruck von Energie verliehen hätte. Soweit hätte man sich mit dieser Physiognomie schon befreunden können. Aber die Augen des Mannes ließen das nicht zu. Es waren blaßblaue Augen, die, ohne gerade zu schielen, einen ganz eigenthümlich falschen Blick hatten, einen gewissen matten Bleiganz, der ankältend wirkte. Es machte einem unbehaglich, in diese Augen zu sehen.

„Wir haben Sie schon gestern erwartet, Herr Doktor", sagte der Graf, „und wir hoffen, daß es Ihnen in Bernwartshall gefallen möge. Das Haus ist freilich nicht mehr der frohe Ort von ehemals; indessen wollen wir unser Möglichstes thun, Ihren Aufenthalt so angenehm zu machen, wie die Umstände es erlauben. Ihre Zimmer sind in Bereitschaft —"

„Verzeihen Sie mir, Herr Graf, wenn ich unhöflich erscheine, indem ich Ihre Gastfreundschaft nicht in ihrem ganzen Umfang annehme. Gewiß, ich weiß Ihre Güte

zu schätzen, allein zufällige Umstände bestimmten mich, mein Quartier in der Goldforelle im Bühl aufzuschlagen."

„In der Goldforelle?" versetzte der Graf mit einer Betonung, die es zweifelhaft ließ, ob er mit dieser Ablehnung seiner Einladung nicht so ganz unzufrieden war, oder ob er seine Unzufriedenheit mit weltmännischem Takt zu verbergen wußte.

„Ja, in der Goldforelle", sagte Ottmar. „Das Haus ist mir von meinen Knabenjahren her ein bekanntes und dann haust gegenwärtig auch mein Freund Wate dort, mit welchem ich während meines Aufenthaltes im Forgthal möglichst viel zusammensein möchte."

„Das ist freilich ein triftiger Grund, welcher aber, wie ich hoffe, nicht verhindert, daß Sie mein Haus als das Ihrige ansehen werden. — Sie kennen also Herrn Baldung?" fügte er leichthin bei, doch entging unserem Freunde der forschende Ton dieser Frage nicht.

„Ja, Herr Graf, und zwar als einen Ehrenmann durch und durch."

„Gewiß, das ist er", erwiderte der Graf rasch und eifrig. „Herr Baldung ist ein wackerer Mann, in der That. Er hat zwar gewisse Eigenheiten, sagt man, aber —"

„Wer hat die nicht?" beendigte Ottmar den angefangenen Satz des Hausherrn.

„Freilich, freilich, ich bin ganz mit Ihnen einverstanden. — Aber jetzt wollen wir, wenn Sie nichts dagegen haben, von unserem Geschäfte reden."

Deßhalb kam ich, Herr Graf. Wenn Sie es mir jedoch zu gute halten wollen, möchte ich eine Frage vorausschicken."

„Ich bin zu Ihren Diensten, Herr Doktor."

„Ihr für mich schmeichelhafter Antrag kam mir ganz unerwartet, so unerwartet, daß Sie meine Neugierde begreifen, zu erfahren, wie es kam, daß Sie gerade auf mich verfielen, während es doch unter meinen Kollegen in der Hauptstadt viele gibt, mit denen ich an Ruf mich durchaus nicht messen kann."

„Oh, das ging sehr einfach zu. Als ich vor kurzem mit meiner Frau in der Residenz war, wurde die Gräfin durch eine Dame ihrer Bekanntschaft auf Sie aufmerksam gemacht. Sie theilte mir das mit und auf meine Erkundigungen erfuhr ich, daß ich Ihnen mit vollstem Zutrauen die Führung dieses nichtswürdigen Processes überlassen könnte, von dessen Ausgang, wie ich Ihnen nicht verschweigen will, die Zukunft meines Hauses abhängt. Im übrigen muß ich noch sagen, daß mich bei Ihrer Wahl neben Ihrer mir von kompetenter Seite verbürgten Tüchtigkeit auch noch der Umstand leitete, daß Sie ein forgthaler Kind. Ich dachte mir, Herr Doktor, ein geborener Forgthaler würde an dieser Sache einen lebhafteren Antheil nehmen als ein Fremder, der die ganze Angelegenheit über den banalen Geschäftsleisten schlüge."

„Ich bin Ihnen dankbar für dieses Vertrauen, Herr Graf, und Sie sollen sich insofern nicht in mir geirrt haben, als ich mein Möglichstes thun werde. Aber ich

spreche wie der Blinde von der Farbe, denn ich weiß nur ganz obenhin, daß der Forgforst der Gegenstand Ihrer Streitsache ist."

„Ja, dieser unglückselige Forst, welchen meinetwegen der Teufel holen könnte, wenn er nicht einen so großen Werth besäße."

Hier zog sich die Brauenfurche des Sprechers schwärzer zusammen, und der Bleiglanz seiner Augen wurde unheimlicher, indem er fortfuhr:

„Ich nannte den Proceß einen nichtswürdigen, weil es ein wahrer Skandal, daß mein Halbbruder sich nicht herbeilassen will, eine durch nichtswürdige Rabulisterei verschleppte Streitsache in billiger oder vielmehr gerechter Weise beizulegen. Der Freiherr weiß recht gut, daß das Recht auf meiner Seite ist."

Ottmar hielt sich nicht für befugt, auf diese persönliche Seite der Sache näher einzutreten, und bemerkte daher:

„Aber die Gegenpartei muß doch Anhaltspunkte für ihre Ansprüche haben, sonst hätte sich die Sache unmöglich so lange verschleppen lassen. Doch um was dreht sich denn eigentlich der Streit?"

„Die Sache ist an und für sich sehr einfach, und soweit sie einfach ist, will ich sie Ihnen sofort mittheilen. Was jedoch die Verworrenheit betrifft, welche die Gerichte und Ihre Herren Kollegen — entschuldigen Sie, Herr Doktor — daraus gemacht, darüber muß ich Sie an meine Frau weisen, die im vergangenen Winter aus

Langweile, glaub' ich, diesen verhenkerten Proceß zu ihrem Studium gemacht. Ich selber mochte nie etwas damit zu thun haben; schon der Anblick dieser abscheulichen Aktenstöße machte mich krank. — Also, wie gesagt, meine Frau wird Sie über den Gang des Processes besser belehren können als ich. Ich beschränke mich daher auf den einfachen Sachverhalt. — Mein Großvater war ein Mann wie wir Bernwarte alle, das heißt, er brauchte viel Geld und machte sich der Zukunft wegen keine Sorgen. In einer seiner gewöhnlichen Verlegenheiten oder, wenn Sie wollen, in einer ungewöhnlichen wandte er sich, wie das schon oft geschehen, an seinen Nachbar, den Freiherrn von Moosbrunn. Nun müssen Sie wissen, daß die Moosbrunn oder wie sie, wie ich behaupte, eigentlich ursprünglich hießen, die Moosbrunner — denn ihr Ahnherr war so sicher und gewiß, als ich ein Bernwart bin, nicht mehr und nicht weniger als ein Jude — die Moosbrunner also besaßen von jeher ein ebenso eminentes Talent zum Schachern und Erwerben als die Bernwarte zum Verschwenden. Der Großvater meines Halbbruders war daher gleich bereit, meinem Großvater die Summe vorzustrecken, welche derselbe gerade bedurfte, und mein Großvater stand nicht an, ihm als Pfand dafür den forgauer Forst, einen unserer letzten und schönsten Wälder, zu verschreiben. Das Pfand wurde natürlich zu der als Termin bestimmten Zeit nicht eingelöst. Aber bemerken Sie wohl, ich spreche vom forgauer Forst."

„Zum Unterschied vom Forgforst, nicht wahr?"

„Allerdings; aber wie, auch Sie kennen diesen Unterschied?"

„Wenigstens glaube ich mich aus meinen Knabenjahren dunkel zu erinnern, daß diese Unterscheidung im Forgthal gäng und gebe war. Wenn mir recht ist, so betrachtete man früher den Bach, welcher beim Bärenschlößchen von den Bergen herabstürzt, oder viemehr den tiefen und breiten Einschnitt, durch welchen dieser Bärenbach aus dem weiten, hinter dem Schlößchen liegenden Waldgebiet hervorkommt, als die Grenzmark zwischen dem Forgforst und dem forgauer Forst. Dieser dehnte sich an dem linken, jener an dem rechten Ufer des Baches weithin über Hügel, Bergkuppen und Schluchten."

„Ganz richtig, so ist es noch heutzutage. Sie haben ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, Herr Doktor, und ich stehe nicht an, zu sagen, daß ich diese Treue Ihrer Erinnerung für ein gutes Omen ansehe. Aber hören Sie weiter. Der moosbrunner Schurke wollte die Gelegenheit benutzen, nicht nur den forgauer Forst, sondern zugleich auch den Forgforst einzusacken, und die Sorglosigkeit meines Großvaters, welche er allzugut kannte, erleichterte ihm seine Spekulation ungemein. Er wußte es zu machen, daß in der Pfandurkunde der Name des fraglichen Waldes so undeutlich geschrieben ward, daß kein Experte der Schreibekunst — hole sie der Henker allesammt! — bis auf den heutigen Tag hat daraus klug werden können, ob das Wort Forg- oder Forgauer-Forst heiße. Zur Vermehrung der Gaunerei hatte jener Hund

von Enkel eines Judenbuben in das Dokument auch noch den Ausdruck ‚das ganze Waldterritorium‘ des unleserlichen Forstes einzuschmuggeln gewußt. Auf das noble Dokument gestützt, nahm dann der Schuft den Forst hüben und drüben vom Bärenbach in Anspruch und so begann noch bei Lebzeiten meines Großvaters dieser verdammte Proceß, welcher früher von unserer Seite leider so nachlässig betrieben wurde, daß die Gegenpartei einen bedeutenden Vorsprung gewann.“

„Erlauben Sie mir zu fragen, Herr Graf: existirt außer dem besagten Dokument über die fragliche Verpfändung kein weiteres?“

„Doch. Mein Großvater scheint seinem Nachbar doch nicht so ganz getraut zu haben. Die Pfandverschreibung wurde in Duplo ausgefertigt und in unserem Exemplar ist das Pfandobjekt ganz deutlich ‚Forgauer Forst‘ geschrieben. Noch mehr, in unserem Exemplar heißt es weiter: ‚Und soll besagtes Pfand, der Forgauer Forst, begreifen das ganze Waldgebiet bis zu den drei Anno 1744 gesetzten Marksteinen längs des Baches.‘“

„Das ist ja vortrefflich!“

„Wohl, hätte die Sache nur nicht einen Haken, an welchem sie die Gegenpartei geschickt fassen konnte.“

„Wie denn?“

„Sie bemerkten, daß es in der Urkunde leider nur heißt: ‚längs des Baches‘, nicht aber: ‚längs des Bärenbaches‘. Demzufolge behauptete und behauptet die Gegenpartei, unter dem Bach sei nicht im entferntesten der

Bärenbach, sondern vielmehr der Trausigbach zu verstehen, welcher diesseits des Plateaus des Pfaffenwaldes allerdings die Grenze des ganzen prächtigen Hochwaldgebietes bildet, das einst unserem Hause gehörte und von welchem jetzt nur noch der bestrittene Forgforst uns geblieben ist. Diese Behauptung der Moosbrunner wurde durch zwei höchst unglückliche Umstände unterstützt. Erstens vermochten sie urkundlich nachzuweisen, daß auch jene noch jetzt stehenden Grenzsteine am Trausigbach drüben im Jahre 1744 gesetzt wurden, und zweitens waren, als mein Vater einen Anlauf zu energischerer Betreibung des Processes nahm, die Marksteine längs des Bärenbaches nicht mehr aufzufinden."

„Das ist in der That schlimm."

„Allerdings, und die Sache wird noch dadurch verschlimmert, daß in den alten Lehnsurkunden die Territorien des Forgforstes und des forgauer Forstes nicht streng auseinander gehalten sind, sondern daß darin bald dieser, bald jener Name für das ganze Waldgebiet vorkommt. Eine dieser Urkunden jedoch, die jüngste von allen, führt die beiden Forste als von einander getrennte Theile des ganzen Waldgebietes auf und bezeichnet ausdrücklich den Bärenbach als die Grenze zwischen den beiden Parcellen."

„Das ist nun wieder meines Erachtens ein sehr glücklicher Umstand, Herr Graf. Der glücklichste freilich wäre der, daß sich die drei Marksteine längs des Baches, nämlich des Bärenbaches, wieder auffinden ließen. — Ich

sehe Ihnen an, daß Sie sagen wollen, das einzusehen, bedürfe mau keines Juristen."

„So etwas, Herr Doktor", versetzte der Graf und versuchte zu lächeln.

„Sie haben recht", sagte Ottmar. „Im übrigen muß ich mir vorbehalten, Ihnen meine Ansicht über den Stand dieser wichtigen Angelegenheit im Allgemeinen und Speciellen erst dann darzulegen, wenn ich mich mit dem aktenmäßigen Gang des Processes von Anfang an bis heute vertraut gemacht haben werde. Ich will schon heute, spätestens morgen an mein Geschäft gehen."

„Sprechen Sie vor allen Dingen mit meiner Frau. Sie kennt diese verdammte Geschichte viel genauer als ich und weiß vortrefflich Bescheid in unserem Familienarchiv. Ich selber — wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen — will nichts oder wenigstens möglichst wenig mit der Sache zu thun haben. Sie ist mir im höchsten Grade zuwider. — Die Bekanntschaft der Gräfin haben Sie ja, wie sie mir sagte, schon gestern gemacht, auf dem Pfaffenwald droben."

„Ja, ich hatte das Vergnügen. Allein bevor ich der Frau Gräfin aufwarte, möchte ich an Sie, Herr Graf, noch zwei Fragen richten."

„Sprechen Sie. Ich höre."

„Haben Sie schon alles Nöthige versucht, um die Grenzsteine längs des Bärenbaches aufzufinden?"

„Alles. Ich selber habe mich zu wiederholten Malen und einmal eine ganze Woche lang mit Aufsuchung

der verwünschten Steine beschäftigt und noch dazu half mir die Rothhaut, der Milimach, welchen ich aus Sonora mit heimgebracht. Diese Indianer haben, wie Sie wissen, Augen, denen nichts entgeht; allein obgleich Milimach auf der ganzen fraglichen Stelle so zu sagen jede Zollbreite des Bodens untersuchte, fand sich doch nicht die Spur von einem Markstein vor. Die drei Steine sind wie weggeblasen, und da sie es schon zu meines Vaters Zeiten waren, so will ich jeden Eid darauf schwöen, daß der Moosbrunner, jener nämlich, welchem der forgauer Forst verpfändet wurde, bei Nacht und Nebel die Grenzsteine beseitigt hat."

„Das ist eine schwere Beschuldigung, Herr Graf."

„Oh, lange nicht zu schwer für jenen infamen Schubiak, den maledito gojo, welcher hoffentlich in der untersten der siebzehn Höllen bratet, an welche die Mexikaner glauben."

Ottmar fand es nicht nach seinem Geschmacke, die augenscheinlich nur mühsam verhaltenen Zornausbrüche seines Klienten mitanzuhören, und sagte daher:

„Entschuldigen Sie, Herr Graf, wenn ich zu meiner zweiten Frage übergehe. Haben Sie einen Versuch gemacht, Ihren Halbbruder zu einer gütlichen Austragung der Sache zu veranlassen?"

„Ich that es, und leider, daß ich es that!"

„Wie so?"

„Der moosbrunner Laffe, der —"

Hier gebrauchte der Graf einen so gemeinen Ausdruck, daß ihn die Feder nicht wiedergeben kann.

Ottmar schämte sich für seinen Klienten und dieser fühlte doch selbst das Unpassende seiner Sprache. Er machte, um sich zu fassen, einen Gang durch das Zimmer und sagte dann:

„Verzeihen Sie, Herr Doktor, daß ich in meiner gerechten Erbitterung ungehörige Worte gebrauchte. Hörte ich doch einmal einen gescheiden Mann sagen, seinem Rechtsanwalt gegenüber dürfe man sich so wenig verstellen, als man es seinem Arzt gegenüber darf. — Die Sache ist, daß Adalbert mit der ganzen Suffisance eines Kavallerieleutnants, was er ist, meine Vergleichsvorschläge zurückgewiesen hat. Davon, sagte er, ließe sich etwa sprechen, wenn er den Proceß gewonnen habe."

„Recht brüderlich das!"

„Nicht wahr? Aber", fuhr Graf Hippolyt fort, indem er Ottmar starr und fast sarkastisch ansah, „derartige Brüderlichkeit scheint in unseren Tagen Mode zu sein, denn ich glaube gehört zu haben, daß die Brüder Horst —"

Ein gezwungenes Lachen ergänzte den Satz.

Unser Freund merkte die Absicht des Grafen, die Blöße, welche derselbe vorhin sich gegeben hatte, durch eine Parallele zu decken. Das verstimmte ihn und er bemerkte daher kurz:

„Die Brüder Horst, Herr Graf, haben sich verein-

bart, der Welt wenigstens keine Gelegenheit zum Aerger oder zum Lachen zu bringen."

„Oh, was das betrifft, Herr Doktor, Adalbert und ich spielen auch nicht Edmund und Edgar mitsammen. Sie haben Ihren Shakespeare ohne Zweifel besser inne als ich und werden mich verstehen."

„So ziemlich, obgleich ich, offen gestanden, nicht recht begreife, wie man mit einem solchen Proceß zwischen sich leidlich mit einander sich vertragen kann."

„Ja, was wollen Sie? Adalbert sagte, als er im letzten Herbst hier war, in seiner impertinenten Weise zu mir: ‚Ich denke, Hippolyt, von unserem Proceß sprechen wir gar nicht; das ist die Sache unserer Advokaten und geht uns persönlich nichts an.' — Ich, als Gentleman, konnte doch wohl nicht anders, als in diesen Ton eingehen? Nachher trafen wir uns in der Residenz, und seit er für diesen ganzen Sommer Urlaub genommen hat und mit seinen zwei poetischen Raritäten ins Forgthal heraufgekommen ist, verging kaum ein Tag, ohne daß er in Bernwartshall war. Die Konvenienz, wissen Sie, Herr Doktor, ist allmächtig. Außerdem dient der Umgang mit Adalbert und seinen Gästen zum Amusement meiner Frau und ich mag ihr das wohl gönnen, um so mehr, als meine physikalischen Studien mir keine Zeit übrig lassen, ihr die ihrige vertreiben zu helfen."

Der Graf brachte das alles ganz unbefangen und leichthin vor und doch wollte es unseren Freund bedünken, diese Unbefangenheit sei nur eine gemachte. Er hielt sich

jedoch um so weniger berufen, den verfänglichen Gesprächsgegenstand festzuhalten, als er dem Grafen den Wunsch anzumerken glaubte, die Unterredung überhaupt zu beendigen. Er wollte sich daher eben empfehlen, als sein Klient sagte:

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie jetzt meine Frau aufsuchen wollten. — Ich habe vor Tische noch einige dringende Briefe zu schreiben. — Sie bleiben natürlich zum Diner; es sind einige Gäste geladen, die von jenseits des Flusses, und Ihr Freund Wate, glaub' ich."

So sprechend, klatschte er dreimal mit den Händen und that einen eigenthümlich gellenden Pfiff. Fast unmittelbar darauf öffnete sich im Hintergrund des Kabinets eine Thüre und ein phantastisch aufgeputztes weibliches Wesen hüpfte herein.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Doktor", sagte der Graf, als Ottmar die seltsame Erscheinung befremdet musterte. „Es ist nur mein Page, die Tochter Milimachs. Estrella", fügte er, zu der jungen Indianerin gewendet hinzu, „führe den Herrn zu meiner Frau."

Das braune Mädchen schoß aus ihren tiefschwarzen Augen einen Blick der Neugier auf den Fremden.

Ottmar bemerkte, daß sie für sehr hübsch gelten konnte, aber ihre feuersprühenden Augen blickten nicht sehr weiblich. Von mittelgroßer Gestalt, war ihr Gliederbau üppig und doch zugleich ebenmäßig. Das turbanartig um die schwarzen Haare gewundene rothe Tuch, die hellgrüne Tunika und die scharlachenen Beinkleider, an welche sich

an den Knöcheln gelbledernе Stiefelchen schlossen, bildeten eine Tracht, welche, wenn man sich erst an die Fremdartigkeit derselben gewöhnt hatte, nicht übel zu der ganzen Erscheinung paßte.

„Kommen Sie, Sennor", sagte das Mädchen in den tiefen Gutturaltönen ihrer Rasse, jedoch mit einer Deutlichkeit, welche zeigte, daß sie der deutschen Sprache mächtig war.

Während Ottmar seiner Führerin durch die Korridore des Schlosses folgte, wandten sich, da ihm Estrella schweigsam voranging, seine Gedanken zu dem Grafen zurück.

„Der Mensch gefällt mir nicht", sagte er sich. „Es ist etwas Verstecktes in ihm, ja, und etwas Halbwildes, wie Baldung richtig sagte. Die gemeinen Schimpfworte, welcher er sich in der Aufwallung bediente, verrathen, daß hinter seiner ruhigen Außenseite eine Rohheit schlummert, die unter Umständen sicherlich wild genug aufschlagen kann. Wer war es doch gleich, der die Bemerkung machte, daß Shakespeare's Shylock dann, wann er seiner Wolfsnatur die Zügel schießen lasse, immer kynisch werde? Das ließe sich, vermuthe ich fast, mutatis mutandis auch auf den Herrn Grafen anwenden. Und diese braune Nymphe da, welche hübsch ist wie die Sünde und Augen hat wie ein Teufelchen! Hm, beim Zeus! am Ende hatte Herr Tauberich doch recht, von diesem Schloß als von einem verwunschenen zu sprechen."

2.

Typen und Kontraste unserer Tage.

Unser Freund gehörte nicht zu den Männern, welche in einem Frauengemach eine gewisse geniale Unordnung lieben und geneigt sind, diese Genialität als ein Merkmal eines nicht gewöhnlichen Frauencharakters anzuerkennen. Er war im Gegentheil der Ansicht, ohne Ordnung im Größten wie im Kleinsten sei jene Schönheit nicht denkbar, welche in der Harmonie besteht, und harmonisch mußte nach seiner Meinung die Erscheinung einer Frau sein, den Charakter der Harmonie mußte sie ihrer ganzen Umgebung aufdrücken.

Demzufolge ward er nicht eben angenehm berührt, als er beim Betreten des Zimmers, an dessen Schwelle die Indianerin ihn verlassen, sich unwillkürlich sagen mußte: „Da sieht's chaotisch aus."

In der That, das ganze Gemach war nur ein Wirrwarr von unzusammengehörigen Dingen, ein buntes Allerlei von sorglos durcheinander gestreuten Gegenständen: Bücher und Kleidungsstücke, Albums und Blumenvasen,

Guitarren und Reitgerten, ein namenloses Potpourri auf Tischen, Divans, Sesseln; an der einen Wand die Kopie einer tizian'schen Venus, an der andern eine von Kranachs Christus unter den Kindern, auf dem Kamingesims die Marmorbüste Goethe's und hart daneben die Gipsfigur irgend eines obskuren Gustaf-Adolfvereinlers, unter dem Trumeau die Bilder von Byron und Georges Sand in Stahlstich und darüber herhängend ein gutkatholischer Rosenkranz.

Um Ideenassociationen ist es bekanntlich eine eigene Sache. Sie machen sich oft so sonderbar und willkürlich, daß die Psychologie vergeblich sich müht, ihrem Zusammenhang unter einander auf den Sprung zu kommen. So war es denn auch recht eigen, daß Ottmar beim Anblick des Boudoirs der Gräfin daran denken mußte, wie ihm vorhin, bevor er die Goldforelle verlassen, der Zufall gestattet hatte, einen Blick in das bescheidene Kämmerchen des Nivli zu werfen. Wie war da alles sauber und blank und jungfräulich keusch gewesen! Ihm war dabei das Wort eingefallen, welches der Anblick von Gretchens Kammer dem Mephisto abnöthigt:

Nicht jedes Mädchen hält so rein —

Aber wenn ihm der Tempel einen widerwärtigen Eindruck machte, so verschwand derselbe vor dem überwältigenden Zauber, welchen die Schönheit der Göttin übte.

Die Gräfin trat durch die offenstehende Glasthüre herein, welche auf eine Terrasse am Fluß draußen führte.

Mit einer gewissen Hoheit und doch zugleich mit unbefangener, zwangloser Heiterkeit begrüßte sie ihren Gast.

Er stand geblendet vor ihr, und wenn er sich später dieses Augenblickes erinnerte, wähnte er empfunden zu haben, daß Waldau dieses Weib gemeint haben mußte, als er die Züge seiner Rahab entwarf:

Nie zogen die Brauen noch zarter geschwungene Bogen,
Nie trugen sie kühner ein stolzeres Stirnengewölbe,
Und würdig so herrlicher Brücke bewies sich der Strom auch,
Der mächtig und klar wie Kristall durch die Bogen geschossen.
Nicht milde bezaubert sie zwar, nicht fesselt sie lieblich
Mit dem Frühlingsschmelz und dem Flaum jungfräulicher Anmuth;
Doch, seit ihr die ersten, die zartesten Blüthen verwelkten,
Erschlossen noch reichere Pracht glühfunkelnde Kelche.
Hinreißend und sinneverwirrend, ein leuchtend Gebilde
Schwungkräftigster Schönheit, wonnigster Weibesentfaltung,
Entzündet das selige Bild heißlodernd Begehren.

Eva bemerkte unschwer die mächtige Wirkung, welche ihre Erscheinung auf den jungen Mann machte, und sie hätte müssen kein Weib sein, wenn das Wohlgefallen, welches sie darob empfand, ihr Lächeln nicht noch stralender gemacht.

Gerade dieses Lächeln aber ließ bei unserem Freund, der doch sonst kein Mensch aus Marcipan war, nicht so rasch, wie er gewünscht hätte, die rechte Fassung aufkommen und er verwünschte später seine Albernheit, daß ihm kein anderes Wort eingefallen, als nach gemachter Verbeugung zu sagen:

„Gnädige Frau, Sie haben einen wunderlichen Pagen."

„Einen Pagen! Wen meinen Sie?"

„Nun, das Indianermädchen, welches mich herführte."

„Estrella?"

„So heißt sie, wenn ich recht gehört habe."

„Erlauben Sie, Herr Doktor, einen kleinen Irrthum zu berichtigen. Estrella ist nicht mein Page, sie ist die Maitresse meines Mannes."

Das wurde so kühl, so decidirt, so unbefangen gesagt, daß Ottmar unmöglich sich überreden konnte, er habe falsch gehört, und doch hätte er das gerne gethan.

Die Franzosen haben in ihrer Sprache ein Wort, stupéfait, für welches unsere deutsche keinen ganz entsprechenden Ausdruck aufweisen kann. Dies Wort ließ sich jetzt auf Ottmar anwenden.

Recht eigentlich stupéfait schaute er drein. Daß eine Frau so etwas und mit solcher Gleichmüthigkeit sagen könnte, das hätte er sich nicht träumen lassen.

Er wußte in Wahrheit nicht, was er dazu sagen sollte, denn, um einen trivialen Ausdruck zu gebrauchen, der Verstand stand ihm still.

Die Gräfin ergötzte sich eine Weile an seiner naiven Verwunderung. Dann winkte sie ihm nach der Glasthüre und sagte:

„Kommen Sie, wir wollen auf die Terrasse hinausgehen. Da draußen ist Luft und Sonnenschein. Ich bleibe nur in den Zimmern, wenn ich gerade muß."

Er folgte ihr mechanisch, war aber der Ortsveränderung froh, denn der frische, vom Fluß heraufkommende Luftzug wehte ihm die Beklemmung von der Brust weg.

Es war da draußen ein heimeliges, lauschiges Plätzchen, welches durch rechts und links an seinen Enden vorspringende Mauerpfeiler zu einem zum Fürsichsein geeigneten Ort abgeschlossen wurde. Zwei Kastanienbäume zu beiden Seiten boten Schatten, ohne Licht und Luft abzuhalten. Von der Flußböschung nach vorn führten ein Dutzend Stufen zu dem Wasser hinab und unten an der Treppe war ein Pfahl eingerammt, an welchem ein kleiner, zierlich bemalter Kahn angebunden war. Unter den Bäumen standen gußeiserne Gartensophas und Stühle; auch ein rundes Tischchen von demselben Material war da und darauf lagen mehrere jener zierlichen Goldschnittbändchen, in welchen die Lyrik der Gegenwart ihre Gefühlchen und Gedänkelchen den Frauen in die Hände schmeichelt. Weiter stand ein schöner Tubus auf dem Tische, nach den Bergen hinübergerichtet. Endlich bemerkte Ottmar noch einen Gegenstand, aus welchem er nicht recht klug werden konnte. Es war eine Art Signalstange, auf die Böschung des Wassers gepflanzt und oben mit einer Rolle versehen, durch welche ein Seil lief. Die Aussicht von der Terrasse war anziehend. Man konnte den Lauf der Forg eine gute Strecke flußaufwärts verfolgen, gerade gegenüber öffnete sich die breite Avenue, welche von dem Schlosse der Moosbrunn zu dem Wasser herablief. Von dem Schlosse selbst war nur der Mittelflügel sichtbar,

über dessen breiter Freitreppe ein großer Balkon vorsprang.

„Sie haben mich vorhin merkwürdig erstaunt angesehen, Herr Doktor", nahm die Gräfin das Wort, nachdem sie unserem Freund einen Platz an ihrer Seite auf einer der Bänke unter den Bäumen angewiesen hatte. „Lassen Sie sich sagen, daß ich Ihr Erstaunen nicht recht begreife. Es handelte sich dabei nur um eine einfache Berichtigung Ihrer Meinung betreffs der Stellung Estrella's."

„Gnädige Frau", erwiderte Ottmar, seine Verwirrung bemeisternd, „ich bedaure, Sie durch meine einfältige Aeußerung zu einer Berichtigung veranlaßt zu haben, die Ihnen schmerzlich sein mußte."

„Schmerzlich? Wie so denn? Wenn einem die Thatsache gleichgiltig ist, wie sollte dann das Aussprechen derselben einem schwer fallen? Ich nenne es im Gegentheil einen günstigen Zufall, daß Sie so zu sagen an der Schwelle von Bernwartshall einen klaren Einblick in meine Stellung zu Hippolyt erhielten. Das erspart mir viele weitläufige Auseindersetzungen."

Unser Freund wußte wieder nicht, was er sagen sollte.

Wenn er einen Blick auf das schöne Wesen an seiner Seite warf und den seelenvollen Klang dieser sonoren Stimme vernahm, konnte er doch wohl nicht annehmen, daß in diesem Prachtstück der Natur keine Seele wohne. Und doch, durfte eine Frau so sprechen? Konnte sie

gegenüber einem Manne, welcher ihr eigentlich doch wildfremd war, in dieser Art von zartesten Dingen reden, ohne aller Weiblichkeit Hohn zu sprechen? War das eine bei der Blasirtheit angekommene Verderbtheit oder aber ungeschminkte Natur, welche den Mangel an Zartgefühl durch Wahrhaftigkeit ersetzte?

Er wußte sich in der Geschwindigkeit diese Fragen nicht zu beantworten, um so weniger, da ihm Eva allen Skrupeln zum Trotz das lebhafteste Interesse einflößte.

Um sich der Klemme zu entziehen, versuchte er ein Mittel, welches eben nicht sehr geschickt gewählt war. Er öffnete nämlich eins der vor ihm auf dem Tisch liegenden Büchelchen und sagte aufs Gerathewohl:

„Sie scheinen, gnädige Frau, die Entwickelung unserer Modepoesie mit Aufmerksamkeit zu verfolgen."

„Ich? Ach, gehen Sie! Die beiden Minnesänger, die bei meinem Schwager da drüben zu Gaste sind, haben mir diese Eingebungen ihrer Musen beschert. Es sind schale Dinger."

„Wer? Die Gedichte oder die Dichter?"

„Wie Sie wollen."

„Ist das nicht undankbar gesprochen von so ergebenen Anbetern?"

„Anbeter? Das ist ein dummes Wort, entschuldigen Sie. Aber was wissen Sie denn von meinen Anbetern?"

„Ich bitte sehr um Verzeihung. Aber Sie selbst, gnädige Frau, bezeichneten mir Don Rodrigo und Herrn

Walter von dem Schmelz als Ihre Ritter. Ich hätte also Ritter sagen sollen statt Anbeter."

„Das kommt auf das Gleiche heraus. Aber ich vermuthe, der gute dicke Wate, der mir die Ehre anthut, Liebesblicke nach mir zu schießen, so massiv, wie er selber ist, hat Ihnen allerlei Schnurren von mir erzählt. Ist's nicht so? Lügen Sie nicht! Es kleidet Ihr Gesicht nicht gut. — Aber sagen Sie, wollen Sie etwa auch in die Brigade meiner Anbeter treten? Sie treffen da eine ziemlich gemischte Gesellschaft. Aber eifersüchtig dürfen Sie nicht sein; sonst könnte es tragische Geschichten absetzen, denn Sie finden in der besagten Brigade auch Ihren leiblichen Bruder."

„Den frommen Jeremias? Das hat mir Wate erzählt. Es ist schnakisch."

„Warum? Trauen Sie mir denn nicht die Fähigkeit zu, auch einem frommen Mann den Kopf zu verdrehen?"

„Die Fähigkeit, der ganzen Welt Kopf und Herz zu entzünden, gnädige Frau. Aber ich gebrauchte den Ausdruck schnakisch deßhalb, weil es mir ungeheuer wunderlich vorkommt, erfahren zu müssen, daß Jeremias eine andere Person lieben könne als seine eigene."

„Sie sind boshaft."

„Bitte recht sehr, nur wahr."

„Wahr! Das ist viel gesagt. Kann ein Mann das sein?"

„Warum nicht? Unter Umständen —

„Gut, daß Sie einen Vorbehalt machen. Aber setzen

wir den Fall, ich bedürfte eines Freundes, eines wahren Freundes — könnten Sie mir ein solcher sein?"

Ottmar hatte sich, wie der vorstehende Dialog zeigt, zu seiner eigenen Verwunderung ziemlich rasch in den leichten, fast kordialen Ton hineingefunden, den die Gräfin angeschlagen. Bei Stellung ihrer letzten Frage jedoch hatte sie ihn geändert, plötzlich und doch mit einem so sicheren Uebergang, daß dieser nicht im geringsten affektirt erschien. Ottmar fühlte die Seele des wunderbaren Weibes in der Frage nach einem Freunde, einem wahren Freunde. Sie lag auch in den unbeschreiblich tiefen Augen Eva's, welche jetzt voll und fragend auf dem jungen Manne ruhten.

„Wollen Sie mein Freund sein? wiederholte sie mit innigstem Herzenston und hielt ihm die geöffnete Hand hin.

Er legte die seinige darein und fühlte mit Entzücken den Gegendruck dieser kleinen, weichen, vom regsten Lebensfeuer durchpulsten Hand.

„Ich will Ihr Freund sein, Gräfin", sagte er bewegt.

„So ist es recht", versetzte sie. „Ich wußte, als ich Sie damals im Theater zuerst sah, daß Sie der Freund einer Frau sein können. Glauben Sie mir, das ist eine sehr seltene Gabe."

„Ja, eine sehr seltene!" bekräftigte Ottmar, und er seufzte heimlich, der arme Junge.

„Sie sollen", fuhr Eva fort, „seiner Zeit erfahren,

warum ich eines Freundes bedarf. Für jetzt mögen Sie wissen, daß ich mit Hippolyt nur noch durch die Bande der Konvenienz und, wenn Sie wollen, des gegenseitigen Vortheils zusammengehalten werde. Hätte ich das Glück gehabt, Mutter zu werden, so wäre vielleicht das und vieles Andere anders gekommen. Aber genug davon. Nehmen wir das Leben leicht, es ist an sich schwer genug. Hier in Bernwartshall handhaben wir die Last, so gut es gehen will. Warum ist sie nicht ein Federball, den man einander scherzend und lachend zuwirft? Sie ist es nicht, aber darum braucht man wenigstens nicht ceremoniell mit ihr umzuspringen. In Bernwartshall gibt es keine Etikette, keinen Zwang und wir alle singen, jeder nach der ihm gerade passenden Tonart, mit Mozarts Helden:

Hier gilt kein Stand, kein Name —
Es lebe die Freiheit hoch!"

Sie sang das wirklich allerliebst und hing daran einen jener grotesken Jodler, wie sie der schwarzwälder Volksgesang liebt.

„Macht denn diese Frau alles zur Posse?" fragte sich Ottmar. „Ist sie eine Heldin oder eine Komödiantin? Ein Engel oder ein Dämon?"

Er fühlte sich durch Eva's Gegenwart seltsam bewegt, abgestoßen und doch wieder gefesselt wie von unwiderstehlicher Magie. Wate's humoristische Prophezeiung fiel ihm ein, auch Baldung's erst warnendes Wort. „Allein was sollte da zu befürchten sein, bei einer so außerordentlichen Offenheit? Das ist keine Koketterie", dachte unser Freund.

„das ist ein Phänomen, eine originale Natur statt der verdammten Abklatsche aus den Modejournalen, wie sie in unseren Städten herumlaufen. Ich denke, man kann sich sorglos daran erfreuen, wie man sich an der Farbenpracht und dem exotischen Duft einer Tropenblume erfreut.“

„Ich sehe“, unterbrach Eva sein Schweigen, „Sie philosophiren wie ein echter Deutscher und Sie philosophiren über mich. Nun, was denken Sie von mir?“

„Daß Sie das wundersamste Wesen seien, welches mir je begegnet ist.“

Sie sah ihn durchdringend an und entgegnete in jenem kühlen Ton, der ihr gewöhnlicher war:

„Wundersam ist, soweit ich Ihre Muttersprache kenne, nahe verwandt mit wunderlich und dieses mit absonderlich. Es liegt also keine Schmeichelei darin und so kann ich's gelten lassen. Schmeicheln Sie mir nie, hören Sie; ich dulde das nur von meinen Anbetern, nicht von einem Freunde. — Verstehen Sie spanisch?“ fragte sie aufstehend.

„Nein.“

„Oh, das ist schade! Sie können nicht ermessen, welcher Zauber für mich in den Glockenklängen der Sprache meines Heimatlandes liegt. Hör' ich diese Klänge, meine ich fortgetragen zu werden aus diesem Lande des Nebels und Frostes in das ‚sonnige Land des Weins und der Gesänge‘. Ich liebe Goethe, liebe ihn sehr. Nicht wegen der tiefsinnigen Sachen, die er gedichtet, die ihr bewundert

und die ich nicht verstehe, sondern darum, weil er seiner Mignon jenes Lied vom schönen Süden auf die Lippen gelegt hat, jenen süßesten Sehnsuchtslaut, den ich je vernommen. Oh, ich will nicht sterben, nein, ohne jene glücklichen Lande gesehen zu haben, ‚wo die Myrte still und hoch der Lorbeer steht'. — Doch sehen Sie, da kommen unsere Gäste."

So sprechend deutete sie auf den Fluß, von dessen jenseitigem Ufer ein Nachen abstieß, der mit wenigen Ruderschlägen so nahe kam, daß Ottmar den Freiherrn Adalbert und die beiden berühmten Dichter erkennen konnte.

„Wie kommt denn Ihr Herr Schwager zu diesen beiden Berühmtheiten, Frau Gräfin?" fragte Ottmar.

„Er hat sie in der Residenz aufgegabelt, wo sie gerade poetische Gastrollen gaben. Sie wissen, Sänger und Lieder vom Kreuz sind dermalen bei unserer vornehmen Welt sehr in Mode und Gunst, und da mein Schwager sich einbildet, ein Schöngeist zu sein, so fühlte er sich sehr geschmeichelt, als die beiden großen Männer seiner Einladung entsprachen. Uebrigens sind es zwei gute Thierchen, nur muß man sich hüten, ihrer eminenten Eitelkeit wehzuthun, wenn man sie bei guter Laune erhalten will."

Das Boot landete an der Böschungstreppe und zugleich kam ein Diener mit der Meldung aus dem Schlosse, daß servirt sei.

Die Gräfin gab unserem Freunde den Arm und forderte die Herren auf, ihr zu folgen.

Wie Ottmar mit seiner Dame über die Terrasse schritt, richtete der hinter ihnen gehende Freiherr in einem, wie es Ottmar vorkam, etwas gereizten Ton einige Worte in einer fremden Sprache, welche dem Klange nach die spanische war, an die Gräfin. Sie wandte den Kopf zurück und ihr Führer glaubte ein zorniges Aufleuchten in ihrem Auge wahrzunehmen, als sie ihrem Schwager in derselben Sprache eine kurze Antwort gab.

„Sollte der Mann eine Anwandlung von Eifersucht verspüren?“ dachte der Jurist. „Das könnte wohl sein, denn er musterte mich vorhin mit nicht sehr freundlichen Blicken.“

Im Speisesal trafen die Ankömmlinge Wate und den Pfarrer von Moosbrunn, und als kurz darauf auch der Graf eingetreten war und seine Gäste flüchtig begrüßt hatte, ging man zu Tische, an welchem die Gräfin mit zwangloser Anmuth den Vorsitz führte.

Ottmar, welcher neben Wate zu sitzen gekommen, verwunderte sich über die luxuriöse Ausstattung der Tafel und des ganzen Gemaches. Es war da nirgends etwas von jener Klemme zu bemerken, in welcher Baldungs Aeußerungen zufolge der Besitzer von Bernwartshall stecken sollte. Die aufwartende Dienerschaft, das Geschirr, die Mannichfaltigkeit der Speisen, die Feinheit der Weine, das alles entsprach vollständig dem Stil und Brauch eines alten und reichen Hauses.

Das Gespräch drehte sich zuerst um die Wette, welche die Gräfin gestern richtig gewonnen hatte, und wandte

sich dann auf die unvermeidliche Frage des Tages, auf die orientalische, welche damals gerade durch das Einfahren der westmächtlichen Flotten in die Dardanellen in eine neue Phase getreten war.

„Wir werden also“, sagte Herr Walter von dem Schmelz, „zu den vielen Ungeheuerlichkeiten unserer Zeit noch eine neue hinzukommen sehen. Die Banner Englands und Frankreichs, welche einst glorreich auf den Zinnen von Jerusalem wehten, werden zur Seite des Halbmondes gegen das Kreuz ins Feld getragen werden.“

„Oh, mein Bester“, versetzte der Freiherr, „machen Sie sich darüber keine Sorgen. Rußland ist stark genug, den Türken mitsammt ihren Alliirten die Spitze zu bieten. Wir werden es, sage ich Ihnen, erleben, daß den Krämern von der Themse und den Sansculotten von der Seine zum Trotz das russische Kreuz auf der Sophienkirche aufgepflanzt wird.“

„Das dürfte doch wohl nicht so rasch gehen, Herr Baron“, meinte Wate. „Sie vergessen, daß Friedrich der Große gesagt hat, wenn die Russen erst in Konstantinopel, so würden sie binnen kurzem auch in Königsberg sein. Ich verlasse mich in dieser wie in allen Fragen der höheren Politik auf die tiefe Weisheit des berliner Kabinetts. Nicht wahr, Don Rodrigo, das ist das Gescheideste, was man thun kann?“

„Ich würde Ihnen von Herzen beipflichten“, erwiderte der berühmte Dichter, „wenn ich nicht wüßte, daß Ihre Worte mephistophelisch gemeint sind. Ich meines

Theils vertraue allerdings unbedingt auf Preußen und seine erhabene Bestimmung. Es wird, wenn die rechte Zeit gekommen, sein Heldenschwert ziehen und dieses wird auch in dieser Frage ein Schwert der Gerechtigkeit sein."

„Ohne Zweifel, ganz ohne Zweifel, edler Freund", sagte Wate; „ich bin vollständig Ihrer Meinung."

„Nein, erlauben Sie", entgegnete der gereizte Poet, „das sind Sie nicht."

„Was denn, wenn ich bitten darf?"

„Sie sind der Geist, der stets verneint, der Pessimist par excellence."

„Sehr verbunden", lachte Wate im Bart. „So wäre ich also glücklich unter die Schablone gebracht. Aber da es sich hier, mit dem russischen Kabinett zu sprechen, um eine rein religiöse Frage handelt, so dürfte es zweckmäßig sein, auch die Ansicht unseres theologischen Freundes zu hören. Was sagen denn Sie, Herr Pfarrer, zu der russisch-türkischen Geschichte?"

Wate war boshaft in diesem Augenblick, denn er bemerkte, daß Jeremias mit seinen Augen und Gedanken ganz wo anders, das heißt, völlig in das Anschauen der Gräfin versunken war. Als daher die Frage an sein Ohr schlug, entgegnete er ziemlich verwirrt:

„„Ich halte es nicht für meines Amtes, mich mit weltlichen Dingen zu befassen."

Ottmar, welcher die Richtung der Blicke seines Bruders bemerkt hatte, erröthete für ihn.

„Es fehlt unserer Zeit“, fuhr Jeremias fort, „wie überhaupt, so auch in dieser Sache die rechte Einkehr in sich selbst.“

„Im Gegentheil, Herr Pfarrer“, warf Wate ein. „Die rechte Auskehr, eine tüchtige Auskehr fehlt ihr.“

„Sie meinen wohl eine radikale?“ erwiderte der Pfarrer geringschätzig. „Ueber diese Tollheit sind wir, Gott sei Dank, längst hinweg. Wenn Ihnen aber das Wort Einkehr nicht gefällt, so will ich das Wort Umkehr substituiren. Nur die Umkehr zu dem schlichten, innigen Glauben unserer Väter kann uns, kann Europa vor einer entsetzlichen Zukunft bewahren.“

Der Pfarrer sagte das nicht ohne Würde und sein salbungsvoller Ton wirkte sympathisch auf den frommen Walter von dem Schmelz.

„Sie haben ein treffend Wort gesprochen, Herr Pfarrer“, sagte der junge Mann begeistert. „Die Umkehr, das ist's, was uns noththut. Die edelsten Geister deutscher Nation arbeiten dermalen an diesem großen Werk und es ist mein höchster Stolz, sagen zu können, daß der Herr auch meine geringen Bemühungen in dieser Richtung schon vielfältigst gesegnet hat. Aber ihr Protestanten verschließt eure Augen leider noch allzusehr der Wahrheit, daß nur das Panier Petri uns voranwehen kann auf unserem Kreuzzug für die Umkehr zum gelobten Lande. Ich meine das figürlich und auch geographisch so zu sagen. Erlauben Sie mir, meine Freunde, mich darüber näher zu erklären. Im figürlichen Sinne verstehe

ich die Umkehr so. Wir müssen, nachdem es durch die rettenden Thaten unserer Tage bereits faktisch geschehen, auch theoretisch oder intellektuell mit den unglückseligen Ideen der Revolution brechen. Wir müssen umkehren nach dem Montsalvatsch mittelalterlichen Glaubens und mittelalterlicher Treue, um dort auf dem geweihten Berge in vollen Zügen zu trinken aus dem heiligen Gral vorzeitlicher Gottinnigkeit, damit unser ganzes Wesen wiederum durchglüht und durchleuchtet werde von echter Gottesminne, echter Frauenminne, echter Ritterlichkeit und Poesie. Dann wird auch die orientalische Frage — und hier komme ich auf die geographische Seite meiner Ansicht — im rechten Sinne gelöst werden. Zum Unheil der Menschheit hat die Weltgeschichte eine westliche Richtung genommen. Wir müssen sie nach Osten zurücklenken. Ostwärts liegt unser Heil. Oh, daß wir alle das begriffen! Daß wir schon jetzt das Mysterium faßten, in welches mir ein prophetischer Blick vergönnt ist! Ich sehe, und zwar in nicht zu ferner Zeit, alle Völker der Christenheit, Deutsche, Briten, Franzosen, Spanier, Italiener, Dänen und Schweden, vereint mit Rußlands frommen Söhnen unter der Oriflamme des Kreuzes sich scharen, sehe sie hinabwallen an den Bosporus, die ungläubigen Türkenhunde ins Meer werfen, sehe sie hinüberziehen nach Kleinasien, wie es in den Tagen Barbarossa's und des löwenherzigen Richard geschah, sehe sie den Boden des gelobten Landes reinigen von den entweihenden Fußtapfen der Heiden und dann anbetend niederknieen auf Golgatha im heiligen Siegesjubel."

Die Stimme Herrn Walters schien zu zerschmelzen in Rührung, aber er raffte sie noch zusammen und deklamirte mit Inbrunst:

„Zum Kampf, ihr Christen, Gottes Scharen
Ziehn mit in das gelobte Land;
Bald wird der Heiden Grimm erfahren
Des Christengottes Schreckenshand,
Wir waschen bald im frohen Muthe
Das heil'ge Grab mit Heidenblute."

Der Freiherr blickte ziemlich gelangweilt, Don Rodrigo aber drückte seinem Bruder in Apollo gerührt die Hand.

„Herrgott, das ist 'ne Brühe!" sagte Wate, indem er auf seinem Teller die Crême umrührte, als meine er diese.

Die Gräfin lachte unverhohlen.

„Ich vermag dem kühnen Flug Ihrer Phantasie nicht zu folgen, Herr Walter", bemerkte der Pfarrer nicht ohne Spott. „Indessen haben wir meines Erachtens noch genug zu thun, das heidnische Unkraut im eigenen Lande auszureuten, und daher möchte ich wünschen, daß namentlich die Herren von der Literatur dem großen Unternehmen der inneren Mission eine ernstere Aufmerksamkeit widmeten, als bisher geschehen. Bevor die Umkehr des Protestantismus bis zu einem gewissen Ziel gediehen ist, kann von einem gedeihlichen Kompromiß zwischen den Konfessionen wohl keine Rede sein."

„Ich weiß die Arbeit der inneren Mission wohl zu schätzen, Herr Pfarrer", entgegnete Herr Walter. „Aber

ich table es an den Leitern des Unternehmens, daß sie nicht freisam mit der Sprache herausgehen. Warum überhaupt nicht das Bekenntniß ablegen, daß aller Protestantismus vom Uebel? Es führt nur ein Weg zum Heil."

„Sie vergessen, mein lieber Herr", sagte Wate im Ton eines gravitätischen Docenten, „daß diverse, ja, alle Wege nach Rom führen."

„Bitte, ihr Herren", nahm die Gräfin das Wort, „ums Himmelswillen keine theologische Kontroverse! Das ist herzlich langweilig."

„Da haben Sie sehr recht, Frau Schwester", pflichtete der Freiherr bei, ein Gähnen verbergend.

„Wir sind ganz von unserem Gesprächsgegenstand abgekommen", fuhr Eva fort. „Und doch hätte es mich interessirt, zu erfahren, welchen Standpunkt gegenüber der Tagesfrage unser neuer Freund Horst einnimmt."

„Ich, gnädige Frau? Die Wahrheit zu gestehen, gebe ich mir seit einiger Zeit Mühe, mir die Politik vom Leibe zu halten. Wenn Sie mir aber in dieser Sache einen Standpunkt zumuthen, so sage ich, daß ich nicht einsehe, wie ein Deutscher einen anderen haben kann als den deutschen."

„Bravo!" rief Don Rodrigo, der im Grunde ein guter deutscher Junge war, soweit sein Deutschthum ihm nichts kostete, sondern im Gegentheil allerhöchste Pensionen einbrachte. „Welche Stellung wird Deutschland in

dieser Angelegenheit nehmen? Das muß für uns die Hauptfrage sein."

„Bah, Deutschland!" sagte der Freiherr nachlässig. „Geht mir doch mit diesem geographischen Begriff!"

„Entschuldigen Sie, verehrter Freund und Gönner", entgegnete Don Rodrigo, dem der genossene Wein, da er sonst nur Zuckerwasser und Thee zu trinken gewohnt war, warm zu machen begann. „Entschuldigen Sie, diese orientalische Frage scheint mir nur die Einleitung zur Lösung der deutschen. Die muß gelöst werden, wenn Europa zur Ruhe und zu neuem Gedeihen kommen soll. Nein, ich lasse mir mein Vaterland nicht schelten. Kennen Sie den Spruch:

Fleiß ziert Deutschland,
Wenn es nährt,
Treu ist Deutschland,
Wo es wehrt,
Groß ist Deutschland,
Wenn es lehrt —
Pflug und Schwert und Buch es ehrt."

„Ein recht hübscher Spruch, ohne Zweifel", versetzte der Freiherr. „Aber alle hübschen Sprüche, die je gesprochen wurden, wiegen kein Loth in der Wagschale der Politik. Die deutsche Frage wird allerdings gelöst werden, das heißt, Rußland wird sie lösen, in seiner Weise. Dort allein ist Entschluß zu kräftiger That."

„Wie", warf Don Rodrigo ein, „Sie könnten im Ernste glauben, daß deutsche Bildung der Barbarei unterliegen müßte?"

„Ich leugne“, erwiderte der Freiherr, „daß Rußland barbarisch sei. Das ist nur liberalistischer Schnickschnack. Aber gesetzt auch, unsere liberalen Schwätzer hätten recht, so wäre daran zu erinnern, daß auch das hochgebildete Griechenland und das überbildete Rom Barbaren erlagen.“

„Diese Erinnerung scheint mir nicht ohne Berechtigung zu sein“, bemerkte Ottmar. „Unser zerrissenes Vaterland hat nur allzu große Aehnlichkeit mit Hellas am Vorabend seines Falls.“

„Nein und abermals nein!“ sagte Don Rodrigo eifrig. „Unsere germanisch-christliche Bildung erhebt sich thurmhoch über die griechische, die ich wie irgendeiner von Ihnen zu kennen mir schmeicheln darf. Wir sind, wie es auch mit uns stehen mag, wahre Riesen, verglichen mit den Hellenen. Nein, Deutschland kann nie und nimmer untergehen!“

„Etwas von Deutschland“, versetzte Ottmar, ebenfalls warm werdend, „kann allerdings nie untergehen und wird leben, solange der Erdball zusammenhält: der deutsche Geist. Ihr meint“, fuhr er fort — „nun, wie heißen doch gleich die schönen Verse, die ich neulich wo gelesen und welche das, was ich über die Zukunft Deutschlands denke, unendlich viel besser ausdrücken, als ich mit eigenen Worten es könnte? Ja, richtig:

Ihr meint, wir Deutschen seien starke Riesen
Und jene Griechenstämme waren Zwerge —
Kein Zwerg war Rom und hat sich schwach erwiesen,

Als ihm die Stürme neuer Weltgestaltung
Den Schicksalsspruch ins fahle Antlitz bliesen!
Wir aber gleichen mehr an Artentfaltung
Homers so viel zerstückeltem Geschlechte
Und theilen *seine* Bürgschaft für Erhaltung:
Nur was wir *schufen*, gibt uns Lebensrechte.
Wir sind kein *Volk* an unsern eignen Herden,
Wir sind der Kitt im ganzen Weltgeflechte!
Es scheint, als sollten nimmermehr auf Erden
Die Rassen, die für alle andern *denken*,
Zu körperlich begrenzten Massen werden.
Noch zehrt die Welt an Hellas' Gastgeschenken,
Und wir — oh, was der deutsche Geist geschaffen,
Wird nach Jahrtausenden noch Völker lenken —
Uns aber wird die Flut von hinnen raffen!"

Wate streifte den Freund mit einem spöttischen Blick, welcher sagte: „Mußtest du dein Faible für Citate wieder einmal aller Welt zeigen?" Dann bemerkte der Grimme:

„Die Verse gehen an, denn sie enthalten doch wenigstens auch einen Gedanken, nicht bloß Reime wie unsere heutige Bimbambum-Lyrik."

Don Rodrigo und Herr Walter schossen einen gemeinschaftlichen Basiliskenblick auf Wate, welcher aber that, als bemerkte er denselben nicht, und fortfuhr:

„Trotz alledem aber, lieber Freund, gibt dein Citat nur einen leidigen Trost. Mir wenigstens, der ich es auch in der Politik wie in allem mit dem Reellen und Kompakten halte, ist es nicht sehr tröstlich, zu wissen, daß Deutschland nicht leibhaft, sondern nur geistweis, wie wir Schwarzwälder zu sagen pflegen, durch die Geschichte der

Zukunft gehen soll. — Im übrigen, ist es nicht spaßhaft, gnädige Frau, zu sehen, was hier für sonderbare Kategorieen von Menschen an Ihrem gastlichen Tische zusammensitzen? Da ist ein Verehrer des Carismus, der edle Freiherr, da ein frommer protestantischer Christ und innerer Missiönler, der wohlehrwürdige Herr Pfarrer, da ein preußisch-christlicher Germane, Don Rodrigo, da ein mittelalterlicher Vollblut-Minnesänger und Kreuzfahrer in spe, Herr Walter von dem Schmelz, da ein resignirter Patriot, Herr Ottmar Horst, endlich ich, ein Pessimist, das heißt ein Mann, welcher glaubt, die ungeheure dumme Majorität werde in alle Ewigkeit von der klugen Minorität ausgebeutet werden. Es fehlt uns jetzt nur noch eine Kategorie, die der Europamüden, und diese wird, vermuthe ich, repräsentirt von unserem verehrten Wirth, der heute merkwürdig wortkarg ist."

In der That war der Graf die ganze Zeit über sehr zerstreut gewesen und hatte an dem Gespräche keinen Antheil genommen. Jetzt sagte er:

„Ich bin allerdings europamüde in dem Sinne, als mich die europäische Politik, der Zank um des Kaisers Bart, herzlich ennuyirt. In Amerika liegt meines Erachtens der Schwerpunkt der Zukunft, falls die Amerikaner sich enthalten können, der alten Welt ihre Dummheiten abzulernen. Was die orientalische Geschichte angeht, so glaube ich, daß der ganze Lärm von seiten Englands eine kommercielle, von seiten Frankreichs eine dynastische Spekulation ist. Voilà tout."

„Sie vergessen eins, Herr Graf“, entgegnete Wate, „Sie vergessen Oesterreich. Diese Macht ist ohne Zweifel Herr der Situation, in viel höherem Grade als Frankreich und England. Wie Oesterreich die türkisch-russische Frage faßt und durchführt, davon hängt, glaube ich, ein gut Stück deutscher Zukunft ab, ja vielleicht die ganze.“

„Nun wohl, so lassen wir sie einstweilen hängen, die halbe oder die ganze“, bemerkte die Gräfin, ihren Stuhl zurückschiebend. „Diese Diskussion fängt an mir Kopfweh zu machen, und hoffentlich kommen die Herren auf anziehendere Gegenstände, wenn sie drunten auf der Terrasse den Kaffee nehmen.“

3.

„Ich weiß, wo einsam einer ruht.“

„Kennen Sie diesen Platz?“ fragte die Gräfin, mitten im grünsten Dickicht des Forgforstes stillstehend und sich zu ihrem Begleiter zurückwendend, welcher kein anderer war als unser Freund Ottmar.

Es waren einige Wochen vergangen, seit jenes Diner in Bernwartshall stattgefunden, für den jungen Mann Wochen voll Sorge, Aufregung, schwankender Stimmung. Täglich sah er die Gräfin, ja er verbrachte den größeren Theil des Tages in ihrer Gesellschaft und meistens noch dazu unter vier Augen. Der Graf mochte wirklich, wie er gesagt, mit der Proceßangelegenheit nichts zu thun haben und hatte seinen Sachwalter ein- für allemal an seine Gemahlin verwiesen. Eva kannte allerdings alle die Schlangenwindungen, welche diese Rechtssache schon durchgemacht hatte, aufs genaueste und Ottmar verwunderte sich über die Kühlheit der Auffassung, über die logische Schärfe und die sprachliche Gewandtheit, womit die schöne Frau ihm die juristische Verwickelung bis ins

Speciellste hinein auseinanderlegte. Sie hatte so ziemlich sämmtliche Akten, deren Stöße, nebenbei gesagt, ein halbes Zimmer füllten, chronologisch geordnet und so hatte Ottmar mit den Vorarbeiten zu seinem Geschäfte nicht viel zu thun. Daß ihm seine Beschäftigung in solcher Gesellschaft angenehm war, versteht sich wohl von selbst. War der junge Mann doch ein Bekenner der Religion der Schönheit. Manchmal freilich verhehlte er sich die Gefahr dieses Umgangs nicht, denn es kam oft genug vor, daß er nur mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft sein pochendes Herz beschwichtigen, seine trunkenen Sinne beruhigen konnte.

Eva ihrerseits schien diese Kämpfe nicht zu bemerken. Ihr Benehmen dem jungen Manne gegenüber blieb sich stets gleich. Es war voll freundlichen Vertrauens, aber durchaus nicht kokett. Ottmar war nicht eitel genug, sich zu überreden, daß in Eva's Betragen gegen ihn irgendeine Lockung läge. Die Gräfin war stets offen in ihrer Sprache, manchmal kühn und originell, zuweilen bizarr. Im Sichhinwegsetzen über konventionelle Schranken war sie großartig, ohne doch je jene Grenzlinie zu überspringen, diesseits welcher das Reich der Gemeinheit beginnt. Oft wollte es unserem Freunde scheinen, diese mit den seltensten Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattete Frau verachte, wie die Menschen, so auch das Leben; dann wieder, es pulsire in ihr ein vulkanisch heißes Lechzen nach den Berauschungen, welche das Leben bietet. Er gestand sich, daß es ihm noch keineswegs gelungen, auf

den Grund dieser Frauenseele zu blicken. Er ahnte nur, daß dort verschleiert etwas ruhe, eine Fülle von Liebe oder von — Haß. Mit der Gewissenhaftigkeit eines Deutschen hatte sich Ottmar schon wiederholt die Frage gestellt: Könnte ich diese Frau lieben lernen oder liebe ich sie etwa bereits? Aber er konnte bei aufrichtigster Selbsterforschung nicht mit sich ins Klare kommen. Zuweilen schlug eine Flamme der Leidenschaft in ihm auf, deren Glut und Macht ihn erschreckte, aber dann ward ihm auch wieder das Herz so kühl in der Brust, daß er seiner Besorgniß spottete.

Dies Beunruhigende und Quälende rasch wechselnder Empfindungen suchte er loszuwerden durch Arbeitseifer, welcher ja stets eine beruhigende Wirkung übt, und da er kein Mensch von jähheftigen Leidenschaften war, so hätte das Mittel wohl angeschlagen, hätten ihn nur nicht gerade seine Arbeiten in so zu sagen unausgesetzter Beziehung zu der Gräfin erhalten.

Sein Verhältniß zu dem Grafen blieb ein loses, einsilbiges. Hippolyt schien sich in einer strikten Unumgänglichkeit zu gefallen, nahm an den Gesellschaften, welche die Gräfin um sich versammelte, keinen Theil und kam fast den ganzen Tag nicht aus seinem Laboratorium heraus, wo er unablässig Experimenten oblag, bei welchen der Indianer und seine Tochter gewöhnlich die Assistenten machten. Dieses Sichabsondern des Hausherrn verlieh dem Aufenthalt in Bernwartshall etwas Unerquickliches, wenigstens für Ottmar, dessen bürgerliche Begriffe in

dieses aristokratische Gebaren sich nicht recht zu finden vermochten. Die übrigen Gäste des Schlosses schienen freilich durch das Sichfernhalten des Hausherrn eher erleichtert als unangenehm berührt. Der Freiherr, die beiden Dichter, auch Wate und der Pfarrer von Moosbrunn fanden sich beinahe täglich ein und in seinen „kühlen" Stunden bereitete es Ottmar großes Ergötzen, die verschiedene Art und Weise zu beobachten, wie diese Männer ihrer Göttin den Hof machten. Ergötzlich war es auch zu hören, wie der grimme Wate von der Anstrengung des Hofmachens sich nachher immer dadurch erholte, daß er sich selbst ironisirte und persiflirte. „Ich komme mir", sagte er einmal bei einer solchen Gelegenheit zu Ottmar, „ich komme mir, Gott straf' mich, akkurat wie ein Elephant vor, der sich's in den Kopf gesetzt hat, in eine Gazelle verliebt zu sein, und nun recht elephantenhaft um den Gegenstand seiner Narrheit herumtrampelt. 's ist ein Elend!"

In Stunden leidenschaftlicher Erregung strengte unser Freund mit eifersüchtiger Wachsamkeit sein Beobachtungstalent an, um herauszukriegen, in welchem Verhältniß eigentlich Eva zu ihren Anbetern stände. Daß sie mit den Bimbambummlern, wie der Grimme die beiden poetischen Berühmtheiten respektwidrig nannte, nur ihren oft bis zum höchsten Muthwillen sich steigernden Scherz trieb, war dem Beobachter bald klar geworden. Ebenso, daß sie den guten Wate ganz in der Manier behandelte, wie die Tochter der Komödie ihrem gutmüthigen Pol-

terer von Vater um den Bart geht. Die Huldigungen des frommen Jeremias schienen ihr geradezu widerwärtig zu sein, aber manchmal verrieth sie eine koboldartige Freude, den gravitätischen Theologen mit scharfen Neckereien behelligen zu können, welche er mit einer Duldermiene aufnahm, die unsern Freund höchlich belustigt haben würde, hätte er dabei nicht jedesmal mit Bedauern seiner Schwägerin gedenken müssen. Aber die Stellung Eva's zu dem Halbbruder ihres Mannes blieb ihm unklar. Manchmal schien es, als stehe der ziemlich unbedeutende Freiherr auf der nämlichen Stufe der Gunst, welche seine beiden poetischen Gäste einnahmen; dann aber kam es wieder vor, daß die Gräfin ihren Schwager mit achtungsvoller Rücksicht behandelte und in fast zärtlichem Tone zu ihm sprach. Offenkundige Zeichen eines vertraulicheren Verhältnisses zwischen den beiden nahm Ottmar allerdings nicht wahr, wohl aber glaubte er da und dort ein Symptom einer engeren Beziehung zu bemerken. Er glaubte gesehen zu haben, daß die Augen der Gräfin in einem unbewachten Moment mit unverkennbarem Interesse auf der schönen Gestalt des Freiherrn ruhten; er glaubte ein andermal beobachtet zu haben, daß zwischen der Dame und ihrem Schwager ein Blick gewechselt wurde, dessen Bedeutung über die verwandtschaftlicher Freundlichkeit hinausging, und daß endlich eines Tages Adalbert in der Zerstreuung oder was es sonst war, seine Schwägerin einfach mit ihrem Namen Eva angeredet, das hatte er deutlich gehört.

Man ersieht aus diesen Beobachtungen, daß Ottmar, wenn er nicht verliebt war, doch auf gutem Wege, es zu werden, sich befand. Denn, um mit den Rokokopoeten des vorigen Jahrhunderts zu sprechen, sehr oft bildet ja das Labyrinth der Eifersucht den Vorhof von Kupido's Tempel.

Im übrigen hatte sich sein eigenes Verhältniß zu den Besuchern von Bernwartshall ganz leidlich gestaltet. Der Freiherr, welcher bald gemerkt, daß unser Freund nicht der Mann war, welchem man durch hochfahrendes Wesen imponiren konnte, hatte mildere Saiten aufgezogen und die Einladung in sein Haus zuvorkommend gegen Ottmar erneuert. So hatte denn dieser schon mehrere heitere Abende in der munteren Junggesellenwirthschaft des freiherrlichen Schlosses verlebt und war auch von den beiden Poeten gern dort gesehen. Sie hielten ihn zwar seiner politischen und religiösen Ketzerei wegen für ein Ungeheuer, aber sie ließen sich trotzdem gerne den Schutz gefallen, welchen ihnen seine gutmüthige Urbanität gegen die beißenden Sarkasmen des grimmen Wate bot, welche sie nur desto mehr fürchteten, je mehr sie sich die Miene gaben, dieselben zu verachten.

Ungeachtet dieser freundlichen Beziehungen zu der vornehmen Welt des Forgthals fühlte sich doch Ottmar viel mehr als sonst überall im Bühl heimisch. Es war ihm immer ein Genuß, abends mit seinem wackeren Wirth seine Pfeife zu rauchen und den vielerfahrenen Mann über landwirthschaftliche und andere Verhältnisse reden zu

machen. Da war er stets sicher, auf einen gesunden Verstand, ein unbeugsames Rechtsgefühl und auf eine feste sittliche Grundlage in allem und jedem zu stoßen. Baldung bezeigte ihm ein Wohlwollen, welches sich nicht in vielen Worten kundgab, aber deßhalb ein nur um so redlicheres war. Zu dem Aivli stand er auf dem Fuß eines Bruders. Es war ihm, er wußte nicht wie, zum Bedürfniß geworden, mit dem „dundersnetten Meidli“ zu schäkern und zu lachen. Schade nur, daß es Leute im Hause gab, welche meinten, 's Aivli lache und singe in neuester Zeit nicht mehr so unbefangen und so häufig wie früher. Zu den Leuten, welche dieses meinten, gehörten vorab der alte Brosi und Wate im Bart.

Der Grimme machte auch dem Freunde gegenüber kein Hehl aus dieser seiner Meinung.

„Hör' mal, lieber Junge“, hatte er erst gestern bei guter Gelegenheit gesagt, „ich bin kein Rigorist und Splitterrichter, das ist weltbekannt. Habe auch, Gott straf' mich! gar nichts dagegen, wenn du Gefallen daran finden solltest, den Lovelace zu spielen. Ist das Geschmackssache und du weißt, de gustibus und so weiter. Aber thu' mir den Gefallen, deine Romane, wenn du solche aufzuführen willens bist, außerhalb des Bühls spielen zu lassen. Mache dem Aivli keine Flausen vor.“

„Flausen? Dem Aivli? Ich?“ hatte Ottmar heftig erwidert. „Was zum Teufel! ficht dich an?“

„Mich? Bah, möchte, Gott straf' mich! das Ding sehen, welches mich noch ernstlich anföchte. Aber, siehst

du, das Aivli könnt's anfechten, und das soll's nicht. 's kommt mir vor, das Kind sei seit einigen Tagen nicht mehr so burrlemunter wie früher und maßen du ein Kerl bist, welcher, wie deine Erfolge im Schlosse zeigen, alle Weibsbilder am Bändel hat —"

„Bist du eifersüchtig, Alterle?" unterbrach Ottmar den Freund lachend und damit hatte das Gespräch ein Ende.

Je vertrauter der junge Sachwalter mit der Streitsache geworden, deren Führung er übernommen hatte, um so klarer mußte es ihm werden, daß der Punkt, um welchen sich die Entscheidung drehe, das Auffinden oder Nichtauffinden der so räthselhaft verschwundenen Marksteine am Bärenbach sein müßte. Er hatte schon allein, er hatte im Verein mit dem Grafen und Milimach die beiden Ufer des kräftigen Baches nach den abhanden gekommenen Steinen auf und ab gesucht, aber ohne irgendeinen Erfolg. Heute hatte die Gräfin erklärt, sie selber wolle noch einen Versuch machen, wenn Ottmar sie begleiten würde, und so waren die beiden bei guter Zeit nach Tische vom Schlosse weg und in den Bergwald hinaufgegangen. Ihr mehrstündiges Suchen war aber ebenfalls völlig resultatlos geblieben und ermüdet und enttäuscht hatten sie endlich von ihrem Bemühen abgelassen.

„Die Steine sind fort", hatte Eva gesagt; die Hoffnung, Herr Doktor, welche Sie d a r a u f gesetzt, müssen Sie fahren lassen. — Aber wie es hier in der Schlucht dumpf und schwül ist! Kommen Sie, mein Freund, wir

wollen uns einen schattigeren Heimweg suchen, als der Herweg gewesen."

Es war still, tiefstill in den Gründen des weiten Waldgebietes, welches sich gegen Norden zu in Kuppen über Kuppen aufthürmte. Kein Rehruf, kein Amselschlag wurde laut in der grünen Wildniß, kaum daß da und dort fernab in der Oede der Schnabel eines Spechtes an die Stämme klopfte oder das Eichhorn einen kurzen Pfiff ausstieß, wenn es sich von einem der regungslosen Wipfel zum andern schwang. Am Westhimmel braute in schwarzdrohenden Wolkenmassen ein Gewitter und schob eine unheimliche Schwüle vor sich her, welche träg und schwer auf Berg und Wald und Thal lastete.

Eva schritt ihrem Begleiter voran einen schmalen Fußpfad hinan, welcher an der rechten Wand des Bärenbachthälchens dem Forgforst zuführte. Sie schien mit den Wegen des Waldes genau vertraut zu sein, denn obgleich der Pfad bald unter üppigem Brombeergeranke verschwand, ging sie doch elastischen Trittes vorwärts, ohne sich weiter über die einzuschlagende Richtung zu besinnen. Der Wald verschlang sich immer öder, wilder und romantischer um die beiden her, sie waren offenbar in eine Gegend desselben gekommen, welche nur selten von Menschen betreten wurde.

Endlich stand die Gräfin in einer kleinen muldenartigen Einsenkung still, wandte sich gegen Ottmar um und fragte:

„Kennen Sie diesen Platz?"

Es war ein recht einsamer Ort, wie weit, weit fernab von der Welt gelegen. Granitblöcke waren umhergewürfelt, über und über umsponnen von Rankengewächsen. Das braungrüne Moos schwoll hoch unter dem Tritt des Menschen und die Stämme ungeheurer Tannen drängten sich auf allen Seiten dicht an einander, als wollten sie den Zugang wehren.

Ottmar sah sich die Stelle neugierig an und eine vage Erinnerung dämmerte in ihm auf.

„Ich glaube nie hier gewesen zu sein", sagte er, „und doch ist mir fast, als müßte ich vor langen Jahren diesen Ort schon einmal gesehen haben."

„Wirklich?" versetzte Eva. „Da sieht man wieder, daß wir Frauen ein so viel treueres Gedächtniß haben als ihr Männer. Ich erinnere mich noch so deutlich, als ob es erst gestern geschehen, wie Sie dort durchs Gebüsch brachen, als mich an dieser Stelle ein kindische Todesbangigkeit des Verirrtseins befallen hatte."

„Ach ja", rief Ottmar lebhaft aus. „Jetzt ist mir wieder alles klar. Ich sehe Sie noch vor mir in Ihrer rührenden Hilflosigkeit und Verschüchterung. Wer hätte gedacht, daß ich eines Tages an diesem Orte wieder an Ihrer Seite stehen würde, nach so viel Kämpfen, Enttäuschungen und Leiden!"

„Haben auch Sie gelitten, mein Freund? Doch ich vergesse, daß Sie die Kämpfe der Zeit mitgemacht und schwer für Ihren Enthusiasmus gebüßt haben. Aber Sie waren glücklich trotz alledem: Sie konnten kämpfen und

leiden für eine große Idee. Wir Frauen sind dazu verdammt, für nichts und wieder nichts zu leiden, und alle unsere Schmerzen sind am Ende bloß lächerlich. Ich fühle es, wäre ich ein Mann gewesen, ich hätte gethan wie Sie und würde mein Leben lang stolz darauf sein."

Sie hatte ihm ihre Hand gereicht, die er an seine Lippen führte. Ihm war, als müßte er das schöne Wesen, welches so eben mit so schöner Theilnahme zu ihm gesprochen, in seine Arme schließen; aber er wagte es nicht, denn ihr Blick war keineswegs auffordernd, sondern so ruhig freundlich wie immer.

Vielleicht ahnte sie, was in dem jungen Manne vorging, denn sie entzog ihm ihre Hand, welche er noch immer festhielt, und sagte:

„Wir stehen hier auf heiligem Grund. Hat sich mein armer Großvater nicht eine schöne Grabstätte ausgewählt? Fern den Menschen und dem betäubenden Wirbel des Lebens, welcher unter tausenderlei neuen Formen ewig den alten Jammer der Menschheit wiederkehren läßt, wollte er einsam ruhen. Sehen Sie, da haben wir ihn eingesenkt."

So sprechend bog sie das saftig wuchernde Strauchwerk auseinander, welches den schmalen Raum zwischen zwei gewaltigen Felsblöcken ausfüllte, und zwischen dem Gezweige wurde ein niedriges, halbübermoostes Steinkreuz sichtbar.

Sie stützte sich mit beiden Händen auf das Kreuz und verharrte lange in Schweigen. Ob sie betete? Ott-

mar glaubte, es müßte so sein. Wurde ihm doch selber andächtig zu Sinne.

Es war ein tieftrauriger Moment. Der Himmel hatte sich umdüstert und die schwarzen Wolken droben vermehrten die Düsterniß des stillen Ortes. Der Herold des Gewitters, jener umheimlich pfeifende Luftzug, griff erst sachte, dann stärker in die Wipfel der Tannen und brachte ein Geräusch hervor, als stöhnte der ganze ungeheure Forst in der Angst vor etwas Bedrohlichem leise auf. Aus der Ferne herüber grollte von Zeit zu Zeit ein dumpfer Donnerton — präludirende Paukenschläge einer Prachtsymphonie der Natur.

Während Ottmar noch mit sich zu Rathe ging, ob er die Dame in ihrem Sinnen stören und auf die drohenden Wetterzeichen aufmerksam machen dürfte, kehrte sie sich zu ihm und sagte ruhig:

„Wir werden ein Gewitter haben. Zum Glück ist es nicht weit bis zum Bärenschlößchen, wo wir unterstehen können, wie die Bauersleute zu sagen pflegen.“

Sie bog das Gesträuch wieder sorgfältig über dem Steinkreuz zusammen und fuhr fort:

„Ich will versuchen, mein Freund, Ihnen während des Gewitters die Zeit zu vertreiben, indem ich Ihnen die Geschichte meiner Jugend erzähle. Aber wir müssen eilen. Kommen Sie!“

Sie beschleunigten, sobald sie aus dem Dickicht herauswaren, ihre Schritte und bei der genauen Ortskenntniß Eva's gelangten sie, als eben die ersten schweren Tropfen

fielen, an den Absturz des Plateaus, welches den Forgforst trägt, und sahen in der fahlen Gewitterbeleuchtung die Ruine des Bärenschlößchens auf einem aus der Bergwand vorspringenden Felsen vor sich liegen, zu welchem ein halbvermorschter Holzsteg hinüberführte.

Eva ging unserem Freunde rasch voran über den Steg, der nur noch auf einer Seite ein fragmentarisches Geländer hatte. Drüben kamen sie über einen schmalen Vorplatz, der mit Mauertrümmern übersäet war.

„Folgen Sie mir“, sagte sie, „aber geben Sie acht, daß Sie sich nicht die Schienbeine zerstoßen. Es sieht hier wüst aus und Wind und Wetter werden ihr Werk bald vollends gethan haben. Die uralte kleine Kapelle, an welche sich die übrigen Baulichkeiten des Schlößchens nach und nach anleimten, trotzt dem Zahn der Zerstörung am längsten. Sie war auch Großvaters und meine eigentliche Wohnung. Jetzt ist freilich, wie Sie sehen, das Dach größtentheils eingestürzt; doch kann ich Ihnen immer noch ein Obdach gegen das Unwetter versprechen. — Cielo, wie das blitzt und donnert!“

Sie standen vor dem thürlosen Eingange des alten Bauwerks und betraten das Innere, als eben das Gewitter mit voller Macht losbrach und der Sturm um die Felsenklippe heulte, als wollte er das Trümmernest in die Tiefe hinabfegen.

„Beim Zeus“, sagte Ottmar, indem er in der Streiflichterbeleuchtung der Blitze in der Ruine sich umsah, „da sieht's weniger gemüthlich als romantisch aus.“

„Viel Komfort werden Sie da allerdings nicht finden, mein Freund, immerhin aber ein trockenes Plätzchen", versetzte die Gräfin.

Sie durchschritten den dachlosen ovalen Raum der ehemaligen Kapelle und Eva holte aus einer Mauerspalte einen großen alterthümlichen Schlüssel hervor, womit sie eine in die Hintermauer eingelassene niedrige Bogenthüre aufschloß, die sich lautkreischend in den rostigen Angeln bewegte und ein kleines gewölbtes Gemach sichtbar werden ließ, vor Zeiten die Sakristei des schon längst seinem kirchlichen Zweck entfremdeten Gebäudes.

„Das war unsere Winterstube", sagte Eva, auf die ärmlich einfache Ausrüstung des düsteren Gelasses deutend. „Sehen Sie, an diesem Tische hier hielt der Großvater mit mir Schule und in dem Ofenwinkel dort verträumte ich die endlos langen Winterabende."

Unser Freund fühlte sich heute mehr als je zu Eva hingezogen. Es lag so etwas Stillsinniges in ihrem ganzen Gebaren, es war in ihrer unbedeutendsten Aeußerung ein Ton wie verhaltene Klage.

„Das war wohl eine recht traurige Jugend, meine theure Freundin", sagte er. „Ich bemitleide Sie von Herzen."

„Oh, ich weiß nicht", entgegnete sie, „ob da Ihr Mitleid wohl angebracht ist, denn oft, sehr oft will mir scheinen, jene einsamen Jahre seien meine glücklichste Zeit gewesen."

„Und Sie wollen mir davon erzählen?"

„Ja, wenn Sie hören wollen.“

„Wie können Sie fragen?“

„Gut. Machen Sie sich's so bequem, als Sie können. Ich fühle mich Ihnen gegenüber, zu dieser Stunde und an diesem Ort so recht mittheilsam gestimmt.“

Er nahm an ihrer Seite auf einem der schwerfälligen alten Stühle Platz und Eva hob inmitten des Gewittertosens ihre Erzählung an.

4.

Eva erzählt.

„Sie wissen mein Freund, ich bin ein Kind des Südens, aber Sie würden mich vergeblich nach meiner Herkunft fragen, ich wüßte Ihnen darauf keine Antwort zu geben. Ich bin recht eigentlich ein auf den Ocean des Lebens hinausgeschleudertes Brett, vielleicht der letzte Splitter eines Fahrzeugs, das einst stolzbewimpelt über die Wogen dahinglitt.

Ohne Bild: mein Großvater, der mich vor dem Erwachen meines Bewußtseins fernher in diese Berge brachte, war ein Spanier, das ist gewiß. Halte ich ferner alle die seltenen und dunkeln Aeußerungen zusammen, welche ihm während unseres Beisammenseins über seine Vergangenheit entschlüpften, so muß ich annehmen, daß er zu den Vornehmsten und Reichsten seines Landes gehört habe.

Welches Verhängniß meinen Großvater aus seinem Vaterlande vertrieb, weiß ich nicht. Daß es eine schreckliche Katastrophe gewesen sein muß, ahne ich. Zuweilen

entfielen ihm Worte, wie nur furchtbare Erinnerungen sie den Menschen auf die Lippen jagen. Je mehr ich heranwuchs, desto seltener verlautbarte er solche Worte, allein die wenigen Fragmente von Selbstgesprächen, welche ich früher von ihm gehört, hatten sich mit brennender Schärfe mir in die Seele geätzt. So kenne ich denn weder den wahren Namen meines Großvaters noch den seiner Familie, ich weiß weder von Vater noch von Mutter; aber ich bin überzeugt, daß meine Mutter das einzige Kind meines Großvaters war und daß ich ein Kind der Liebe oder, wie die Welt das nennt, der Sünde bin. Die Geschichte meiner Eltern muß eine traurige gewesen sein und gewiß, ich kann dieses Gedankens mich nicht entschlagen, sie ruhen beide in einem blutigen Grabe. Vielleicht hat meines Großvaters Hand das, was er seine Schande nannte, furchtbar gerächt. Er war ein Mann, dem man die wildesten Affekte wohl zutrauen durfte. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist die, daß ich eines Abends, hier an dieser Stelle, zwischen den Knieen des finsteren Greises stand und er sich von mir seinen verworrenen Bart zerzausen ließ. Plötzlich funkelten mich seine tief in ihren Höhlen liegenden Augen mit unbeschreiblicher Wuth an. Aufspringend schrie er: ‚Du hast die Züge deiner Mutter und blickst mit den Augen deines Vaters. Weg! weg! Warum hab' ich nicht die ganze Brut —‘ Ich hörte nicht weiter, denn im Aufspringen hatte er mich so rauh zurückgestoßen, daß ich auf den Boden hinschlug, mich bedeutend am Hinterkopf verletzte

und vor Schreck und Schmerz besinnungslos wurde. Als ich wieder zu mir kam, sah ich den Großvater über mein Lager gebeugt, und da ich mich in nachwirkendem Entsetzen von ihm kehrte, faßte er mich sanft in seine Arme und beschwichtigte mich mit den zärtlichsten Worten und Liebkosungen.

Solche Stürme und Begütigungen wiederholten sich oft. Ueberhaupt war in dem Benehmen des Großvaters gegen mich ein schroffer Wechsel. Hatte er seine finsteren Zeiten, so kümmerte er sich tagelang, ja wochenlang nicht im entferntesten um mich, verbrachte seine ganze Zeit einsam im Walde und gönnte mir beim Heimkehren kaum eine Silbe. Dann aber wieder kamen Tage und Wochen, wo er mir die liebevollste Aufmerksamkeit widmete, zärtlich für meine Bedürfnisse sorgte und mich sorgfältig unterrichtete, wozu seine ausgebreiteten Kenntnisse ihn befähigten. Ich gewöhnte mich nach und nach an seine Eigenthümlichkeiten, merkte es mir frühzeitig, daß Fragen, welche sich nicht auf Gegenstände des Unterrichtes bezogen, seinen heftigsten Zorn erregen konnten, und unterließ sie daher. Uebrigens hing ich mit grenzenloser Zuneigung an ihm, und wie hätte das auch anders sein können? Hatte ich doch auf der weiten Welt außer ihm niemand, niemand! Er war mir Vater und Mutter, Wärterin, Beschützer und Lehrer, und da er augenscheinlich grenzenlos unglücklich war, da seine eiserne Natur unter den Folterschlägen schrecklicher Erinnerungen sich krümmte, mußte ihn meine junge Seele nur um so mehr lieben.

Wir lebten hier oben ganz abgeschieden von den Menschen. Der Großvater duldete es nicht, daß ich ins Thal hinabging, und die Furcht, welche sein finsteres, drohendes Wesen den Thalbewohnern einflößte, sicherte unsere Einsamkeit vor allen Beeinträchtigungen. So konnte es nicht fehlen, daß ich scheu war wie ein Reh, wenigstens den Menschen gegenüber, und als Sie, mein Freund, damals das verirrte Kind im Walde fanden, war meine Schüchternheit gewiß keine verstellte. Jenes Abenteuer prägte sich mir übrigens fest ins Gedächtniß. Ihre Freundlichkeit hatte mich so ganz eigen angemuthet, und wenn mir später der Großvater in seinem grimmigen Menschenhaß das ganze Menschengeschlecht als einen Knäuel von Dummheit, Bosheit und Niederträchtigkeit schilderte, machte ich immer zu Ihren Gunsten eine heimliche Ausnahme.

Wir lebten ärmlich und kärglich, nicht selten sogar in bitterer Noth. Letzteres dann, wann der Großvater, in seine wilde Melancholie versunken, gar keine Bedürfnisse zu empfinden schien und es, wie er sonst that, unterließ, in dunkler Nacht nach Bernwartshall hinabzusteigen, um sich von dem alten Kastellan unseren Wochenvorrath an Lebensmitteln verabreichen zu lassen. Einmal, aber auch nur einmal schien sich sein Stolz dagegen zu empören, denn er sagte mir: ‚Du brauchst nicht zu glauben, daß du von Bettelbrod lebest, Eva. Ich habe diesem deutschen Grafen — er meinte den Vater Hippolyts — vordem in meiner Heimat Verpflichtungen auferlegt, die

nicht zum hundertsten Theile dadurch abgetragen werden, daß er uns füttern läßt.‘

Was kümmerte mich das? Ich war mit einem Leichtsinn ausgerüstet, welcher in meiner Lage ein glücklicher genannt werden durfte. War nur das Wetter schön, gleichviel ob Sommer, ob Winter, dann war alles recht. Ich kannte nur die Einsamkeit, die Felsen, die Bäume und Bäche, den Wald und seine Bewohner und oh, wie liebte ich sie! Wie waren sie mir alle vertraut! In einer reizenden Novelle von Georges Sand habe ich später von einem jungen Mädchen gelesen, welchem ein eigenthümlicher Zauber innewohnte, sich die Vogelwelt befreundet und dienstbar zu machen. Was das für köstliche Erinnerungen in mir wachrief! Auch mir waren ja die Sänger des Waldes und nicht nur sie, sondern auch das Eichhorn und das Reh freundliche Gespielen gewesen, die meinen Tritt, meine Stimme kannten, meinem Rufe folgten, mich durch die Waldeshallen begleiteten, meine Worte verstanden, meine kindlichen Scherze theilten. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen das alles so recht anschaulich schildern — es war eine glückliche Zeit.

Bis in mein zwölftes Jahr lebte ich so hin. Der Großvater hatte bis dahin beim Unterricht und sonst nur deutsch mit mir gesprochen und war jeder Erinnerung an Spanien möglichst aus dem Wege gegangen. Da fand ich einmal unter den Büchern, welche er ebenfalls nächtlicher Weile vom Schloß heraufholte, eine alte Reisebeschreibung über das Land meiner Geburt. Wahrscheinlich

hatte sich das Buch nur durch Zufall unter die anderen verloren, ich aber las es mit um so größerer Neugier, als Spanien für mich ein noch unentdecktes Land war. Der Tourist hatte namentlich Andalusien und dort wieder Granada mit der Alhambra und dem Generaliph mit großem Aufwand von Phantasie und Begeisterung beschrieben. Oh, wie schön muß das alles sein! rief ich enthusiastisch aus an einem Winterabend, wo die Stürme um unsere ruinenhafte Behausung her wütheten und demnach das, was ich von den paradiesischen Gärten der granadinischen Vega, von den silbernen Gipfeln der Sierra Nevada, von den herrlichen Marmorhallen der maurischen Königsburg und dem klaren dunkelblauen Himmel darüber gelesen hatte, mit der Wirklichkeit in einem nur um so wirksameren Gegensatz stand. Der Großvater, welcher in düsterem Brüten durch das schmale Bogenfenster dort in die Nacht hinausstarrte, kehrte sich zu mir und fragte mich gleichgiltig: ‚Was muß schön sein, Eva?‘ — ‚Dieses Spanien mit seinen andalusischen Thälern und Bergen, mit seinem blauen Himmel und seinen feenhaften Schlössern.‘ — Der Großvater sah mich finster an und seine Augen schossen einen jener Blitze, die ein Gewitter ankündigten. Aber diesmal kam es nicht zum Ausbruch. Der alte Mann verließ die Stube und schritt lange in der dunkeln Kapelle draußen auf und ab. Zurückkommend nahm er mir das Buch aus den Händen, blätterte eine Weile darin und sagte dann ernst, aber nicht unfreundlich: ‚Du möchtest also von Spanien, dem Lande deiner Geburt, erfahren,

Eva?' — ‚Oh gern, Großvater', versetzte ich. — ‚Wohl, ich will dir davon erzählen. Ich will dich einführen in die Sprache, Geschichte und Sitte unseres schönen Heimatlandes, welches vormals dem Erdkreis gebot und jetzt zum Spott der Völker geworden ist.'

Von da an unterwies mich der Großvater im Spanischen, und war es angeborene Fähigkeit, war es mein brennender Eifer, was dieses Studium mir erleichterte, in kürzerer Zeit, als mein Lehrer erwarten mochte, bemächtigte ich mich dieser Sprache voll metallenen Klanges. Wir sprachen jetzt meist nur noch das Idiom unseres Landes, und da die gräfliche Bibliothek ziemlich reich war an Werken der spanischen Literatur, so wurde ich eingeführt in die Herrlichkeit der kastilischen Dichtung. Welche Zaubermacht wehte mir entgegen aus den Werken Lope's und Calderons! Wie versenkte sich meine Seele in die von brennender Farbenpracht leuchtenden Gemälde altspanischer Liebe, Ehre, Rache und Abenteuerlichkeit! Der Großvater hielt freilich darauf, daß ich mehr historische als poetische Werke läse, aber wenn ich, gehorsam seinen Winken, das Geschichtbuch des Solis von dem Eroberungszug der Spanier nach Mexiko zur Hand nahm, was war das Anderes als eine historische Romanze voll anmuthiger und furchtbarer Episoden? Meine Phantasie begann unter diesen dichterischen Eindrücken, die mit der Wirklichkeit meiner Lage so sehr kontrastirten, ihre Schwingen zu rühren, mein Herz schwoll hochauf und eine Atmosphäre voll Phantastik bildete sich um mich her. In

Wahrheit, wenn ich ich von den Büchern aufsprang, um mir den glühenden Kopf draußen im Waldesschatten zu kühlen, und dann meine gefiederten Gespielen zwitschernd mich begrüßten, um mir wie ein Ehrengeleite durch den Forst zu folgen, da hielt ich mich oft allen Ernstes für eine verzauberte Prinzessin und erwartete jeden Augenblick, daß der Ritter mit dem Silberschild und dem Goldhelm aus dem Dickicht treten würde, um den Zauber zu lösen und mich heimzuführen auf seine von Festjubel durchtönte Burg, die all ihren Glanz vor mir aufthat.

Sie mögen wohl lächeln, mein Freund, über diese kindischen Phantasieen, aber lassen Sie sich sagen, daß dieselben nicht mehr so recht eigentlich kindisch waren. Wir Südländerinnen reifen schneller als die kalten Töchter eines kalten Himmels. Ich war an der Schwelle zwischen Kind und Jungfrau angelangt, hatte sie auch wohl schon überschritten, ohne es zu wissen. Warum doch hat noch kein großer Dichter den wunderbaren Zustand eines weiblichen Wesens, unter dessen knospendem Busen ein glühendes Herz sich zu regen beginnt, genau analysirt? Mir däucht, wenn ich im Stande wäre, die Regungen, welche damals mich durchstürmten, zu einem Gedichte zu verkörpern, es müßte dies wirklich ein Gedicht sein. Doch ich vergesse, daß ihr Deutschen eine Art von solchem Gedicht wirklich besitzt: Mignon in Goethe's Meister. Eine seltsame Unruhe kam in mein Blut und trieb mich tagelang rastlos durch die Wälder. Ich begann zu ahnen, daß das Weib nicht geschaffen sei, einsam zu bleiben. Ich

sehnte mich gleichsam aus mir hinaus, wollte mich mir selbst gegenständlich machen, um mit einem zweiten Ich verbunden zu werden. Darum beugte ich mich über den Spiegel der Quellen, um mich selber zu erblicken. Ich fand nicht, daß ich schön wäre, aber ein scheuer und doch zugleich wilder Instinkt sagte mir, daß ich geliebt werden wollte.

Unsere Einsamkeit hier oben wurde mir furchtbar zur Last. Ich sehnte mich zu Thale, unter Menschen, und doch wagte ich den Bann des Großvaters nicht zu brechen, um so weniger, als er mich jetzt stets so liebevoll behandelte wie früher nur in seltenen Momenten. Aber stundenlang saß ich draußen auf dem Felsen, den ziehenden Wolken nachblickend, von fern die Wege der Thalbewohner erspähend, mich hinaussehnend in die Welt, von der ich nur jene unklare Vorstellung hatte, wie Bücher sie uns verschaffen — nach Süden, nach Norden, nur fort, weit, weit! — und meine nach der Kenntniß von Welt und Leben und ihrem Genuß dürstende Seele mit bunten Phantasieen schweigend und schwichtigend.

Der Großvater war nicht blind für meine Aufregung. Er verwies mich, sie zu bändigen, auf ernste Geistesarbeiten und entfernte die Werke der Dichter aus dem Bärenschlößchen. Ich versuchte es auf seinen Rath mit dem Studium der Geschichte. Aber das hieß mich nur aus einer Unruhe in die andere werfen. Die Gedanken und Thaten der großen Menschen flügelten mich empor zu den Aetherhöhen der Begeisterung für das

Große, Edle, Schöne, und es zu denken und zu thun fühlte ich damals den brennenden Wunsch in mir aufsteigen, ein Mann zu sein. In meiner exaltirten Stimmung wähnte ich die Strophen eines Unbekannten und Ungenannten, die ich um jene Zeit zu Gesicht bekommen, ich weiß nicht mehr wo, direkt auf mich beziehen zu dürfen:

Ich hätte wohl gewußt, mit reinen Händen
Der Themis unverfälschtes Loth zu heben,
Zu üben Recht und Unrecht abzuwenden
Und, die dem Volke die Gesetze geben,
Zu zünden mit der Rede Feuerbränden.
Gewußt hätt' ich, dem Vaterland zu leben
Und ihm zu sterben, wenn es sein gemußt,
Wie Hektor starb — ich hätt' es wohl gewußt.

Und eine Krone mocht' ich mir verdienen,
Idol des Volks, wie eine nur gewesen.
Oh, schön ist's, in geliebter Menschen Mienen
Den Beifall seiner Thaten sich zu lesen,
Den Unsinn durch der Wahrheit Opfer sühnen
Und des Gewissens hochbeleidigt Wesen
Durch Sympathie, wonach wir alle ringen,
In süßen Einklang mit sich selbst zu bringen.

Wenn der Becher zu voll ist, schäumt er über. Es konnte daher nicht fehlen, daß der in mir thätige Sturm und Drang irgend eine Ableitung nach außen suchte. Die mich verzehrende Unruhe schuf sich eine entsprechende Aeußerung, die keine andere war als der Tanz. In besonders friedlichen und verhältnißmäßig heiteren Stunden hatte mich der Großvater spanische Volkslieder gelehrt. Eines Frühlingstages, als ich gerade die Kapelle draußen zu unserem Sommeraufenthalt gelüftet und in Ordnung

gebracht hatte, stimmte ich eins jener Lieder an und unwillkürlich begannen meine Beine den Takt der Melodie zu treten. Von jener Stunde an sang ich tanzend. Es mochte sein, daß ein ungewöhnliches tänzerisches Talent bis dahin in mir geschlummert, es mochte auch sein, daß meine Füße die Erinnerung an mein Heimatland treuer bewahrt hatten als meine unmündige Seele — genug, indem ich die Bewegungen meines Körpers den Melodieen meiner Silvas und Redondilias anpaßte, lernte ich die nationalen Tänze des Landes, aus welchem jene Lieder stammten. Es war purer Instinkt; ich tanzte Fandango, Bolero, Cachucha, El Ole, la Madrilena, ohne von diesen Tänzen mehr als die Namen zu kennen. Als der Großvater mich einmal bei diesen von mir mit Leidenschaft betriebenen Uebungen überraschte, sah er mir mit stummer Verwunderung zu. Er sagte auch später nichts dazu, allein ein paar Tage darauf gab er mir Kastagnetten, die er aus Buchs für mich geschnitzt und deren Gebrauch er mir zeigte. Das war prächtig; nun hatte ich doch ein Instrument, meine Stimme zu unterstützen. Jetzt erst tanzte ich mit wahrer Begeisterung und oft, wenn mich in lauer Sommernacht die Unrast meiner Seele vom Lager trieb, schlich ich hinaus in den Wald und zog im Schweigen der Mitternacht auf dem schwellenden Moosteppich meiner Tänze bakchantische Kreise.

Ich empfand dabei die süße Genugthuung des Künstlers und es dämmerte in mir das Bewußtsein auf, daß ich eine Künstlernatur sei. Oh, warum war mir

nicht vergönnt, der inneren Stimme zu folgen? Warum trieb mich mein Schicksal nicht auch mit äußerlicher Gewalt auf die Bahn der Schauspielerin, Sängerin oder Tänzerin? Gewiß, ich fühle es noch jetzt, wo doch meine beste Kraft schon gebrochen ist, ich hätte, wenn ich jene Bahn wirklich betreten, anderen Freude und mir selbst Befriedigung verschafft, statt daß ich jetzt mit innerlichem Ueberdruß auf eine Existenz blicke, welche nur eine verfehlte ist.

Ja, mein Freund, ich hätte Künstlerin werden sollen. Aber es sollte anders kommen, ganz anders, und ich bin jetzt bei einem Abschnitt meiner Geschichte angelangt, den ich als einen unerquicklichen möglichst kurz abmachen will.

Eines Abends traf ich aus dem Walde heimkehrend bei meinem Großvater einen Fremden, einen jungen Mann, den ersten Gast, welchen der Großvater über unsere Schwelle gelassen. Es war Hippolyt, der nach dem in den Wildnissen von Sonora erfolgten Tode seines Vaters in die Heimat zurückgekehrte letzte Bernwart. Sein Aussehen erschien mir interessant. Man sah ihm an, daß er fern von der Uniformirung, welche unsere moderne Civilisation allem und jedem aufzwingt, unter kühnen Wagnissen eine abenteuerliche Jugend verlebt hatte, Auch er war so zu sagen in der Einsamkeit aufgewachsen wie ich und das gab schon ein Bindemittel zwischen uns ab. Ein zweites war der Umstand, daß ihn sein Aufenthalt in den Provinzen Mexikos mit der spanischen Sprache

vertraut gemacht hatte. Endlich verfehlte das Benehmen des Großvaters gegen den jungen Mann nicht seines Eindruckes auf mich. Er behandelte Hippolyt mit einer Zuvorkommenheit, deren ich ihn gar nicht für fähig gehalten hätte.

Hippolyt kam öfter, bald täglich. Gewöhnlich wortkarg und verschlossen wie ein Indianer, entwickelte er eine gewisse wilde Beredsamkeit, wenn ich ihn vermochte, seine Erlebnisse in den Wäldern und Steppen der neuen Welt zu schildern. Die Abenteuerlichkeiten, welche ich da zu hören bekam, stimmten oft wunderbar mit der phantastischen Welt überein, welche ich in der Brust trug. Das Seltsame und Wilde dieser Erzählungen verliehen dem Erzähler einen eigenthümlich romantischen Reiz. Nicht mein Herz, aber meine Phantasie wurde bestochen und mein Verstand war nicht ausgebildet genug, um die Einbildungskraft zu kontroliren. Wie auch hätte er es sein sollen?

Ich müßte kein Weib gewesen sein, wenn ich nicht bald gemerkt hätte, daß ich auf Hippolyt Eindruck gemacht. Er zeigte mir durch sein ganzes Benehmen, daß ich ihm gefiele. Dann sagte er es mir auch. Was mich betrifft, mein Herz blieb stumm, aber meine Phantasie gab Antwort. Nicht minder meine Eitelkeit und — meine Sinnlichkeit. Ja — erstaunen Sie nicht über dieses Bekenntniß, mein Freund — ich war ein heißes Mädchen und keine Mutter hatte mich gelehrt, die Wallungen meines Blutes mittels jenes moralischen Schnürleibs zurückzu-

pressen, welchen man Anstand nennt und der doch meistens nur eine schlecht durchgeführte Koketterie ist. Aber vielleicht thue ich den Mädchen dieses Landes unrecht und das sollte mir leid thun, denn ich bin weit entfernt, um mich zu beschönigen, anderen das Feuer zuschreiben zu wollen, welches in meinen Adern rollte.

Die Eingebungen meiner Phantasie, meiner Eitelkeit und meiner Sinne, dann der Ueberdruß an meinem einsamen Leben machten mich zu Hippolyts Frau. Es kam aber auch noch ein weiteres Motiv zu jenen hinzu. Die Gesundheit des Großvaters war schon lange gebrochen. Er verfiel zusehends und fühlte mit kältester Gleichgiltigkeit, daß es rasch mit ihm zu Ende ginge. ‚Eva‘, sagte er eines Abends zu mir, ‚wenn ich todt bin, und ich werde es sehr bald sein, so bist du eine heimatlose Bettlerin. Du hast zu wählen, ob du dieses oder aber Gräfin Bernwart sein willst. Der Graf hat bei mir um deine Hand angehalten. Ich will dich zu dieser Verbindung weder zwingen, noch kann ich es. Aber ich rathe dir, heirate ihn!‘

Was sollte ich, die wie eine Wilde außerhalb der Gesellschaft stand, dagegen sagen? Ich gab Hippolyt mein Jawort, die Wilde dem Halbwilden. Ich konnte glauben, daß Hippolyt mich wirklich liebte, ich glaubte es wirklich; denn wenn nicht eine wahre und große Leidenschaft, was denn sonst sollte ihn bewogen haben, die Heimatlose, die Bettlerin zu seiner Frau zu machen? Allerdings verspürte ich in meiner Seele nicht jenes

Gelober einer ätherischen Flamme, welches die Liebe ist und sein soll, wenn anders die Dichter recht haben; allein ich war meinem Bräutigam auch nicht gerade abhold. War er doch der erste Mann, welcher sich huldigend um mich bemühte, und welches Weib in meiner Lage wäre für diese Huldigungen unempfänglich geblieben? Auch verpflichtete er mich so sehr zu Dank. Wie kindisch freute ich mich, als er eine mächtige Kiste voll prächtiger Brautgeschenke ins Bärenschlößchen heraufschaffen ließ, als ich, die bisher in schlichtester Mägdekleidung gegangen, in Seide und Sammet und Spitzen einherrauschen konnte! Wie staunte ich, wie war ich glücklich, als er mich, die ich bisher in einer armsäligen Ruine gewohnt hatte, in die schönen, hohen, mit luxuriösem Mobiliar und kostbaren Kunstsachen ausgestatteten Gemächer seines Schlosses führte und mich der glückwünschenden Dienerschaft als ihre Herrin vorstellte. Das alles war für mich ganz feenhaft; meine Kinderträume waren in Erfüllung gegangen und diese Erfüllung berauschte mich so, daß ich in dem Leichtsinn des Glückes den wenige Tage nach meiner Hochzeit erfolgten Tod des Großvaters leicht verschmerzte.

Wir gingen auf Reisen, lebten in der Hauptstadt, gaben in Bernwartshall rauschende Feste. Hippolyt genoß den Reiz des Ungewohnten in so durstigen Zügen wie ich selber. Er schien sich des Ungestüms zu freuen, womit ich mich in den Strudel der Gesellschaft warf und dem Vergnügen nachjagte; es schien ihn stolz zu machen, daß man meine Schönheit pries, meine Origi-

nalität bewunderte, meine Liebhabereien nachahmte. Er besaß so wenig als ich das, was ihr Deutschen sittlichen Halt nennt. Aber der Rausch konnte unmöglich lange dauern, und als, durch die ökonomische Misère des Grafen beschleunigt, die Ernüchterung eintrat, war auch die bunte Illusion meines Glückes zerstoben. Es bedurfte nicht erst der Entdeckung, daß unter der gewöhnlich kalten Außenseite Hippolyts eine unheimliche Glut vulkanischer Wildheit brenne, die zuweilen wüthend hervorbrach, um mich zu vergewissern, daß meine Heirat nur ein Irrthum der Phantasie gewesen, welchen jetzt das Herz schwer zu büßen hätte. Es bedurfte dazu auch nicht der Entdeckung, daß die Tochter Milimachs meine glückliche Nebenbuhlerin war. Das Band, welches Hippolyt und mich verband, war ein Band von Sand gewesen. Daß es auseinanderfiel, er und ich tragen gleicherweise die Schuld. Wir machten auch keinen Versuch, es wieder zu knüpfen, nnd lebten seither nicht mit einander, sondern neben einander so hin, so gut es gehen mochte. Wären uns Kinder verliehen worden, sie hätten vielleicht ein neues Band gewoben. Ja, ich fühle, ich weiß es, Mutterglück und Muttersorgen hätten mir das wilde Herz gesänftigt und mich still tragen gemacht, was zu tragen war. So aber wurde mein Leben nur eine Kette von Thorheiten, Betäubungsversuchen und Täuschungen, ein ebenso tolles als eitles Haschen nach einer Befriedigung, deren Quelle in meimen Inneren längst versumpft war."

5.

La Madrilena.

Die Erzählerin brach plötzlich ab und stand geräuschlos auf.

Das Gewitter war vorübergezogen und in der Ferne verhallten dumpfrollend seine letzten Schläge.

Aber auch da, als es über dem Bärenschlößchen gestanden, hatte es nicht vermocht, Ottmars Aufmerksamkeit von der Geschichte Eva's abzulenken.

Das war einmal ein Stück Romantik! Mit einem sehr modernen Anhängsel allerdings, aber man wird es begreiflich finden, daß unser Freund darüber wegzusehen geneigt war. Man stelle sich einen jungen Mann vor, in einem nur zuweilen durch Blitze erhellten Halbdunkel einer Frau von unvergleichlicher Schönheit zur Seite sitzend, einer Frau, deren süßer Athem den engen Raum mit einem berauschenden Fluidum erfüllte, einer Frau, die mit beispielloser Offenheit vor ihrem Zuhörer eine Vergangenheit aufrollte, die wie ein Märchen in der Prosa unserer Zeit dastand; man rechne hierzu die undefi-

nirbare und doch so gewaltige Magie, die für einen, der zu lieben beginnt, schon in dem Rauschen des Kleides der Geliebten, in jeder ihrer leisesten Bewegungen liegt, und man wird sich nicht eben darüber verwundern, daß Ottmar die Beute einer heftigen Aufregung war.

Er hatte freilich die Geschichte Eva's mit wechselnden Empfindungen angehört. Manches darin war wie ein Dämpfer — ob vielleicht gar ein absichtlicher? — für seine aufflackernde Leidenschaft. Aber im Ganzen überwogen die günstigen Eindrücke doch weit. Heftiges Begehren, verwegene Wünsche durchzuckten seine Brust und mit tausend Armen umstrickte ihn die Vorstellung, der Besitz dieser Frau müßte ein märchenhaftes Glück sein.

„Was bin ich für ein blöder Thor!“ schalt er sich heimlich und streckte den Arm aus, das reizende Weib zu umfassen.

Aber er griff in die leere Luft; Eva war ihm von der Seite geschlüpft.

In diesem Augenblick wurde draußen in der Kapelle ein seltsam klapperndes Geräusch laut.

Ottmar trat unter die Thüre der Sakristei und vor seinen Augen entwickelte sich die reizendste Scene.

Durch die leeren Fensterhöhlen strömte die balsamische Luft der durch das Gewitter gekühlten Sommernacht und über dem offenen Dachraum stand am tiefblauen Himmelsgewölbe, im Geleite der ewigen Sterne, voll und klar der Mond, die ganze Fülle seines süßen Lichtes durch die von Dünsten geklärte Atmosphäre niedersendend.

Mitten in dem magischen Lichtkreis, welchen die Seitenwände der Ruine scharf abschnitten, stand Eva. Sie hatte ihr weißes Kleid hochaufgeschürzt und hielt die Kastagnetten in den Händen, von welchen das klappernde Geräusch ausgegangen, das den jungen Mann aus der Sakristei gelockt hatte.

„Ich sprach von meinem Dasein als von einer Kette und einem Sumpf, nicht wahr?“ rief sie scherzend dem Freunde zu. „Wohlan, werfen wir die Last der Kette von den Schultern und tanzen wir leichten Fußes über den Sumpf dahin.“

So sprechend stimmte sie mit einer kühnen Wendung der Stimme eins jener muthwilligen Lieder an, wie sie die heiße Sonne Andalusiens zeitigt:

„Während der April noch blühet,
Freu' dich, Mädchen, deiner Schöne!
Frühlingsnachtigallentöne
Schweigen, wenn der Sommer glühet.

Bind' der Liebe nicht die Flügel
Und verkaufe nicht dein Lächeln;
Wenn dich Liebesseufzer fächeln,
Dem Geliebten laß die Zügel!

Gib das Glück mit vollen Händen!
Und du wirst in Fülle leben.
Wenn erlosch der Flamme Leben,
Wird das Graun der Nacht dich blenden.

Freue dich des Frühlings Blühen
Und genieße seiner Wonne,
Eh' in heißer Sommersonne
Duft und Farbenschmelz verblühen.

Die reizende Melodie summte fort, der Taktschlag der Kastagnetten knackte darein und die leichte Gestalt setzte sich in anmuthigste Bewegung.

Sie tanzte die Madrilena, erst in gleitendem Schreiten den kleinen Raum umwandelnd, dann mälig in graziösester Stufenfolge zum wildesten Wirbel südlicher Tanzaffekte übergehend und in dämonisch kühnen, aber immer schönen Bewegungen und Wendungen, im Kommen und Gehen, in Schritt und Schwung, in dem reizendsten Zusammenspiel des ganzen herrlichen Gliederbaues mänadenhaften Muthwillen, bakchantisches Locken, verführerisches Fliehen entfaltend — ein blühendes Wunder der Schönheit, die Verkörperung eines üppigen Dichtertraums.

Ottmars Leben koncentrirte sich in seinen Augen, als er diesem wollustvollen Tanze zusah. Seine Pulse flogen, er war berauscht, geblendet, entzückt, außer sich, als er dieses wunderbare Schreiten und Schweben, Schwingen und Wirbeln der vor seinen Blicken gaukelnden Flamme sah.

„Ja, dieses Weib ist die Tochter der Luft!“ rief es in ihm. „Eine Willi ist sie, eine Fee aus dem schönsten Märchen der Welt!“

Noch ein wirbelnder Kastagnettenschlag, noch ein Sylphidenschwung — und die Tänzerin stand in der Mitte des Kreises still und verbeugte sich mit ihrem reizendsten Lächeln vor ihrem Zuschauer, wie seines Beifalls gewärtig.

Ottmar fand kein Wort, um seinem Entzücken Luft

zu machen, aber er eilte auf die Zauberin zu und schlug seine Arme um die Hochaufathmende.

Sie ließ es geschehen, daß er sie mit leidenschaftlicher Gewalt an sich zog, sie schmiegte sich einen Augenblick an seine Brust.

Aber wenn sie auch die brennenden Küsse, womit er ihr Augen und Lippen bedeckte, duldete, sie erwiderte dieselben nicht.

Der letzte Rest von Besinnung, welcher ihm noch geblieben, machte ihn fühlen, daß Eva seinen Rausch nicht theilte.

Sie wand sich aus seinen Armen und sagte in einem Ton, hinter dessen Ruhe ein leichter Spott lauerte:

„Küßt ein Freund so heiß?“

„Oh, Eva, ich liebe dich!“ entgegnete er leidenschaftlich und streckte verlangend die Arme nach ihr aus.

Sie machte eine abwehrende Bewegung und sagte freundlich, aber bestimmt:

„Nicht so, nicht so, mein Freund. Dem Augenblick ist sein Recht widerfahren, damit genug. Mich zu lieben, ist es zu spät, viel zu spät!“

Und als er eine protestirende Gebärde machte, setzte sie hinzu:

„Es ist nur eine Täuschung der Stunde, lieber Freund, was Sie befangen hält, eine artistische Ekstase über meine artistische Leistung. Das wird vorübergehen, bevor die Nacht um ist. Sie können mich nicht lieben, Sie dürfen nicht, um Ihrer selbst, um Ihrer Zukunft

willen. — Still, betrügen Sie sich nicht selbst. Das Erwachen aus diesem Traume müßte bitter sein. Habe ich Ihnen denn nicht deutlich genug gesagt, daß mein Leben ein verlorenes, daß ich eine Verlorene? Und sagte ich Ihnen nicht auch, daß ich nicht eines Liebhabers — den habe ich — wohl aber eines Freundes bedürfe? Wenn die Zuneigung, die Sie mir beweisen, etwas Anderes und Besseres ist als eine Aufwallung Ihrer Sinne, so gedenken Sie dieser Stunde dann, wann ich einmal zu Ihnen sagen sollte: Mir ist ein Freund vonnöthen."

Sie reichte ihm die Hand, raffte ihren Shawl vom Boden auf, verhüllte sich die Schultern damit und sagte fest:

„Kommen Sie. Die Nachtluft wird unangenehm kühl und wir haben noch einen weiten Heimweg vor uns."

So sprechend schritt sie dem Ausgang der Ruine zu und er folgte ihr mechanisch.

Es ließ Ottmar nicht schlafen, als er, nachdem er die Gräfin nach Hause geleitet, in seiner Stube in der Goldforelle angekommen war.

Eine fieberhafte Unruhe trieb ihn auf den Söller hinaus. Aber der Nachthauch vermochte ihm die heiße Brust nicht zu kühlen. Wie ein Dolchstich schnitt ihm das Wort der Gräfin: „Ich bedarf nicht eines Liebhabers, den habe ich!" immer wieder durch die Seele. Und doch konnte er die Blicke nicht losreißen von dem Bärenschlöß-

chen drüben, auf welches der untergehende Mond seinen letzten fahlen Schimmer warf. Welche wundersame Scene hatte er dort erlebt! Er sah sie immer noch schweben und locken und fliehen, die Willi, die Tochter der Luft. Er sah ihre stralenwerfenden Augen das magische Helldunkel durchblitzen, die weißen Schultern leuchten, den blendenden Busen schwellen. Selbst die Erinnerung noch war berauschend, unwiderstehlich. Unbewußt sprachen seine Lippen Worte des Entzückens, fragmentarische Ausrufungen, in welchen ein Dichter seinen Liebesrausch geoffenbart. „Welch ein Weib“, rief er aus:

„Welch ein Weib! Vor seinen Reizen muß ein Heiliger erliegen,
Fühlt er diese Formen schmelzend sanft an seine Brust sich schmiegen,
Fühlt er Feu'r des Lebens schlagen durch die prächtige Gestalt,
Schaut dies Aug', erglüh'nd und schmachtend — Herr und Gott, er bleibt nicht kalt!“

Ein derber Schlag auf seine Schulter schreckte ihn aus seiner glühenden Träumerei.

Umschauend sah er in das lachende Gesicht des grimmen Wate.

„Hat's dich, lieber Junge?“ lachte der im Bart. „Schätz' wohl, 's hat dich. Du bist abgemacht, eingethan, fertig, breitgeschlagen, eingesalzen, petschirt, weg, ganz weg.“

„Zum Henker mit deinen schlechten Späßen!“ entgegnete Ottmar unwillig.

„Späße?“ versetzte der Grimme. „Ich und spaßen

in dieser schauerlichen Mitternachtsstunde? Gott straf' mich, du bist verdammt schief gewickelt, amigo mio, wenn du glaubst, ich scherze. Mir ist's barer, blutiger Ernst, ja, das ist's mir, wenn ich sage, dich hat's! Und wie hat's dich! Kapital, kolossal, pyramidal, obeliskal! Dixi et salvavi animam meam. Und damit gute Nacht, respektive guten Morgen!"

Drittes Buch.

Die Liebessignale.

Das heißt wie ein tüchtiger Kerl gesprochen!

Shakespeare.

1.

Der alte Brost wird „fuchsteufelswild“.

Der Mai hat längst sein dichterisches Privilegium, für die schönste Zeit des Jahres zu gelten, eingebüßt, ohne daß unseres Wissens bis jetzt officiell festgestellt worden wäre, welche Jahreszeit denn eigentlich fortan als die schönste betrachtet werden müsse. Und doch wäre im Interesse des Princips der Ruhe und Ordnung im Allgemeinen sowohl, als auch in dem der Aesthetik im Besonderen dringend zu wünschen, daß diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende gemacht würde. Die Poeten wissen ja gar nicht mehr, woran sie sind, wenn sie eines hochzuverehrenden Publikums Naturgefühlen die rechten Wege weisen sollen, und das hochzuverehrende Publikum seinerseits weiß sich, wenn es einmal seiner Naturfreude den entsprechenden poetischen Ausdruck geben möchte, schlechterdings nicht die Frage zu beantworten, ob es Kleists Frühling oder Geibels Juniuslieder oder Rückerts Herbstlieder oder am Ende gar Schulers Winter zur Hand nehmen soll. Es ist aber sattsam bekannt, welches Unheil aller

Art für die Staaten Europas aus derartigen anarchischen Zuständen zu entspringen pflegt. Neueste Forschungen der berühmten Gelehrtentrias Gerlach, Stahl und Leo haben unzweifelhaft dargethan, daß alle Schrecken der drei Revolutionen Frankreichs zum letzten Grund keinen anderen hatten als das durch einige Schwindelköpfe empfohlene Aufgeben der heiligen Regeln und Formen, welche der große Boileau für die französische Poetik für ewige Zeiten festgestellt hatte. Das Unglück ist aber leider einmal geschehen und hat sich, wie aus oben Gesagtem deutlich erhellt, auch rheinüber verbreitet. Daher ist eine Restauration der guten alten Ordnung vor allen anderen auf diesem Gebiet dringendes Bedürfniß. Sind wir recht berichtet, so enthält das Staatsgrundgesetz Chinas einen nachmals von dem berühmten Philosophen Tschu-Fu-Kiang nach allen Dimensionen gründlichst kommentirten Paragraphen, welchem zufolge die Blüthezeit der Theestaude ein- für allemal als officieller Wonne- und Dichtermond im ganzen Umfange des Reiches der Mitte festgestellt und proklamirt ist, so zwar, daß Zuwiderhandelnden, respektive Zuwiderfühlenden je nach Maßgabe der Umstände von fünfundzwanzig bis zu hundert Bambusstockschläge gehörigen Ortes applicirt werden. Diese Einrichtung wäre zur Nachahmung sicher höchlich zu empfehlen, und indem wir Staatsrechtslehrer und Staatsmänner darauf aufmerksam machen, glauben wir einen nicht ganz unwichtigen Beitrag zur Gesellschaftsrettung geliefert zu haben, was uns, hoffen wir, mit dem Hochge-

fühl edler Pflichterfüllung zu bemerken erlaubt sein wird.

In Anbetracht jedoch, daß wir erstens im Augenblick nicht ganz genau wissen, in welchen unserer Monate der chinesische Wonne- und Dichtermonat fällt, daß wir zweitens nicht unbescheiden genug sind, von uns aus in dieser bedeutsamen Sache einen bestimmt formulirten Vorschlag zu machen, und daß uns drittens endlich die gehörige Fülle schwäbischer Pietät innewohnt, citiren wir, um vorläufig auf einen unmaßgeblichen Anhaltspunkt hinzuweisen, den Vers unseres verewigten Landsmanns Gustav Schwab:

Heuernte, schönste Zeit im Jahr!

Jedenfalls war's ein wunderschöner wolkenloser Sommertag, an welchem die „Leute" des Goldforellenwirthes droben an der Berghalde auf der Lauchwiese „heueten". Gestern war unter den „Sägesen"*) der Knechte der üppige Graswuchs gefallen, heute hatte die Sonne die „verspreit'ten" Schwaden hinlänglich getrocknet und gedörrt, sodaß das Heu „eingeführt" werden konnte. Baldung hatte in seinem Tagesbefehl erklärt, daß die Lauchwiese heute „agrumt"**) werden müsse, weil morgen die große Schüpfmatte „dransollte"***). Demzufolge rührten sich die Arme tüchtig, aber die Arbeit ging in aller Fröhlichkeit vor sich und in das Klappern der Rechen und Heu-

---

*) Sensen.

**) Abgeräumt.

***) Darankommen sollte.

gabeln, in das Rauschen des trockenen Grummets hinein tönte das Juchzen und Jodeln der Knechte und das „G'sang" der Mägde, daß der Wald widerhallte, welcher die Matte von zwei Seiten her einschloß.

Als nach dem Imbißessen das Aivli seinen breitrandigen Strohhut aufgesetzt und den Rechen geachselt hatte, um an der Spitze der Mägde zur Lauchwiese hinaufzugehen, hatte Ottmar seinen Rock ausgethan, eine Heugabel zur Hand genommen und erklärt, daß er auch wieder mit in den „Heuet" gehen würde. Es war nicht das erstemal, denn er hatte bis dahin das ganze Geschäft der Heuernte redlich und rüstig mitgemacht. Seine ersten landwirthschaftlichen Versuche waren freilich nicht vorübergegangen, ohne daß Knechte und Mägde jene feixenden Gesichter dazu gemacht hätten, womit der Landmann von Geburt und Beruf die bäuerlichen Anwandlungen städtischer Dilettanten zu betrachten pflegt. Aber unser Freund hatte sich in Respekt zu setzen gewußt, denn auf dem Lande geboren und bis zum Jünglingsalter häufig mit bäuerlichen Dingen verkehrend, hatte er noch nicht vergessen, wie man Sense, Pflug und Flegel handhabt, und vorgestern hatte er trotz einem die Forgwiese drunten im Thal ihrer ganzen Breite nach mitabmähen geholfen und gestern Abend hatte er ein „rechtschaffenes" ländliches Meisterstück abgelegt, indem er vom Thale herauf ein vierspänniges Fuder Heu nach dem Bühl und in die Scheuer gefahren, vom Sattelgaul aus mit merkwürdiger Präcision das Gespann regierend und

dabei eine bewundernswerthe Fertigkeit in der edlen Kunst des „Knöllens“*) entfaltend. „Brav gemacht, bi Gott!“ hatte der Goldforellenwirth ausgerufen, als der rechtsgelehrte Fuhrmann den „Rank“ um das Haus herum und zum Scheunthor hinein mit allem Anstand, der zu diesem wichtigen Unternehmen erforderlich war, getroffen. Das Aivli war auch dabei gestanden und hatte sich sölli verwundert, aber nichts gesagt. Heute früh jedoch hatte Ottmar, als er seinen Hut, welcher die Nacht über auf dem Söller gehangen, aufsetzte, an demselben den prächtigsten Strauß von Rosen, Levkoien und Reseda befestigt gefunden und sich wunderlicher Weise eingebildet, diese Blumen kämen aus dem Blumengärtchen des Aivli. Noch wunderlicherer Weise aber hatte der alte Brosi unseren Freund offenbar um den schönen Strauß beneidet, denn er hatte, seinen zahnlosen Mund zu einem höhnischen Grinsen verziehend, zu Ottmar gesagt: „Der Donner schieß'! Herrle, Ihr seid ja g'sträußet wie ein Pfingstkönig.“ Es war überhaupt eigen mit dem alten Brosi, daß er nämlich von allen Insassen des Bühls die einzige Person war, welche unseren Freund nicht gut leiden konnte und diese Abneigung schon bei verschiedenen Gelegenheiten in allerlei brummigen Redensarten verlautbart hatte.

Also Ottmar ging „in Heuet“. Der grimme Wate war freilich durch den Anblick seines hemdärmeligen und

*) Des Knallens mit der Peitsche.

heugabelbewaffneten Freundes nicht sehr erbaut gewesen. „Soll ich heute abermals um meine mittägliche Dämmerungsstunde und Siesta kommen?“ fragte er grämlich. „Das ist ja 'ne verfluchte Wirthschaft!“

„Du kannst ja allein dämmern, lieber Junge“, sagte Ottmar.

„Das ist bald gesagt“, versetzte der im Bart. „Ich habe mich nun schon wieder so daran gewöhnt, mit dir den Kaffee zu trinken, daß er mir ohne deine Gesellschaft nicht recht schmeckt. Es ist, Gott straf' mich, eine neue ungeheuerliche Schrulle von dir, daß du thust, als wolltest du mit aller Gewalt ein Bauer werden. Du bleibst halt dein Lebtag ein Romantiker.“

„Nun meinethalb, aber komm' mit. Die Mittagssonne wird an deinem überflüssigen Fett einen sehr wohlthätigen Schmelzproceß vornehmen.“

„Ja, kommt mit, Herr Doktor“, sagte Aivli. „Ihr könnt Euch ja droben in den Schatten legen. 's hat weiches Moos dort.“

„Das ist ein gescheider Gedanke, Aivli, Gott straf' mich!“ versetzte der Grimme. „Ihr trefft den Nagel stets auf den Kopf. Ich will daher in Gottesnamen mitgehen, Euch zu Gefallen.“

„Und dem Moos und dem Schatten, nicht wahr?“ lachte das schöne Mädchen und ging flink, den übrigen voran, die Halde hinan.

Droben auf der Lauchwiese hatte der schnaubende und schwitzende Wate anfangs den Rath des Aivli befolgt und

sich der Länge nach in den Schatten gestreckt, während die andern ihrer Arbeit nachgingen. Aber die muntere Thätigkeit, welche sich vor seinen Augen entwickelte, übte auch auf das Phlegma des Bärtigen einen solchen Einfluß, daß er sich erhob, herbeikam, zuerst spielend, dann in allem Ernst eine Heugabel ergriff und bald mit den andern in die Wette schaffte.

„Siehst du", sagte Ottmar zu ihm, „man muß es nur erst probiren, dann findet man rasch Gefallen daran."

„Ich thu's nur der Motion wegen, mein Bester", entgegnete der im Bart. „Mein Bauch verräth seit einiger Zeit die bedenkliche Neigung, polizeiwidrig groß zu werden, und da will ich ihm ein bissel zu Leibe gehen."

Das Heu ward zum letztenmal umgewendet, dann nach allen Regeln der Kunst des Heuens in große „Schochen" zusammengerecht und hierauf fing man beim ersten Schochen wieder an und die Knechte spreiteten mit ihren Gabeln das Heu auseinander und die Mägde, geführt vom Aivli, ordneten es mit ihren Rechen in lange schmale Streifen, sodaß es zum Aufladen bereit lag.

Als dieses geschehen war, hörte man Peitschenknall und Rädergerassel in dem Hohlweg, welcher vom Bühl sich heraufwand, und bald darauf kam der mächtige, mit des Goldforellenwirthes vier berühmten Rappen bespannte Leiterwagen aus dem Waldweg auf die Wiese

heraus, geführt von dem rüstigen Baldung in eigener Person.

Der Wagen wurde gewendet und nun ging es ans Aufladen. Der Goldforellenwirth nahm seinen Stand auf dem Wagen und umfaßte mit starken Armen die großen Bürden duftenden Grummets, welche ihm die Mannen an ihren langzinkigen Gabeln hinaufboten. Und da war es hübsch anzusehen, wie alle sich in fröhlicher Arbeit mühten und wie der grimme Wate puhstend seine bärenmäßige Stärke aufbot, es dem Freunde gleichzuthun, und wie Ottmar, wenn er eine tüchtige Last an seine Gabel gespießt, seine schlanke Gestalt aufrichtete und mit einem kühnen Schwung seine Bürde auf den hoch sich thürmenden Wagen hinaufschwang. Und auch das war hübsch anzusehen, wie das Aivli sein unter dem Strohhut glühendes Gesicht dem wackeren Freiwilligen beifällig zukehrte und wie es ihm lächelnd nachsah, wenn er mit einer neuen Last wieder dem Wagen zueilte, und wie das „dundersnette Meidli“ mit seinem Rechen immer rein zufällig gerade da beschäftigt war, wo besagter Freiwilliger seine Gabel füllte, und wie es ihm die Schwaden bequem zurechtlegte und zierlich hinter ihm drein rechte.

„So, jetzt rauf mit dem Wellbaum!“ rief der Goldforellenwirth, als der Wagen seine Ladung hatte.

Die Wiese war geleert, die Mägde brachten in ihren Schürzen die letzten Heureste herbei und der Wellbaum wurde hinaufgehoben und der Länge nach über das mächtige Heufuder gelegt und die Stricke um seine beiden

Enden geschlungen und drunten mittels der Wellhölzer angespannt, und dann glätteten die Mägde mit ihren Rechen die Seiten des wohlgelungenen Baues und die Arbeit war gethan.

Der Goldforellenwirth faßte das hintere Ende des Wellbaums mit beiden Händen, ließ sich an dem Fuder niedergleiten und sagte, nachdem er mit einem Sprung den Boden erreicht hatte:

„So, das wäre g'schafft, ihr Leut', und jetzt wollen wir, schätz' ich, rechtschaffen vespern.“

's Aivli hatte den großen Korb ausgepackt, in welchem der Vater das Vesperbrot mitgebracht, Brot und Käse und Rauchfleisch, Aepfelwein und Kirschwasser, und das Mädchen wußte alle die schönen Sachen recht appetitlich auf der Höhe des schattigen Rains zu ordnen, der sich am Waldsaume hinzog. Man lagerte sich und jeder griff wacker zu. Natürlich war es auch wieder der reinste Zufall, daß Ottmar neben das Aivli zu sitzen kam. Nur der Brosi schloß sich von der Gesellschaft aus, denn nachdem der alte Knabe den Pferden Futter vorgeworfen hatte, nahm er einen Schluck aus der Kirschwasserflasche, setzte sich mit saurem Gesicht seitwärts, zog einen Knäuel ungebleichten Garns hervor und wickelte einen guten Theil desselben um die Mundspitze seiner schwarzgerauchten Maserpfeife. Dies vollbracht, schlug er mit diversen Flüchen auf den „hundsföttischen“ Schwamm, der nicht fangen wollte, Feuer und hüllte sich in eine Rauchwolke

als wollte er eine Schirmwand zwischen sich und der munteren Gesellschaft aufführen.

Denn munter ging es bei diesem Vespern her. Baldung neckte den Grimmen und meinte, selbiger könne mit Gottes Hilfe noch einen ganz passabeln Bauernknecht abgeben, worauf der Grimme etwas von „miserablem" Most murmelte, zugleich aber den Krug mit dem geschmähten Getränk an die Lippen führte und die gründlichste aller Mostproben anstellte. Man plauderte, scherzte und lachte bunt durcheinander und allen bekam die Ruhestunde baß. Der kräftige Heuduft erfüllte die ganze Lichtung mit Wohlgeruch, die sinkende Sonne warf röthliche Lichter durch die Baumwipfel und drinnen im Walde wurde das Abendkoncert der Vögel laut.

„Horch, wie da drüben die Drossel schlägt", sagte einer der jungen Burschen, indem er sich auf den Rücken zurückfallen ließ und seinem inneren Wohlbehagen dadurch Luft machte, daß er einen lauten Juchzer in den blauen Himmel emporwarf. Ottmar fühlte sich dadurch unwiderstehlich animirt, zu versuchen, ob auch er die edle, in seiner Jugend vielgeübte Kunst des Juchzens noch nicht ganz verlernt hätte, und siehe da, der Versuch fiel gar nicht übel aus.

„Du qualificirst dich, lieber Junge", sagte Wate. „Du qualificirst dich, Gott straf' mich! Wenn's mal mit der Juristerei hapern sollte, so brauchst du bloß Lederhosen anzuziehen und einen Dreispitz aufzusetzen und ich mache mich anheischig, dich auf dem nächsten besten Ge-

höft als Mähder, Rosselenker und Juchzer von Auszeichnung unterzubringen."

„Warum nicht?" versetzte Ottmar wohlgelaunt. „Es könnte wohl sein, daß ich dich einmal beim Wort nähme, Alterle. Uebrigens, warum sollt ich's nicht zeigen, wenn's mir wohl zu Muthe ist und mir die Welt schön vorkommt?"

„Nun ja", meinte Wate, thalwärts auf die prächtige Landschaft blickend. „Im Allgemeinen ist sie schön, wie jener Engländer sagte, der bei Nebel und Regen auf den Rigi stieg, bei Nebel und Regen sechs Tage dort auf die Aussicht wartete und endlich wieder herabstieg, ohne etwas Anderes als Nebel und Regen gesehen zu haben. Im Besonderen aber —"

„Im Besonderen", unterbrach Baldung lachend den Sprechenden, „im Besonderen haben wir jetzt kostbar's Heuwetter und haben prächtig's Heu gemacht. Drum schätz' ich, ihr Leut' im Allgemeinen und ihr Meidli im Besonderen, wir wollen noch eins singen und dann das Fuder abführen."

„Ja, ja, Meister", riefen die Mädchen. „D' Meisterstochter soll anstimmen. — Aivli, stimmt eins ein, stimmt an!"

„Was denn für eins?" fragte Aivli.

„'s ist einerlei — 's gerathen Euch alle gut. — ‚Willkommen, o seliger Abend'. — Nein. — ‚Auf dieser Welt hab' ich kein' Freud'' — Warum nicht gar! — ‚Wer wollte sich mit Grillen plagen?' — Das Lied vom

strahlaugigen Mädichen und dem Jäger. — Ja, ja, das kiht*) rechtschaffen gut. 's ist recht, das ist's recht!"

Nachdem sich der „vernünftige" Volkswille diesermaßen ausgesprochen, stimmte 's Aivli mit ihrer hellen runden Stimme das verlangte Lied vom Jägersmann und dem stralaugigen Mädichen an.**) Die Mädchen fielen ein, die Burschen folgten, Ottmar sang aus Herzenslust mit, der ehrliche Wirth nicht minder und der im Bart ließ einen Baß los, wie ihn die dickste Orgelpfeife nicht intensiver produciren kann. Wie frisch und gut das klang, als ein „G'sätz" nach dem andern in den Wald hinein und die Berglehne hinan und ins Thal hinab scholl und die Echos an den Halden und Schluchten weckte! Es war 'ne wahre Freude. So sang das Aivli und so sangen sie alle:

*) Klingt.

**) Heinrich Pröhle, welcher dieses schöne Volkslied in seine Sammlung: „Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele" (1855) aufgenommen, meint, dasselbe sei norddeutschen Ursprungs und nur in Norddeutschland daheim. Ich kann ihm aber die Versicherung geben, daß ich es in meiner Heimat, in den Thalgebieten des Hohenstaufen, als Knabe hundertmal singen hörte und mitgesungen habe. Später, in meinen Studentenjahren, hörte ich es auch zu wiederholten malen in verschiedenen Dörfern des Schwarzwaldes. Allerdings, die Pröhle'sche Lesart „Mägdelein„ kam nie darin vor. Auch nicht die süddeutschen Ausdrücke dafür: Mädele, Mädle, Maidle, Meidli, sondern stets: Mädichen.

„Der Jäger in dem grünen Wald
Da sucht er seinen Aufenthalt.
Er ging im Wald wohl hin und her,
Er ging im Wald wohl hin und her,
Ob auch nichts, ob auch nichts,
Ob auch nichts anzutreffen wär'.

Mein Hündlein, das ist stets bei mir
In diesem grünen Laubgestrauß.
Mein Hündlein wacht, mein Herz das lacht,
Mein Hündlein wacht, mein Herz das lacht,
Meine Augen, meine Augen,
Meine Augen leuchten hin und her.

Da ruft mir eine Stimme zu,
Ich weiß nicht, wo es ist, ja ist.
Wie kommst du in den Wald herein,
Wie kommst du in den Wald herein,
Du stralaugig Mädichen,
Wie kommst du in das Laubgestrauß?

Um deiner aufzuspüren,
Kam ich in diesen grünen Wald.
Ich ging im Wald wohl hin und her,
Meine Augen leuchten hin und her,
Ob auch nicht, ob auch nicht
Ein Jäger anzutreffen wär'.

Nun hab' ich dich getroffen an
In diesem grünen Wald, ja Wald.
Drum, Jäger, thu' nach unserm Wohl
Und lad' die Büchse nicht zu voll;
Dann kannst du, dann kannst du,
Dann kannst du schießen, daß es knallt.

Du sollst mir nicht mehr wandeln
In diesem grünen Laubgestrauß.

Bleib' du bei mir als Jägerin,
Bleib' du bei mir als Jägerin,
Du stralaugig Mädichen,
Bleib' du bei mir als Jägerin."

Die schöne Melodie verklang und der Goldforellenwirth gab aufstehend das Zeichen, daß die Feierstunde vorüber. Aber einer der Burschen glaubte noch ein Uebriges thun zu müssen, indem er auf das lustige Vespern singend den Trumpf setzte:

„Und aus ist das Liedli
Und aus ist der Tanz.
Adies, herztausiger Schatz,
Und vergiß mi nit ganz."

Dann noch ein allgemeines Jodeln und Juheien und die Pferde wurden eingespannt, Baldung bestieg den Sattelgaul, die Mannen nahmen ihre Gabeln und reihten sich dem Wagen zur Seite, um die schwankende Last zu stützen, und langsam verließ der ganze Zug die heimelige Waldwiese.

Ottmar war etwas hinter den anderen zurückgeblieben, weil eine obstinate Cigarre, die er anbrennen und die ihrerseits nicht „ziehen" wollte, ihn aufhielt. Als es ihm endlich gelungen, den Widerstand des Glimmstengels zu brechen, und er im Begriffe war, rascher auszuschreiten, um die Leute einzuholen, vernahm er Tritte hinter sich in dem Hohlweg und hörte eine grämelnde Stimme die Worte sagen: „Und ich sag', 's ist nicht recht; nein, 's ist numme nicht recht, und das sag' ich."

„Beim Zeus, das ist der alte Brosi", dachte Ottmar. „Will doch einmal sehen, was der alte Kamerad hat. Er macht mir immer ein Gesicht, wie etwa Sailers heilige drei Könige geschnitten haben mögen, als sie Herodes mit Schlippermilch und Kressensalat bewirthete."

Er blieb stehen und ließ den Alten herankommen, welcher that, als beachte er die Gegenwart unseres Freundes nicht.

„Nun, Brosi", fragte Ottmar, um das Gespräch einzuleiten, „warum habt Ihr Euch denn nicht mit uns anderen allen lustig gemacht? Ihr wart doch früher kein solcher Griesgrämler. Wollt Ihr Euch nicht eine Cigarre anstecken?"

Und er bot dem Alten das Etui hin, aber der Brosi machte eine ablehnende Handbewegung.

„Behaltet das Zeug für Euch, Herrle", sagte er. „Mag nichts davon wissen. 's ist lauter Firlefanz, wie all das städtische Wesen — nichts für ungut. Mein alter Maserkopf da wird mich, schätz' wohl, schon noch aushalten."

„Nun, wie Ihr wollt. Aber Ihr habt mir auf meine Frage noch keine Antwort gegeben. Seid Ihr wohlauf, Brosi, oder ist Euch was im Leib nicht recht?"

„Warum nicht gar! Ich trag' meine achtzig Jährle und noch etliche dazu mit Gottes Hilf' so leicht wie nur irgendeiner. Etwas im Leib nicht recht? Ja wohl! Der Donner schieß'!"

„Nun, was fehlt Euch denn?"

„Was mir fehlt? Nichts, schätz' wohl. Aber 's ist mir halt etwas nicht recht, sölli nicht recht — sell*) ist wahr."

„Was denn?"

„Da Ihr doch mal selber von der Sach' angefangen, Herrle, so will ich auch kein Blatt nicht vors Maul nehmen — nichts für ungut. 's geht schon lang allweil mit mir rum und plagt mich bei Tag und Nacht — der Donner schieß'!"

„Was, zum Teufel, habt Ihr für 'ne Ratte im Kopf, Alter? Versteh' ich Euch recht, so habt Ihr mir was zu sagen, nicht wahr?"

„Allweg hab' ich Euch was zu sagen, Herrle."

„Nun denn, heraus mit der Sprache!"

„Ja, also gleich, Herrle. Ich sag', Ihr thut Euch um das Aivli um, wie es nicht recht ist."

„Was?"

„Ich sag', Ihr setzt dem Meidli Flausen in den Kopf mit Euren Flattusen und Redensarten. Das ist nicht recht — der Donner schieß'!

„Was thu' ich, Alter?"

„Ihr werdet mich, schätz' ich, wohl verstanden haben. 's ist so 'ne Herrenmode, weiß wohl, zwei oder drei Weibsbilder zugleich am Bändel z'haben. 's mag fürnehm sein das, aber ehrlich ist's nicht. Wenn Ihr's aber außerhalb dem Bühl so treiben wollt, Herr, so geht es

*) Selbiges.

mich kein Stäubli nicht an und der alt' Brosi schwätzt nicht gern in anderer Leut' Sach' hinein. Aber herrentgegen, dazu schweig' ich nicht, wenn meines Meisters Tochter, meiner Meisterin selig ihr Aivli in dem Ding sein soll. 's ist nicht recht, daß Ihr ums Aivli rumstreicht, während Ihr doch in die Dundershexe, in die Gräfin, verschossen seid. Wollt Ihr denn mit dem Aivli Euren Jux treiben, Herrle? Solltet doch einsehen, schätz' ich, daß 's Aivli viel z'gut dazu ist."

„Ich mit dem Aivli meinen Jux treiben? Was fällt Euch ein, Brosi?"

„Was mir einfällt? Der Donner schieß'! Das fällt mir ein, daß ich meines Meisters einzig Kind nicht verunehrt und verschimpfirt und unglücklich sehen will."

„Ihr seid aus dem Häusli, Brosi, sonst würdet Ihr nicht solche Narretheien schwatzen."

„Narretheien schwätz' ich? Warum nicht gar! Ja wohl, ja! Ich sag', 's ist mir purer Ernst mit dem, was ich gesagt. Ja, das ist es, Herrle. Und wenn Ihr ein ehrlicher Kerl seid, so macht Ihr, daß Ihr bald, sölli bald aus dem Bühl und dem Forgthal fortkommt. Ja, so thut Ihr, wenn Ihr — nichts für ungut — ein ehrlicher Kerl und kein Hundsfötter nicht seid — der Donner schieß'!"

Unserem Freunde stieg bei dieser peremptorischen Aufforderung des alten Knaben das Blut ins Gesicht und der aufkochende Zorn gab ihm die Antwort ein:

„Ihr seid unverschämt, Brosi, und verrückt dazu.

Nehmt Euch nicht wieder heraus, mir solche Unverschämtheiten ins Gesicht zu werfen. Ich würde sie nicht immer so geduldig hinnehmen wie heute. Beim Zeus, ich habe weder einen Moralprediger noch einen Aufseher nöthig und weiß, wie ich mich zu benehmen habe. Das fehlte noch, daß ein aberwitziger Kerl von altem Knecht mich hofmeisterte."

Aber die Zähigkeit des Brosi war nicht so leicht zu überwinden.

„Nur stät*), Herrle, nur stät!" sagte er. „Daß ich aberwitzig sei, hat außer Euch noch kein Metsch gesagt — der Donner schieß'! Ein Knecht bin ich, sell ist wahr, und bin mein Lebtag einer gewesen, aber ein redlicher, wohlverstanden. Möchte den sehen, der anders reden könnte, und Ihr, Herrle, dankt Gott, daß Ihr's von Kindesbeinen auf so gut gehabt, kein Knecht werden zu müssen. Und herrentgegen, ja, was das Alter anlangen thut, so mein' ich, daß man's keinem sollt' vorwerfen, wenn er in Ehren alt worden; ja, so mein' ich, Herrle, und als Ihr noch ein kleiner Bub' gewesen seid und der alt' Brosi Euch dutzendmal Bolzen und Bogen und Spritzen und Holderbüchsen schnitzen mußt', da habt Ihr auch wohl nicht dran gedacht, daß Ihr mal selbigem Brosi vorrupfen würdet, daß er über achtzig Jahr' alt worden sei."

*) Langsam, sachte.

Ottmars Zorn war augenblicklich verflogen. Er blieb stehen und bot dem Alten die Hand hin.

„Brosi“, sagte er, „ich that unrecht, ich schwatzte thöricht und ich bitt' Euch, mir zu verzeihen. Gewiß, ich hätte mehr Respekt vor Euren weißen Haaren haben und mich erinnern sollen, wie gut Ihr mit mir in meiner Jugend gewesen. Noch einmal, verzeiht mir!“

Der alte Knecht nahm zögernd die dargebotene Hand und versetzte:

„Ja, das wär' nun schon recht. Jugend hat heißes Blut und das kommt leicht zum Aufsprudeln. Aber, Herrle —“

„Aber, Brosi, jetzt wollen wir vernünftig reden. Kommt, setzt Euch zu mir auf den Stein da und sagt mir alles, was Ihr auf dem Herzen habt.“

Der Alte nahm neben dem jungen Mann auf einem am Wege liegenden Felsstücke Platz und machte sich mit seiner Pfeife zu schaffen. Der ruhige und gütige Ton, womit Ottmar zuletzt zu ihm gesprochen, hatte ihm offenbar das Koncept verrückt, sodaß er nicht gleich wußte, wie er die verfängliche Unterredung weiter führen sollte.

Ottmar kam ihm zu Hilfe, indem er sagte:

„Ihr erwähntet, ich sei in die Gräfin Bernwart verschossen, Brosi?“

„Ja, so sagen halt die Leut'“, entgegnete der Alte. „Und warum sollten sie's nicht? Schätz' wohl, die Gräfin hat Euch auch am Bändel wie alle Mannsleut', die ihr nah' kommen. Das Weibsbild thut's nun halt allen an

— der Donner schieß'! — und Ihr lauft und reitet so gut hinter ihr drein wie alle andern Narren — nichts für ungut, Herrle. 's geht mich auch gar nichts an, obwohl mich's von wegen Eures Vaters selig und von wegen Eurer Mutter selig kränken thut, daß auch Ihr wie Euer Bruder, der Scheinheilig — nehmt's nicht übel auf, Herrle — dem ungäben*) Weibsbild nachlauft."

„Wie, Brosi, es ist also ein öffentliches Geheimniß, daß mein frommer Bruder Jeremias in die Gräfin vernarrt ist?"

„Gott's Blitz, wer sollt' das nicht merken? Der Duckmäuser paßt ja der Gräfin auf allen Wegen und Stegen auf. Er ist verschossen wie ein Relling**) im Hornung — der Donner schieß'! Und wißt Ihr denn nicht, welch ein artlicher Jux dem Pfarrer verwichenen Sonntag passirt ist?"

„Nein."

„Nicht? Schätz' wohl, 's ist schon der Rede werth. Der Pfarrer muß manchmal richtig aus dem Häusli kommen***), sonst thät' er keine so Faxen machen."

„Was machte er denn?"

„Nun seht, er steht verwichenen Sonntag auf der Kanzel und predigt, was hast und was gibst. Und predigen kann er, sell muß man ihm lassen. Wie er nun

*) Ausgelassen, muthwillig, unbändig.

**) Kater.

***) Verrückt werden.

so predigt, reitet die Gräfin an der Kirche vorbei und muß sie der Pfarrer durchs Fenster gesehen haben, denn, sagen die Moosbrunner, er sei halt gleich sölli verwirrt worden. Nun, was geschah? Nach der Predigt hat er, wie's der Brauch, die Leut' abezulesen, die im verwichenen Monat in der Gemeind' gestorben. Da fangt er nun richtig an z' lesen: ‚Selig sind im Herrn entschlafen der Hans Jörg Bagger und die Kresenz Hirbler'; maßen er aber verliebt ist wie ein Maikäfer, denkt er nicht ans Sterben, sondern ans Heiraten und ans Kopuliren und so liest er fix: ‚Selig sind im Herrn entschlafen der Hans Jörg Bagger und die Kresenz Hirbler; wer etwas dagegen einzuwenden hat, soll es gehörigen Ortes anbringen.'"

„Beim Zeus!" rief Ottmar lachend aus, „das ist in der That ein artlicher Jux und es scheint mir nicht ohne, wenn Ihr meint, der Jeremias komme zuweilen aus dem Häusli. Hoffentlich weiß man von mir keine ähnlichen Beweise von Verschossensein aufzuzeigen."

„Das nicht gerade, Herrle. Aber neulich hat halt der forgauer Waldschütz in der Wirthsstube erzählt, daß Ihr 'nen ganzen Nachmittag mit der Gräfin im Forgforst rumgestrichen und dann bis tief in d'Nacht 'nein mit ihr im Bärenschlößli gewesen."

„Der Teufel gebe dem Kerl eins auf sein Klatschmaul!"

Ja, so hab' ich auch g'sagt, und wißt Ihr, warum? Darum, wei's Aivli in der Stub' war."

„Ich versteh' Euch nicht recht."

„Nicht? Habt doch sonst einen guten Merker, Herrle. Wohl, 's Aivli war in der Stub', als der Waldschütz seine G'späß' machte —"

„Ich schlage dem Kerl den Schädel ein!"

„Warum nicht gar! Er hat nur g'sagt, was er g'sehen, schätz' ich. Aber ich hab' halt wohl g'merkt, daß es dem Aivli grün und blau vor den Augen wurde, obwohl es sich anstrengte, gleichgiltig dreinzugucken, und da hab' ich erlickert, wie's dem Meidli ums Herz ist, und da bin ich halt fuchsteufelswild über Euch worden — nichts für ungut."

„Ihr meint —"

„Ich mein', ich mein', jedes Meidli, auch das rechtschaffenst' und brävst' und g'scheidest' — und so eins ist's Aivli — der Donner schieß'! — hat 'ne Zeit, wo's ist wie Schießpulver, und kommt dann's aparte recht' Feuer dran, so geht der Schuß los, was hast, was gibst."

„Aber, Brosi, ich kann Euch bei dem, was mir am heiligsten ist, beim Andenken meiner Mutter, versichern, daß ich mir dem Aivli gegenüber keines Unrechts bewußt bin. Wir kennen uns, wenn ich auch zehn Jahre älter bin als das Mädchen, noch von den Kinderjahren her und kein Bruder könnte mehr auf die liebste Schwester halten, als ich auf das liebliche Kind halte."

„Ja, das ist nun schon recht, und ich glaub' auch, daß Ihr's so meint. Aber 's Aivli hat Eure Freundlichkeit anders genommen, und ist das, schätz' ich, ganz natürlich. 's ist eine mächtige Veränderung mit dem

Meidli vorgangen, seit Ihr da seid. 's ist gar nicht mehr so frohmüthig wie sonst und in seiner Unschuld merkt's selber nicht, daß es nur für Euch Augen hat. Ich sag' Euch, 's Aivli hat Euch lieb, tausendmal lieber, als 'ne Schwester ihren Bruder hat, und ich frag' Euch, ja, ich, der alte Brosi, dem das Kind am Herzen liegt, als wär's sein eigen, frag' Euch: was soll aus der Sach' werden? Unrechte Absichten könnt Ihr doch wohl nicht auf das Meidli haben, Herr Ottmar, 's thät den Meister umbringen, so was, und Ihr müßtet ja der schlechtest' Kerle sein, den der Erdboden trägt."

„Ja wohl, Brosi. Ich schlechte Absichten auf das Kind haben? Ich würde mich lieber gleich in den Forg-strudel stürzen, das dürft Ihr mir glauben. Wer könnte auch diesem Mädchen gegenüber auf Schlechtes sinnen? Eva Baldung würde einen König, das heißt, ich will sagen, den besten und angesehensten Mann ehren, wenn sie ihn mit ihrer Hand beglückte."

„Wohl, das sind, schätz' ich, so Redensarten, wie die Herrenleut' sie im Munde führen. Aber — der Donner schieß'! — man lockt damit kein' Hund vom Ofen. Gucket, Herr, 's Aivli ist keine Prinzeß, 's Aivli ist ein schwarzwälder Landkind und Ihr, Herrle, Ihr seid ein Stadtherr. Wie paßt das z'sammen? G'setzt, Ihr habt redliche Absichten auf das Meidli, was könnt's helfen? 's Aivli thut nicht in die Stadt unter die Herrenleut' passen; 's Aivli muß schwarzwälder Bergluft in der Lunge haben, wenn's g'sund sein soll. Weiß noch wohl, wie

elendiglich es dem Kind z' Muth war, als es selbigsmal bei der Bas' selig in der Stadt gewesen ist. 's thät kein gut mit dem Aivli in der Stadt, und was Euch angeht, Herr, so schätz' ich, Ihr werdet kein' Lust haben, Euer Herrenhandwerk aufzugeben und ein schwarzwälder Bauern-g'werb anz'fangen. Drum schätz' ich, 's ist 'ne leide Sach' — der Donner schieß'!"

Ottmar war nachdenklich geworden. Er fühlte, daß mit oberflächlichen Einwürfen gegen die einfache Logik des Alten nicht aufzukommen sei, und zudem erschien ihm sein Verhältniß zu der schönen Tochter des Goldforellen-wirths plötzlich in einem ganz neuen Licht, in einem Licht, welches seiner Eitelkeit hätte schmeicheln können, wenn es nicht mehr noch seine Redlichkeit beunruhigt hätte. Er warf einen raschen Rückblick auf sein ganzes Betragen gegenüber dem Mädchen, seit er den Bühl betreten hatte, und wenn er sich auch jetzt noch einreden wollte, sein Gebaren hätte sich stets in den Schranken brüderlichen Wohlwollens gehalten, so war er doch auch wieder ehrlich genug, sich zu gestehen, daß gerade in den letzten Tagen seine Gefühle wohl eine wärmere Färbung angenommen hätten. War es ihm doch vorhin, als er neben der Tochter Baldungs auf dem Raine saß, fast vorgekommen, als schäme er sich der Erinnerung an den Taumel, in welchen ihn die Tochter der Luft in jener Mondschein-stunde in der Ruine des Bärenschlößchens versetzt hatte.

Der Alte störte das Nachdenken des jungen Mannes nicht. Große Rauchwolken aus seinem Munde stoßend,

begnügte er sich, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf Ottmar zu werfen.

Endlich äußerte dieser:

„Brosi, ich weiß nicht recht, was ich sagen soll. Ist es, wie Ihr sagt, so wollt' ich, ich hätte den alten Schwarzwald nie wiedergesehen. Denn wie könnt' ich's verantworten, daß ich dem Aivli, und wenn auch unfreiwillig, ein Leid angethan? Laßt mich glauben, daß es mit der Sache nicht so viel auf sich habe, aber — aber sagt mir doch mal, wenn Ihr's wißt, hat das Aivli dem Kerl, dem Waldschütz, geglaubt? Glaubt 's Aivli, daß ich — daß ich — wie soll ich sagen? — mit der Gräfin in einem — in einem Liebesverhältniß stehe?"

„Nein, Herrle, das glaubt 's Aivli nicht. Warum? Darum, schätz' ich, weil es dazu viel zu gut und zu unschuldig ist, Herr. Freilich, als der Waldschütz palaverte, da wurd' es dem Aivli schwach und schwindlig, Herr, und da merkt' ich, was die Uhr für 'ne Stunde geschlagen. Und hernacher, als der Schütz fortgangen und ich mit dem Aivli allein in der Stub' war, trippelte das Meidli um mich rum wie, schätz' ich, 'ne Henne, die ein Ei legen will und nicht weiß, wo damit aus und an. Ich sagt' aber nichts, Herr, denn ich war selber konfus im Kopf. Endlich konnt's das Meidli doch nicht mehr prästiren; das machte, Herr, 's war mehr, als Fleisch und Blut von 'nem Weibsbild aushalten kann. ‚Brosi', sagte sie, ‚'s ist recht dumm von dem Waldschütz, so Zeug z' plappern. Der Herr Ottmar ist nicht schlecht, nein, er

ist nicht schlecht.‘ Und dabei wurde sie Euch so eifrig, das arme Ding, als gält' es ihre Seligkeit z' verfechten. ‚Nein‘, sagte sie zum drittenmal, ‚der Herr Ottmar ist nicht schlecht, und ich glaub's partout nicht, und wenn er die gnädig' Frau gern ansieht, so ist das nichts Arg's, weil sie gar so schön ist, und wenn er gern mit ihr redet, so ist das auch nichts Arg's, weil sie gar so gescheid ist und so viel weiß und kann, und es ist recht boshaftig von den Leuten, daß sie gleich Schlechtes denken.‘“

„Das liebe Kind!“ sagte Ottmar bewegt.

„Ja freilich, Herr, 's Aivli ist ein lieb's Kind — der Donner schieß'! Jedennoch muß ich sagen, daß ihr's bei alledem doch nicht ganz leicht ums Herz war. Grad' konträre, schätz' ich, denn nach 'ner Weile sagte sie zu mir: ‚Brosi, Ihr glaubt doch auch nicht, was der Waldschütz g'sagt? Ihr glaubt nicht, daß es der Herr Ottmar mit — mit der gnädigen Frau haben thät', nicht wahr?‘ Und dabei wurde Euch das arme Ding so feuerzündelroth, als hätt' es selber was Uebles gethan. Jetzt gucket, Herr, z'erst meint' ich, 's wär' vielleicht am besten, um dem Aivli den Kopf z'rechtzusetzen, wenn ich sagte, der Wildschütz hab' recht —“

„Was zum Teufel, Brosi! Ihr werdet doch nicht? Ich sag' Euch, Ihr hättet, wenn auch vielleicht nicht mir, so doch der Gräfin schweres Unrecht gethan.“

„Hm, auf die wär' mir's grad' nicht sölli angekommen. Jedennoch, seht Ihr, einstheils mocht' ich Euch allerdings nicht unrecht thun und anderntheils dauerte mich

' s Aivli. Ja — der Donner schieß'! — 's Aivli dauerte mich, als es mich so anguckte, als ob ihr Leben von meiner Antwort abhängen thäte. So sagt ich denn: ‚Ich glaub's nicht, Aivli' — und ich mein', das Wettersmeidli wär' mir drob schier um den Hals g'fallen."

„Ihr konntet nein sagen, Brosi, mit dem besten Gewissen von der Welt."

„Wohl, ich will's glauben, Herr. Aber das ändert doch an der ganzen Sach' blutwenig. Konträre, 's wär, schätz' ich, fürs Aivli besser, wenn es glauben müßte, Ihr wärt in die gnädig' Frau verschamerirt und sie in Euch. Ja, 's wär' besser fürs Aivli — der Donner schieß'!"

Ottmar schwieg wieder eine Weile nachdenklich und sagte dann:

„Hört, Brosi, es gehen mir allerlei Gedanken im Kopf herum, aber ich muß sie mir erst zurechtlegen, bevor ich darüber sprechen kann. Einstweilen wird Euch die Versicherung genügen, daß mir das Glück des Aivli warm am Herzen liegt und daß ich jede meiner Gebärden, jedes meiner Worte sorgfältig bewachen werde."

„Ei, so schlag', wie der Meister zu sagen pflegt, hättet Ihr das nur all die Tag' her, insonderheit aber heut' gethan. Habt Ihr denn nicht gesehen, daß 's Aivli ganz närrisch vor Glück war, weil Ihr Euch so rechtschaffen anstelltet beim Heuen? Jedennoch, wisset Ihr, was? Wenn Ihr's wirklich so gut meint mit dem Aivli, wie Ihr sagt, so machet, daß Ihr recht bald aus dem

Forgthal fortkommet — nichts für ungut. Das wär' das G'scheidest', schätz' ich. 's Aivli ist noch jung, sehr jung, sie wird sich das Zeug wieder aus dem Sinn schlagen, wenn sie Euch nicht mehr vor Augen hat, schätz' ich. Die jungen Leut' können das und unsre schwarzwälder Meidli thun nicht an der Liebeskrankheit sterben, wie Eure Stadtjungfern. Ich glaub's auch von diesen nicht völli. — Was meint Ihr, Herrle, zu dem Fortgehen?"

„Es wird am Ende das Klügste sein, Brosi. Wäre nur dieser verhenkerte Proceß nicht. Ich muß ihn durchführen; meine Reputation hängt so zu sagen daran."

„Der Proceß des Grafen mit seinem Bruder, dem Baron?"

„Ja."

„Von wegen dem Forgforst?"

„Ja."

„Jetzt gucket, da könnt' ich Euch vielleicht helfen, Herrle."

„Ihr, Brosi? Ihr seid doch nicht rabbelköpfig, alter Knabe?"

„Oh, Ihr braucht gar nicht so zu lachen und so fürnehm zu thun, Herrle. Hört nur. 's Aivli, das sich leider um alles sorgen thut, was Euch angeht, sagte verwichen*), es sei ein schweres Unglück, daß Ihr die alten Grenzsteine im Bärenbachtobel nicht finden könnt. Um die drehe sich so zu sagen die ganze Proceßgeschichte."

*) Unlängst, neulich.

„Ja, so ist es. Ich habe im Beisein des Aivli Herrn Baldung davon erzählt.“

Wohl, seht Ihr, da eben könnt' ich Euch helfen. Ich weiß, wo die alten Steine sind.“

„Ihr, Brosi? Ach geht! Und wenn Ihr's wußtet, warum habt Ihr nicht schon lange gesprochen? Es war Euch doch bekannt, daß die ganze Existenz des gräflichen Hauses von diesem Proceß abhängt.“

„Was geht mich ins Dreiteufelsnamen das gräfliche Haus an? Keinen Pfifferling, Herrle. Ja, und 's wär', schätz' ich, fürs ganze Forgthal ein groß Glück, wenn mal die lüderlich' Wirthschaft mit Ach und Krach ein End' nähm' und die ganz' gräflich' Bagasche, mit Respekt zu sagen, zum Teufel fahren thät'. Ich würd' keinen Finger rühren, um sie aus der Schlamasse zu ziehen, nein, ich nicht; erstens, weil ich sie nicht leiden mag, und zweitens, weil ich von g'scheiden Leuten viel und oft hab' sagen hören, daß unsereiner immer schlecht fahre, wenn er sich in großer Herren Sachen mische. Wer sich unter die Kleie mischt, den fressen die Säue, wißt Ihr.“

„Ich kann nicht finden, daß dieses Sprichwort auf den vorliegenden Fall passe, Brosi.“

„Das thut nichts, Herrle. Ich will absolute nichts von der gräflichen Schmiere.“

„Aber laßt Euch sagen, Brosi, wenn Ihr das, was Ihr wißt, Eurem Meister gesagt, so hättet Ihr diesem einen guten Dienst geleistet.“

„Dem Meister? Wie so?“

„Vom Auffinden der Grenzsteine hängt der Ausgang des Processes ab. Gewinnt aber der Graf den Proceß, so hat Euer Meister Aussicht, wieder zu seinem Gelde zu kommen."

„Zu seinem Geld? Der Meister? Was wollt Ihr damit sagen, Herr Ottmar?"

„Ei nun, das ist ganz einfach. Herr Baldung hat ja dem Grafen eine beträchtliche Summe Geldes geliehen —"

Unser Freund hielt inne, denn er bemerkte, daß dieser Umstand, welcher für Brosi augenscheinlich eine Neuigkeit war, auf den Alten einen ganz merkwürdigen Eindruck machte.

Brosi stemmte die Hände auf die Kniee und starrte unserem Freunde mit weitvortretenden Augen ins Gesicht. Er sah drein, als hätte er etwas Unerhörtes, ja geradezu Unglaubliches vernommen.

„Wa — wa — was?"

Dies war alles, was er hervorbringen konnte, und bei dieser Gelegenheit entfiel der Maserkopf seinem Munde, des um die Pfeifenspitze gewickelten Garnknäuels ungeachtet. Er vergaß auch, sich nach dem ihm sonst so unentbehrlichen Möbel zu bücken; er war ganz weg.

„Es scheint, Ihr wußtet von diesem Umstand nichts, alter Freund", bemerkte Ottmar.

„Was? Was?" brach der Alte los und seine Stimme schnappte vor Zorn in die Fistel über, während sein Gesicht vor Ingrimm braunroth wurde. „Dem Lumpen-

grafen Geld leihen? 's ist ja zum Verfluchen! Dem Geld leihen? Hätt' er's doch lieber gleich in Dreck g'schmissen! Ist der Meister letzköpfig*) worden? 's muß so sein — der Donner schieß'! Hat man je 'nen g'wissenloseren Mann g'sehen? Seinem eigenen Fleisch und Blut entzieht er's Geld und gibt's der fürnehmen Lumpenbagasche! Na, das geht noch übers Bohnenlied. Hat's ihm die Wetterhex', das Malefizweib, die Gräfin etwa auch angethan? Schätz' wohl, 's muß so was um d' Weg' sein — der Donner schieß'! Und die ganz' G'schicht' hinter mei'm Rücken, ja, ja, recht gaunermäßig, als wär' der alt' Brosi nur gar nicht mehr da, als wär' er schon verlochet und vergraben. Gott's Blitz, so was hab' ich, schätz' wohl, um den Meister nicht verdient. — Den Schloßleuten Geld leihen, viel Geld, sagt Ihr? — Jetzt möcht' ich aber nur grad' fuchsteufelswild werden! Der Donner schieß'!"

Ottmar hatte anfangs Mühe, das Lachen zu verbeißen, als er den Alten so wüthend gebaren sah. Aber die Aufregung, der Zorn, der Schmerz Brosi's waren zu wahr und groß, um in die Länge komisch zu wirken. Unser Freund erkannte in dieser Bewegung die eines Dienstboten von altem Schrot und Korn, welcher sich mit der Familie, der er diente, völlig eins fühlte und wie für seine Pflichten, so auch für seine Rechte ein sehr lebhaftes Gefühl besaß.

---

*) Närrisch.

„Nun, Brosi“, sagte der junge Mann, „faßt Euch doch. Geschehene Dinge kann man nicht ändern, im vorliegenden Falle aber lassen sich vielleicht die schlimmen Folgen beseitigen.“

„Ja, Herrle, Ihr habt gut schwätzen. Ist Euch je so was passirt? Fünfundfünfzig Jahre hab' ich jetzt im Bühl gedient, in Treu und Ehren, und jetzt geht der Meister her und schmeißt sein Geld, des Aivli's Geld zum Fenster naus, ohne mir was davon z' sagen, mir, der ich allzeit drauf aus war wie der Teufel auf 'ne Seel', daß der Meister der stolzest' Bau'r und Wirth könnt' sein, müßt' sein, soweit man kocht, und der best' Mann im ganzen Schwarzwald. Und jetzt —“

Die Stimme des Alten brach im Weinen.

„Ihr müßt Euch das nicht so zu Herzen nehmen, Freund Brosi“, sagte Ottmar. „Der Meister hat die Sache wohl nur vergessen. Wahrscheinlich wurde er um das Darlehen angegangen, als Ihr gerade nicht daheim wart. Jetzt aber müssen wir sorgen, daß der Meister wieder zu seiner Sache kommt, und da Ihr, wie Ihr sagt, die verteufelten alten Grenzsteine zwischen dem forgauer Forst und dem Forgforst —“

„Die von Anne 1744, Herrle?“

„Ja, eben die. Sobald wir die Steine haben, ist der Proceß so gut wie gewonnen. Ihr braucht also blos zu sprechen —“

„Ja, da könnt Ihr und der Meister und die ganze hundsföttische Welt lang' warten!“ schrie der Alte wieder

im höchsten Zorn. „War's dem Meister nicht drum zu thun, sein Maul aufzumachen, als er sein Geld wegschmiß, so ist's jetzt dem Brosi auch nicht drum zu thun, sein Maul aufzumachen, um dem Rabenvater, der so an seinem Kind handeln kann, wieder zu seinem Geld zu verhelfen. Wurst wider Wurst — der Donner schieß'!"

„Aber 's Aivli, Brosi, 's Aivli! Wenn mir recht ist, hat der Meister mir gesagt, das unglückselige Darlehen sei gemacht worden aus dem Geld, welches die Bas' in der Stadt dem Aivli vermacht hatte."

„Da sieht man den Lotter von Goldforellenwirth! Was, was? Dem Aivli sein Geld ausleihen? Ohne recht's Unterpfand natürlich? Ich will's ihm schon sagen, wie's ihm sein Lebtag noch nie ist g'sagt worden — ja, das will ich, der Donner schieß'!"

„Aber, Brosi, das Aivli darf doch nicht durch Euren, wie ich zugebe, nicht unbegründeten Zorn benachtheiligt werden."

„Ja, da habt Ihr recht, Herrle. 's Aivli muß wieder zu seiner Sach' kommen, wenn's möglich z' machen ist. 's Meidli kann ja nichts dafür, daß es so 'nen leichtsinnigen Vetter von Vater hat — der Donner schieß'! Und Ihr meint also", setzte der Alte hinzu, indem er aufstand, „der Dundersproceß hänge von den alten Steinen ab?"

„Das ist meine feste Ueberzeugung."

„Wohl, Herrle, Ihr sollt die Steine z' G'sicht kriegen. Morgen in aller Früh' klopf' ich an Eure Thüre

und dann wollen wir mit Tagesanbruch ins Bärenbach-tobel nauf."

„Ach, du lieber Gott, Brosi, dort ist schon alles ab-gesucht worden, so zu sagen jedes Gräschen umgewandt, links und rechts am Bach auf und ab."

„Das kann, schätz' ich, wohl sein, Herrle. Und ge-funden hat man nichts?"

„Keine Spur."

„Glaub's wohl", versetzte der Alte, den neben ihm hergehenden Juristen mit einem echt bäuerisch pfiffigen Lächeln von der Seite anblinzelnd; „man hat, schätz' ich, nur am Bach, nicht im Bach gesucht."

„Was zum Teufel, Brosi! Wie meint Ihr das?"

„Wie's ist, Herr, akkurat so, wie's ist. Meine Mutter selig, Gott tröste sie! die ist als ein klein's Meidli dabei g'standen, als man die Steine setzte, und sie hat mir oft verzählt, daß sie bei dem Anlaß, wie's der Brauch, 'ne tüchtige Ohrfeig' hab' g'fangen. Viele Jahr' drauf, als ich ein kleiner Bub' war, gab's 'ne gruſ'lige Wassers-noth im Schwarzwald und wurden auch unsere Thäler schwer heimg'sucht. Bei dem Anlaß trat auch der Bären-bach aus und war so ungäb, daß er sich ein ganz neues Bett suchte, und in dem fließt er jetzunder noch und das alte ist verwachsen und wissen die Leut' nichts mehr da-von. 's muß einer so ein alter Kerle sein wie ich, um selbiger Zeit noch sich z' erinnern. Wohl, ein paar Wochen nach der Ueberschwemmung war ich mit der Mutter, die ein arm Weib gewesen, in den Forgforst ins

Reisig gangen und da schwätzten wir von dem und diesem und von der Wassersnoth und wie sich der Bärenbach ein ander Bett g'machet. Und da verzählte sie mir auch wieder von dem Steinsetzen von Anno 1744 und von der Ohrfeig', die sie dabei g'kriegt, und da bin ich halt aus Wunderfitz*), wie's so d' Kinder haben, gucken gangen und bin im Bach nauf g'watet und fand richtig alle drei Stein', und ich weiß das noch, als wär's erst gestern gewesen, und ich wett', daß ich die drei Plätz' auf der Stell' find', und wenn der Teufel seither nicht hat die Stein' g'holt, so müssen sie noch unter dem Wasser des Baches stecken, denn sie waren Euch mächtig tief und fest in den Boden g'setzt — der Donner schieß'!"

*) Neugier.

2.

Von Mägen, Dichtern und Weibern.

„Ja, meine Herren, das ganze Elend unserer Zeit rührt zweifelsohne daher, daß sie zu schnell ißt, überhaupt die erhabene Funktion des Essens und Verdauens nicht mit gehöriger Bedachtsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Würde verrichtet. Man sollte so zu sagen mit Andacht essen; ja, das ist das rechte Wort. Die Wissenschaft wird, wenn sie erst zur Erkenntniß der ungeheuren Wichtigkeit des Gegenstandes gelangt ist, auf diesem Felde eine Thätigkeit zu entwickeln haben, deren Resultate, mit Goethe zu sprechen, jetzt noch geradezu inkommensurabel genannt werden müssen. Man wird in Zukunft nicht mehr sagen: ein wissenschaftlich gebildeter Mann, sondern: ein wissenschaftlich gebildeter Magen; denn, meine Herren, die Zukunft wird endlich so frei und wahr sein, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, und sie wird so gerecht sein, den Inbegriff, Ermöglicher, Erhalter alles Lebens, den Magen, welcher faktisch das Centrum alles menschlichen Daseins ist, auch de jure als solches zu proklamiren.

Unsere Großväter haben das Zeitalter der Aufklärung und Klassik durchgemacht, unsere Väter hatten das der Romantik und Restauration zu ertragen, wir unsererseits, wir armen Teufel, wir haben den Hexenkessel einer Periode brodeln sehen, in welchem blaudunstiger Konstitutionalismus, bombastische Demokratie und gesellschaftsrettungsfreudige Despotie durcheinanderquirlen, so zwar, daß das Schmeer des Absolutismus stets wieder siegreich obenauf schwimmt. Heil unseren Enkeln, das heißt unseren Enkeln im tausendsten Gliede, welche all dieses Jammers enthoben sein und die Gloria des Zeitalters des Magens sehen werden. Da wird man endlich so gescheid sein, die natürliche Basis alles Dichtens und Trachtens der Menschen, den Magen, auch zur politischen und socialen zu machen. Vom Magen wird alles ausgehen, auf ihn alles zurückgeführt werden. Er wird in Wahrheit der Liberator, Pacificator und Regulator der Gesellschaft sein. Wer gut gespeist hat, meine Herren, ist stets bereit, mit Schiller zu singen: ‚Seid umschlungen, Millionen!‘ woraus folgt, daß die Philosophie des Magens die einzige wirklich erlösende und humanisirende ist. Aber ich spreche mit jenem berühmten berliner Russen: ‚Die Wissenschaft ist die Umkehr.‘ Auch die Gastrosophie muß sich dieses große Wort gesagt sein lassen. Ich überlasse es zwar meinen drei verehrten, hier anwesenden Freunden und Gönnern, dem hochwohlehrwürdigen Seelenhirten von Moosbrunn, wie den zwei lyrischen Zierden der Zeit, Don Rodrigo und Herrn Walter von dem Schmelz,

diesen überlasse ich es, des breiteren darzuthun, daß mit jener Umkehr die Umkehr zum Köhlerglauben gemeint sei; meinestheils aber und auf meinem gastrosophischen Standpunkt verstehe ich die Sache so: die Wissenschaft muß bei der Natur, beim Volke in die Schule gehen. Wer versteht zu essen, die sogenannten Gebildeten oder die Bauern? Offenbar diese, während jene eigentlich gar nicht essen, sondern nur schlingen, die schnödeste Barbarei, die man sich denken kann. Gibt es doch metaphysische Querköpfe genug, welche wähnen, das Essen als eine lästige Nothwendigkeit möglichst geschwind abmachen zu müssen. Und solche Barbaren bilden sich ein, die Civilisation gegen den Carismus vertheidigen zu müssen. Die Unglücklichen! Da seht euch dagegen mal einen essenden Bauer an. Wie breit, wie gemächlich, wie gesammelt, wie andächtig sitzt er da, um des Lebens wichtigstes Geschäft zu vollziehen! Sein linker Arm liegt bequem auf dem Tisch und in der Fläche der linken Hand ruht das rechte Armgelenk, damit die Hand, welche die Speisen zum Munde bringt, eine solide Basis habe. Langsam fährt er mit dem Löffel in die gemeinsame Schüssel, methodisch langsam, aber stätig, und unter religiösem Schweigen läßt er einen Bissen dem anderen folgen. Er muthet seinem Magen Ungeheures zu, aber er darf es, denn er behandelt denselben zugleich auch mit all den Rücksichten, welche die Natur lehrt. So ißt der Naturmensch und es ist herzerhebend, ihm dabei zuzusehen. Bei alledem ist so ein Bauermagen zu sehr im Naturdasein befangen, um

weiter in Betracht kommen zu können. Wie ganz anders stellt sich ein mit wissenschaftlichem Bewußtsein arbeitender Magen zum Leben, zur Geschichte, zur Kunst!“

Hier machte der, welcher diesen gastrosophischen Sermon hielt und natürlich kein anderer war als der grimme Wate, eine Pause, um mit einem nachdrücklichen Schluck Wein seinen Gaumen anzufeuchten.

Ort und Stunde zu seiner Predigt waren nicht übel gewählt.

Der Freiherr Adalbert hatte gestern in Bernwartshall die ganze Gesellschaft zu einem Fischzug eingeladen, welcher denn auch im Beisein der Gräfin diesen Morgen weiter oben im Thal, wo der Freiherr einen von der Forg gespeisten Teich besaß, unter allseitiger Heiterkeit vor sich gegangen war. Nachher hatte der lebenslustige junge Mann die Männer zu einem Junggesellenessen mit nach Hause genommen und alle hatten es sich nach den munteren Strapazen des Vormittags gehörig schmecken lassen.

Sie saßen in dem großen Balkonzimmer über der Freitreppe des Schlosses. Der Nachtisch war aufgestellt, die Diener hatten sich entfernt und die Flasche begann zu kreisen. Hatten auch nicht alle mit der Wissenschaftlichkeit und Andacht Wate's, so hatten doch alle gut gespeist, die Weine waren vortrefflich, die zugleich mit den Süßigkeiten erschienenen Cigarren sublim, und so befand sich männiglich, selbst den frommen Pfarrherrn nicht ausgenommen, in jenem Zustand des Behagens, wo man sich

auch eine Predigt gefallen läßt, eine solche sogar, die man nicht selber hält.

Wate ließ daher seine Augen an der Tafelrunde umherlaufen, und da er bemerkte, daß kein Einspruch gegen die Fortführung seines Sermons erhoben werden wollte, fuhr er fort:

„Ich habe lauter literarisch gebildete Leute vor mir, und wenn sich auch unser wohlgeneigter Seelenhirt von Moosbrunn weniger mit der profanen Literatur abgibt, so wird doch auch er mich verstehen, wenn ich ihn, wie alle die Herren, bitte, einen vollen Becher darzubringen dem Andenken eines Mannes, der meiner unmaßgeblichen Ansicht nach tausendmal edler war als sämmtliche Mitglieder der jetzund auch selig im Herrn verflossenen Edlenmännerfirma Gagern und Kompagnie. Meine Herren, es lebe der große Eulenbök!“

„Was ist denn das wieder für eine Schnurre, Herr Doktor?“ fragte der Pfarrer, der wirklich nicht ganz sicher war, wen oder was Wate meine.

„Ach, der Herr Doktor zielt auf den Maler Eulenbök in Tiecks Novelle ‚Die Gemälde‘“, bemerkte Don Rodrigo.

„Richtig, mein Theuerster“, versetzte der Gastrosoph. „Diese berühmte Person, die beste Figur, welche Meister Ludwig geschaffen, entwickelt in besagter Novelle eine Philosophie des Weintrinkens, gegen welche alles Orakeln der Kant-, Fichte-, Schelling-, Hegel-, Herbart-, Schopenhauer'schen Philosopheme pures Wasser ist. Oh, ein

Dichter, welcher eine ebenbürtige Philosophie des Essens aufstellte, der thäte unserer Zeit noth. Ein Königreich für einen solchen Poeten! Doch was greife ich sehnsüchtigen Wunsches in die Weite nach dem, was ich in nächster Nähe vor mir habe? Wie wahr sagt doch Goethe: ‚Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da!‘ Wir haben an diesem gesegneten Tische einen Mann, dessen Lyrik das Entzücken unserer gebildeten protestantischen Jugend ist — (Don Rodrigo erröthete geschmeichelt) — wir haben ferner unter uns einen Mann, dessen Lyrik-Epik das A und O unserer katholischen Söhne und Töchter gebildeter Stände ausmacht — (Herr Walter von dem Schmelz erröthete mädchenhaft selig) — wie wäre es nun, wenn diese unsere berühmten Freunde an die Lösung der großen Aufgabe gemeinschaftlich sich machten? Ich verstehe unter dieser Aufgabe ein grandioses lyrisch-episches Lehrgedicht, eine Ilias oder vielmehr Odyssee, nein eine Faustiade des Magens, etwa betitelt: Der Magensaft der Weltgeschichte oder: Die göttliche Komödie der Verdauung. Würde dieses erhabene Thema so ausgeführt, wie ich dem Genie unserer Freunde es zutraue, so müßte ein wahrhaft Welt- und Menschengeschick bestimmendes Werk daraus werden.“

Der Pfarrer krümmte höhnisch seine Mundwinkel und warf einen Blick boshafter Freude auf die beiden Poeten. Ottmar und der Freiherr lachten und Don Rodrigo war gutmüthig genug, mitzulachen. Nur Herr Walter blickte, gehüllt in die Würde seines Ruhmes, wie ein Jupiter tonans drein.

Dann räusperte er sich und sagte vornehm:

„Wir sind es an dem Herrn Ex-Mediciner schon gewohnt, daß er alles Beste und Schönste in den Koth seines kynischen Materialismus herabzieht. Ueber Wesen und Würde der Poesie, über die Erhabenheit ihrer Aufgaben mit einem Manne zu streiten, der gar kein Organ dafür hat, wäre die unerquicklichste Sache von der Welt. Solange wir, mein verehrter Bruder in Apollo hier und ich, die Zustimmung der trefflichsten Männer und Jünglinge, der zartesten und frommsten Frauen Deutschlands für uns haben, können wir uns über die gottlosen und faden Späße der Nihilisten füglich hinwegsetzen."

„Bah, bah, liebster Freund und Gönner, nur nicht so patzig!" entgegnete der Grimme. „Was wissen Sie von meinen Organen? Die sind, Gott straf' mich, in ganz leidlicher Verfassung. Wenn Sie aber meinen, ich sei ein Nihilist, so muß ich Sie belehren, daß Sie gewaltig auf dem Holzwege sind. Würde ich mir meine gastrosophischen Studien so angelegen sein lassen, wenn ich mich nicht um die Welt und das Heil der Menschheit kümmerte? Ich sage Ihnen, mir ist's ganz behaglich, ganz positiv, ganz realistisch zu Muthe, keineswegs pessimistisch, negativ, nihilistisch, und ich schwimme in dem Sumpf, genannt Welt, so wohlig umher wie nur irgendeiner von Ihnen."

„Wir sind keine Sumpfbewohner, Herr Doktor", sagte Herr Walter empfindlich. „Sie haben eine eigene Manier, Ihre Sumpfgewohnheiten anderen zu vindiciren."

„Oh, ich bitte tausendmal um Entschuldigung, mein Theuerster. Ich weiß ja recht gut, daß Sie ein Adler sind, der auf den Toilettentischen horstet.“

„Was ich bin, darüber steht Ihnen keine Entscheidung zu.“

„In der That, Herr Doktor“, bemerkte Don Rodrigo, seinem Freunde zu Hilfe kommend, „Ihre Laune nimmt heute wieder eine wunderliche Richtung. Wer wird die schöne Welt einen Sumpf nennen? Geschwind nehmen Sie das garstige Wort zurück!“

„Liebster Freund“, versetzte Wate, „wie gerne thäte ich nach Ihrem Willen, aber meine Achtung vor der Poesie läßt es nicht zu.“

„Ihre Achtung vor der Poesie?“

„Ja, und vor poetischen Autoritäten. Ich bin glücklicher Weise im Stande, eine solche ersten Ranges für mich anzuführen, den Russen Puschkin. Hören Sie nur gefälligst:

In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten,
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs, des Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur,
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, alle baden hier —“

„Puschkin!" sagte Don Rodrigo mit wegwerfendem Achselzucken. „Ein glaubensloser, verschrobener Nachbeter von Byron, welcher seinerseits selber nur bei solchen für einen Dichter gelten kann, die keine Ahnung davon haben, daß Poesie die Versöhnung der Gegensätze durch den und in dem Glauben ist."

„Danke für die gütige Belehrung", entgegnete Wate mit einer tiefen Verbeugung.

„Ich gestehe", nahm Ottmar das Wort, „daß ich, bei aller Achtung vor unseres Freundes Don Rodrigo ästhetischer Autorität, seine über Byron geäußerte Ansicht nicht zu theilen vermag."

„Bewundern Sie diesen Dichter der Dissonanz?" fragte Don Rodrigo.

„Es gab eine Zeit, wo ich ihn sehr liebte, bewundern thu' ich ihn noch jetzt. Gegen einen Childe Harold, Kain, Sardanapal, Don Juan gehalten, ist doch alles, was seither von Poesie höheren Stils erschien — entschuldigen Sie, ich meine in Epik und Drama — wahres Kinderspielzeug."

Don Rodrigo ließ sich diese Meinung so ziemlich gefallen, da er ja die zu Gunsten der modernen Lyrik gemachte Ausnahme auf sich beziehen konnte. Herr Walter von dem Schmelz dagegen, der große lyrische Epiker, sah unseren Freund mit einem verachtungsvollen Seitenblick an und auf seiner Stirne inthronisirte sich eine Hoheit des Bewußtseins, welche eines Dante nicht unwürdig ge-

wesen wäre. In dem Stirnrunzeln des großen Mannes stand zu lesen: „Ich habe Chamoisina gedichtet und das Märchen vom Fichtenzapfen, ich! und dieser Erbärmliche wagt hier, an meiner Seite, von einem Lump von Byron zu reden.“

Der unglückselige Ottmar ahnte wahrscheinlich nichts von dem zermalmenden Verdammungsurtheil, welches unter der Schädeldecke seines Nachbars für ihn kochte, denn er fuhr fort:

„Was man auch sagen mag und wie sehr die Frömmelei heutzutage in der ästhetischen Kritik wie in allem das große Wort führt, so ist und bleibt es doch ein närrisch Ding, Poesie und Poeten mit dem Maßstab des Glaubens und Unglaubens messen zu wollen. Ich weiß wohl, es gehört jetzt zum guten Ton, von der Kunst in einseitigster Weise als von einer Sache des Glaubens und der Versöhnung zu reden. Die lieben Leute, wohin kommen sie damit? Alle wahrhaft großen Dichter haben aber ihre Größe gerade dadurch erwiesen, daß sie die furchtbaren Widersprüche und Gegensätze des Menschenlebens aufzeigten, statt den Mantel der Lüge darüber zu werfen. So Goethe, so Schiller, Firdusi, Aeschylos, Dante, Cervantes und Shakespeare. Nur die Voreingenommenheit eines Kommentators kann, wie ich glaube, in den Shakespeare Glauben und Versöhnung hineintifteln. Shakespeare's Werke sind, bei Licht betrachtet, nur eine grandiose Variation von dem Thema des Predigers: Alles ist eitel! Seine Analyse der menschlichen Leidenschaften

und ihrer Konflikte ist eine wahrhaft furchtbare Mikroskopie. Er kennt keine Illusion, und wo sich ihm eine in den Weg wirft, zertritt er sie erbarmungslos. Die Helden und Heldinnen seiner Tragödien gehen unter an der Welt, an sich selber, und soll etwa das Versöhnung sein, daß das Schöne, Edle und Große vor dem Häßlichen, Schlechten und Gemeinen nur das traurige Privilegium eines doppelt schrecklichen Verderbens voraushat? Was aber Shakespeare in Form des Dramas auf dem Standpunkte seiner Zeit lautwerden ließ, den dämonischen Jubel über die Nichtigkeit der Welt, das verlautbarte auf dem Standpunkte der unserigen Byron als Lyriker. Ich bestreite nicht, daß die Poesie der Zukunft nicht möglicher Weise eine Versöhnung finden könne, nur muß ich glauben, daß einer versöhnten Poesie zuerst eine Versöhnung der Gegensätze des Lebens vorhergehen müsse. Ist das wahrscheinlich? Ich weiß es nicht. Inzwischen wird man behaupten dürfen, daß Byrons Verschwinden jedenfalls einen leeren Raum gelassen hat, der noch nicht wieder ausgefüllt wurde. Der arme Grabbe hätte vielleicht das Zeug dazu gehabt, den großen Lord zu ersetzen, aber seine titanische Anlage verlief sich vom Anfang an so tief ins Fratzenhafte, daß er, statt ein Koloß zu werden, nur die Fratze eines Kolosses geworden ist."

„Sie sprechen wie ein Buch, wie ein gutes nämlich, ohne Kompliment", sagte der Freiherr, welcher, ein Liebhaber feuriger Weine, sich in eine kordiale Laune hineingetrunken und sein gewöhnlich steifes und hochfahrendes

Wesen abgelegt hatte. „Aber", fuhr er fort, „mir scheint, in Ihren Ansichten liege doch halbversteckt eine große Ungerechtigkeit gegen die poetische Literatur der Gegenwart. Sie hat ohne Frage manches hervorgebracht, was sich mit Aelterem wohl messen kann. Ich will, um der liebenswürdigen Bescheidenheit meiner verehrten Dichtergäste nicht zu nahe zu treten, von den Werken derselben nicht einmal reden. Die gute Gesellschaft — und nur dieser kommt ja in solchen Dingen ein Urtheil zu, nicht der Kanaille — hat sich einstimmig für sie erklärt. Ich will nur, wie es meines Standes ist, an einen kriegerischen Dichter unserer Tage erinnern, wie ihn die deutsche, ja, ich möchte sagen, die europäische Literatur bis dahin noch nicht besessen. Sie errathen, daß ich den Dichter von ‚Waterloo' meine. Zeigen Sie mir doch in einer dichterischen Schlachtschilderung eine Stelle, die sich an Sturmgewalt mit dieser vergleichen ließe:

Und über'm Bergkamm und heran die Halde,
Den Säbel über'm Kopf, des Rosses Bauch
Fast auf der Erde, auf, herüber, vor,
Entgegen durch die eisernen Gassen schnaubend,
Zusammenschlägt die sausende Reiterschlacht,
Ein wirbelnder, rasender Föhn; Antreten zwanzig
Mal tausend ihren schwirren Schwertertanz,
Verschlingen paarend sich zum furchtbaren Reigen;
Trompeten schmettern, Nüstern schnaufen den Chorus,
Die stählernen Lüfte sprühn, der Boden funkt;
Vom trappelnden Tritt der Tanzplatz schwankt, und wenn
Die wirbelnden Paare sich fassen, lassen nicht los
Sie wieder, halten sie fest, bis roth der eine,
Der andre blaß, herunter von Leib und Leben:

Als tanzte Tod und Teufel auf Mont St.-Jean
Den Bergtanz wieder mit hunderttausend Füßen.
Zertreten werden Bataillone, kalt
Zusammengehauen ganze Regimenter;
Vorwärts, zurück, Flut, Ebbe, Flut, schiebt hin
Und her sich die metallene See."

Der Baron besaß ein schönes Organ, und da sich sein hübsches Gesicht beim Vortrage dieses Stückes Bataillenpoesie belebte, so war der Effekt des Citats ein recht günstiger.

„Da ist in der That kriegerische Stimmung darin", sagte Ottmar, „und eine sprachliche Energie, welche aller Anerkennung werth. Aber es scheint, daß die Erzeugnisse modernster Poesie dazu verdammt seien, nirgends reine Befriedigung zu gewähren. Am Ende hat jener Kritiker doch recht, welcher in allen diesen Sachen ein Haar gefunden haben wollte. Sehen Sie sich die Prachtpassage, welche Sie, Herr Baron so gut vorgetragen, nur einmal näher an. Sie werden mitten im Aufschwung das plumpste Herabfallen bemerken. ‚Zusammengehauen ganze Regimenter' — wie das lahmt! Ist das nicht der allerordinärste Wachtstubenknaster? Daran erkennt man die Dilettantenarbeit. Doch ich bin, wie ich fürchte, pedantisch geworden."

„Ach ja, lieber Junge", bemerkte der Grimme, „ich fürchte es auch. Was aber mir an unserer gegenwärtigen Literatur am fatalsten. das ist ihre flagrante Impotenz, Gestalten aus Fleisch und Blut und Knochen zu schaffen. 's ist lauter Marcipangemäche, und stellt mal mitunter

ein Poet einen wirklichen lebensfähigen Charakter auf die Beine, so fallen alle die Marcipänler wüthend über ihn her, denn, sagen sie, die Charakterwahrheit beleidige das Zartgefühl. Ganz auffallend ist der Mangel an schönen, naturwahren weiblichen Charakteren. Seit der blonden Lisbeth Immermanns ist kein Frauenzimmer mehr gedichtet worden, in welches sich zu verlieben es sich für einen ordentlichen Kerl der Mühe lohnte, Gott straf' mich!"

„Lieber Herr", warf der Pfarrer ein, welcher neuestens den beiden Poeten die offenkundigste Abneigung bewies, aus Neid und Eifersucht, wie Wate behauptete, „lieber Herr, Sie vergessen unseres berühmten Freundes von dem Schmelz unsterbliche Chamoisina."

„In Wahrheit, die vergaß ich, bitte tausendmal um Entschuldigung, mein theuerster Herr Walter. Ihre Heldin ist so über alles Lob erhaben, so ätherisch zart, übermenschlich schön und superlativest heilig, daß ich in Demuth vor ihr das Knie beuge. Aber was einem doch für wunderliche Ideenassociationen kommen! Da fällt mir jetzt ein, daß der Grabbe mal eine tollschöne Komödie geschrieben, in welcher ein durstiger Schulmeister, glaub' ich, die Kamilla aus Houwalds Bild für ein Glas Sirup ansieht und sie austrinkt. Selbiger Grabbe, der meiner Meinung nach keine Fratze, sondern ein Prachtkerl war, hat auch mal von 'nem süßen Frauenzimmer gesagt, daßselbe wäre so süß, daß es ordentlich vor Süßigkeit stänke! Ich sage, zum Teufel mit den Traganthfiguren! Verschluckt man eine aus Versehen, so grimmt sie einem

höllisch im Bauche, das ist der Humor davon. Im übrigen, meine Herren, laßt die Flasche herumgehen! So wahr ein Reicher durch ein Nadelöhr und ein Kameel ins Himmelreich eingeht, schwöre ich, jeden zu Müll, zu Atomen zu zerreiben, welcher sich weigert, mir Bescheid zu thun auf den Trinkspruch: Es leben die Frauen im Allgemeinen!"

Der Toast wurde getrunken.

„Die Frauen im Besonderen!" rief der Freiherr.

„Sie leben hoch!"

„Im Besondersten!" rief Don Rodrigo.

„Hoch! hoch!"

„Die Dame über dem Wasser!" rief Herr Walter, seinem Dichterantlitz den Ausdruck einer unbeschreiblich feinen Beziehung gebend.

Alle stimmten ein und tranken, nur der Pfarrer nicht.

„Was soll das heißen, Herr?" fragte ihn der ins Feuer gerathene Herr Walter.

„Bitte um Entschuldigung", versetzte der Seelenhirt. „Ich wollte durchaus nicht beleidigen, aber ich muß vor allen Dingen wissen, wem der Toast eigentlich gelten soll."

„Welche Frage! Wer kann daran zweifeln?"

„Ich, verzeihen Sie. Es sind zwei Damen jenseits des Flusses."

„Was zum Teufel fällt Ihnen ein, Ehrwürdiger?" schrie Wate.

„Bitte, beruhigen Sie sich, Herr Doktor", entgegnete der fromme Jeremias kalt. „Ich habe es gar nicht mit Ihnen, sondern mit unserem verehrten Herrn Walter zu thun."

„Allerdings", sagte der Poet unwillig.

„Ich will mich Ihnen sogleich erklären", fuhr der Pfarrer fort. „Haben Sie mir nicht vor einigen Tagen gesagt, die im Schlosse drüben weilende junge Indianerin, die Tochter Milimachs, sei ein bezauberndes Wesen? Und weiter, Sie seien entschlossen, das braune Ding zur Heldin einer großen Dichtung zu machen? Haben Sie nicht beigefügt, Estrella solle Ihrer Chamoisina würdig zur Seite stehen?"

„Es ist wahr, ich sagte so etwas", erwiderte Herr Walter ziemlich verlegen. „Mein theurer und berühmter Freund Don Rodrigo hatte mir anvertraut, daß er das reizende Kind, welches auch ihn, gleich mir, interessirt, wie uns die Farbenpracht einer exotischen Blume ergötzt, zum Gegenstand eines Kranzes von Kanzonen und Sonetten auserkoren, welcher ohne Zweifel Deutschland entzücken wird. Dies reizte meinen dichterischen Wetteifer."

„Bravo!" rief Wate, über diese Episode seelenvergnügt. „Oh, wie freue ich mich auf Chamoisina Nr. 2, betitelt Estrella. Und auch auf den in Aussicht stehenden Kanzonen- und Sonettenkranz freue ich mich unbändig. Dichten Sie zu, meine edlen Freunde, dichten Sie zu, was das Zeug hält! Welcher Gewinn für die gebildeten Stände deutscher Nation, wenn zwei christlich-germanische

Dichterfackeln erster Größe die braune Heidin, die ehr- und tugendsame Jungfrau aus Atlantis, die exotische Blume aus Sonora einem verehrten Publiko in romantischer Beleuchtung vorführen. In Aussicht darauf laßt die Flasche herumgehen und laßt uns eins singen! Wollen Sie uns mit einem Liede erfreuen, Ehrwürdiger? wie der lustige Reporter von der Galerie des englischen Parlaments herab zu dem Sprecher sagte."

„Ich, Herr? Sind Sie toll oder wenigstens in dem Zustande jenes Reporters?

„Sie wollen nicht? Wohlan, so will ich Ihr Amt vertreten und den ‚Vater Noah‘ anstimmen. Paßt auf und singt den Rundreim kräftig mit!"

3.

Und hast du in der Liebe Glück,
So rath' ich: Schweig' fein still!

Ein verworrenes Geräusch von Stimmen drang unserem Freunde Ottmar durch die Thüre des Saales entgegen, als er nach Verlauf einer Stunde wieder die Treppe heraufkam.

Er hatte sich fortgestohlen, um einen Gang durch den Park zu machen, weil er, studentischem Zechen schon seit Jahren entwöhnt, das Bedürfniß gefühlt, sich in der freien Luft den Kopf zu kühlen.

Er blieb einen Augenblick vor der Thüre stehen. Da drinnen ging es lebhaft, laut, fast hitzig zu.

„Seltsam", dachte er, „was hat denn der Jeremias? Sollte der Rheinwein dem frommen Mann einen Spuk spielen?"

Wirklich war es die Stimme des Pfarrers, welche jetzt drinnen gehobenen Tones sagte:

„Nein, Herr Baron, ich glaube es nicht."

Darauf hörte man den Freiherrn heftig ausrufen:

„Wie, Sie unterstehen sich, an meinem Wort, an dem Wort eines Kavaliers zu zweifeln? Auf meine Ehre, Ihr schwarzer Rock soll Sie nicht vor den Folgen einer solchen Unverschämtheit schützen!"

„Da scheint Unrath um den Weg zu sein", sagte sich Ottmar, indem er die Thüre öffnete und eintrat.

Er fand die Gesellschaft vom Tische aufgestanden und offenbar in sehr erregter Stimmung. Wenigstens das Gesicht des Freiherrn glühte von Wein und Zorn und seine beiden poetischen Gäste schienen sich in jenem Stadium bakchischer Aufregung zu befinden, wo diese bereits in eine unbeholfene Abspannung überzugehen im Begriff ist. Offenbar hatte man des Guten zu viel gethan. Der fromme Jeremias schien indessen völlig ruhig und gefaßt und stand fest und sogar nicht ohne Würde dem Freiherrn gegenüber, welcher, beide Hände auf eine Stuhllehne gestützt, den Pfarrer mit drohenden Blicken maß. Wate lehnte an dem Kamingesims, die Scene mit einer Art mephistophelischen Behagens betrachtend. Er war übrigens entschieden nüchtern, das heißt, sein ‚wissenschaftlich gebildeter' Magen vertrug den genossenen Wein ohne irgendwelche Benachtheiligung seines Kopfes.

„Was gibt's denn da?" fragte Ottmar den Freund.

„Eine spaßhafte Geschichte", erwiderte Wate leise, „oder, wenn du willst, eine dumme, eine herzlich dumme. Du kennst ja die Scene in Auerbachs Keller. Die Bestialität, mit Goethe zu sprechen, die Bestialität hat

sich herrlich geoffenbart.' Der Freiherr kann seinen Wein nicht führen, das ist die Sache."

„Gut, daß Sie kommen, Herr Doktor Horst", sagte der Freiherr. „Sie sind ja auch ein Anbeter meiner schönen Schwägerin und gehören demnach zum Ensemble des Stückes."

„Ich bitte Sie, Herr Baron", versetzte Ottmar, durch diese Unzartheit höchlich verletzt, „ich bitte Sie, was soll das heißen?"

„Was das heißen soll?" entgegnete der Freiherr. „Das will ich Ihnen sogleich sagen. Die Rede kam während Ihrer Abwesenheit auf meine Frau Schwägerin und da warf Ihr Freund Wate die Aeußerung hin, es sei doch recht wunderlich, daß wir, so wie wir da seien, durch die Bank Anbeter der schönen Frau, so kordial mitsammen kneipten. Das sei, meinte darauf Ihr Herr Bruder, gar nicht sehr wunderlich, denn keiner sei der Begünstigte, darum vertrügen wir uns so gut. Nun bin ich aber, müssen Sie wissen, ein Mann von Offenheit und deshalb konnt' ich das nicht so hingehen lassen. Ich bin kein Geck — ein Schuft, wer sagen wollte, ich sei ein solcher! — und ja, nun, ich sagte Ihrem Herrn Bruder, daß er sich irre, denn die fragliche Dame hätte allerdings einen begünstigten Anbeter und der sei kein anderer als ich."

Der Freiherr brachte dieses mit einem Lächeln vor, welches hochmüthig gewesen wäre, wenn es nicht so albern war.

In Ottmars Fäusten zuckte der Gedanke, den Menschen zu Boden zu schlagen. Nur die Ueberraschung, womit die namenlose Gemeinheit ihn erfüllte, hinderte vielleicht diesen Gedanken, sofort zur That zu werden.

„Ihr Herr Bruder", fuhr der Freiherr fort, „fand sich veranlaßt — durch aberwitzige Eifersucht, denke ich — mir zu widersprechen, und behauptete, daß er mir nicht glaube, ja, mir nicht glaube — mort de ma vie!"

„Ich weiß nicht, mein Herr", sagte Ottmar, „welche Motive meinen Bruder zu seinem Unglauben bewogen; das aber weiß ich, daß auch ich Ihnen nicht glaube."

„Wie, auch Sie? Das ist ja zum Todtlachen!"

Und der Freiherr schlug ein hysterisches Gelächter auf.

„Nein", wiederholte Ottmar voll Unwillen, „nein, ich glaube Ihnen nicht."

„Darüber", versetzte der Freiherr, augenscheinlich bemüht, sich ein stolzes Air zu geben, „darüber wollen wir nachher rechten. Zuvörderst ist etwas Anderes zu thun. Ich bin angesichts dieser Herren von zwei Seiten der Pralerei und Lüge bezichtigt worden. Ich muß beweisen, was ich sagte, und ich werde es."

„Verschonen Sie uns mit Ihren Beweisen, Herr Baron", sagte Ottmar. „Wollen Sie denn den Skandal zu einem unerhörten machen?"

„Ich will, was ich für gut finde — basta! Haben Sie mir etwa zu befehlen, Sie?"

„Laß doch", flüsterte Wate dem Freunde zu, welcher sich zu einer heftigen Entgegnung anschickte. „Weißt du

denn nicht, daß es Thorheit ist, einen halb oder ganz Berauschten, welcher noch Herr seiner Gliedmaßen ist, von seinem Vorhaben abbringen zu wollen? Der Skandal kann doch nicht größer werden, als er schon ist, und jedenfalls dürfte es für dich, der du neulich vom Söller der Goldforelle so ekstatisch in die Nacht hineindeklamirtest, nur heilsam sein, über unsere Tochter der Luft einmal ins Klare zu kommen."

„Aber, Wate, es geht mir ganz gegen den Mann, eine solche Profanation —"

„Bah, bah, lieber Junge. Die Welt ist ein großes Narrenhaus. Glaubst du dadurch, daß du den Tugendhelden spielst, die Narren verhindern zu können, daß sie närrisch thun? Laß den Baron machen, sag' ich. Bin verdammt neugierig, wie er sich herausbeißen wird."

Neugierig war nun aber Ottmar doch auch ein wenig und so sah er kaum weniger gespannt als die andern dem Beginnen des Freiherrn zu.

Dieser holte aus einem Wandschrank einen in Leder gebundenen Quartband, eine eiserne Stange, an deren Ende eine Rolle angebracht war, über welche ein dünnes Tau lief, und endlich einen kleinen Tubus. Das Buch legt er auf einen Pfeilertisch nahe bei der auf den Balkon führenden Fensterthüre. Auch der Tubus wurde auf diesen Tisch gesetzt. Mit der eisernen Stange trat er durch die offen stehende Thüre auf den Balkon hinaus und befestigte die Stange vermittelst einer dort angebrachten Vorrichtung an das Geländer, sodaß sie aufrecht stand.

Zurückkehrend nahm er aus dem Schranke noch ein kleines Kistchen, stellte es auf den Tisch, schloß es auf und nahm ein Dutzend und mehr flaggenartig zugeschnittener Stücke Tuch von verschiedenen Farben heraus.

Er that das alles mit der angespannten, hartnäckigen Gravität, wie sie Leuten seines Zustandes eigen zu sein pflegt.

„Sie sehen hier, meine Herren", sagte er, „den Apparat, womit ich alle Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit zu Boden schlagen werde. Um es aber zu können, muß ich mich vor allen Dingen versichern, ob die Dame über dem Wasser zu Hause ist."

Er nahm eine rothe Flagge vom Tisch, trat auf den Balkon, befestigte das Tuch an dem Tau, zog es ans Ende der eisernen Stange hinauf und sogleich flatterte es lustig im Winde.

Nach Verfluß von einigen Minuten kam er wieder herein und sagte:

„Wir müssen uns ein klein wenig gedulden. Wollen Sie nicht Ihre Gläser neu füllen, meine Herren? Ich darf sagen, dieser Cliquot ist süperb."

Es hatte niemand Lust, seiner Aufforderung zu folgen, was ihn selber jedoch nicht abhielt, ein großes Glas von dem anempfohlenen Wein hinunterzustürzen.

Eine drückende Stille herrschte im Saal.

„Das wird unheimlich", sagte Don Rodrigo leise zu Herrn Walter. „Was sagen Sie dazu?"

„Ich — ich", entgegnete der von dem Schmelz, „ich weiß in Wahrheit nichts zu — zu sagen."

Nach einer peinlichen Pause trat der Freiherr zu dem Tubus und richtete ihn so, daß man damit durch die Thüre die Avenue zu dem Fluß hinab und hinüber nach Bernwartshall sehen konnte.

Er ging dabei mit so abgemessenen Bewegungen zu Werke, daß sie hätten Heiterkeit erregen müssen, wenn die ganze Situation dem nicht widerstrebt hätte. Nur in Wate war der Humorist stark genug, daß es ihn Mühe kostete, über die Anstrengungen des Barons, einen nüchternen Ernst zu manifestiren, das Lachen zu verbeißen.

Nachdem der Freiherr durch den Tubus gesehen, nickte er befriedigt und sagte:

„Ungläubiger Herr Pfarrer, erweisen Sie mir den Gefallen, durch das Instrument hier zu schauen. Was sehen Sie?“

„Die Terrasse von Bernwartshall“, erwiderte Jeremias.

„Sonst nichts?“

„Doch. Dort auf der Signalstange auf der Flußböschung flattert eine rothe Flagge.“

„Gut. Die Dame ist zu Hause.“

„Jetzt, meine Herren“, fuhr der Baron fort, „einen Augenblick Aufmerksamkeit. Wenn Sie den Quartband da aufschlagen, so sehen Sie kleine Tuchstückchen auf den Blättern angeklebt, wie in einem Musterbuch. Es ist auch so zu sagen ein Musterbuch, man kann sich allerliebste Sachen daraus wählen, versichere Ihnen auf Ehre. Ich habe dieses Buch ausgearbeitet, gemeinschaftlich mit

der Dame meines Herzens, welche ein zweites Exemplar besitzt. Es enthält gar keine üble Poesie, dieses Buch, und noch obendrein thatsächliche. Jede dieser bunten Farben hat eine hübsche Bedeutung, welche Sie unter jedem der Tuchläppchen in deutlicher Schrift geschrieben finden. Es wäre Ihnen jedoch zu viel zugemuthet, das ganze Buch durchzustudiren. Ich werde Sie auf die entscheidenden Stellen aufmerksam machen. — So, jetzt will ich meine Operationen beginnen, aber ich muß Sie alle bitten, sich durchaus so zu halten, daß keiner von Ihnen allfällig durch die offene Thüre wahrgenommen werden kann, nicht der Schatten von einem von Ihnen. Diese Bitte wird Ihnen einleuchten, wenn ich beifüge, daß da drüben auch ein Tubus sofort in Thätigkeit sein wird."

So sprechend nahm er aus dem Schranke noch ein Taschenperspektiv, leerte das Flaggenkistchen, faßte die bunten Tücher in ein Bündel zusammen und kehrte damit auf den Balkon zurück.

Der Pfarrer hatte sein Auge fortwährend fest an dem Teleskop.

„Was sehen Sie?" fragte ihn Wate.

„Auf der Terrasse bewegt sich eine weibliche Gestalt hin und her. Jetzt steht sie neben dem Flaggenstock."

„Die Gräfin?"

„Ich kann ihre Gesichtszüge nicht deutlich unterscheiden. Warten Sie! Jetzt — ich glaube, sie ist es."

Inzwischen hantierte draußen der Freiherr mit seinen Signalflaggen. Bald ließ er diese, bald jene, bald zwei

oder drei zugleich an der eisernen Stange vermittelst der Zugschnur emporsteigen, worauf er mit seinem Perspektiv nach Bernwartshall hinübersah und die Signale wieder wechselte.

Ottmar hatte den Quartband, welcher den Schlüssel zu dieser Telegraphie enthielt, mechanisch zur Hand genommen, dachte aber nicht daran, von den Erklärungen Notiz zu nehmen.

„Was sehen Sie jetzt?“ fragte Wate den Pfarrer.

„Die Dame auf der Terrasse beantwortet die Signale unseres Wirthes.“

„Meine Herren“, sprach der Freiherr von draußen herein, „jetzt passen Sie auf. Ich ziehe hier zwei Flaggen auf, eine grüne und eine blaue; die letztere steht über der ersteren. Suchen Sie im Buch, Seite sechs, wenn ich nicht irre, und Sie finden dort die Bedeutung des Signals.“

Wate nahm seinem Freunde das Buch aus der Hand, suchte nach und rief aus:

„Richtig, da haben wir das Signal: Hellblau über Hellgrün, und darunter steht: ‚Ich muß dich heute noch sehen.‘“

„Gut. Schauen Sie durch den Tubus“, sagte der Freiherr.

„Das Signal ist drüben offenbar verstanden“, bemerkte der Pfarrer. „Eine gelbe und darunter eine weiße Flagge steigt am jenseitigen Flaggenstock empor.“

„Die Erklärung dazu muß sich auf der nämlichen Seite vorfinden“, sagte der Freiherr.

„Ja, es ist so“, versetzte Wate. „Gelb über Weiß und darunter steht: ‚Ich erwarte dich.‘“

„Weiter, meine Herren“, fuhr der Freiherr fort, indem er die Signale wechselte, eine schwarze, gelbe und rothe Flagge über dem Balkon flattern ließ und zur Thüre hereinsprach: „Suchen Sie auf Pagina zwölf.“

„Da haben wir's“, sagte Wate. „Oben Schwarz, in der Mitte Gelb, unten Roth: ‚Um Mitternacht, wann alles träumt.‘“

In fast fieberhafter Aufregung fragte Ottmar den Bruder:

„Nun, was siehst du drüben?“

„Nur sachte, lieber Ottmar. Die Dame hat erst das vorhergehende Signal zu beseitigen. — Jetzt zieht sie andere Flaggen auf — sie entfalten sich — Blau, Roth, Grün.“

„Das Signalbuch ist prächtig eingerichtet“, sagte Wate. „Da ist's: Oben Blau, mitten Roth, unten Grün: ‚Da harrt die Lieb' der Liebe.‘ Die Antwort klappt famos, Gott straf' mich!“

Ottmar riß dem Freunde das Buch aus der Hand, warf einen Blick auf die Stelle, welche Wate gelesen, und machte eine Bewegung, als wollte er den unseligen Quartband durch die offenstehende Thüre dem rücksichtslosen Profanirer draußen an den Kopf schleudern.

Aber er hielt noch an sich.

Ihm wurde so öde, so kalt ums Herz und dann wieder so heiß, so grimmig. Es klang ihm in die Ohren wie das Gekicher eines schadenfrohen Dämons: „Einen Liebhaber hab' ich!" Hatte das nicht Eva in jener Taumelstunde zu ihm gesagt? Er hätte mögen in diesem Augenblick die Welt anspeien. Längst zwar war jener Rausch, in welchen der Willitanz der Tochter der Luft im Mondlichtstral ihn versetzt hatte, verflogen. Er hatte seither Zeit gehabt, sein Herz streng zu prüfen, und es hatte ihm die Antwort gegeben, daß eine tiefe und edle Neigung eine reinere Quelle haben müsse als den Strudel sinnlicher Aufwallung. Er wußte, daß Eva in seiner Seele nicht jene heilige Flamme angefacht, die kräftig und nachhaltig genug ist, ein ganzes langes Menschenleben zu erleuchten und zu erwärmen. Aber ein Götterbild voll unendlichen Zaubers der Schönheit von kynisch gemeiner Hand in den Koth zerren zu sehen, das regte in ihm alle Gewalt sittlicher Entrüstung auf, das durfte er nicht ungestraft geschehen lassen, wenn er nicht der Achtung vor sich selbst verlustig gehen wollte. Und seinem Zorn mischte sich auch ein Gefühl von Stolz bei. Ja, er fühlte, einer Gemeinheit, wie er sie so eben vor seinen Augen sich hatte entwickeln sehen, würde er, der Plebejer, niemals fähig gewesen sein, nun und nimmer!

Der Pfarrer richtete sich von dem Teleskop auf und blickte mit einem seltsamen Lächeln im Kreise umher. Vielleicht wollte er den anderen damit sagen: „Ich bin nicht der allein Gefoppte." Seine Gebärde fand indessen

keine Beachtung: die Herren waren zu sehr verblüfft. Den beiden Poeten wollte die Poesie dieser Liebessignalsprache augenscheinlich nicht recht einleuchten: es ließ sich aus einer derartigen Telegraphie doch wohl kaum die Inspiration zu einem Minnelied oder zu einer Romanze schöpfen. Selbst Wate fand sich außer Stande, die Sache humoristisch zu nehmen: sie war doch gar zu gemein.

Der Freiherr kam jetzt herein, warf den Apparat, dessen er sich zu seiner Beweisführung bedient hatte, auf den Tisch und sagte triumphirend:

„Nun, meine Herren, was sagen Sie jetzt? Bin ich ein Aufschneider, ein Lügner?“

Wate sah in den Augen seines Freundes etwas Bedrohliches aufblitzen und näherte sich ihm daher, um irgendeinem Ausbruch zuvorzukommen.

Allein Ottmar schob den Freund unsanft beiseite, trat auf den Freiherrn zu, gab ihm einen Schlag auf die Schulter und sagte laut und nachdrücklich:

„Kein Lügner, aber ein Niederträchtiger sind Sie!“

Der Freiherr stand wie vom Donner gerührt.

Die Sprache hat Worte, welche je nach Beschaffenheit der Umstände Oel für die Flamme oder aber kaltes Wasser für das glühende Eisen sind.

Ottmar hatte so ein Wort gesprochen. Es wirkte wie ein Douchebad auf das erhitzte Gehirn des Freiherrn.

Er trat einen Schritt zurück und wurde leichenblaß. Dann stieg ihm das Blut wieder so plötzlich ins Gesicht, als wollte es seine Gefäße sprengen. Er schüttelte sich

und mit einer gewaltsamen Anstrengung gelang es ihm, Herr über sich zu werden. Der Rausch des Leichtsinns, des Uebermuthes, des Weines war verflogen. Er gestand sich nicht, daß er schnöden Verrath geübt, eine ungeheuere Gemeinheit begangen hätte, wohl aber fühlte er, daß er eine tödtliche Beleidigung empfangen, daß ihm ein Schimpf zugefügt worden, den nur Blut wegwaschen könnte.

Wale sagte seinem Freunde später, er hätte einen Augenblick geglaubt, der Freiherr würde wie ein wüthendes Raubthier auf Ottmar einspringen, so furchtbar hätten seine Züge sich verzerrt.

Aber es geschah nichts Derartiges.

Nicht der Mensch, aber der Kavalier war in Adalbert erwacht.

„Sie haben mich einen Niederträchtigen genannt, in meinem eigenen Hause, Herr Horst“, sagte er.

„Es bedarf darüber keiner weiteren Erklärungen, Herr Baron“, fiel ihm Ottmar ins Wort. „Ich bedauere, daß ich, was ich that, unter Ihrem eigenen Dache thun mußte; aber, wo es auch sei, ich wiederhole es: Sie sind ein Niederträchtiger!“

„Gut“, versetzte der Freiherr.

Und er ging zur Thüre, nahm den Schlüssel herein, schloß von innen und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann schloß er auch die Balkonthüre und sagte:

„Sie werden mir Satisfaktion geben, Herr Horst, und zwar auf der Stelle!“

„Auf der Stelle, Herr Baron.“

„Lieber Bruder —“

„Ottmar —“

„Meine Herren —“

Der Pfarrer, Wate und Don Rodrigo wollten so zu gleicher Zeit das Wort nehmen.

„Meine Herren“, sagte der Baron kalt, „sparen Sie Ihre Worte. Keiner von Ihnen, die Sie alle die mir widerfahrene blutige Beschimpfung mitangehört, verläßt diesen Saal, bis mir Genugthuung geworden. Wer sich aber zwischen meinen Gegner und mich stellen will, hat es mit mir zu thun. Ich bitte nur, haben Sie einen Augenblick Geduld.“

Er verschwand in ein Nebenzimmer und kehrte nach kurzer Weile aus demselben zurück, in jeder Hand ein zierlich aus Holz gefertigtes Kästchen tragend, deren eines lang und schmal, deren anderes kürzer und von länglicht viereckiger Form war. Beide setzte er auf den Tisch, wo noch die halbgeleerten Flaschen und Gläser des Gelages standen, das ein so unerwartetes Ende genommen.

Während der kurzen Abwesenheit des Freiherrn führte Wate seinen Freund in eine Fensternische und sagte leise zu ihm:

„Die Sache wird ernst, lieber Junge. Ist dieser Baron auch ein Geck in Folio, so hat er doch, kentuckisch zu sprechen, muthiges Blut genug in den Adern, um ein Pferd schwimmen zu machen. Was für 'ne verdammte Ratte biß dich doch, daß du mit deiner romantisch ritterlichen Entrüstung herausplatzen mußtest! — Aber hör'

mal, du bist wohl an zehn Jährchen jünger als ich und ganz der Bursch, der noch etwas von der Narrenkomödie des Lebens zu erwarten berechtigt ist. Daher, weißt Du was? Laß mich diesen Strauß für dich ausfechten. Ich habe ein famoses Mittel parat, die Kampflust dieses närrischen Liebestelegraphisten zuerst auf mich zu lenken."

„Willst du mich beleidigen, Wate?" entgegnete Ottmar voll Unwillen.

„Ja, wenn du diese Narrethei so hochtragisch nimmst, lieber Junge, dann ist Hopfen und Malz an dir verloren, Gott straf' mich! Thu' mir aber wenigstens den Gefallen, dich bei dem bevorstehenden Tanz zu erinnern, daß du auf der Universität ein pomposer Schütze und Fechter gewesen bist. Spiele auch nicht etwa den Großmüthigen! Der Baron hat es auf dein Leben abgesehen, Gott straf' mich!"

Der Freiherr hatte inzwischen die beiden Kästchen geöffnet und die Deckel zurückgeschlagen. Das eine enthielt ein Paar Pistolen von vorzüglicher Arbeit sammt den dazu gehörigen Munitionskapseln, das andere zwei Stoßdegen mit damascirten Klingen und prächtig ciselirten Stichblättern.

„Wählen Sie, mein Herr!" sagte Adalbert kurz, indem er auf die Stoß- und Schußwaffen deutete.

„Ich überlasse Ihnen die Wahl, mein Herr", versetzte Ottmar ebenso kurz angebunden.

„Nein, nein! Verlieren wir keine Zeit damit."

„Mit Verlaub, Ihr Herren", nahm Wate das Wort.

„Das Pistol ist ein Ding, welches die Eigenschaft hat, unnöthigen Lärm zu machen. Zudem sind hier zwei so prächtige Degen, daß einem ordentlich die Hand darnach juckt, sie in Aktion zu setzen."

„Also die Degen?" sagte der Freiherr mit einem fragenden Blick auf seinen Gegner.

„Mir einerlei."

„Wohl, so nehmen wir die Degen."

„Verehrter Freund, Herr Baron, und du, Ottmar", sagte der Pfarrer mit würdigem Ernst „ich darf diesen Frevel nicht sich vollenden lassen. Ich beschwöre Euch, wenn Ihr Christen, wenn Ihr Männer von Verstand und —"

„Bitte, Herr Pfarrer", warf Adalbert mit verachtungsvollem Lächeln ein, „sparen Sie die Kraft Ihrer frommen Lunge. Sie könnten derselben benöthigt sein, um einem von uns Gegnern die Leichenpredigt zu halten. Dann mögen Sie so viel Salbung entwickeln, als Ihnen beliebt. Vorerst aber brauchen wir weder Salbe noch Salbung."

„Still, Jeremias!" sagte seinerseits Ottmar, als sich der fromme Herr noch speciell an ihn wenden wollte.

„Nun denn, wenn es doch sein muß", bemerkte Wate, „mit was, ums Himmels willen, soll ich sekundiren? Und wer, Herr Baron, wird Ihr Sekundant sein, Don Rodrigo, Herr Walter oder der Wohlehrwürdige?"

„Bah", erwiderte der Freiherr, „wir bedürfen all des Krimskrams nicht. Es ist das keine Studenten-

paukerei. — Doch, warten Sie einen Augenblick", setzte er hinzu, von einem plötzlichen Gedanken erfaßt. „Ich habe noch ein Geschäft abzumachen. — Wie gut sich das trifft, daß ein Jurist anwesend ist. Don Rodrigo, fragen Sie doch Herrn Horst, ob er die Güte haben wollte, mir für einige Minuten seine juristische Feder zu leihen."

„Es bedarf der Umstände nicht", sagte Ottmar; „ich bin bereit."

„Gut. Nehmen Sie gefälligst Platz dort am Schreibtisch. Schreibmaterialien sind da, auch eine Kerze des Siegelns wegen, glaub' ich. — Ja, richtig. — Ich will mein Testament diktiren. — Die vier andern Herren werden mir die Ehre erweisen, Zeugen zu sein. — Wollen Sie gefälligst die Testamentsformel entwerfen, mein Herr? Sie soll dahin lauten, daß ich auf den Fall meines Todes alle meine liegende und fahrende Habe einem Universalerben hinterlasse. Für den Namen desselben bitte ich einen Raum offen zu lassen."

Ottmar schrieb und sagte dann:

„Ich bin fertig. Welchen Namen soll ich hinsetzen?"

„Eva Gräfin von Bernwartshall."

Als er diesen Namen geschrieben, fühlte Ottmar das Bedürfniß, seinem Gegner ins Gesicht zu blicken, ob dort etwa ein Zug von Reue über das vorhergegangene schmähliche Benehmen des Barons zu lesen wäre. Aber er unterließ es.

Der Freiherr setzte Unterschrift und Siegel unter das improvisirte Dokument, auf dessen Außenseite die vier

Zeugen ihre Namen zeichneten, worauf es der Freiherr in den Schreibtisch verschloß.

„So, das wäre abgemacht, und jetzt —“

„Entschuldigen Sie, Herr Baron“, fiel der Pfarrer ein. — „Lieber Ottmar, du siehst, der Herr Baron hat seinen Pflichten genügt; wäre es nicht rathsam, wenn auch du? — Es ist um Lebens und Sterbens willen — ich meine —“

„Ah, lieber Jeremias“, sagte Ottmar, „du meinst, die Erbschaft könnte dir entgehen? Sei ganz unbesorgt. Deine Kinder haben mich schon öfters im Bühl besucht und es sind gute Kinder. Eines Testaments bedarf es nicht. Falls mir etwas Menschliches begegnet, so fällt dir und den Deinigen ohnehin zu, was ich habe. Mein Pferd aber und meine Bücher soll Wate haben, hörst du? Und den Trauring der seligen Mutter, den ich am Finger trage, die Tochter meines Wirthes Baldung. So — ich bin bereit.“

Wate, der seinen Freund sowohl als auch den Freiherrn kannte und demnach wußte, daß jeder Vermittelungsversuch übel angebracht sein würde, überreichte mit dem Anstand eines in solchen Verrichtungen Wohlbewanderten den beiden Gegnern die Degen, nachdem er mit kundiger Hand die Spitzen der Waffen befühlt, ihre Elasticität geprüft und ihre Länge verglichen hatte.

Die Kämpfer nahmen in der Mitte des Saales ihren Stand, die Waffen kreuzten sich, und mit welchen verschiedenen Gefühlen auch die Zeugen des Kampfes diesen be-

trachten mochten, bald nahmen die Wechselfälle desselben ihr Interesse ausschließlich in Anspruch.

Ottmar und Adalbert, beide waren gewandte Fechter und beiden begegnete es nicht zum erstenmal, daß sie zu einem Kampf auf Leib und Leben antraten.

Vielleicht hatte sich in beiden auf der einen Seite die Entrüstung und auf der andern die Rachewuth, welche diesen Gang veranlaßt hatten, schon etwas abgekühlt, aber das Zusammenklirren der Waffen weckte wie ein elektrischer Funke in beiden wieder das Feuer der Leidenschaft.

Sie fochten mit steigender Erbitterung und die Klingen zuckten hin und her wie Schlangen, die an ihrem Feind eine Blöße erspähen, wo der tödtliche Biß haften könnte.

Sie wechselten die Stellungen, drängten sich von der Mitte des Saales bis zur Balkonthüre und wieder zurück, auf und ab, hinüber und herüber: es war ein grimmiges Ringen.

Plötzlich zog sich der Freiherr zurück und that dann blitzschnell einen wüthenden Ausfall. Aber Ottmar war auf seiner Hut, lenkte mit seiner Parade den heftigen Stoß beiseite, daß ihm nur der linke Oberarm gestreift wurde, und stieß energisch nach. Die Parade seines Gegners kam zu spät, er hatte seine Klinge noch nicht wieder völlig in seiner Gewalt — die Degenspitze Ottmar's saß tief in der Brust Adalbert's.

„Halt!“ schrie Wate, dazwischenspringend.

Ottmar zog seine Waffe zurück, das Blut quoll nach

und der Freiherr brach, die Linke an die Brust führend, in der Rechten noch den Degen haltend, mit einem dumpfen Schrei zusammen.

Wate's unerschütterliche Besonnenheit beherrschte den jetzt ausbrechenden Tumult.

Er faßte den Verwundeten in seine Arme, nahm ihm den Schlüssel zur Saalthüre aus der Tasche und warf denselben dem Pfarrer zu.

Don Rodrigo riß wie wahnsinnig an dem Glockenzug.

Die Diener stürzten herein und brachen beim Anblick ihres blutenden Herrn in wirre Ausrufungen der Ueberraschung und des Schreckens aus.

„Still, ihr Leute“, herrschte sie Wate an, „kein Geschnatter! Das Unglück ist nur die Folge eines dummen Zufalls, die Herren fechten zum Spaß. Still! Reite einer, was das Pferd laufen mag, in den Bühl hinüber und lasse sich von des Goldforellenwirths Aivli mein chirurgisches Besteck geben. Sie weiß, wo es liegt. Fort! Und nun faßt an — sachte, sachte! Wir müssen den Verwundeten auf sein Bett bringen. — Schafft frisches Wasser in das Schlafzimmer und Linnenzeug. — So, jetzt vorwärts, aber behutsam!“

Im Saal allein zurückgeblieben, verbrachte Ottmar eine peinliche Stunde. Die Aufregung des Duells wirkte noch genugsam nach, um ein Bedenken über das Unheil, welches er angerichtet, in dem jungen Manne nicht aufkommen zu lassen. Außerdem war der Stoff, aus welchem er gebildet war, nicht weich genug, als daß er seiner

gerechten Entrüstung Reue über die Folgen derselben hätte folgen lassen. Im Gegentheil, er fühlte sich auch jetzt noch in seinem Recht. Dennoch, es galt ein Menschenleben, ein junges Menschenleben mit allen seinen Hoffnungen, mit allen seinen Ansprüchen auf eine lange und glückliche Zukunft, vielleicht hingeopfert, um eine in halber Unzurechnungsfähigkeit begangene Thorheit zu sühnen.

Diese Vorstellung machte unserem Freunde denn doch unbehaglich genug.

Er wollte fortgehen, er hatte schon zweimal die Thürklinke gefaßt und doch ließ es ihn nicht weg, bevor er über den Zustand seines Gegners etwas Bestimmtes erfahren.

Endlich kam Wate, welcher fühlen mochte, daß er dem Freunde eine Nachricht zugehen lassen müsse.

„Ja, lieber Junge“, sagte der Grimme, Ottmar derb die Hand drückend, „der Spaß hat verdammt dumm geendigt. Ich fürchte, du hast's ihm zu tüchtig gegeben. Der Stoß sitzt zwar, soweit ich bis jetzt im Klaren bin, nicht in der Lunge, aber jedenfalls hart daneben. Aber was konntest du machen? Er hat dir höllisch zugesetzt, Gott straf' mich! Er wurde ohnmächtig, ist aber jetzt wieder bei Sinnen. Solange das Athmen geht wie jetzt, hoffe ich auf Rettung. Ich habe den ersten Verband schon angelegt. Bis morgen früh, vielleicht schon früher, muß die Entscheidung da sein. Aber du mußt dich einstweilen drücken, Alterle, verstanden? Ich mußte einen Reitenden nach *****stadt hinaufschicken, um einen zweiten Arzt

und diverse Arzneien zu holen. Der Bote wird plaudern, wer weiß was alles! Die Geschichte wird in der Stadt rumgehen wie ein Lauffeuer und der Oberamtmann und der Oberamtsrichter und alle die Ober-Ober und Unter-Unter werden ihre Nasen dreinstecken. Wer steht dafür, daß nicht sogleich so ein Schutzengel von Ruhe und Ordnung sich spornstreichs hierher auf den Weg macht? Du kennst die Gesetze und auch die Festungsatmosphäre ist dir bekannt. Spielen wir also den Klugen, das heißt, gehe ein bißchen beiseite. Vorerst nur für die kommende Nacht, und da fällt mir was ein. Mach' dich die Hintertreppe hinab, geh' durch den Park und begib dich hinauf ins Bärenschlößli. Dort sucht dich niemand, Gott straf' mich! Etwelche Langeweile mußt du dir schon gefallen lassen. Sobald ich abkommen kann, such' ich dich auf, um dir Weiteres mitzutheilen. Oder auch, ich sende dir Botschaft durch eine verläßliche Person, und falls es morgen hier so aussiet, daß ein Verschwinden vom Schauplatze deiner Tapferkeit für dich rathsam ist, so lootsen wir dich über die Grenzehin über, über den Rhein."

So seine Rede schließend, drängte Wate den Freund ohne weiteres zur Thüre hinaus.

4.

Nacht und Morgen.

Es gibt Stunden im Leben, in welchen der Mensch Jahre durchlebt, Stunden bitterer, weil rücksichtsloser Selbstprüfung, Stunden der Selbsterkenntniß, der Läuterung. Solche Stunden, wie wir sie meinen, schließen zuweilen ein Leben ab, indem sie es der unfruchtbaren Reue, der Gleichgiltigkeit, dem Ueberdruß und Menschenhaß überliefern, zuweilen aber auch geben sie einer menschlichen Existenz einen neuen Schwung, einen wahrhaften Aufschwung. Wer, an Wendepunkten seines Daseins angelangt, den redlichen Willen und die ausreichende Kraft hat, sich auf sich selbst zu besinnen und die in seiner Brust durcheinander gewirrten Gefühle, Neigungen, Leidenschaften auf ihre Quellen zurückzuführen, mit anderen Worten, wer ehrlich und stark genug ist, die Falten seiner Seele auszuschütteln und auszulüften, die Welt seines Inneren sich gegenständlich, ihre allseitigen Beziehungen zur Außenwelt sich klar zu machen, nichts zu verschweigen und abzuleugnen, begangenen Fehlern kein

Mäntelchen umzuhängen, gethaner Arbeit, wackerer Leistungen selbstbewußt sich zu freuen, der hat das Zeug in sich zu einem neuen, zu einem glücklichen Leben, der darf, wie er der Vergangenheit muthig ins bleiche Antlitz sah, auch der Zukunft getrost entgegenblicken. Die Entscheidung über das alles, dumpfe Resignation oder neues frisches Wagen, Verzweiflung oder zukunftsfrohes Anfassen der Handhaben des Lebens, drängen sich in solche Stunden einsamer Betrachtung zusammen. Wer sie beachtet, wer sie auf sich wirken läßt, für den werden sie auch sicher entscheidend.

Für Ottmar Horst wurde die Nacht, die er einsam in der Ruine des Bärenschlößchens zubrachte, so ein Wendepunkt seines Daseins. Es waren die entscheidendsten Stunden seines Lebens, diese Stunden einer lauen Sommernacht.

Er hatte die Thüre der Sakristei geöffnet gefunden, wahrscheinlich noch von jener Mondscheinstunde her, wo der Willitanz so sinnebethörend auf ihn gewirkt. Er saß wieder auf dem morschen Stuhl, welchem der zur Seite stand, der damals die leichte Last Eva's getragen. Er glaubte den tiefen Wohlklang der Stimme des wunderbaren Weibes noch an der Wölbung der Decke haften zu hören. Er ließ die seltsame Geschichte, die sie ihm erzählt, wieder an seiner Seele vorübergehen; es war etwas darin wie Poesie, ein Hauch von Calderon'scher Romantik. Und doch, wie verschieden war der jetzige Eindruck von dem damaligen! Die Geschichte erregte noch jetzt seine Theil-

nahme, aber die Erzählerin? Zwischen ihr und ihm, fühlte er, hatte sich ein Abgrund aufgethan, auf dessen Boden ein trüber Strom floß, gemischt aus Thorheit, Unglück, Leichtsinn und — Blut. Durfte er um dieses Weibes willen den Stahl auf die Brust eines Mannes zücken, welcher ihm kein Leid angethan? Am Ende hatte es sich doch nicht der Mühe gelohnt, um der weinlaunigen Tollheit eines Gecken willen soviel sittliche Entrüstung aufzubieten. Ottmar half sich nicht mit Sophismen über diesen Skrupel hinweg, nein, er fühlte tief und ganz seine Berechtigung, den Bruch des Sittengesetzes, und wäre dieser Bruch in dem gegebenen Falle auch nur in der Form eines Bruches der Konvenienz aufgetreten, entschlossen gerächt zu haben. Die Hingabe einer Frau zum Gegenstand trunkenen Scherzes zu machen, ihre Schwäche und damit zugleich auch ihre Ehre wie einen lumpigen Gegenstand der Neugier bei einem Trinkgelage von Hand zu Hand gehen zu lassen, eine derartige Nichtswürdigkeit mußte ihre Strafe erhalten. Ottmar dachte groß von den Frauen; stets hatte sich das edle Bild einer unvergeßlichen Mutter zwischen ihren Sohn und jene leichtfertigen Vorstellungen vom Weibe gestellt, wie sie in der jungen Männerwelt unserer Tage leider nur allzu gäng und gäbe sind.

Aber Ottmar fühlte auch, daß das Vertrauen, welches ihm die Gräfin bezeigt, mit dem Degenstoß, welchen er auf ihren Beschimpfer geführt, vollauf bezahlt sei. Fortan konnte ihm mit dieser Frau nichts mehr gemeinsam

sein. Sein Herz und sein Verstand hatten seine Phantasie überwunden; seine Seele war frei von dem Zauber, womit die Tochter der Luft ihn bestrickt.

So schnell und entschieden diesen Zauber zu brechen, hatte es allerdings einer traurigen Katastrophe bedurft, vorbereitet jedoch war die Lösung schon seit vielen Tagen gewesen.

Ottmar war eine in ihrem innersten Wesen solide Natur und die jugendlich thörichte Schwärmerei, welche das Verhältniß des Mannes zum Weibe nur als einen Rausch der Leidenschaft und des Entzückens aufzufassen vermag, lag weit hinter ihm. Nicht weniger die werther'sche Sentimentalität, welche träumt, der Inhalt eines ganzen Menschenlebens solle und müsse in romantischer Liebesdüftelei aufgehen. Aber bei alledem war sein Herz frisch und jung und rein genug geblieben, um zu fühlen, daß es ein unermeßlicher Segen wäre, das Dasein in Gemeinschaft mit einer trefflichen Frau zu verbringen, sie beglückend durch sie beglückt zu werden.

Diese Ueberzeugung war in letzter Zeit still und mächtig gewachsen in dem Verkehr mit der Tochter seines Wirthes. Das Bild dieser Eva stieg jetzt um so deutlicher, reiner, schöner in seiner Seele auf, je blasser das der anderen in den Hintergrund schwand. Wie war das Mädchen lieb und gut, wie brav in allem! Wie wußte sie alles, was sie angriff, in ihrer rastlosen und doch stillen, von allem Geräusch, aller Prätension weit entfernten Sorglichkeit mit der unbewußten und anspruchs-

losen Anmuth eines in sich wahren und sicheren Wesens zu thun! Wenn Ottmar jetzt in der nächtlichen Stille und Einsamkeit daran dachte, wie er das schöne Kind in Haus und Feld hatte walten sehen, mußte er der Verse eines Dichters denken, dessen Werke voll der innigsten Huldigungen sind, welche je ein Dichter dem Weibe dargebracht, der Verse Schefers:

Des Lebens Müh' ist ihr ein froh Geschäft;
Mehr als die reichste Königstochter ist sie
Am seligsten begabt mit Fleiß und Arbeit,
Am reichsten ausgestattet mit der Sorge!
Nicht eine auferlegte Pflicht, kein Dienst
Ist ihr des Lebens schweres Tagewerk —
Des Weibes muthig-unermüdet Wirken
Ist ganz ihr eignes, freies, göttlich Wesen,
Wenn irgendetwas göttlich ist im All.

Aber hatte er dem Aivli wirklich Neigung eingeflößt? Ottmar quälte sich mit der Erörterung dieser Frage redlich ab. Er gedachte der Anspielungen Wate's, der Aeußerungen des alten Brosi, der züchtigen und doch unverkennbaren Symptome, welche in dem Benehmen des Mädchens selbst lagen. Er gedachte alles dessen, und doch meinte er, es wäre Eitelkeit und Uebermuth von seiner Seite, daraus einen bestimmten Schluß ziehen zu wollen. Aber das stand fest in ihm, daß er sich Mühe geben wolle, die Achtung, die Zuneigung der Tochter Waldungs zu erwerben. Ihm war, als erkenne er jetzt erst den Werth dieser in den heimatlichen Bergen aufgeblühten Bergwaldblume, die keusche Frische ihrer Farben,

den süßen Duft ihrer Seele. Sein Herz sehnte sich zu ihr.

Aber wie sollte es dann werden? Angenommen, die Liebe des Mädchens wäre ihm gewiß, wie sollte sich sein und ihr Leben gestalten, um ein ersprießliches zu sein? Aivli war dazu geboren und erzogen, auf dem Lande zu leben. Ihr ganzes Wesen war mit dem Landleben aufs innigste verwachsen, konnte sich nur auf heimatlichem Boden zur Fülle seiner Schönheit entfalten, mußte im Schatten der Stadtmauern verkümmern.

Das verhehlte sich Ottmar nicht.

Wenn jedoch ein guter Mensch redlich etwas Rechtes will, so sprudeln ihm aus der Tiefe seines Willens auch die rechten Hilfsquellen. Sobald unser Freund zu der Ueberzeugung gekommen, daß ihm an der Seite des Aivli ein neues Leben aufgehen würde, war er auch bereit, resolut in dasselbe hineinzuschreiten.

Der Ausgang der politischen Bewegung, an welcher er sich betheiligt, die ganze Gestalt, welche darauf die Dinge in Europa angenommen, hatten ihn zu der Einsicht geführt, daß die Zeit, in welcher von gewaltsamen Umwälzungen Heil für die Gesellschaft zu erwarten war, vorüber sei. Frankreich, nach seiner dritten Revolution, lieferte zur revolutionären Doktrin die abschreckenden Beispiele. Ottmar hatte, wie viele seiner Gesinnungs- und Schicksalsgenossen, erkannt, daß nur jene unermeßliche, rastlose, unmerkliche und unaufhaltsame Umgestaltung, welche im Gebiete der Ideen und der Wissenschaft

wie der Industrie, des Verkehrs und der Staatswirthschaft vor sich gehe, die wahre Revolution in sich enthalte, eine Revolution, deren endlicher Sieg keinem Zweifel unterliegt. Er hatte einsehen gelernt, daß die Geschichte sich keine Sprünge diktiren lasse und daß sie, zu Vorsprüngen gezwungen, sich für diesen Zwang durch Rücksprünge entschädige. Das mußte ihn um so mehr lehren, sich zu bescheiden, als er von der Großmannssucht unserer Tage unberührt war. Der Sturm und Drang seines Herzens hatte sich gesänftigt. Nicht etwa daß ihm, wie so vielen seiner Zeit- und Altersgenossen, die Begeisterung für das Ideal, für Freiheit und Recht, für das Vaterland, für alles Schöne und Große abhanden gekommen wäre, keineswegs, wohl aber gestand er sich, daß die Weltgeschichte ihre Vorschritte nicht nach Menschenaltern, sondern nach Jahrhunderten und Jahrtausenden bemesse.

Er hatte in der Hauptstadt seine Advokatur wieder aufgenommen, aber aus dieser Beschäftigung keine Befriedigung geschöpft. Das alles hing doch gar zu genau mit den Zuständen zusammen, um deren Bekämpfung willen er so viel gelitten hatte, und überdies war er keine advokatische Natur. So hatte er denn auch nicht ohne einiges Widerstreben dem Ruf des Grafen, dessen Proceß zu führen, entsprochen. Aber der Schauplatz der lange hingeschleppten Streitsache war anlockend genug gewesen, ihn zu bestimmen. Er hatte eifrigst in der Sache gearbeitet, allein das Beste war doch nur durch einen glücklichen

Zufall, durch jenes Gespräch mit dem alten Brosi gethan worden. Der Brosi hatte auch wirklich nicht zu viel gesagt und versprochen. Unter seiner Anleitung und mit seiner Beihilfe war es Ottmar geglückt, die verlorenen Grenzsteine unter dem Wasser des Bärenbaches aufzufinden. Er hatte der Laune nachgegeben, die ganze Angelegenheit im geheimen zu betreiben, und nicht nur der alte Brosi, sondern auch die Gerichtsbeamten aus ****stadt, deren er zur Aufnahme eines rechtsgiltigen Protokolls an Ort und Stelle bedurfte, hatten seinem Wunsche entsprochen, die wichtige Findung einstweilen zu verschweigen. Er war so verfahren, weil er, wenn der Proceß, wie zu erwarten er jetzt berechtigt war, gewonnen würde, der Gräfin eine Ueberraschung hatte bereiten wollen. Erst gestern war er mit Ordnen sämmtlicher Akten zu stande gekommen und er hatte beabsichtigt, nächster Tage nach der Hauptstadt zu gehen, um die Sache persönlich beim Obertribunal zu betreiben. Es mußte ihm höchst verdrießlich sein, wenn die unglückliche Duellgeschichte sein Vorhaben zunichte machen sollte, denn er hatte seine Ehre darein gesetzt, diese Angelegenheit zu einem glücklichen Ende zu führen.

Und dann? Ja, dann wollte er der Juristerei Valet sagen und mit ihr überhaupt einem Leben voll unerquicklichen Treibens, einem Leben in geschraubten, naturlosen Verhältnissen, welche nur zu sehr geeignet sind, einen Mann von starkem Gefühl und nicht alltäglichen Ansichten und Ueberzeugungen zu faustischem Weltekel hinzutreiben

und Ruinen in seiner Brust aufzuhäufen, um die sich nothwendig die seelentödtende Schmarotzerpflanze der Blasirtheit winden muß. Er wollte ein Landmann werden.

Dieser Entschluß war eine Frucht des Nachdenkens, welchem Ottmar in dieser Nacht sich hingab, und er war der Mann dazu, denselben auszuführen.

Der Uebergang, welchen er im Sinne trug, war auch kein solcher Saltomortale, wie es den Anschein haben könnte. Ottmar war ein Landkind. Das Paradies der Kindheit, auf welches jeder Mensch, der nicht schon von Geburt an ganz unglücklich gewesen, sehnsüchtige Rückblicke wirft, war für ihn ein ländliches Pfarrhaus gewesen. In Genügsamkeit und ländlich einfacher Sitte war er erzogen worden. Er kannte das Volk und liebte es. Der Schiffbruch seiner politischen Hoffnungen hatte ihn nicht auf der Sandbank der Volksverachtung sitzen lassen. Er wußte, daß der Saft, welcher im Volke cirkulirt, doch immer neue Sprossen treibt, neue Blüthen ansetzt, neue Früchte zeitigt trotz alledem und alledem. Er hatte sich in Jugendjahren zu seiner Lust in ländlichen Geschäften geübt. Zu diesen, zu der Gesundheit des Landlebens zurückkehren, hieß für ihn zur Unmittelbarkeit eines naturgemäßen Daseins zurückkehren. Es war für ihn kein Sprung ins Blaue, ins Ungewisse, ins Unbekannte hinein; es war nur eine Rückkehr, die Rückkehr in ein Idyll, welches Raum genug zur Bethätigung seiner Kräfte, zu verständigem Wollen, ersprießlichem Schaffen bot. Wie leicht, wie froh, wie gesund hatte er sich gefühlt, während

er an der Seite des Aivli den Heuet mitmachte! Freilich, das Aivli, ja, das gehörte zum Idyll seiner Zukunft, fest, untrennbar.

Die verfallene Kapelle durchschreitend, hatte er unter solchen Gedanken die Mitternacht herangewacht. Er fühlte sich zuletzt so wunderbar beruhigt und befriedigt, die Spannung seiner Seele war so ganz gelöst, daß er, auf den alten Tisch in der Sakristei sich hinstreckend, den Schlaf nicht zu suchen brauchte. Er kam ihm von selbst entgegen.

Der kühle Morgenhauch weckte ihn. Er öffnete die Augen, meinte aber nur in einen schönen Traum hineinzublicken, nicht in die Wirklichkeit.

Die Thüre der Sakristei stand offen und so sah er das Innere der dachlosen Kapelle vom Morgenroth angeglüht, das draußen im Osten über den Wälderkuppen stand. In den rothen Lichtkreis aber schritt eine weibliche Gestalt herein, so frisch und rosig wie das Morgenroth selber, und die Gestalt glich wunderbar des Goldforellenwirths Töchterlein, oder vielmehr gar nicht wunderbar, inbetracht, daß die Kommende keine andere war als das Aivli in eigener Person.

Voll freudigsten Erstaunens überzeugte sich Ottmar von seinem Wachen und sprang von seinem harten Lager auf.

Aivli war in der Kapelle stehen geblieben, athmete hoch auf und sah sich schüchtern um.

Wie war das Mädchen schön in der kleidsamen Volks-

tracht, um das prächtige Haar ein rothes Tuch gewunden, welches der landesübliche Morgenkopfputz der Schwarzwälderinnen jener Gegend ist.

Das Geräusch, welches Ottmars Aufspringen verursachte, lenkte die Blicke des Mädchens nach der Sakristei und dunklerer Purpur ergoß sich über ihre Züge, als ihr der junge Mann aus der Thüre entgegentrat.

Ottmar errieth mit dem Instinkt der Sympathie das Motiv ihres Kommens.

In der Fülle der Bewegung seines Herzens streckte er ihr beide Hände entgegen, ergriff die ihrigen und sagte:

„Aivli, liebes Kind, Ihr bringt mir eine gute Nachricht, nicht wahr?“

„Ja, Herr Ottmar“, versetzte sie, vor dem Funkeln seines Blickes die Augen mit neuem Erröthen niederschlagend. Und sogleich das Wichtigste treffend, das, was Ottmar doch wohl am meisten interessiren mußte, setzte sie freudig laut hinzu:

„Der Baron lebt und wird nicht sterben!“

„Wie dank' ich Euch, Aivli! Und wie dank' ich meinem Geschick, daß Ihr es seid, welche mir diese gute Nachricht bringt. Wie ist das freundlich und gut von Euch!“

„Oh, saget nichts von dem, Herr Ottmar. Als Euer Freund Wate vor zwei Stunden heimkam, verzählte er mir die Sach' und sagte: ‚Aivli‘, sagt' er, ‚ich bin müd' zum Umfallen und will ins Bett. Aber man muß

dem Ottmar Botschaft senden, daß alles gut gehe und er nicht mehr in dem alten Eulenneste droben zu hocken brauche. Wo ist der alt' Brosi?' fragt' er. ‚Ich möchte sonst keinem vom Gesind' die Botschaft auftragen, die Leut' schwatzen gleich so dummes Zeug, wißt Ihr?' So sagt' er und —"

„Ihr waret also schon auf, Aivli? Es mußte ja lange vor Tagesanbruch sein."

„Ja — ich —" stammelte das Mädchen, die Stirne senkend. „Seht, als der Reitknecht des Barons die Instrumenter des Doktors holte und man bald darauf vernahm, es habe im Schloß ein Unglück gegeben, und dann Ihr nicht heimkamt und der Doktor auch nicht heimkam, da wurde mir halt sölli bang und — und ich konnt' nicht schlafen und ich dacht' — ich weiß selber nicht mehr, was ich all's für Gedanken gehabt —"

„Ihr sorgtet Euch um mich, Aivli?"

„Warum sollt' ich nicht? Und — ja, nun, ich sagte zum Doktor: ‚Wißt Ihr was? Der Brosi ist seit etlichen Tagen nicht so recht wohlauf; man darf ihn nicht schon rausjagen und ich denk', ich will selbst g'schwind ins Bärenschlößli hinauf.'"

„Womit kann ich Euch diese Güte vergelten, Aivli?"

„Oh, redet doch nicht so, Herr Ottmar. Ich konnte mir halt wohl denken, wie's Euch wohlen*) müßt', wenn Ihr erfahren thätet, daß kein Todtschlag Euch auf der

*) Wohlwerden.

Seele liege. Ich mein', ich wär' hundert Stund' weit gangen, um's Euch zu sagen."

Mit Entzücken vernahm Ottmar dieses Geständniß.

„Aivli", sagte er und er mußte sich große Gewalt anthun, um einigermaßen ruhig zu sprechen, „Aivli, hat Euch Wate die Ursache meines Streites mit dem Baron mitgetheilt?"

„Er hat nur so von einem dummen Spaß geredet, der den schrecklichen Handel veranlaßt hätte."

„Wohl, so höre, mein Kind. Ich focht mit dem Freiherrn auf Tod und Leben, weil er der Gräfin Bernwart einen tödtlichen Schimpf zugefügt hatte."

Aivli wurde sehr blaß und ihre Hände zitterten in denen des jungen Mannes. Aber sie sagte nichts.

„Aivli", fuhr er fort, „könntet Ihr glauben, daß meiner Handlungsweise ein unlauteres Motiv zu Grunde gelegen? Daß mein Thun aus einer anderen Quelle entsprungen als aus der Entrüstung über eine Büberei? Daß ich zu der Gräfin in einem Verhältniß stände, welches mich etwa aus Eifersucht hätte gegen den Baron auftreten lassen? Könntet Ihr das glauben?"

„Nein", erwiderte sie leise, „nein, ich glaube es nicht. Ihr seid ja allzeit brav und rechtschaffen gewesen. Nein, ich glaub' es nicht."

„Segen über Euch, Aivli, um dieses Wortes willen. Oh, wie dank ich Euch!"

Er legte die Arme um ihre Schultern und zog die Bebende sanft an seine Brust.

„Aivli", flüsterte er tief und schön bewegt, „Aivli", ich bin dir herzlich gut!"

Sie hob erzitternd ihr glühend Antlitz zu ihm auf und sah ihn an und ein Meer von Liebe strömte ihm aus diesen großen, keuschen, tiefblauen Augen entgegen.

„Oh, du!"

Weiter sagte sie nichts, aber große Thränen stürzten aus ihren Augen und ihr Haupt an seiner Brust bergend schluchzte sie vor Glück und Seligkeit.

Er aber stieß einen hellen Freudenlaut aus, die Welt, das neue Leben, die aufgehende Sonne begrüßend, deren erster Stral den ersten Kuß des glücklichen Paares sah.

Hand in Hand traten die beiden aus der Ruine und schauten trunkenen Auges in die schöne, morgenfrische Welt hinab und hinaus.

Wald und Berg und Thal und Fluß — wie war ihnen das alles jetzt doppelt schön, doppelt vertraut, doppelt heimatlich!

„Ich bleibe bei dir, Aivli, jetzt und immer!" sagte Ottmar. „Ich will ein rechter Schwarzwälder werden."

Sie lehnte sich an ihn; sie wußte, daß er wahr sprach, daß er bei ihr bleiben würde.

„Aber", fuhr er fort, „noch heute muß ich dich verlassen für eine kleine Weile, um in der Hauptstadt mich loszumachen von allen Banden und Verpflichtungen meines bisherigen Lebens. Oh, wie wie werd' ich Heimweh nach dem Forgthal haben und nach dir!"

„Und wenn du gehen mußt, Ottmar“, sagte sie, „so hab' ich dich doch, da in meinem Herzen. Oh, da wohnst du schon lange und wohlbehütet und da sollst du bleiben all mein Leben lang.“

„Ich weiß es, Aivli, ich weiß es. Wir haben und halten einander. Jetzt hab' ich wieder eine Heimat!“ fügte er fast jauchzend hinzu.

Sie konnten noch nicht von der Stelle, die Glücklichen.

Es war so schön, so morgenheilig, in ihnen, außer ihnen, nah' und fern. Ein stilles Säuseln ging durch die Wipfel der Wälder, die Vögel spielten auf, die Thaunebel hoben sich drüben an den Bergen in phantastischen Bildungen empor, dort lag der Bühl so heimelig unter seinen Obstbäumen und drunten rauschte und schimmerte der Fluß im Morgensonnenstral, der auch den Friedhofhügel drüben in Moosbrunn, wo Ottmars Eltern schliefen, freundlich beschien.

„Oh, Ottmar, was ist die Welt schön und wie bin ich glücklich!“

Er küßte still ihre jungfräuliche Stirne und blickte dankbar hinauf zum blauen Himmel und hinab zur grünen Erde und hinüber zu den Gräbern der Eltern. Er sog die Fülle des Glückes eines neuen Lebens, welches sich vor ihm aufgethan, in seine Brust ein, zugleich mit der Morgenschöne seines Heimatlandes. Liebste Erinnerungen der Vergangenheit wurden in ihm wach und die Zukunft umspielte ihm die Stirne wie ein glücklicher Traum. Er

fühlte sich wieder jung, daheim, befähigt, das Leben zu lieben und zu tragen mit all seiner Lust und all seinem Leid. Und wie entzückte ihn des eigenen Glückes Widerschein, welcher ihm von dem Antlitz des schönen und guten Wesens an seiner Seite entgegenleuchtete. Ihm war fromm und gut zu Muthe.

5.

Oh, wecke die Dämonen nicht
Auf Frauenherzens Grund!

Morgenroth — Abendkoth.

Ob wohl der fromme Jeremias an dieses Sprichwort dachte, als er, früh aufgestanden, in sein Studirzimmer trat, um die letzte Hand an ein höchst wirksames Werk zu legen, welches die Centralverwaltung der inneren Mission bei ihm bestellt hatte? Wir glauben es kaum. Längst schon stand der Treffliche mit dem genannten Heilsgeschäft in genauester Verbindung und seine Feder war sehr fruchtbar im Herrn. Praktischen Blickes, war er auf den Einfall gekommen, den Leitern der inneren Mission zu bedenken zu geben, ob es nicht rathsam wäre, die Kinder der Welt mit ihren eigenen Waffen zu bekriegen, das heißt, ob das „Rauhe Haus" nicht gutthäte, zur Förderung seiner erhabenen Zwecke nicht allein in Traktätchen, sondern versuchsweise auch einmal in Romanen zu „machen". Nebenbei hatte er angedeutet, daß er selber das Zeug dazu hätte, einen Innerenmissiönlerroman ech-

testen Stils sofort zu verfertigen. Die Idee war mit großer Befriedigung seitens der Oberen vernommen und gutgeheißen worden. Jeremias hatte die gewünschte Bestellung erhalten und es waren sogleich alle rauhen und linden Brüder- und Schwesternhäuser in deutschen Landen vorsorglich in Kenntniß gesetzt worden, daß sie sich bereit halten möchten, eine volle Salve frommen Beifalls zu geben, wann der Roman erschiene. Das bestaunenswerthe Buch, viel zu gut für unsere Zeit, sollte den beziehungsreichen Titel führen: „Eritis sicut Deus", und heute schrieb der gottselige Verfasser das letzte Kapitel, während ihm das Morgenroth, welches unserem Freund Ottmar sein Glück gebracht hatte, auf den Schreibtisch fiel. Wie bekannt, ist seither dieses Meisterstück von Roman erschienen und hat Tausende von Herzen wunderbarlich erquickt und dem Heile zugewendet.

Im Vorgenuß dieser Wirkung seines Werkes fühlte sich Jeremias sehr gehoben und beseligt. Er war daher auch den ganzen Vormittag ungewöhnlich mild und freundlich, hatte kein rauhes Wort für die arme stille Margareth, ließ es hingehen, daß sein ältestes Töchterlein den 101. Psalm, welchen er ihr gestern zum Auswendiglernen aufgegeben, nur sehr mangelhaft hersagen konnte, übersah es, daß die kleine Cölestina beim Mittagessen einen Teller zerbrach, und begnügte sich, als unmittelbar darauf der Theophil, der wilde Junge, mit seinem Ball eine Fensterscheibe einschmiß, ruhig zu dem Sünder zu sagen: „Die bezahlst du aus deinem Sparhafen."

Den Kindern kam das alles ganz spanisch vor und der Pfarrerin so zu sagen noch viel spanischer.

Inzwischen erfüllte das Morgenroth seine Voraussage. Es gab ein Gewitter, dessen Vorüberziehen Jeremias mit nicht geringer Ungeduld erwartete. Der Regen hatte auch kaum zu strömen aufgehört, als der würdige Herr Hut und Stock ergriff, um, wie er sagte, auf einem Spaziergange seine Predigt für übermorgen im Geiste sich zurechtzulegen.

Sein Thema schien ihm wirklich viel zu schaffen zu machen, denn er ging, den Fußpfad am Flusse nach Forgau hinaufwandelnd, ganz in sich versunken einher und hatte für die Dinge der Außenwelt so wenig Sinn, daß er die Grüße der ihm begegnenden Landleute kaum beachtete, geschweige mit der ihm sonst gewöhnlichen Leutseligkeit erwiderte. Uebrigens mußte es mit der Zurechtlegung der Predigt ziemlich rasch gegangen sein, denn als er die forgauer Brücke überschritt und in die nach Bernwartshall führende Allee einbog, beschäftigten sich seine Gedanken mit ziemlich weltlichen Dingen.

„Seid klug wie die Schlangen!“ sprach er bei sich. „Was das für ein trefflicher Spruch ist! Mit der gehörigen Klugheit erreicht man am Ende alles, und wenn auch die Schlange in Windungen gehen oder kriechen muß, sie kommt doch an ihr Ziel. Wie ist es wohlthuend, von der Warte der Klugheit auf die thörichten Menschen herabsehen zu können, tief herab. — Da ist

nun mein Bruder, der Ottmar. Ein keineswegs so platterdings auf den Kopf gefallener Mensch und doch ging er gestern wie ein rabiater Büffel gegen den Tropf von Baron an. Ich sah es kommen, ja, ich sah es kommen, sowie ich das Gespräch einmal glücklich auf die Gräfin gelenkt hatte. Der Ausgang des Duells war zwar nicht ganz so, wie ich erwartet hatte. Ich hielt, scheint es, den Baron für einen geschickteren Fechter, als er wirklich ist. Aber die Sache macht sich doch. Ich müßte Eva schlecht kennen, wenn jetzt von dem baronlichen Gecken noch bei ihr die Rede sein könnte. Dieses Liebesband hat mein Brief sicherlich zerrissen. Aber auch Ottmars bin ich ledig. Vielleicht verschwindet er auf die gestrige Geschichte hin für immer von hier und jedenfalls wird er, närrisch, wie er ist, keine Lust mehr haben, seine Bewerbung um Eva fortzusetzen. Er wäre ein gefährlicher Nebenbuhler geworden, ich habe es wohl gemerkt. Von dem bärtigen Lümmel, dem Wate, ist nicht viel zu besorgen, und was die beiden Grasaffen von Versemachern betrifft, bah! Das Terrain ist also rein, darum vorwärts mit festem Tritt! Dieses Weib muß mein werden, ja, es muß! Und wäre es nur für einen Tag, nur für eine Stunde, aber mein muß es werden. Sein Besitz soll mich rächen für all die Unrast, die Wuth, die Pein, die es in mein Blut geschleudert. Ich will diese Eva besitzen und demüthigen!"

Während so der fromme Mann der Stimme seiner innersten Mission Raum zur Aeußerung gab, saß die

Gräfin in ihrem Kabinett, welches wir dem Leser früher beschrieben haben.

Die schöne Frau war ungewöhnlich bleich und der wundersame Schmelz ihrer dunkeln Augen war einem fast stechenden Feuer gewichen. Sie schien so eben einen heftigen Seelensturm durchgemacht zu haben und die Schwingen ihres Wesens waren wie geknickt.

In sich zusammengesunken auf der Ottomane sitzend, hatte sie links und rechts einen geöffneten Brief zur Seite liegen. Abwechselnd nahm sie diese Papiere auf, um sich in den Inhalt derselben zu vertiefen. Das eine enthielt nur wenige Zeilen, das andere war eine sehr ausführliche Epistel. Die Briefe kamen von der Hand zweier Brüder: in dem einen benachrichtigte Ottmar die Gräfin kurz, daß ihn die Fortführung des Forgforstprocesses schleunig in die Hauptstadt riefe, in dem andern gab ihr Jeremias in seiner Manier eine detaillirte Schilderung der gestrigen Ereignisse im freiherrlichen Schloß drüben.

Eva hatte lange über diesen Briefen gebrütet. Sie waren auch beide, der eine in seiner Kürze, der andere in seiner Länge, inhaltsreich genug. Es kam der Tochter der Luft aus diesen Papieren ein Wolkendruck des Schicksals entgegen, wie sie nie einen empfunden hatte.

Sie saß regungslos, starr vor sich hinsehend. Zuweilen aber schweifte ihr Blick durch das Fenster nach dem freiherrlichen Wohnsitz hinüber und dann machte sie eine Gebärde unbeschreiblichen Ekels oder auch brach dann

aus ihren Augen ein unheimlich düsteres Leuchten, wie Wetterleuchten aus mitternächtlichem Gewölke.

Es war nicht nordisch-sentimentaler Frauenschmerz, was auf ihr lag, nicht nordisch-resignirtes Weh; es war die mühsam verhaltene Wuth und Glut südlicher Leidenschaft, bereit, verzehrend hervorzubrechen, wie der Blitz aus der Wolke.

Endlich fand, was sie bewegte, eine Bahn zu ihren Lippen.

„So ist er also gegangen, ohne Abschied zu nehmen?" murmelte sie. „Und doch hatte er sein Leben eingesetzt, um das Unerhörte, was mir widerfahren, zu rächen. Erst nachdem er alles gewagt, um meinen Namen nicht ungestraft in den Schmutz eines Trinkgelages treten zu lassen, hat er sich verachtungsvoll von mir gewendet. — Oh, dieser Ottmar — warum mußte dieser Mann mir nicht früher wieder begegnen? Warum erst dann, als es zu spät war? Viel zu spät, für ihn und für mich! Wie wäre alles anders geworden, anders und gut! Und jetzt ist alles vorbei, verschwunden, versunken, alles!"

Die Pein dieses Gedankens jagte die unglückliche Frau vom Sopha auf und trieb sie im Zimmer umher. Sie fühlte das Bedürfniß, freie Luft zu athmen, aber im Begriff, die Terrassenthüre zu öffnen, fiel ihr Blick auf die Flaggenstange und mit Abscheu trat sie zurück.

„Ich muß mir ein anderes Zimmer einrichten", sagte sie; „hier halt' es nicht mehr aus."

Bei dem großen Spiegel vorbeigehend, erblickte sie

in demselben ihre Gestalt und blieb stehen, sie zu betrachten.

Sie beschaute sich mit dem Blick eines Kenners, welcher ein Kunstwerk mustert und eine Weile schwankt zwischen der Begierde, einen Fehler zu entdecken, und der Befriedigung, welche aus dem Anblick des Vollkommenen entspringt.

„Oh“, sagte sie dann, „wie bin ich noch so jung, wie bin ich noch so schön! Und so elend, so grenzenlos elend!“

In Qual sich verzehrend, rang sie stumm die Hände, bis ihr ein neuer Gedanke durch den Kopf fuhr.

Sie raffte ein paar Bücher, wie sie gerade dalagen — armer Don Rodrigo, armer Herr Walter, zufällig waren eure neuesten Goldschnittsdichtungen darunter! — vom Tische auf und machte damit Feuer an im Kamin. Dann schloß sie ihren Sekretär auf, nahm aus verschiedenen Behältern zierlich couvertirte Briefe, verwelkte Blumen, Schleifen, eine Haarlocke, hunderterlei kleine Erinnerungen an heiße Stunden, endlich auch ein Bündel jener unglückseligen Signalflaggen und warf alles zusammen in die lustig emporprasselnde Flamme.

„Da brennt der Tand!“ sagte sie, klatschte in die Hände und schlug eine helle Lache auf.

„Ei“, fragte sie sich, „wie heißt doch gleich der Poet, welcher so hübsch gesagt, daß uns noch das schöne gelle Lachen bleibe, wenn des Glückes Siebensachen uns von tölpischer Schicksalshand zerbrochen vor die Füße geworfen

werden, wenn uns das Herz im Leibe zerrissen und zerstochen wurde? Ja, das schöne gelle Lachen, das bleibt mir und die —"

„Gnädige Frau", meldete die eintretende Kammerjungfer, „der Herr Pfarrer von Moosbrunn ist da und wünscht Ihnen aufzuwarten."

„Der Pfarrer von Moosbrunn?" entgegnete Eva, abermals laut auflachend. „Er ist willkommen. — Doch warte noch. Rufe mir zuvor geschwind den Milimach. Ich habe ihm etwas zu sagen, es wird schnell abgemacht sein. Führe den Pfarrer einstweilen in den Salon."

Sie lachte wieder, und als sich die Thüre hinter dem verwunderten Mädchen geschlossen, zeigten ihre Züge den Ausdruck ausgelassensten Muthwillens. Eine koboldartige Lustigkeit schien sich ihrer bemächtigt zu haben.

Der garstige Schleicher!" sagte sie. „Der kommt mir gerade recht. Ich bin seiner mit Weihrauch geräucherten Huldigungen längst bis zum Uebelwerden überdrüssig und ich will seine fromme Flamme kühlen, daß er das Wiederkommen vergessen soll."

Der gute Jeremias schien in der That von der Unterredung, welche er eine Viertelstunde nachher mit der Gräfin hatte, nicht im geringsten erbaut. Das Gespräch währte ziemlich lange und das Kammermädchen, welches einem unbezweifelhaften Privilegium seines Standes zufolge an der Thüre gelauscht, hörte gegen den Schluß der Unterredung hin den würdigen Mann, welcher sonst stets

so gehalten und maßvoll war, leidenschaftlich laut sprechen und die Gräfin laut in seine Worte hineinlachen.

Als der Pfarrer endlich heraustrat, sah er aufgeregt aus wie ein Kämpfer, aber wie ein geschlagener. Seine Stirne war roth, aber augenscheinlich nicht von der Röthe des Triumphes, und seine Augen blickten nichts weniger als befriedigt und siegesfreudig. Er beeilte sich auch, mit rascheren Schritten, als seiner Würde eben zuträglich war, aus dem „verwunschenen Schloß“ fortzukommen, und hatte schon den äußeren Hof erreicht, als ihm die Kammerjungfer der Gräfin nachgerannt kam.

„Herr Pfarrer“, sagte das Mädchen mit pietätslosem Gekicher, „die gnädige Frau läßt Ihnen sagen, Sie möchten doch nicht vergessen, Ihre schwarzen Beinkeider um die Kniee herum abzuwischen; der Fußteppich vor dem Sopha sei etwas staubig gewesen.“

Jeremias schoß einen höchst unchristlichen Blick auf die feixende Jungfer und schielte dann auf die bezeichneten Stellen seiner Beinkleider hinunter, wo allerdings zwei verdächtige Flecken sichtbar waren.

Aber er hielt es weder der Mühe werth, den Schaden zu repariren, noch wollte er das unverschämte Ding von Zofe einer Antwort würdigen, sondern er warf stolz den Kopf in den Nacken zurück und schritt zum Thore hinaus, mit zum Himmel gerichtetem Blick, als suchte er dort Trost für die Unbill, die er so eben auf der sündigen Erde erfahren.

Es ist jedoch nicht jederzeit rathsam, den Blick vom

Erdboden ab und den Sternen zuzulenken. Diese große Wahrheit sollte eine der Hauptsäulen der inneren Mission sogleich als eine unwiderlegliche erfahren und zwar zu ihrem Schaden. Denn als der würdige Mann mit hochgetragenem Haupt über die Zugbrücke schritt, wich plötzlich eine der Bohlen unter seinen Füßen, und bevor er wußte, wie ihm geschah, war sein unsanftes Hinabplumpen in den Graben eine vollendete Thatsache geworden.

Nun war zwar der Fall bis zum Wasserspiegel ein nicht sehr hoher und das Wasser brach die Gewalt des Sturzes, allein der Graben war tief und da der Schlamm auf seinem Boden keinen festen, sondern im Gegentheil nur einen zurückweichenden Stützpunkt für die Füße Jeremiä abgab, so ging dem würdigen Manne das Wasser nicht nur über die Brust, sondern mitunter auch noch über den Kopf.

Ein nicht sehr frommer Ausruf, was man so gewöhnlich einen Fluch nennt, entfuhr dem Fallenden, als er auf dem Wasser aufschlug und in dasselbe hinunterfuhr. Als er dann sich wieder aufwärts geschnellt und das halbfaule, stinkende Wasser aus dem Munde blies, antwortete von der Thorzinne aus ein schallendes und vielstimmiges Gelächter seinem Gepuhste und Geschnaube. Er hatte keine Lust, hinzusehen; er konnte sich's leicht vorstellen, daß dort die ganze Schloßdienerschaft versammelt sei, um ihr herzliches Gaudium über seinen Unfall zu haben. Daß dieser kein zufälliger, sondern ein absichtlich präparirter sein mußte, war auch unschwer zu errathen.

Jeremiä Situation war eine um so unbehaglichere, als er sich das Lächerliche derselben nicht verbarg. Er wollte um Hilfe rufen, aber sein Stolz empörte sich dagegen. So ruderte und schob er sich denn durch Wasser und Schlamm, dessen Nachgiebigkeit ihm noch mehrmals das abscheuliche Naß über dem Kopf zusammenschlagen machte, dem Ufer zu. Zwischenhinein schoß ihm auch der Gedanke durch den Kopf: „Hatte es diese Teufelin am Ende auf dein Leben abgesehen?“ Zuletzt erreichte er die Grabenböschung, kletterte daran hinauf und trug, droben angelangt und von Schmutz und Wasser triefend, kein Verlangen, das ihm von drüben nachschallende Gelächter länger mitanzuhören, sondern verschwand mit Entrüstung. Indessen war die furchtbare Prüfung noch nicht zu Ende, maßen seine barhäuptige, abenteuerliche Erscheinung in der Goldforelle, wo er unterkroch, weil er doch nicht in diesem Aufzuge Forgau passiren konnte, keine geringe Sensation erregte. Wate, dem die plötzliche Abreise seines Freundes Unbehagen eingeflößt, erheiterte sich an der wundersamen Erscheinung des unglücklichen Mannes und lachte mit dem ganzen Gesicht.

„Wie sehen Sie aus, mein Theuerster!“ sagte er, indem er dem Pfarrer aus seiner Garderobe Kleider zum Wechseln hinbot. „Hat Sie Ihr Eifer denn verleitet, die innere Mission auch unter den Fischen und Kröten auszubreiten?“

Jeremias schluckte seine Gefühle, die, vermuthen wir, nicht so ganz die eines frommen und versöhnlichen Kreuz-

trägers waren, in sich, brummte etwelches Undeutliche von schändlichen Nachstellungen und mörderischen Attentaten vor sich hin und machte sich in den Kleidern des „bärtigen Lümmels“ sofort auf den Heimweg. Morgenroth — Abendkoth!

Wate aber hatte keine Ruhe, bevor er das Abenteuer des Trefflichen bis ins Speciellste erfahren. Dann setzte er sich hin und verfertigte aus diesem tragischen Stoff ein großes Moritḣatlied, welches nach der Melodie „Es hat a mol a Baurama“ geht und jetzt im Schwarzwald häufig gesungen wird.

Die Gräfin suchte an diesem Abend, seit langer Zeit das erstemal wieder, den Grafen auf seinem Zimmer auf und hatte mit ihm bei verschlossener Thüre eine Unterredung, welche bis tief in die Nacht hinein währte.

Nachdem sie ihn verlassen, ging Hippolyt noch lange mit verschränkten Armen tief nachdenklich im dem Gemach auf und ab.

Zuletzt stand er still, richtete seinen auf die Brust gebeugten Kopf in die Höhe und sagte, während der Bleiglanz seiner Augen matt aufleuchtete:

„Endlich! Wie gut ist es, daß ich meine Arbeit so beharrlich förderte! Ich ahnte, ich wußte, daß es eines Tages so kommen müßte. Und sie ist zu mir zurückgekehrt, sie! — Ich glaube, ich liebe dieses Weib noch immer und mehr als je vordem. Nun schmiede ich einen Ring, der sie aufs neue an mich kettet, für ewig. Endlich also!“

Viertes Buch.

Die Katastrophe.

Wenn das Stück mit Mord und Todtschlag endigt, so ist's ein Trauerspiel; wenn dagegen die Liebesleute schließlich einander kriegen, so ist's ein Lustspiel. In welche Kategorie nun das vorliegende Stück gehöre, darüber, meine Herren, sind die Gelehrten noch nicht einig.

Professor Duselmann.

1.

Unerhört romantisches Abenteuer, welches nachtschlafender Weise zwei berühmten Dichtern im Schwarzwalde zugestoßen.

Die Herbstnebel hatten schon angefangen, die Blätter der Linde im Bühl stark zu vergilben, als eines Septembertages die Freunde Ottmar und Wate wieder darunter saßen. Jener war unerwartet vor einigen Stunden von ****stadt her im Forgthal angelangt, und da sowohl der Goldforellenwirth als auch seine Tochter von Hause abwesend waren, hatte sich Wate höchstselbst in die Küche begeben, um mit der alten Köchin ein leidliches Mittagessen für seinen Freund zu vereinbaren, wie er sagte.

Dieses vereinbarte Werk war so wohlgelungen, daß der Gastrosoph den Entschluß faßte, dasselbe mit Ottmar zu theilen, obgleich er sein Imbißessen schon früher zu sich genommen hatte. Er bemerkte jedoch mit Mißvergnügen, daß Ottmar nur einen geringen Appetit entwickelte, ja, daß derselbe ganz zerstreut und mit beleidigender Gleichgiltigkeit von einer pastetenartigen Speise aß,

welche ihm der Philosoph des Magens mit einer gewissen Feierlichkeit vorgelegt hatte.

„Nun, lieber Junge“, fragte der Grimme blinzelnd, „wie schmeckt das?“

„Oh, ganz gut, denk' ich“, versetzte Ottmar. „Aber sag' mir doch —“

„Da hör' mal einer! Er denkt, es schmecke gut, als ob es sich um die gleichgiltigste Sache von der Welt handelte. Wo hast du denn deinen Gaumen? Unglücklicher, weißt du denn nicht, daß du ein Produkt tiefsinnigster Künstlerthätigkeit vor dir auf dem Teller hast?“

„Ah so, bitte um Entschuldigung, lieber Alter. Gewiß eine neue kulinarische Erfindung von dir, nicht wahr? Nun, es wird schon gut sein, aber sag' doch —“

„Was zum Teufel ist das für 'ne Manier, von einem Gegenstand von solcher Bedeutung so zu reden? Hör' nur. Als du fortwarst, wurde es mir langweilig, denn die Arbeit und die Freude an dem gloriosen Lied, womit ich, wie ich dir bereits erzählte, Jeremiä Sturz ins todte Meer verherrlichte, konnte nicht ewig währen. Zum Glück führten mich meine gastrosophischen Forschungen auf einen Gegenstand, der mir das gewaltigste Interesse einflößte und alle Kräfte meiner Seele zur Thätigkeit aufregte. Du weißt vielleicht oder weißt auch vielleicht nicht, daß Friedrich der Große neben andern Tugenden auch die besaß, ein ausgezeichneter Feinschmecker zu sein und einen Koch zu besitzen, welcher würdig war, dem Magen eines großen Mannes zu dienen. Dieser Treffliche überraschte

den König eines Tages mit einem neuen Gericht von eigener Erfindung, genannt la bombe à la Sardanapal, und der Erfolg dieses Meisterstückes entsprach vollkommen der ungeheuren Mühe, welche der geniale Künstler darauf verwendet hatte; der alte Fritz war entzückt, und wenn's auch ein Anachronismus ist, so behaupt' ich trotzdem, daß er zur Stunde, wo er von der Bombe à la Sardanapal gespeist, die Idee zu seinem Edikt gefaßt: ‚In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden.' Gut, aber diese entzückende Bombe machte mir höllisches Kopfzerbrechen, Gott straf' mich! Ich schrieb an Professor Preuß, den berühmten Biographen des großen Königs, ob er mir vielleicht auf die Spur zu dem Recept zu mehrbesagter Bombe helfen könnte; aber wie sich unsere deutschen Gelehrten stets um alle möglichen Nebendinge und nie um die Hauptsache zu kümmern pflegen, so wußte mir auch Preuß keine Auskunft zu geben, die mir bei meinem Vorsatz, die sardanapalische Bombe aufs neue zu konstruiren, irgendwie förderlich gewesen wäre. Ich mußte mich also bei Wiederschaffung des großen Werkes ganz auf meinen eigenen Genius verlassen und er hat mich nicht verlassen. Gestern endlich gelang mir die Konstruktion der Bombe, allerdings, wie ich sagen muß, mit Hilfe des Aivli – "

„Aber wo ist denn das Aivli?" unterbrach Ottmar den behaglich schwatzenden Freund ungeduldig.

„Das Mädchen ist nach Moosbrunn hinunter, um deine erkrankte Schwägerin zu besuchen."

„Warum hast du mir davon nichts gesagt?“

„Bah, was zum Teufel sollte ich dir von solchen Weibergeschichten schwatzen? Die Krankheit der Frau Pfarrerin ist nicht von Bedeutung.“

„Desto besser, Margareth ist eine brave Frau.“

Wohl, wohl, was aber die Bombe angeht —“

„Zum Henker mit deiner Bombe! Sie kommt mir viel zu fett vor.“

„Zu fett? Du bist, glaub' ich, nicht recht bei Trost. Zu fett? So kann nur ein ganz oberflächlicher Naturalist sprechen.“

„Nimm es nicht krumm! Ich bin wahrscheinlich heute nur nicht in der rechten Disposition, deiner gastrosophischen Praxis die verdiente Anerkennung zu zollen. Aber — 's Aivli ist doch wohlauf?“

„Was soll nun das wieder? Was sollte dem Mädchen fehlen? 's ist ja die Gesundheit selbst. Bevor du fortgingst, glaubte ich manchmal, es sei in dem Organismus des Kindes irgend 'ne Schraube losgeworden, denn es war gar nicht mehr so heiter wie in früherer Zeit. Du erinnerst dich, daß mir mal ein närrischer Verdacht durchs Hirn geschossen war, so etwas von Liebe, und daß sich das Kind in einen gewissen ritterlichen Juristen vergafft hätte. Aber damit ist's nichts. Das Aivli ist wieder so munter wie früher und doch ist etwas an und in dem Kind, woraus ich nicht recht klug werden kann. Dem Goldforellenwirth ist's auch so gegangen. ‚Doktor‘, sagt' er er neulich zu mir, ‚seht doch mal das Meidli an.

Ist's nicht, als wär's seit kurzem noch größer und schöner worden? 's dunkt mich manchmal sölli, das Kind gehe nur so in der Luft, und doch besorgt es die ganze Wirthschaft noch besser und handlicher als vorher.' Der Alte hatte recht, Gott straf' mich! 's ist 'ne wahre Freude, dem Mädchen bei seinem Schaffen und Werchen*) zuzusehen. Es hat so 'ne verdammt nette Art, alles anzugreifen und — item, 's Aivli ist ein herzig Kind, wie weltbekannt."

Ottmar lächelte still vor sich hin.

„Beim Zeus", sagte er dann, „ich erleb' es doch noch, alter Junge, daß du als Freier der Goldforelle des Goldforellenwirths auftrittst."

„Hm", schmunzelte der Grimme, „ich sag' dir, 's ist noch nicht aller Tage Abend. Wär' ich nur noch so ein Springinsfeld wie du. Ich wollte dir als Aequivalent gern die Weisheit schenken, welche aus meinem Schwabenalter enspringt."

„Aber deine gastrosophische Mission? Bedenke doch, welterlösender Philosoph des Magens, deine erhabene Sendung!"

„Oh, lieber Junge, das ließe sich machen. Seit ich namentlich bei der Konstruktion der sardanapalischen Bombe wahrgenommen, mit welchem tiefen Verständniß, mit welcher Leichtigkeit und Grazie das Aivli die schwierigsten Ideen des Kulinarismus auszuführen versteht, habe ich

*) Arbeiten.

angefangen, mir nach der Richtung hin, wo mein Cölibat liegt, eigene Gedanken zu bilden."

„Nun, so bilde denn daran weiter. Jetzt aber wollen wir, wenn dir's beliebt, von Anderem sprechen. Sag' mal, wie hat denn Jeremias der Fromme sein Malheur genommen?"

„Wie ein gescheider Mensch so was nimmt, schweigend. Was wollte er auch machen? Uebrigens habe ich ihn seither nur noch von ferne gesehen. Das schmutzige Bad in dem Schloßgraben scheint ihn menschenscheu gemacht zu haben. Er hat sich im Schlosse nicht wieder sehen lassen, hält aber, wie ich höre, alle Sonntage eine so furchtbare Straf-, Buß- und Drohpredigt, daß die moosbrunner Bauern vor Angst demnächst an den Kirchenwänden hinauflaufen werden. Im übrigen soll er melancholisch sein und mitunter geradezu rabbelig werden. Die forgauer Burschen sind neulich mal nachts hinabgegangen und haben dem frommen Herrn mein berühmtes Morithatlied als Serenade vor den Fenstern gesungen; da hat er, Gott straf' mich! aus seiner Studirstube eine Flinte auf die Sänger losgebrannt. Zum Glück wurde niemand getroffen."

„Da wird die arme Margareth wieder was auszustehen haben. — Aber sag', der Freiherr ist also vollständig wiederhergestellt?"

„Schon lange. Ich hab' dirs ja geschrieben. — Beiläufig gesagt, könntest du bei dieser Gelegenheit etwelchen Respekt vor dem alten Wate entwickeln. Der

Junker hatte doch einen recht anständigen Lungenfuchser abbekommen, aber ich hab' ihm das Ding ganz leidlich zurechtgeflickt, Gott straf' mich! Er ist auch dankbar, der Junge, das muß ich sagen, und überhaupt ist ihm die Lektion in der Diskretion, welche du ihm gegeben, ganz vortrefflich bekommen. Er ist seither ein gut Theil weniger junkerlich in allem und jedem und kann, schätz' ich, ein recht passabler Mensch werden, wenn's so fortgeht."

„Und er geht also, wie du mir geschrieben, wieder in Bernwartshall aus und ein?"

„Ja freilich, als wäre gar nichts Außergewöhnliches vorgefallen. Ich kann aus der Sache nicht klug werden und kommt sie mir ganz spanisch vor."

„Bah, das ist leicht zu erklären. Die Frau Gräfin wird von dem Verrath des Barons keine Ahnung haben. Wer hätte auch ihr die garstige Geschichte mittheilen sollen?"

„Hm, ich weiß nicht, ich weiß nicht. Aus einzelnen Symptomen glaube ich schließen zu müssen, daß die Tochter der Luft von allem, was an jenem dummen Nachmittag in dem freiherrlichen Schloß vorgefallen, des genauesten unterrichtet sei, und doch ist ihr Benehmen gegen den Baron so, daß es wieder alle meine Schlüsse über den Haufen wirft. Ich will verdammt sein, wenn ich glaube, daß ein Weib einen Schimpf wie jenen je zu verzeihen vermöchte. Nein, die Gräfin muß nichts davon wissen. Es kann nicht anders sein."

„Da spielen auch wohl die Liebessignale wieder?"

„Nein, das nicht. Ich war auch neugierig, zu erfahren, ob die Flaggen-Korrespondenz wieder in Gang gekommen sei. Man wird auf dem Lande so verdammt wunderfitzig. Aber ich konnte nie mehr, weder hüben noch drüben, eins der bunten Dinger zu Gesichte kriegen. Das Telegraphiren scheint entschieden aufgegeben zu sein, was mich namentlich von seiten des Freiherrn wundert, denn er laborirt bedeutend an der Langweile, besonders seit die Bimbambummler fort sind."

„Wie, die beiden Berühmtheiten sind fort?"

„Ueber alle Berge, ausgerissen gleichsam, wie Herr Tauberich sagen würde, verschwunden, verdunstet, verduftet, ach, und wie!"

Und der Grimme barst in ein schmetterndes Gelächter aus.

„Haben etwa die berühmten Gäste des Freiherrn zuletzt ebenfalls mit ihrem Wirth Händel bekommen?" fragte Ottmar.

„Oh bewahre", versetzte Wate, „wo denkst du hin! Die Bimbambummler sind infolge des merkwürdigsten Abenteuers ausgerissen, welches je einem Poeten in dem alten Schwarzwalde zustieß. Ich schrieb dir nichts davon und sagte dir auch heute nichts darüber, weil ich dir die Freude gönnen wollte, die prächtige Schnurre von der Gräfin erzählen zu hören."

„Je nun, eine gute Geschichte kann man auch zweimal hören. Ueberdies habe ich nicht im Sinne, noch viel mit der Gräfin zu verkehren."

„Aha, deine tugendhafte Entrüstung ist nach der Seite hin noch nicht abgekühlt? Du bist doch ein verteufelter Rigorist, du, Gott straf' mich!“

„Bah, laß das und erzähle mir lieber deine Geschichte. Ich sehe ja wohl, deinem Bart zum Trotz, daß sie dir schon bis an den Kehlkopf heraufgestiegen ist und dich ersticken würde, wenn sie nicht herausdürfte.“

„Jetzt sollt' ich aber halt nur, dir zum Possen, die Geschichte gar nicht erzählen.“

„Warum nicht gar! Ich bin ebenso begierig, sie zu vernehmen, wie du, sie an den Mann zu bringen.“

„Nun wohl. — Reiche mir die Flasche herüber und das Feuerzeug — die Cigarren, die du mitgebracht hast, sind nicht bitter. Du wirst mir die Adresse mittheilen. — So, jetzt merk' auf, mein Junge.“

Er hatte sich behaglichst zurechtgesetzt, den Rücken an den Lindenstamm gelehnt, die Beine auf einen Stuhl gelegt, die Requisiten des Trinkens und Rauchens auf dem Tische bequem zur Hand, und so hob er an:

„Unsere Forg ist, wie du weißt, ein Wasser, das in seinem ungestümen Lauf schon manchen obstinaten Felsen, der sich ihr breit in den Weg gelagert, im Laufe der Zeit unterhöhlt und weggespült hat. Ist das, schätz' ich, das Privatvergnügen unserer Forg, und muß jedermann sein Privatvergnügen haben. Gibt es aber doch noch eigensinnige Steinklumpen genug, an denen die Forg bis dato ihre Zähne so zu sagen ganz umsonst versucht hat, und so ist denn auch das Vorhandensein von zwei kleinen,

kahlen Felseninseln mitten im Flusse, da, wo er zwischen dem freiherrlichen Park und Bernwartshall ziemlich glatt und ruhig strömt, eine Thatsache, an der sich nicht wohl zweifeln läßt. Ist es nicht?"

„Freilich. Aber was soll denn das? Ich glaube, du willst so weitschweifig worden wie ein Poet, der einen achtbändigen Roman unter der Feder hat."

„Gemach, gemach, werther Kritiker. Daß ich das Vorhandensein jener zwei Felseninseln konstatirte, war unumgänglich nothwendig, denn ich bin ein methodischer Erzähler, ich. Also die Felsen sind hergestellt und das Verhängniß, welches alles von Uranfang vorherbestimmte, hat in seinem Humor gewollt, daß diese Inselchen vom Volke die Namen des Hundes und der Katze erhielten. Hast du dir die Dinger einmal genauer angesehen, so wirst du zugeben, daß diese Namen nicht unpassend gewählt sind. Das eine Inselchen sieht wirklich so ungefähr wie ein auf dem Bauche liegender Hund aus, der mit emporgerecktem Kopf und vor sich hin gestreckten Tatzen sich zum Sprunge bereit macht; das andere aber wie eine Katze, die mit heldenhaft in die Höhe gebogenem Buckel den Angriff des Hundes erwartet. — So, jetzt wäre der Schauplatz hergerichtet und ich könnte die Handelnden sofort auftreten lassen, müßte ich nicht vorher das Schauspiel, welches mit Fug und Recht ein Trauerschauerspiel, ein Nachtstück comme il faut genannt werden kann, mit einer Exposition, mit einem Prologus so zu sagen, einleiten.

Du erinnerst dich vielleicht, daß dein scharfäugiger Bruder an jenem Tage, wo du den Ritter ohne Furcht und Tadel zu spielen dich bemüssigt fandest, den großen Walter von dem Schmelz damit hänselte, daß er zur Sprache brachte, welchen poetischen Eindruck die Donna Estrella, die exotische Blume aus Atlantis, auf denselbigen Herrn Walter sowie auf dessen Kollegen in Apollo gemacht hätte. Es scheint nun, die besagte Blume sei dieses Eindrucks wohl bewußt gewesen. Es scheint ferner, die Gräfin habe auch davon gewußt und habe die Blume angeleitet, ihre Farbenpracht und ihren Duft den Bimbambummlern noch auffälliger in die Augen und Geruchsnerven stechen zu machen. Es scheint weiterhin, die Gräfin sei der süßen Huldigungen der zwei berühmten Männer herzlich überdrüssig gewesen und habe sich dieselben mit guter Manier vom Halse schaffen wollen. Es scheint endlich, die beiden Bimbambummler seien in ihren erotischen Gefühlen doch nicht so ganz spiritualistisch und christlich-germanisch gewesen, wie ihre Bimbambummeleien lauten, denn ich muß mit Bedauern sagen, daß ich bemerkte, wie die beiden der exotischen Blume um die Wette nachstrichen, natürlich nur in der Absicht, Anregungen und Motive zu den grandiosen Dichtungen zu erhalten, womit sie die Tochter Milimachs verewigen wollten.

Da sich nun, vermuth' ich, derartige Anregungen aus einem Tête-à-tête besser und gründlicher ergeben als sonst, so hatten die Bimbambummler die Donna

Estrella schon lange um ein Stelldichein angegangen. Natürlich jeder privatim, denn es scheint eine Eigenthümlichkeit der Poeten, daß sie, und wären auch zwei die dicksten Freunde, einander nicht gern in die Specialitäten ihrer dichterischen Pläne einweihen. Unklar ist mir dabei freilich, wie es kam, daß unsere zwei berühmten Freunde, welche doch ihre Schöpfungen durchweg auf Backfische und halbreife Jungen berechnen, so darauf versessen waren, von der braunen Seunora, die doch keineswegs mehr ein Backfisch ist, sich anregen zu lassen. Aber so ein Dichtergemüth ist ein wunderlich Ding.

Genug, dem heißen Sehnen der Bimbambummler winkte endlich die Erfüllung. Die exotische Blume gewährte jedem von ihnen ein Stelldichein und noch dazu ein nächtliches. Aber exotische Blumen haben bizarre Launen. Das erbetene und gewährte Rendezvous sollte in der Nacht — das konnte man sich schon gefallen lassen — und mitten im Fluß auf den beschriebenen Inselchen stattfinden; das war allerdings etwas unbequem, aber die Romantik des Abenteuers half den glücklichen Poeten über jede Bedenklichkeit hinweg. Don Rodrigo ward auf den Hund, Herr Walter auf die Katze bestellt. An Kähnen war kein Mangel und die beiden Herren hatten während ihres Aufenthaltes im Forgthal einen Nachen erträglich führen gelernt. Daß Estrella ihrerseits dieser Kunst mächtig war, davon hatten ihre Anbeter sattsame Proben gesehen. So war denn alles vorbereitet und die beiden großen Männer trugen, jeder für sich, versteht sich, das

Vorgefühl erotischen Glückes schweigend in hochschwellender Brust mit sich herum.

Endlich kam die ersehnte Nacht, eine dunkle Nacht, denn eine solche hatte das zarte Schamgefühl der Donna sich ausgebeten. Die Bimbambummler zogen sich unter plausiblen Vorwänden früher als gewöhnlich von dem Abendtisch auf ihre Zimmer zurück und schlichen sich dann einer nach dem andern aus dem Schlosse. Drüben in Bernwartshall brannte am Fenster des westlichen Thurmes richtig das Licht, welches Estrella anzustecken verheißen hatte, als Zeichen, daß sie kommen würde. Die Poeten hatten sich die Lage der beglückenden Felsen genau gemerkt und so verursachte es ihnen keine großen Schwierigkeiten, glücklich auf den Hund und die Katze zu kommen. Leider ist es aber nicht mit historischer Sicherheit zu ermitteln gewesen, welcher von ihnen zuerst seinen Kahn an dem ihm bezeichneten Felsen befestigte. Die Schilderung dessen, was bis zum Tagesanbruch auf dem Hund und der Katze vorging, beruht nur auf einer Kombination, wie eben die Umstände sie an die Hand geben.

Der Poet auf dem Hund oder aber der Poet auf der Katze hörte, kurz nachdem er sich auf seinem Felsen installirt hatte, ein Geräusch wie von Ruderschlägen und natürlich vermuthete er, die erotische Blume schwimme in ihrem Boote heran. Es war aber nur der Nebenbuhler, welcher keine Ahnung davon hatte, daß sein Kollege in Apollo ein paar Klafterlängen von ihm entfernt

dem nämlichen Glück entgegenharrte, dessen er selbst gewärtig war. Auch der zuletzt Gelandete konnte sich nach einer Weile einer süßen Täuschung hingeben, denn es verlautete wieder so was wie Ruderschläge und an der Katze sowohl als an dem Hund rieb sich so was wie ein an- oder abtreibender Kahn. Keiner der beiden konnte es jedoch wagen, diesem Geräusche näher nachzuforschen, denn die Felsen sind schmal und gewähren nicht eben viel Raum zu Bewegungen.

Die Nacht war, wie gesagt, von Anfang an dunkel gewesen und wurde jetzt noch dunkler, schwarz wie das Heidenthum, würde Herr Walter sagen. Der Himmel sah aus, als hätte er nie etwas von Sternen gewußt, der Fluß rauschte eintönig und es erhob sich ein schwüler Wind. Aber noch immer leuchtete das Licht im Thurme drüben verheißungsvoll, ein Pharus der Poesie und Liebe. Die beiden warteten geduldig, was hätten sie Besseres thun können? Aber ich vermuthe, daß stundenlanges Warten zuletzt auch einem Bimbambummler langweilig werden muß, und ohne Zweifel wurde es ihnen wirklich langweilig. Indessen hielten beide noch immer die Blicke hoffnungsvoll auf das mehrbesagte Licht gerichtet, bis dieses den abscheulichen Einfall hatte, plötzlich zu verlöschen.

Das brachte auch die Hoffnungen der Bimbambummler so ziemlich dem Verlöschen nahe und der zu einem Sturm anschwellende Wind war keineswegs geeignet, das Feuer in ihrer Brust wieder anzublasen. Sie begannen

zu ahnen, daß die exotische Blume sie schmählich gefoppt habe, und krappelten sich zu ihren Booten hin, um den Rückzug anzutreten. Aber, o Spiegelfechterei der Hölle! die unglückseligen Boote waren fort, verschwunden, ein- für allemal unsichtbar oder vielmehr ungreifbar geworden. Was nun thun? Ins Wasser gehen und versuchen, an ein beliebiges Ufer zu waten oder zu schwimmen? Aber die verzweifelte Jorg ist gerade dort herum sehr tief, das wußten der auf dem Hund und der auf der Katze und schwimmen konnte weder dieser noch jener.

Da hieß es denn: ‚Geduld, Geduld, du seligste der Tugenden!' wie der Phanteist Schefer sagt, welchen gewiß keins der beiden poetischen Kirchenlichter citiren mochte. Aber das Warten auf den Felsen hatte auch seine Unzukömmlichkeiten. Nämlich der Himmel war boshaft genug, einen Platzregen herabzugießen, und der Sturm heulte dazu mit solcher Macht, daß die Bimbambummler sicherlich sich auf die Felsen niederkauern und mit den Händen am Gestein festhalten mußten, um nicht ins Wasser geschleudert zu werden. Es war eine niederträchtige Situation, Gott straf' mich!

Das Peinlichste war aber doch wohl für sie das endliche Heraufdämmern des Tages und doch auch wieder etwas Tröstliches, denn als der auf der Katze den auf dem Hund und der auf dem Hund den auf der Katze erblickte — was die bei dieser Gelegenheit für Gesichter geschnitten haben mögen! — so hatte nach überwundenem gegenseitigem Erstaunen wenigstens jeder die Befriedigung, zu

sehen, daß er nicht allein der Geäffte war, nicht allein auf der Schwelle eines tüchtigen rheumatischen Fiebers stand. Das mußte aber für beide ein horribler Augenblick sein, als jetzt die Gräfin auf den Balkon ihres Schlafzimmers heraustrat und den Bimbambummlern einen lachenden Morgengruß herüberwarf. In diesem Moment ging, vermuth' ich, der ganze Vorrath ihrer Dichtergemüther an romantischen Gefühlen bachab. Nachdem sich jedoch die Gräfin die modernen Säulenheiligen genugsam betrachtet — die exotische Blume streckte zu gleicher Zeit den Kopf aus dem Thurmfenster und lachte wie eine Teufelin — war sie barmherzig genug, den Milimach mit einem Boote zu senden, welcher die Unglücklichen erlöste und heimführte. Sie legten sich sogleich zu Bett, ich kurirte sie von ihrem Fieber, und als sie es überstanden hatten, sagten sie dem Schwarzwald schleunigst Valet. Ich bin, Gott straf' mich! höllisch begierig, zu erfahren, welche poetische Motive sie aus der Romantik dieser Nacht sich abstrahirt haben. Was übrigens den Spuk mit den Booten betrifft, so erklärt sich der — aber was hast du denn?"

Ottmar war aufgestanden und rannte der Haustreppe zu.

Was er hatte?

Er hatte das Aivli den Fußpfad heraufkommen sehen, welcher durch den Baumgarten nach der Hinterthüre der Goldforelle führt.

Eben war er oben an der Treppe angekommen, als das Mädchen in die Vorhalle heraustrat.

Ein zwiefacher Schrei der Freude — und beide verschwanden hinter dem Rebenspalier.

Wate schaute hoch auf, erhob sich, stieg leise die Treppe hinan und warf einen spähenden Blick hinter das Spalier.

Dort wand sich das Aivli hocherröthend aus den Armen des Geliebten.

Ungeheuer verblüfft, verblüfft wie noch nie in seinem Leben, prallte der Grimme zurück und wäre fast die Treppe hinabgefallen. Dann brach er in ein unbändiges Gelächter aus, schlug sich vor die Stirne und schrie:

„Oh, ich Koloß, ich Pyramide von Kameel!"

2.

Ein Stück Bauernadel.

„Aivli, morgen red' ich mit dem Vater", hatte Ottmar der Geliebten zugeflüstert, als er ihr gute Nacht geboten. Dann war er in die Stube Wate's gegangen, denn er fühlte die Verpflichtung, dem wackeren Freund die nöthigen Erklärungen zu geben.

Der Gastrosoph hatte seine Küche, wie er sein Zimmer nannte, so komfortabel eingerichtet, als müßte sie für immer seine Wohnung bleiben. Da waren Bücher und physikalische und chemische Instrumente genug, um sich die Langeweile vom Halse zn halten, und in einer Ecke hatte sich der Grimme eine Art Herd von eigener Konstruktion erbauen lassen, auf welchem er seine kulinarischen Experimente machte. Jetzt saß er in hemdärmeliger Bequemlichkeit in einem altväterischen Großvaterstuhl mit Lederpolsterung, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Folianten, welcher neben ihm auf dem Tisch aufgeschlagen lag, und schlürfte zwischenhinein einen Zug Rauch aus der Bernsteinspitze seiner Türkenpfeife.

„Ich komme, lieber Alter, dich um Verzeihung zu bitten", sagte Ottmar.

„Um Verzeihung?" versetzte der im Bart. „Setz' dich doch und stecke dir eine Pfeife an. Pfeifen sind abends der Gesundheit zuträglicher als Cigarren, mußt du wissen. — Es ist aber, Gott straf' mich! coulant von dir, daß du als ein Fuchs, der du bist, mir, dem sehr bemoosten Haupt, Abbitte zu thun kommst. Wahrscheinlich bist du hinterher zu der Erkenntniß gekommen, daß meine sardanapalische Bombe keineswegs zu fett sei."

„Beim Zeus", entgegnete Ottmar lachend, „ich glaube, diese verteufelte Bombe hat dich gegen alles Andere bombenfest gemacht."

„Die Sache liegt mir am Herzen, ja. Jeder hat so sein Steckenpferd, das meinige ist nun dermalen diese gloriose Bombe, auf welcher ich in eine dankbare Nachwelt hineinreiten will. Ich habe da im Athenäus geblättert, und wenn mich nicht alles täuscht, müssen schon die Griechen eine Ahnung von jenem Kochkunstwerk gehabt haben. Warum auch sollten sie nicht? Waren sie doch von allen den Milliarden von Menschen, die schon mit dumpfer Seele oder hungrigem Magen am sausenden Webstuhl der Zeit geschafft haben, die einzigen, die einigermaßen zu leben verstanden."

„Wohl, wohl, aber ich möchte jetzt von etwas Anderem als von Gastrosophie sprechen. Weißt du, es hat sich ja außer deiner Bombe heute noch etwas ereignet."

„Ah so, du meinst vielleicht das lebende Bild: Faust

und Gretchen, welches ich hinter dem Rebenspalier zu Gesicht kriegte?“

„Ja.“

„Lieber Junge, die Liebe ist eine Privatsache, siehst du, und der alte Wate ist nicht gewohnt, sich in die Privatsachen anderer Leute einzudrängen.“

„Sprich nicht so, Alterle. Wie sollte dich nicht berühren, was mich so tief bewegt?“

„So, meinst du?“ entgegnete der Gastrosoph brummig und jetzt wirlich ein Stück grimmen Wate's herauskehrend. „Hast du dich schnöder Weise hinter meinem Rücken verliebt und zwar, ich traue dir's zu, allen Ernstes, so magst du auch zusehen, wie du mit der Geschichte fertig wirst. Ich will nichts damit zu thun haben, gar nichts — Gott straf' mich!“

„Beim Zeus, du kommst mir vor wie der alte Brosi, auf und eben.“

Und ohne dem Freunde zu weiterem Brummen Zeit zu lassen, erzählte Ottmar, wie sich der alte Knecht aufgeführt, als derselbe erfahren, sein Meister hätte dem Grafen Geld geliehen, ohne ihm etwas davon zu sagen.

Dadurch wurde der im Bart wieder in bessere Laune versetzt und nun theilte ihm Ottmar ausführlich mit, wie zwischen dem Aivli und ihm alles so gekommen.

Der Freund hörte ihm mit steigender Theilnahme zu, kraute sich wohlgefällig im Bart und sagte am Schluß der Beichte:

„Ich glaub', es wird am gescheidesten sein, ich absol-

vire dich. Jetzt weiß ich doch, warum das Aivli gleichsam in der Luft ging und nach deiner Abreise wieder so burrlemunter ward. Da sage doch noch einer, ein Weiberherz sei zu ergründen. Ja, Profit die Mahlzeit! Das Dundersmeidli! Während sie im Herzen über ihr Verhältniß zu dir frohlockte, lebte ich des Glaubens, so ein Verhältniß sei gar nicht vorhanden, keine Spur. Ich war ein rechter Blechschädel, Gott straf' mich! — Und du willst schwarzwälder Landmann werden? Nun, lieber Junge, darüber denk ich so: Wärest du vor einigen Jahren, als wir noch mitsammen auf den hohen Wogen einer aufgeregten Zeit schwammen, auf diesen Gedanken gekommen, so hätt' ich denselben als eine rabiate Grille betrachtet und behandelt. Heute aber weiß ich mich mit der Sache abzufinden. Du weißt, wir haben den Stimmungen unserer Zeit redlich unseren Tribut entrichtet. Wir haben die blanke blöde Jugenddeselei durchgemacht, deren verschiedene Auszweigungen in dem Begriff Romantik sich zusammenfassen; dann haben wir patriotisch und humanistisch geschwärmt und um dieser Schwärmerei willen auch Etzliches gelitten. Laß mich aussprechen, ich weiß schon, was du sagen willst, nämlich, daß du auch jetzt noch Begeisterung für Vaterland und Menschheit keineswegs als Schwärmerei betrachtest. Gut und wohl, ich wäre, glaub' ich, thöricht genug, mich über dich zu ärgern, wenn du ein blasirter, fischblütiger Halunke von Philister geworden wärest oder je werden könntest. Das wäre also zwischen uns abgemacht und du brauchst dich nicht zu ereifern.

Aber die Zeit hat sich so angethan, daß mit faustischem Sturm und Drang dermalen nichts erstrebt, nichts erreicht werden kann, und zu byron'schem Ueberdruß herabzusinken, dazu sind wir beide ein paar viel zu gesunde, viel zu bürgerliche Kerle. Die Gegenwart arbeitet doch an einer Häutung für die Zukunft, trotz alledem. Aber das Getriebe der Entwickelung hat sich mehr von der Oberfläche zurückgezogen und arbeitet stiller. Da muß es denn jedem erlaubt sein, sich vom Markte des Lebens in eine stille Häuslichkeit zurückzuziehen und da sich anzubauen, wo der Boden ihm Früchte seines Fleißes verspricht. ‚Wenn die Rose selbst sich schmückt, schmückt sie auch den Garten', sagt ein Mann, der nicht nur gute Verse, sondern auch gute Gedanken producirte. Wo ein Mann an seinem Platze ist und tüchtig sein Geschäft schafft, da ist er auch mitten in der Welt und wirkt für sie. Ich meinestheils habe mir nun allerdings ein leichtes und angenehmes Geschäft gewählt, du willst das Schwerere über dich nehmen und du thust recht, denn du bist jünger, anstelliger, arbeitslustiger als ich und hast den schönsten Segen dazu bei der Hand, das Aivli. Wenn ich dran denke, wie du dich im Heuet zu schicken und zu rühren wußtest und wie fröhlich du dabei gewesen bist, so kann ich deiner landmännischen Tendenz nur ein gutes Prognostikon stellen. Summa Summarum: ich gratulire dir von Herzen, und wenn mir die Gastrosophie nicht so viel zu denken und zu thun gäbe, item, wenn ich nicht dein alter Wate wäre, würde ich dich um das dundersnette Kind alles Ernstes

beneiden. So aber — gratulor tibi intimo ex animo, hoffe jedoch, du werdest ob deinem Aivoli deinen Alten im Bart nicht ganz vergessen."

„Nie und nimmer, Wate!"

„Wohl, so ist alles gut, denn ich hoffe, du hast dein Herz ernsthaft geprüft. Ich bin nur ein alter Knabe und werde als Hagestolz in die Grube fahren, aber von einer rechten Ehe hatte ich immer eine hohe Meinung. Wo hab' ich nur gleich ein treffend Wort darüber gelesen? Das Wort, die Ehe sei alles oder nichts, die Liebe und Vertraulichkeit lasse sich nicht theilen; habe sie einen Riß erhalten, wie klein er auch sein möge, so sei es damit, wie wenn man eine Nadel in ein Luftkissen bohrt: durch die kaum sichtbare Oeffnung entweicht alles, nur die Bürde bleibt zurück und auf Nimmerwiederkehren hat man verloren, was dieselbe leicht und süß macht. Das merke dir! — Doch ich falle ja, Gott straf' mich! ganz aus meinem Charakter und werde salbungsvoll wie der Jeremias."

„Du fällst nie aus deinem Charakter, Wate", sagte Ottmar, dem Freunde die Hand reichend, „denn, wie seltsam du dich manchmal auch stellen magst, immer bleibst du der gutmüthigste Mensch und der beste Freund unter der Sonne."

Mit etwas weniger leichtem Herzen, als womit er dem Freunde sich eröffnet hatte, ging Ottmar folgenden Tages zu der Unterredung mit Meister Baldung, denn er wußte, der Goldforellenwirth war ein Charakter,

tüchtig, brav, gesund wie eine Eiche, aber in vielen Dingen auch zäh und knorrig wie eine Eiche, ein Mann, welcher unbeschadet seiner Herzensgüte und unbeschadet der innigen Liebe zu seinem einzigen Kinde streng auf sein väterliches Ansehen hielt, welches er vielleicht dadurch, daß Ottmar ohne sein Vorwissen mit seiner Tochter sich verständigt hatte, beeinträchtigt glauben konnte.

Unser Freund suchte den alten Herrn — denn einen solchen durfte man Baldung wohl nennen, obgleich er nur ein Bauer war — im Laufe des Vormittags in dem Hinterstübchen auf, wo der Goldforellenwirth seine Schreibereien, privatliche und amtliche — er war nämlich Bürgermeister der Gemeinde Forgau — abzumachen pflegte. Unser Freund hatte seinen Wirth, welcher gestern spät von einem Ausflug in Sachen seines Holzhandels zurückgekommen, seit seiner Wiederkunft aus der Hauptstadt noch nicht gesehen und war daher nicht wenig befremdet ob des abgemessenen, um nicht zu sagen kühlen Empfangs, welcher ihm zutheil wurde.

„Gut, daß Ihr kommt, Herr Ottmar", sagte Baldung nach ausgetauschten Begrüßungen. „Ich hatte numme grad' im Sinn, Euch aufzusuchen."

„Ihr waret wohl begierig, Herr Baldung, zu erfahren, wie die gräfliche Proceßsache abgelaufen ist?"

„Das nicht gerade. Indessen — habt Ihr gute Verrichtung gehabt?"

„Die allerbeste. Der Proceß ist gewonnen, mit Glanz gewonnen und, was noch besser, unwiderruflich:

das Obertribunal hat gesprochen. Wenn der Forgforst wirklich so viel werth ist, wie Ihr mir eines Tages sagtet, so ist der Graf heute wieder ein reicher Mann."

„Weiß er schon von dem glücklichen Ausgang der Sache?"

„Nein. Ich reiste auf der Stelle aus der Stadt ab, nachdem ich die betreffenden Ausfertigungen in Händen hatte."

„Das ist ja recht schön. Ich wünsch' Euch Glück zu diesem Erfolg, Herr Doktor, mir selber aber auch, denn ich habe nun Aussicht, wieder zu meinem Gelde zu kommen, und will ohne Zeitverlust die nöthigen Schritte thun. — Aber warum geht Ihr nicht ins Schloß?"

„Ich bin auf dem Wege dorthin, allein ein für mich unendlich viel wichtigeres Anliegen ließ mich vorher noch an Eure Thüre klopfen. — Herr Baldung, ich bitte Euch um geneigtes Gehör, und da ich Umschweife nicht gewohnt bin, so muß ich gerade mit der Sache herausplatzen: ich bin gekommen, bei Euch um die Hand Eurer Tochter anzuhalten."

Baldung war an dem massiven Tisch, an welchem er beim Eintritt des Freiwerbers geschrieben hatte, sitzen geblieben. Jetzt kehrte er sich auf seinem Stuhl um, fixirte unter seinen buschigen Brauen hervor mit einem scharfen Blick unseren Freund und fragte fast barsch:

„Ihr wollt mein Aivli heiraten?"

„Ja, Herr Baldung. Ich glaube sagen zu dürfen, daß an meiner Vergangenheit und an meinem Charakter

nichts haftete, was einem Vater gerechte Bedenken und Besorgnisse einflößen könnte."

„Das ist wahr. Ihr wißt, ich hab' Euch stets für einen Ehrenmann gehalten und hab' Euch drum, schätz' ich, ordentlich lieb gehabt."

„Meine Angelegenheiten sind geordnet, Herr Baldung, und was mein Vermögen betrifft, so ist dasselbe zwar nicht groß, aber doch anständig für einen Mann, der Kraft und Willen zum Arbeiten hat."

„Ich weiß es."

„Ich brauche Euch nicht erst zu versichern, daß ich Eure Tochter herzlich liebe, aber ich meine — nehmt es nicht für Unbescheidenheit — ich meine, Aivli sei auch mir zugethan."

„Das meine ich auch, Herr — ja, bi Gott, das meine ich auch."

Baldung stand auf, als er das gesagt, und ging mit finsterem Gesicht in dem kleinen Raum auf und ab. Sein Aussehen erschreckte Ottmar und er sagte etwas beklommen:

„Ich hoffe nicht, daß Ihr etwa zu Gunsten eines anderen schon über die Hand Eva's verfügtet, denn —"

„Denn", unterbrach ihn der Goldforellenwirth mit bitterer Betonung, „dann würdet Ihr vielleicht in neumodischem Trotze die Tochter zum Ungehorsam gegen den Vater verleiten wollen, nicht so?"

„Herr Baldung —"

„Ich könnte Euch vielleicht mit Recht fragen, Herr,

ob es ehrlich war, unter meinem Dache, hinter meinem Rücken meiner Tochter Hoffnungen und Erwartungen in den Kopf zu setzen, aus denen nichts werden kann."

„Nichts werden kann? Wie soll ich das verstehen?"

„Wie es gemeint ist."

„Aber aus dem, was Ihr vorhin über Eurer Tochter und meine gegenseitige Neigung gesagt, daß Ihr nämlich davon wüßtet, muß ich fast glauben, Eva —"

„Habe gethan, was ihre Pflicht war, nicht? Wohl, das hat sie gethan. Ich habe das Meidli nicht so erzogen, daß es seiner Pflichten uneingedenk ist. Gestern Abend, als ich heimkam, hat mir's Aivli alles gesagt."

„Alles?"

„Alles. Daß Ihr sie heiraten wolltet, versteht sich. Möchte auch den sehen, welcher sich des Goldforellenwirths im Bühl seiner Tochter in unredlicher Absicht nähern wollte. Ich bin nur ein Bauer, Herr, und möcht' ich um kein Geld was Anderes sein, aber den möcht' ich sehen, der sich unterstünde, Unehre unter mein Dach bringen zu wollen."

„Aber, Herr Baldung —"

„Ihr wollt sagen, das treffe Euch nicht, und das ist wahr. Aber es ist genug, daß Ihr Herzeleid unter mein Dach gebracht, denn allem nach fürcht' ich, das Kind habe Euch zu tief in die Augen geguckt, viel zu tief."

„Gewiß nicht tiefer als ich ihm", versetzte Ottmar, dessen männlicher Stolz sich zu regen begann. „Aber ich begreife nicht —"

„Werdet mich sogleich begreifen. Seht, Herr — wir wollen die Sache hübsch sachte abmachen, ohne Lärm, ohne uns zu erhitzen — ja, seht, ich lass' Euch die Gerechtigkeit widerfahren, mein Kind hat nur der Natur nachgegeben, als es Euch sagte, daß es Euch gut sei, nachdem Ihr zuvor von Eurer Seite ihm das Nämliche gesagt. Ihr seid schon so ein Bursch, in den sich ein Meidli verguden kann, und wär's auch ein Meidli wie mein Aivli. — Nichts für ungut, ich darf, schätz' ich, schon ein bißle stolz sein auf das arm' Närrli, das jetzt in tausend Aengsten sein wird. Aber die Sach' ist die: 's Aivli ist ein Landmeidli, ein forgthaler Kind und 's thät kein gut mit ihm in der Stadt. 's kann keinen Stadtherrn heiraten. — Unterbrecht mich nicht, ich bin bald fertig. — 's ist noch ein zweiter Umstand da, 's mag sein, der ist mir noch sölli wichtiger als der erste. Seht, wir gemeinen Leut', wir Bauern, wir haben halt auch unsern Stolz, und wer ein rechter Bauer ist, der hält auf seinen Stand trotz einem. Ich bin ein rechter Bauer, ich, und all meine Fürfahren, solang' es Baldunge gab, sind rechtschaffene Bauern gewesen. Da haben sie gehaust, Herr, da im Bühl, in Arbeit und Ehren, und sind von uralters her Bauern und Wirthe gewesen, und so oft auch im Verlauf der Zeit die Goldforelle hat müssen umbaut werden, die Baldunge sind immer fest drauf gesessen und haben ihrem Namen Ehr' gemacht centum*)

*) Ringsum.

im Schwarzwald. So was geht ins Blut, Herr, und ist auch kein Larifari, bi Gott! Seht, Herr, weil wir Baldunge allzeit rechtschaffen g'werchet han*) und g'hauset und g'lebt, wie's der Brauch, weil wir dem Gesinde gaben, was dem Gesinde, und der Gemeinde, was der Gemeinde, und dem Staate, was dem Staate gehört, und weil wir nie Lumpe und Säufer und Spieler und Händelsucher unter unserem Dache geduldet, keine Stunde, und weil wir nach unserer Sach' gesehen und an anderen gethan, wie's Menschen- und Christenpflicht ist — seht, drum haben wir auch was für uns gebracht und haben's erwirkt, daß jeder, der von der Goldforelle im Bühl redet, sagen muß: 's ist ein ehrsames Haus. Und das soll's bleiben und ein rechtes Bauernhaus, denn mit der Wirthschaft will ich, bei dem Anlaß g'sagt, bald abfahren. Mein Bauerng'werb hat allmälig 'ne sölli große Ausdehnung gewonnen, dazu kommt noch der Holzhandel und so hab' ich keine Zeit mehr, den Wirth zu machen. Dem Aivli aber will ich auch nicht zu viel aufladen, es hat sonst schon mit dem Hausregiment alle Händ' voll zu thun. Schon mein Aehli**) wollte den Schild einziehen, aber wir trieben's noch so fort, weil seine Söhnerin***) meine Mutter, Freud' dran hatte. 's Aivli hat numme kein' rechte Freud' dran, obgleich es sich's mir zu G'fallen nicht merken läßt. — Nun, aber was wollt' ich doch noch

*) Haben.

**) Großvater.

***) Schwiegertochter.

sagen? Ja, seht, mein Meidli soll nun und nimmer einen heiraten, der nicht das Bauerng'werb der Baldunge fortführen will und kann, rechtschaffen und in Ehren. Mein Vater selig war so ein braver Mann, als nur je einer in schwarzwälder Schuhen stand. Als dem sein letztes Stündlein gekommen und er auf dem Todbett lag und kaum noch die Zunge rühren konnt', da sagt' er zu mir: ‚Gottfried', sagt' er, ‚du bist mir stets ein gehorsamer Sohn gewesen; mag dafür deine Tochter auch dir gehorsam sein. Aber eins mußt du mir noch thun, damit ich in Frieden hinfahre. Schwöre mir, solange noch ein Reis von unserem Stamm vorhanden, den Bühl nicht in fremde Hände fallen zu lassen. Schwöre mir, auf dem Boden deiner Väter zu bleiben all dein Leben lang und deine Tochter auf dem Heimwesen der Baldunge bleiben zu machen und deiner Tochter Kinder, als rechtschaffene Bauersleute, in Arbeit und Ehren!' — Wißt Ihr nun, Herr Ottmar, warum ich mein Aivli keinem Stadtherrn gebe? Ich hab' dem Vater selig in seine schon halb erstarrten Hände den verlangten Schwur geleistet. Soll mir wie einem Verbrecher zu Muthe werden müssen, wenn ich an dem Grabe des Vaters vorübergehe? Soll ich meineidig werden, ich, der letzte einer Reihe von Bauern, die alle in Ehren gestorben? Nein, lieber sterben und verderben! Könnt Ihr mir das verübeln?"

Der alte Mann hatte sich hoch aufgerichtet, als er so sprach, und sein Blick, seine energischen Gebärden,

seine aus tiefster Ueberzeugung quellende Sprache hatten etwas, was Ehrfurcht einflößte.

„Nein, Herr Baldung", sagte Ottmar mit Wärme, „Ihr sollt, Ihr dürft nicht meineidig werden."

„Das heißt gesprochen wie ein Mann. Aber seht Ihr, es ist eine leidige Sach'. Mein Aivli dauert mich und Ihr auch, Ottmar; glaubt nur nicht, daß ich nicht wüßt', wie's Euch und dem Kind zu Muthe sein wird. Aber 's kann nicht sein, 's kann nicht sein, bi Gott! Ich hätte früher dazu sehen sollen, ja, das hätt' ich. Aber das Unglück ist nun mal geschehen und so müßt Ihr denn fort, je eher, je besser."

„Nein, Herr Baldung", versetzte Ottmar, die halb widerstrebende Hand des Mannes ergreifend, „nein, ich gehe nicht fort. Euer Kind hat Euch nicht alles gesagt."

„Nicht alles? Wie so?"

„Es hat Euch nicht gesagt, daß ich ein Bauer werden will, ein Landmann in Rechtschaffenheit und Ehren, und was mir noch dazu fehlt, das soll Euer Beispiel mich lehren."

Ein heller Blitz der Freude brach aus dem umwölkten Vaterauge.

„Wie, Ottmar, Ihr könntet, Ihr wolltet meinem Aivli zulieb' — "

„Wer thäte nicht alles dem Aivli zulieb'? Aber, die ganze Wahrheit zu sagen, ich thu's auch mir selber zulieb'. Ich bin es ganz und gar satt, immer nur mit den Schlechtigkeiten der Menschen zu thun zu haben. Ich

hänge den Advokatenrock in den Kasten und ziehe das schwarzwälder Bauernwams an, um das, was ich im Heuet zum Spaß und mit Freude gethan, fürderhin im Ernst und mit Freude zu thun. Der alte Schwarzwald ist ja meine Heimat und ich —"

Hier wurde Ottmar durch Wate unterbrochen, der, nachdem man zuvor schon ein lautes Hin- und Herrennen im Hause gehört hatte, in ungewöhnlicher Aufregung in das Hinterstübchen stürzte.

3.

„Ich sag', das ging nicht mit rechten Dingen zu.“

„Wißt Ihr's schon?“ fragte der Gastrosoph in geflügelter Eile. „Der Freiherr von Moosbrunn ist eben gestorben. An dem Frühstückstische seines Bruders hat ihn der Schlag gerührt.“

Ottmar stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus.

Baldung schob sein schwarzsammtenes Hauskäppchen von einem Ohr zum andern und sagte bedächtig:

„Ich hab' mir, bi Gott, schon lange gedacht, daß das Haus seines Bruders dem jungen Menschen noch verderblich werden würde.“

„Wie meint Ihr das?“ fragte Wate.

„Weder so noch so, Doktor. 's ist nur so 'ne Redensart, die mir gerade in den Mund kam.“

„Ja so. Aber ich muß auf der Stelle ins Schloß. Zwar hat man mich nicht rufen lassen, wahrscheinlich weil das Unglück überhaupt zu schnell kam, indessen —“

„Indessen“, fiel Baldung ein, „möchtet Ihr doch gar

zu gerne etwas Näheres darüber erfahren, wie eigentlich das Unglück gekommen."

„Nun ja", versetzte der im Bart, „man ist doch auch so zu sagen ein Mensch, und wenn einem ein Nachbar, mit welchem man verschiedene Flaschen ausgestochen hat, so mir nichts dir nichts vom Tod vor der Nase weggepascht wird, so fühlt man ein menschliches Rühren und so weiter."

Er griff zur Klinke, als ihn Ottmar aufhielt mit den Worten:

„Halt, ich gehe mit dir. Ich wollte ohnehin ins Schloß, um dem Grafen seinen processualischen Sieg anzukündigen. Es ist freilich eine unerquickliche Sache, einem Bruder an der Leiche seines plötzlich dahingerafften Bruders zu sagen, daß er einen Proceß gegen den Todten gewonnen. Ich hätte doch wohl besser gethan, noch von der Hauptstadt aus meinen Clienten schriftlich von dem Ausgang der Sache in Kenntniß zu setzen."

„Bah, bah", versetzte Wate, „was sind das wieder für sentimentale Flausen? Ein gewonnener Proceß ist, Gott straf' mich! immer eine schöne Sache, sei der Gegner ein Lebender oder ein Todter. Komm' nur mit."

„Wartet, Ihr Herren", sagte der Goldforellenwirth, welcher inzwischen Wams und Mütze mit Rock und Hut vertauscht hatie. „Wartet, ich gehe auch mit. Die beiden Schlösser der Brüder gehören in den Gemeindeverband von Forgau und ich muß als Bürgermeister ein Protokoll über diesen plötzlichen Todesfall aufnehmen. —

So, ich bin schon fertig; nur voran, wenn's gefällig ist."

Als die Männer die Haustreppe hinabstiegen, erspähte Ottmar, rückwärts blickend, auf dem Söller, hinter einem Pfeiler desselben halb verborgen, die Geliebte, welche ihnen gespannt und ängstlich nachsah. Er blieb einen Augenblick stehen, um mit Kopf und Hand eine bejahende Gebärde zu machen, und 's Aivli schien ihn auch recht gut zu verstehen, denn heller Sonnenglanz lief über das schöne Gesicht des Mädchens.

Auf dem Wege nach dem Schlosse begegnete ihnen der alte Brosi, welcher von der Sägmühle am Wolfsloch herabkam und demnach an Bernwartshall vorbeigekommen sein mußte.

„Habt Ihr da droben nichts Näher's über das Unglück im Schlosse gehört, Brosi?" fragte ihn der Goldforellenwirth.

Nun hatte zwar der alte Knabe auf seinem Wege schon allerlei über die große Neuigkeit des Tages aufgefangen, aber er war augenscheinlich nicht in der Stimmung, das Gehörte wiederzuerzählen. Wahrscheinlich stieß es ihn gewaltig, daß Ottmar wieder da war. Auf die an ihn gerichtete Frage antwortete er, die Pfeifenspitze mit dem ewigen Garnknäuel aus dem Munde nehmend, ganz unwirsch und grämlich:

„Was geht mich die ganze fürnehme Bagasche an, Meister? Meinetwegen mag sie allesammt der Kukuk holen — der Donner schieß'!"

Sprach's, schloß seinen zahnlosen Mund wieder über dem Garnknäuel und stapfte dem Bühl zu.

„Möcht' nur wissen", sagte Baldung im Weitergehen, „möcht' nur wissen, was der alt' Brosi hat. Diesen ganzen Sommer her konnt's einem, schätz' ich, oft fürkommen, es sei in seinem Oberstübli nicht mehr ganz richtig. Er grämelt und brummt manchmal. daß es fast gar nicht mehr zum Aushalten ist."

„Das Alter, Meister Baldung, das Alter", bemerkte Wate. „Wenn so ein Hagestolz seine achtzig Jahre auf dem Buckel hat und den ganzen Tag so einen Garnknäuel im Maul mit sich rumschleppt, wird er zuletzt griesgrämig und haßt alle Menschen, welche noch Zähne haben, um die Pfeifenspitze damit festzuhalten."

„Ach nein, es ist nicht das", sagte Ottmar.

„Was denn? Wißt Ihr was?"

„Freilich weiß ich was. Der alte Brosi ist dahinter gekommen, daß Ihr ohne sein Vorwissen dem Grafen Geld geliehen."

„So, das ist's?" versetzte Baldung mit einem leisen Pfiff durch die Zähne. „Da liegt der Has' im Pfeffer? Hätt' es, schätz' ich, wissen sollen, daß es so was sein müßt'. Da muß ich nur gleich mit dem Alten über die Sach' reden, wann ich heimkomme. Er könnt' sich's am Ende z' arg zu Herzen nehmen und das soll nicht sein. Dienstboten, die fünfundfünfzig Jahr' in einem Haus gedient, rechtschaffen und in Ehren, die muß man höher schätzen als die kostbarste Rarität."

In Bernwartshall angekommen, konnten die drei Männer leicht wahrnehmen, daß das traurige Ereigniß einen tiefen und schreckhaften Eindruck auf die Bewohnerschaft des Schlosses gemacht hatte. Wenigstens inbetreff der Dienerschaft, die unschlüssig hin und her rannte und auf an sie gerichtete Fragen nur verwirrte Antworten gab, konnte dies unzweifelhaft angenommen werden. Hätte Ottmar die tiefe Aufregung, welche von dem Gespräche mit dem Vater der Geliebten her noch in ihm nachbebte, schon völlig verwunden gehabt, würde es ihm vielleicht vorgekommen sein, als ob das ganze Innere des alten Gebäudes eine gewisse Physiognomie der Verstörung trüge. Dem grimmen Wate wenigstens, der unbefangener war, drang sich so ein Gefühl auf, als sie in dem öden Schloßhofe standen, über welchen die graue Wolkendecke eines regnerischen Herbsttages herabhing.

Auf Befragen erfuhren sie, daß der Herr Graf in seinem Laboratorium und die Frau Gräfin in ihrem Kabinett sich befände.

„Der würde, scheint es, fortfahren zu laboriren, und wenn ihm zehn Brüder stürben“, flüsterte Wate dem Freunde zu.

Baldung verlangte in seiner amtlichen Eigenschaft zu dem Todten geführt zu werden und ordnete an, daß die ganze Schloßdienerschaft bei Aufnahme des nöthigen Protokolls zugegen sein sollte.

Ottmar seinerseits ließ sich zunächst zu dem Grafen führen und betrat also nach wenigen Sekunden das Gelaß,

welches den guten Herrn Tauberich in so große Nöthen gebracht hatte.

Er traf den Grafen in emsigster Beschäftigung, und schien es, derselbe habe sich's heute gerade in den Kopf gesetzt, sein Laboratorium aufzuräumen und zu reinigen, wobei ihm Milimach half. Die Fenster standen offen, auch eine Hinterthüre, von deren Schwelle eine Treppe zum Schloßgraben hinabführte. Dort ging der Indianer mit allerlei Gefäßen aus und ein. Vielleicht leerte er den Inhalt derselben ins Wasser aus. In dem Ofen brannte ein mächtiges Feuer und der Graf war bei Ottmars Eintreten gerade daran, durch die offenstehende Ofenthüre ein noch halb volles Tabacksfaß in die Flamme zu schütten und diesem Stoff das Fäßchen selber nachzuschieben. Es fiel freilich unserem Freunde einen Augenblick lang auf, daß man mit einem solchen Material heizte, aber da er von den Mysterien der Chemie nichts verstand, so beachtete er die Sache weiter nicht.

Der Graf kam ihm gefaßt und ruhig entgegen. Er war blaß, vielleicht noch mehr als sonst, und diese Blässe ließ einen schwärzlichen Fleck auf seiner rechten Wange um so deutlicher hervortreten. Erst bei zufälliger näherer Besichtigung bemerkte Ottmar, daß dieser Fleck nicht, wie er zuerst geglaubt, ein Rußfleck sei, sondern tiefbraun und brandig aussah, wie in die Wange eingebrannt.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich störe, Herr Graf", sagte Ottmar. „Aber bevor ich Ihnen über den plötzlichen Verlust Ihres Bruders, dessen Tod ich so eben

erfahren, mein Beileid bezeugen wollte, hielt ich es für angemessen, mich einer geschäftlichen Pflicht zu entledigen."

„Einer geschäftlichen Pflicht?" entgegnete Hippolyt, das Wort seltsam betonend.

„Ja, Herr Graf. Ich bin gestern Abend aus der Hauptstadt zurückgekommen mit einer höchst glücklichen Neuigkeit für Sie: Ihr Proceß ist gewonnen."

„Der Proceß ist gewonnen?" rief Hippolyt aus, indem er einen Schritt zurücktrat und seine Stirne sich röthete. „Habe ich Sie recht verstanden, Herr Doktor?"

„Freilich. Der Spruch des höchsten Gerichtshofes lautet vollständig zu Ihren Gunsten und der schöne Forgforst ist jetzt wieder Ihr unanfechtbares Eigenthum. Ich trage die Dokumente, die Sie von dem glücklichen Ausgang der Sache überzeugen werden, bei mir. Hier sind sie. — Gestatten Sie mir, für jetzt nur meinen herzlichen Glückwunsch beizufügen und alle Einzelnheiten auf eine gelegenere Zeit zu verschieben."

Der Graf nahm die gerichtlichen Ausfertigungen, welche ihm Ottmar darbot, mechanisch hin und sagte, ohne einen Blick darauf zu werfen:

„Also der Proceß ist gewonnen? Gerade jetzt gewonnen? Gerade an diesem Tage bringen Sie mir die glückliche Nachricht? Es ist seltsam. — Man könnte — eine Ironie des Schicksals —"

Da er abbrach, bemerkte Ottmar:

„Ich begreife, Herr Graf, daß am Tage eines solchen Familienunglücks meine Nachricht nur störend wirken

kann. Sie können heute unmöglich zu geschäftlichen Verhandlungen aufgelegt sein und deßhalb —"

„Es ist nicht allein das", unterbrach ihn Hippolyt. „Nein, ich wollte sagen — aber ich fürchte, ich bin wirklich etwas konfus. Sie halten es mir wohl zu gute. — Es kam so plötzlich, der Tod Adalberts nämlich. Der Unglückliche hatte mit uns gefrühstückt — er war doch sonst ganz gesund, ein wenig vollsaftig allerdings. Wenn mir recht ist, erlag auch sein Vater einem Schlaganfall — es mußte also wohl in der Familie der Moosbrunn liegen. — Und dann, Sie wissen ja, Adalbert sprach der Flasche oft mehr zu, als einem Manne von solcher Konstitution zuträglich sein konnte. — Was sollten wir thun? Wir waren vor Schreck ganz versteinert. — Es ging auch blitzschnell vorüber. — Ich wußte nicht, wo mir der Kopf stand, und da wollt' ich mich durch meine gewöhnlichen Arbeiten zerstreuen, sehen Sie."

Das alles sagte der Graf so bestimmt und kalt und doch wieder so ruck- und stoßweise, daß es fast scheinen konnte, seine Fassung maskirte nur eine heftige innere Unruhe.

„Geben Sie acht, Herr Graf", sagte Ottmar. „Sie besudeln die Papiere. Ihre Hand blutet. Sie müssen sich während Ihrer Arbeit verletzt haben."

Hippolyt kehrte sich zur Seite, murmelte etwas, was Ottmar nicht verstand, und betupfte die stark verletzte Stelle am Daumen seiner Linken, aus welcher Blut sickerte, mit einer starkriechenden Flüssigkeit aus

einer Phiole, die auf einem Seitentische stand. Hierauf äußerte er:

„Ich habe mich da ungeschickter Weise tüchtig verletzt — mit einem Glassplitter, glaub' ich — ja. Auch ist mir aus einem kochenden Tiegel ein Tropfen glühenden Metalls auf die Wange gespritzt, sehen Sie da! Nun, es hat nichts zu sagen. Solche kleine Mißgeschicke muß ein Chemiker schon hinnehmen."

Das Gespräch ging nicht weiter, denn ein Diener trat ein, welcher den Grafen von seiten des Bürgermeisters Baldung ersuchte, ins Speisezimmer hinaufzukommen, wo seine Anwesenheit nöthig wäre. Auch Milimach sollte mitkommen.

„Der Bürgermeister Baldung?" fragte der Graf zaudernd. „Ah, das ist der Goldforellenwirth, richtig. Was will denn der? Ich dächte, man sollte so rücksichtsvoll sein, mich zu dieser Stunde mit was weiß ich für Anliegen zu verschonen."

„Entschuldigen Sie, Herr Graf", bemerkte Ottmar. „Herr Baldung ist mit mir gekommen und zwar in seiner amtlichen Eigenschaft als Bürgermeister."

„Was will er denn? Er hat doch, denk' ich, mit dem Forgforstproceß nichts zu schaffen."

„Gewiß nicht, aber er hat die Obliegenheit, den Thatbestand der Umstände beim plötzlichen Tode Ihres Bruders protokollarisch festzustellen."

„Kann denn kein Mensch sterben, ohne daß hinterdrein

verfluchte Schreibereien gemacht werden müssen?“ fragte der Graf heftig.

„Es ist nun einmal in solchen Fällen eine vom Gesetze vorgeschriebene Formalität.“

„Der Teufel hole alle diese Gesetze und Formalitäten! Warum bin ich doch nicht in den Wildnissen jenseits des Meeres gebieben, wo Dutzende von Menschen sterben können, ohne daß ein Hahn darnach kräht! — Ich will Ihnen mal zu gelegener Zeit erzählen, wie ungenirt man sich dort der Kerle entledigt, die einem quer in den Weg kommen. Als ich mit einer Bande Pahnis meinen ersten Kriegszug machte, war da ein Bursch — doch wie gesagt, davon ein andermal. — Aber sagen Sie, Herr Doktor, ist es nicht spaßhaft, daß ein Bernwart sich von einem Bauer gleichsam verhören lassen muß? Eine tolle Zeit! Und die Einfaltspinsel träumen von Wiederherstellung des Mittelalters! Apropos, hat Ihnen Ihr Freund Wate vielleicht schon den hübschen Spaß erzählt, welchen sich meine Frau mit Beihilfe Estrella's und Milimachs mit den zwei mittelaltersüchtigen Poeten machte, die Sie im Sommer bei uns gesehen? Hat er Ihnen davon erzählt? — So — nicht wahr, das heißt man artig genasführt werden? — Aber wie sich Eva über den gewonnenen Proceß freuen wird! Nun können wir wieder mitsammen auf Reisen gehen. In die Länge wird der Au enthalt in dem alten Steinnest hier doch gar zu trist und langweilig, besonders für eine junge Dame.“

In diesem Durcheinander erging sich der Graf, während er an der Seite Ottmars den Hof überschritt und die Treppe zum Speisezimmer hinaufstieg. An der Thüre desselben bieb er einen Augenblick stehen, wandte sich gegen Milimach um, der auf einen Wink seines Herrn den beiden gefolgt war, und sprach einige Worte in einer Sprache, deren barbarische Kehllaute unsern Freund in ihr ein indianisches Idiom vermuthen ließen. Der Indianer erwiderte nichts darauf, sondern nickte nur leicht mit dem Kopfe.

Bei ihrem Eintritt bemerkte Ottmar, daß nichts in dem Zimmer verrieth, hier habe vor wenigen Stunden plötzlich der Tod ein junges, strotzendes Leben weggerafft. Die Ueberreste des Frühstücks waren natürlich längst abgeräumt, aber auch sonst befand sich alles in der gewohnten Ordnung. Auf dem gebohnten Fußboden leicht ausglitschend, machte Ottmar infolge dessen die Wahrnehmung, daß derselbe sehr feucht war und kaum zuvor gewaschen worden sein mußte.

Baldung saß, mit Schreibmaterialien vor sich, an dem großen Speisetisch, welcher mitten im Zimmer stand. Jenseits des Tisches stand die gesammte Schloßdienerschaft im Halbkreise und hinter ihr lehnte Wate am Pfosten einer offenstehenden Thüre, welche in ein Nebengemach führte. Die Gräfin saß in ihrer gewohnten anmuthigen Haltung dem Bürgermeister gegenüber, dessen Fragen sie so eben mit ruhiger Sicherheit und Klarheit beantwortet hatte. Ihr Blick

streifte Ottmar und sie erwiderte seinen Gruß mit Freundlichkeit.

„Sie kommen in ein Haus des Todes", sagte sie zu ihm, „aber Sie sind darum nicht weniger willkommen."

„Herr Horst ist doppelt willkommen, Madame", fügte der Graf hinzu, „denn er kommt als Freudenbote. Der ewige Forgforstproceß ist endlich entschieden und zwar vollständig zu unseren Gunsten."

„Der Proceß ist gewonnen?" entgegnete Eva unbefangen. „Nun, dann ist ja alles gut. Wie sehr hat uns Ihr Eifer und Ihre Geschicklichkeit zu Dank verpflichtet, verehrter Freund!"

Ottmar suchte nach einer passenden Antwort, als ihm dieselbe durch Baldung, welcher inzwischen geschrieben hatte, abgeschnitten wurde.

„Herr Graf", sagte der Bürgermeister, „ich bedaure, daß mich ein so trauriges Ereigniß in Ihr Haus führen mußte. Aber ich will mein Geschäft kurz abmachen. Haben Sie nur die Güte, mir einige Fragen zu beantworten."

„Fragen Sie, da mir dieser peinliche Auftritt doch einmal nicht erspart werden konnte."

„Ich habe", fuhr Baldung fort, „ein kurzes Protokoll über den Sachverhalt aufgenommen, und zwar fast durchaus nach Angaben Ihrer hier anwesenden Frau Gemahlin. Dasselbe besagt, daß Ihr Halbbruder, der Freiherr Adalbert von Moosbrunn, heute bei Ihnen zum Frühstück war und zwar zu ungewohnter Zeit, nämlich

schon um sieben Uhr, weil er Ihre Frau Gemahlin auf einem kleinen Ausfluge begleiten sollte."

„So ist es."

„Weiter: als das Frühstück zu Ende ging, sank plötzlich der Freiherr, als er eben ein Glas mit Wein an den Mund führte, von seinem Stuhle herab, vom Schlag gerührt, machte noch einige leichte krampfhafte Bewegungen und war dann todt."

„Es ist so; unsern Schrecken können Sie sich leicht vorstellen."

„Freilich, freilich. — Als das Unglück sich zutrug, war niemand im Zimmer als der Verunglückte, Ihre Frau Gemahlin, Sie und Ihr indianischer Diener, genannt Milimach?"

„Ja."

„Sie riefen nach Hilfe, nach Wasser, nach Essigäther und anderen Essenzen?"

„Natürlich. Ich stürzte in das Vorzimmer, aber meine Frau kam mir, der ich vor Schrecken ganz perplex war, noch zuvor und rief die Treppe hinab nach der Dienerschaft."

„Welche Personen derselben erschienen auf diesen Ruf zuerst?"

„Wenn mir recht ist, denn es entstand ein entsetzlicher Tumult, ja, wenn mir recht ist, kam zuerst das Stubenmädchen Therese Sillig."

„Therese Sillig", wandte sich Baldung an die Bezeichnete, „Ihr brachtet Wasser herauf?"

„Ja, Herr, kaltes und heißes.“

„Und was habt Ihr gesehen, als Ihr heraufkamt?“

„Ach Herrje“, erwiderte die Gefragte, eine ältliche und resolute Person, „was hab' ich gesehen? Einen todten Mann hab' ich gesehen, den Herrn Baron. Und der Milimach hob ihn vom Boden auf und der gnädige Herr spritzte ihm Wasser ins Gesicht — es war halt erschrecklich!“

„Ja“, fiel der Graf ein, „ich bespritzte ihn mit Wasser und da hab' ich in meiner Konsternation statt des kalten auch heißes genommen, und dann kam auch der Essigäther. Aber es war alles umsonst und weil jedermann sah, daß der Tod unzweifelhaft eingetreten, unterließ ich es auch, nach einem Arzt zu schicken.“

Baldung warf dem Sprecher einen sonderbaren, bohrenden Blick zu, fuhr aber dann ruhig fort:

„Der Todte wurde hierauf in das Nebenzimmer dort gebracht, der Frühstückstisch abgeräumt und der Boden gescheuert. Wer besorgte das letztere?“

„Wer anders als ich, Herr?“ entgegnete Therese Sillig. „Ich that's, in Gemeinschaft mit der Madlen' Wipf da.“

„Wer gab Euch dazu den Befehl?“

„Die gnädige Frau, Herr.“

Die Gräfin nickte bestätigend.

„Es ist nicht meines Amtes, weitere Fragen zu stellen“, sagte Baldung, „und ich habe jetzt nur noch den Todten zu besichtigen.“

Er stand auf und ging in das Nebenzimmer, wo der Leichnam auf ein Sopha gelegt worden war. Er war noch in voller Kleidung, gestiefelt und gespornt, wie er in der Frühe von Hause weggeritten, dem Tode entgegen. Das sonst sorgfältig frisirte Haar des Todten war verwirrt, sein Gesicht furchtbar verzerrt, Hemd, Halsbinde, Weste und Rock waren mit Feuchtigkeit getränkt.

Es kostete Ottmar, welcher mit Baldung und dem Grafen eingetreten, fast Mühe, seinen Blick auf dieses von einem plötzlichen und gewiß nicht sanften Tod gezeichnete Antlitz zu heften. Aber immer wieder kehrten seine Augen darauf zurück und hafteten an einem kleinen aufgeschürften und blutunterlaufenen Fleck rechts am Kinn des Todten und an einem zweiten links vom Munde gegen die Wange hinauf, der anders aussah als jener, nämlich nicht bläulich, sondern braunroth und brandig.

Ein unbestimmtes Entsetzen faßte ihn an, als er unwillkürlich dieses Brandmal mit dem auf der Wange des Grafen sichtbaren verglich. Er wollte sich von einem gräßlichen Gedanken befreien, indem er einen fragenden Blick auf Wate warf, der zu Häupten des Todtenlagers stand.

Aber Wate's Gesicht war ein siebenfach verschlossenes Buch. Kein Zug in demselben regte sich und scheinbar gleichgiltig ließ der Grimme sein Auge von einem der Anwesenden zum andern laufen.

„Es ist ein recht trauriger Anblick, meine Herren, nicht wahr?“ sagte der Graf, dem Todten die starr ge-

wordenen Hände auf der Brust über einander legend. „Da sehen Sie, der Unglückliche ist ganz entstellt, und die zwei Flecken hier in seinem Gesicht müssen von dem heißen Wasser herrühren oder auch ist er mit dem Gesicht beim Niedersinken an der Kante des Tisches aufgeschlagen."

Niemand schien Lust zu haben, über diesen Erklärungsversuch eine Bemerkung zu machen, aber unter Baldungs zusammengezogenen Brauen hervor schoß wieder auf den Grafen so ein Blick, wie er demselben schon vorhin einen zugeschleudert hatte.

„Er war ein kräftiger Mann", sagte plötzlich die iefe, weiche Metallstimme der Gräfin im Rücken der Männer, „und er hätte wohl auf eine lange Lebensbahn hoffen können. Aber die Guten sterben ja jung, sagt der Dichter."

Es war kein Hohn, keine Aufregung in Klang und Betonung dieser Worte, und doch meinte Ottmar, es liege darin etwas furchtbar Schneidendes, etwas, das ihn im Innersten zusammenschaudern machte. Er sah sich um und der Sprecherin ins Auge. Aber sie hielt seinen Blick so ruhig aus, wie sie jetzt den vor ihr liegenden Todten betrachtete.

Dieses große, tiefschwarze, im reinsten Schmelz schimmernde Frauenauge war ein Abgrund, ja, aber wer mochte sagen, was er in seiner Tiefe barg?

„Mein Geschäft hier ist zu Ende", sagte Baldung,

das Wort „hier“ leicht betonend; „ich wünsche den Herrschaften guten Tag.“

Er schritt hinaus, nahm sein Protokoll zu sich und ging, ohne sich umzusehen. Auch Ottmar und Wate beurlaubten sich mit wenigen Worten und folgten dem Bürgermeister, welchen sie auf dem Hofe einholten. Jenseits der Zugbrücke stand der alte Mann einen Augenblick still, kehrte sich gegen das Schloß und sagte:

„Viel Böses und Gräßliches mag schon innerhalb dieser alten Mauern vorgegangen sein, aber heute — doch wir wollen machen, daß wir heimkommen.“

Es wurde zwischen den Männern kein Wort gewechselt, bevor sie den Bühl erreicht hatten, was bald geschehen war, da Baldung mit starken Schritten voranging.

Zu Hause bat er die Freunde, für einen Augenblick mit ihm ins Hinterstübchen zu kommen. Dort öffnete er das Fenster und rief auf den Hof hinaus: „Brosi!“

Der alte Knecht steckte den Kopf aus einer Wandluke der großen Scheune drüben.

„Auf der Stell' die zwei besten Gäul' an das Bernerwägele!“ befahl ihm der Meister. „Der Jörg soll mich fahren.“

„Was wollt Ihr thun, Herr Baldung?“ fragte Ottmar.

„Was ich muß, schätz' ich. Was Gewissen und Amtspflicht mir vorschreiben.“

Dann in die Mitte des kleinen Gemaches tretend, sah er die beiden Freunde fest an und sprach nachdrücklich:

„Ich sag', das ging nicht mit rechten Dingen zu!"

Und als die beiden schwiegen, wiederholte er:

„Nein, es ging nicht mit rechten Dingen zu. Wie es zuging, ich weiß es nicht, aber rechtschaffen ging es nicht zu — ich würde, schätz' ich, gleich den schwersten Eid darauf ablegen. — Ihr Mannen, habt Ihr bemerkt, wie der Graf mit Erklärungen bei der Hand war, die man gar nicht von ihm verlangte? Habt Ihr die Verletzungen bemerkt, die der Todte im Gesicht trägt? Habt Ihr auch den großen brandigen Fleck auf dem frischaufgewaschenen Fußboden bemerkt, hart neben dem Tisch?"

„Den letzteren beachtete ich nicht", erwiderte Ottmar.

„Aber ich", sagte Wate, der jetzt zum erstenmal das Schweigen brach, welches er den ganzen Auftritt im Schloß über und auch nachher beobachtet hatte.

„Wem wird es", fuhr Baldung fort, „unter solchen Umständen einfallen, sogleich ein Zimmer aufwaschen zu lassen, wenn nicht — Doch ich will mich dabei nicht aufhalten. Aber habt Ihr gesehen, daß der Todte auf seiner linken Wange ein Brandmal hat, das akkurat so aussieht wie das auf der rechten Wange des Grafen? Und habt Ihr bemerkt, daß der Graf am linken Daumen verwundet ist? Ich hab's wohl gesehen, obgleich er die Papiere, die er in der Hand hielt, immer so drehte, daß man nichts sehen sollte."

Beide Freunde bejahten, den letzteren Umstand beachtet zu haben, allein Ottmar theilte zugleich die Erklärung mit, welche ihm der Graf über die Verwundung seiner Hand gegeben.

„Hm", sagte Baldung, „das scheint mir auf und eben zu dem übrigen Larifarizeug zu passen, was er vorbrachte. — Und so wende ich mich denn an Euch, Herr Wate, der Ihr ein Arzt gewesen und noch seid, wenn es Euch gerade drum ist, und ich frage Euch als einen Ehrenmann und frage Euch auf Euer Gewissen, glaubt Ihr, daß der Freiherr Adalbert von Moosbrunn eines natürlichen Todes gestorben?"

„Nein", erwiderte Wate tonlos.

„Und wie, vermuthet Ihr, wie starb er?"

„An Gift."

„Wate", rief Ottmar, das ist eine furchtbare Beschuldigung!"

„Ich weiß es, ich weiß es", entgegnete der im Bart, dessen gebräuntes Gesicht bleich geworden war wie die Wand. „Ja, es ist eine furchtbare Beschuldigung, aber nicht furchtbarer als das, was heute Morgen in jenem unseligen Zimmer in Bernwartshall vorgegangen sein muß."

„Muß? Bedenke dich wohl!"

„Ich habe alles bedacht."

„Es ist genug", sagte Baldung mit tiefem Ernst. „Ich werde thun, was ich muß, Euch beide aber verpflichte ich bei Ehre und Gerechtigkeit, weder mündlich

noch schriftlich, weder unmittelbar noch mittelbar mit dem Schlosse zu verkehren, bevor ich zurückkomme. Das Recht muß gehandhabt werden, gegen den Grafen wie gegen den Bauer."

Er ging, sagte seiner Tochter im Vorbeigehen an der Küche ein flüchtig Wort und stieg rasch auf das Bernerwägele, welches an der Haustreppe vorgefahren war; aber erst drunten auf der Straße bog er sich zu dem Knecht, der ihn fuhr, vornüber und sagte leise zu ihm:

„Nach ****stadt, und fahr zu, was d' Sträng' halten!"

Gegen Abend erfuhren die erstaunten Bewohner des Dorfes, daß ein zahlreiches Gerichtspersonal aus der Stadt in dem gräflichen Schloß angelangt sei und Bernwartshall von Gensdarmen bewacht werde.

Aber am folgenden Morgen verbreitete sich weit das Forgthal hinauf und hinab mit Flugschnelle die unerhörte Kunde, daß der Graf und die Gräfin von Bernwart sammt ihrem „Wilden" verhaftet und gefangen nach der Stadt abgeführt worden seien, alle drei beschuldigt des vollbrachten Giftmordes an Adalbert Freiherrn von Moosbrunn.

4.

Schuldig oder nichtschuldig?

„Mir ist ein Freund vonnöthen! — Wenn Sie sich noch der Stunde erinnern, in welcher ich dieses Wort zu Ihnen sprach, so werden Sie auch jetzt seinem Klang Ihr Ohr nicht verschließen. Es wäre grausam und Sie dürfen, Sie können nicht grausam sein, jetzt, wo Sie einem Glück entgegengehen, von welchem die Kunde auch in diese Gefängnißmauern gedrungen ist. Segen über Sie, mein Freund, und Segen über die, an deren Seite Sie ein neues Leben beginnen wollen. — Ein neues Leben? Wie das verheißungsvoll klingt und süß lockt! — Aber bin nicht auch ich noch jung und schön und fähig, das Leben zu lieben und zu genießen? Schlagen nicht auch meine Pulse sehnsüchtig dem blauen Himmel und der grünen Erde und der Sonne und allem Schönen entgegen, was sie bescheint? — Nein, ich kann, ich will nicht sterben! In meinem Herzen ist noch Raum für alle Lust und alles Leid des Lebens — ich will noch nicht sterben! Ich verlache den Tod, der mit plumper Faust

nach mir greift, und ich biete den Menschen Trotz, die in der heuchlerischen Schadenfreude ihrer Gedanken schon das Schaffot für mich aufschlagen. Es soll zwischen mir und ihnen ein Kampf sein auf Leben und Tod um Tod und Leben. Und ich werde nicht unterliegen, nein! — Aber mir ist ein Freund vonnöthen, ein Beistand und Rather. Ich habe heute dem Instruktionsrichter erklärt, daß ich zu meinem Vertheidiger Sie gewählt. Werden Sie diesem Ruf entsprechen? Ich hoffe es, hoffe es mit allen Fibern meiner Seele, denn ich fühle, daß an Ihrem Ja oder Nein mein Leben hängt. Eva."

Ottmar reichte diesen Brief schweigend dem Aivli hin.

Das Mädchen las ihn und rief dann lebhaft aus:

„Du mußt dem Rufe folgen, Ottmar, mußt die Vertheidigung übernehmen! Wie dürfte man die unglückliche Frau in dieser Noth verlassen? Am Ende ist sie doch unschuldig!"

Das war gewiß hochherzig von dem Aivli gesprochen, denn Ottmar hatte seiner Braut gewissenhaft alles mitgetheilt, was zwischen der Gräfin und ihm vorgegangen, und wir vermuthen, daß die Erinnerung an jene berauschende Mondscheinstunde im Bärenschlößchen — auch diese hatte unser Freund in seiner Beichte nicht überhüpft — in den Herzen von tausend Bräuten, die an Aivli's Stelle gewesen wären, einen Stachel der Eifersucht zurückgelassen hätte, welcher sich bei dieser Gelegenheit unsanft genug geregt haben würde.

„Und was meint Ihr, Vater Baldung?" fragte

Ottmar seinen künftigen Schwiegervater, welcher dabe stand.

„Hm", versetzte der Goldforellenwirth, „so gradezu für unschuldig, wie 's Aivli meint, kann ich die Frau nicht ansehen. Jedennoch kann sie, schätz' ich, immerhin mehr oder weniger schuldig sein. Daß sie bei Vollbringung des Verbrechens Hand mitangelegt habe, das glaub' ich nicht. Ein Weib müßte ja, bi Gott, so zu sagen aufgehört haben, Weib zu sein, ehe es sich in solche Gewaltsamkeiten mischt, wie sie allem nach vorgefallen sein müssen, als der Graf und sein Wilder dem unglücklichen Baron das Gift einzwangen. Aber mitdabei gewesen ist sie doch, denn sie befand sich im Zimmer, als das Gräßliche geschah. Ich kann sie nicht freisprechen, möcht' sie aber auch nicht verurtheilen, so, wie die Sachen bis jetzt liegen, und ist mir's daher sölli recht, daß ich diesmal nicht auf die Geschworenenbank bin berufen. Jedennoch, seht Ihr, lieber Ottmar, ich sag' wie 's Aivli: Ihr müßt die Vertheidigung der unglücklichen Frau übernehmen. 's ist Menschen- und Christenpflicht. Das sei Euer letztes Advokatengeschäft, wenn es Euch so gefällt. Und dann wollen wir, mein Meidli und ich, Euch zu 'nem rechtschaffenen Landmann machen. Nicht wahr, Aivli?"

„Oh, Vater", versetzte das schöne Kind lächelnd, „ich will numme den Ottmar nicht anders machen. Er ist mir so grad' sölli recht."

„Wohl, so will ich thun, was ich kann", sagte Ott-

mar; „denn, offen gestanden, ich fühle mich fast dazu verpflichtet, weil ich mich noch immer des Gedankens nicht entschlagen kann, das Gräßliche wäre vielleicht gar nicht geschehen, wenn ich den Grafen einen Tag zuvor von dem glücklichen Ausgange des Processes über den Forgforst unterrichtet hätte."

Er sagte das auch seinem Freunde Wate wieder, als er ihm mittheilte, daß er sich entschlossen hätte, die Vertheidigung der Gräfin vor dem Schwurgericht zu übernehmen, vor welchem der furchtbare Kriminalfall, welcher ungeheueres Aufsehen im Lande machte, demnächst zur Verhandlung kommen sollte.

Wate schüttelte seinen Bart und erwiderte:

„Ich glaube, du kannst dich beruhigen. Meines Erachtens war der Graf — von dem Indianer gar nicht zu sprechen, denn der hätte uns allen die Kehlen abgeschnitten, wenn sein Sachem es ihm befohlen — ja, daß der Graf nur die Hand war, deren sich ein anderer Wille zur Ausführung eines Anschlags bediente, welcher eine ganz andere Quelle hatte als die Sorge um den Forgforst und dessen Geldwerth."

„Du meinst —"

„Ich meine gar nichts, lieber Junge, als daß du dich jener Zögerung wegen nicht zu grämen brauchest. Im übrigen wirst du einen schweren Stand haben als Vertheidiger. Du weißt, die Untersuchung hat die Thatsachen des Giftmordes bis zur Evidenz festgestellt. Die Section des Ermordeten hat eine Tödtung durch Gift

klar erwiesen und die Analyse des Giftstoffes hat ergeben, daß es Nikotin war. Mit Herstellung dieses aus Taback gewonnenen Giftes hat sich der Graf erwiesenermaßen lange und eifrigst beschäftigt —"

„Ja, als der Name des Giftes zuerst genannt wurde, da hab' ich mich auch plötzlich wieder daran erinnert, daß ich bei meiner ersten Zusammenkunft mit dem Grafen auf dem Tische desselben die Orfila'sche Toxikologie aufgeschlagen fand und zwar an der Stelle, wo vom Nikotin gehandelt wurde."

„Ja, er hat sich halb zu Tode studirt und laborirt, um sich endlich um den Kopf zu laboriren. Und das macht mich wieder einigermaßen wankend in meiner Ansicht, daß die intellektuelle Urheberschaft des Verbrechens in einer anderen als in seiner Brust gelegen. Der Brudermord war lange vorbereitet. Im übrigen wirst du wissen, daß man den ganzen Apparat, womit der Graf das Gift herstellte, endlich in dem Schlamm des Schloßgrabens gefunden, nachdem man das Wasser abgelassen. Auch der Zeugschmied, bei welchem der Graf denselben kaufte, ist ermittelt. Und endlich hat man auch den Indianer mürbe gemacht, der so lange allen Fragen nur das hartnäckigste Stillschweigen entgegensetzte. Der Mann, welcher seinem Herrn anhängt, treuer als je ein Hund dem seinigen, will zwar alle Schuld auf sich allein nehmen, aber seine naturalistische Schlauheit hat gegen die inquisitorische Kunst des Untersuchungsrichters nicht in die Länge standzuhalten vermocht. Ich wollte jedoch,

diese ganze häßliche Geschichte wäre einmal vorüber und zu Ende. Sie hat mir die ganze Zeit her allen meinen gastrosophischen Humor schmählich verdorben. 's ist ein Elend!"

Ottmar nahm seinen Weg nach der Kreisstadt, wo die Assisen stattfinden sollten, über die Residenz, um seine dortige Junggesellenwirthschaft aufzuheben und seine Siebensachen ins Forgthal hinaufzuschicken.

In der Kreisstadt angelangt, um die Geschäfte eines Vertheidigers zu übernehmen, mußte er sein Herz gewaltsam zusammenfassen, als es die erste Zusammenkunft mit seiner Klientin galt und er durch das Schneegeriesel eines düsteren Novembertages dem Gefängniß zuschritt.

Ein tiefer Schmerz ging durch seine Seele, als sich die Thüre der trübsäligen Zelle vor ihm aufthat und Eva ihm entgegentrat. Er war auf eine leidenschaftliche Begegnung gefaßt gewesen, aber die ruhige Fassung der Gefangenen beschämte die seinige.

Eva war noch immer, auch jetzt noch, die blendend schöne Tochter der Luft. Selbst der Gefängnißbrodem hatte der Schönheit dieser Gestalt, dieser Züge nichts anzuhaben vermocht. Aber es war zugleich in der Erscheinung der Gräfin etwas Stilles, Strenges, fast dämonisch Großes. Ottmar sagte später zu Wate, der erste Anblick der Gefangenen hätte ihn an die Schilderung der Parzen durch einen neueren Dichter gemahnt, welche ihm unlängst zuvor bei Verpackung seiner Bücher zufällig vor Augen gerathen:

Sie standen mit ungelocktem Haar,
Eiserne Kränze über den Stirnen.
Die Augen, ohne Lieb' und ohne Zürnen,
Mit ruhig brennenden, wimperlosen Sternen,
Sahn wie in unerschöpfte Fernen;
Ihr Wuchs war zart, nicht übermenschlich groß.
Graue Gewande flossen herab
In wenig Falten, regungslos.
Es war kein Zug, der Reiz und Wechsel gab,
Doch eine Klarheit —

Ja, eine Klarheit, der äußeren Erscheinung nicht nur, sondern auch des Geistes, eine Koncentration der Seele, die das Mitleid abwies, aber schmerzlichstes Bedauern hervorrufen mußte, daß es mit einem solchen Wesen dahin gekommen.

Was bei dieser und bei weiteren Zusammenkünften Ottmar mit seiner Klientin verhandelt, was er erfuhr, was ihm gebeichtet wurde, er hat es nie jemand mitgetheilt, außer vielleicht einer, dem Aivli. Aber wenn — das Aivli ließ nie ein Wort davon verlauten. Möglich auch, daß unser Freund es für das Passendste hielt, die kristallene Reinheit der Seele seiner Braut auch nicht einmal für einen Augenblick durch Mittheilung einer Beichte zu trüben, welche ein dämonisches Bild, aus Eis und Flammen gewoben, ihr hätte vor Augen führen müssen.

Der entscheidende Tag kam endlich.

Richter und Geschworene nahmen ihre Plätze ein, die Angeklagten wurden vorgeführt und ihnen nach strömte die Menge der Zuschauer in den Gerichtssaal, dessen

weite Räume aber das von nah und fern herbeigekommene Volk nur zu einem kleinen Theile zu fassen vermochten. Kopf an Kopf staute es sich draußen vor den Thüren, die ganze Straße hinab.

Drinnen nahm das furchtbare Drama mit einer Eröffnungsrede des Präsidenten seinen Anfang.

Aber wir widerstehen dem Reiz, dieses Drama von Scene zu Scene zu verfolgen, und heben nur Einiges aus.

Es war im Publikum bekannt geworden, daß der Graf in der Instruktion des Processes die intellektuelle Urheberschaft des Brudermordes von sich ab und auf seine Gemahlin wälzen wollte. Da war man nun doppelt gespannt auf den pikanten Kampf auf Tod und Leben, welcher sich zwischen dem gräflichen Paar entwickeln würde.

Aber hierin täuschte man sich.

Die Gräfin war zuerst eingeführt worden. Sie ließ, als sie auf der Anklagebank platzgenommen, ihr großes Auge ruhig über die Versammlung schweifen, um es dann ohne Verlegenheit wie ohne Bedenken zu senken und still in sich gefaßt da zu sitzen, bis Hippolyt mit Milimach eingeführt ward und ihr gegenüber sich niedergelassen. Nun sah sie wieder auf und heftete ihren Blick auf den Grafen. Er wollte demselben ausweichen und wandte sich zur Seite, seinem treuen Indianer zu, der mit dem ganzen Stoicismus seiner Rasse dasaß und in seinen Zügen nicht einmal Neugier über das um ihn her

sich vorbereitende Schauspiel, geschweige eine tiefere Erregung verrieth.

Aber wer Hippolyt genau beobachtete, konnte sehen, daß der unglückliche Mann die Magie von Eva's Blick fühlte, daß seine Seele unter der Macht dieses Auges sich wand, bis er endlich seinen Blick in ihren tauchte, sich an demselben festsog und endlich, während die Farbe seines Gesichtes ging und kam, mit der Hand gegen Eva hin eine beschwichtigende und gewährende Gebärde machte, worauf ein Stral der Befriedigung über die stolze Stirne der Tochter der Luft hinflog.

Wohl nur wenige der im Saale Anwesenden hatten diese kurze und stumme Episode bemerkt und doch hing von derselben vielleicht das Leben Eva's ab. Ottmar hattte darauf geachtet und erfuhr bald, daß seine Aufgabe als Vertheidiger wesentlich dadurch erleichtert wurde.

Als die abgesonderten Verhöre der Angeklagten begannen und Hippolyt zuerst an die Reihe kam, nahm der Staatsanwalt und mit ihm alle, welche die Untersuchungsakten kannten, mit Erstaunen wahr, daß der Graf das System seiner Vertheidigung vollständig geändert. Er sagte jetzt aus, seine frühere Bemühung, seine Frau in sein Unglück zu verwickeln, müßte aus einer Art Geistesstörung entsprungen sein. Eva's ganze Schuld bestände darin, daß sie eine unfreiwillige Zeugin des Streites zwischen ihm und seinem Bruder gewesen sei, welcher sich um des Forgforstprocesses willen beim Frühstück erhoben, allmälig zur Erbitterung sich gesteigert und so tragisch

geendigt hätte — durch die Vorschnelligkeit seines indianischen Dieners. Als es nämlich zwischen ihm und Adalbert zuletzt zu Thätlichkeiten gekommen, welchen die Gräfin vergeblich hätte ein Ende machen wollen, habe er in seinem Jähzorn Adalbert einen Faustschlag an die rechte Schläfe versetzt, welcher den Getroffenen ohnmächtig zu Boden geworfen. Da hätte er dem Indianer zugerufen, Wein vom Büffet zu holen, um dem Ohnmächtigen davon einzuflößen. Zum Unglück wäre aber auch eine Flasche mit Nikotin auf dem Büffet gestanden, denn er hätte dem Bruder versprochenermaßen am nämlichen Morgen an einem Hund eine Probe seiner Chemie zeigen wollen. Diese Flasche habe Milimach erwischt, auch wohl ganz unschuldiger Weise, und hätte von dem Inhalt in ein Glas gegossen, um dasselbe dem Ohnmächtigen an den Mund zu setzen, während er selbst den Kopf desselben in seinem Schooß gehalten. Adalbert wäre inzwischen wieder halb zu sich gekommen, hätte mit den Armen um sich geschlagen und zugleich ihn, den Grafen, in den Daumen der linken Hand gebissen. Darauf hin hätte der Indianer, vielleicht erbost über die Verwundung seines Herrn, den Inhalt des Glases mit Gewalt in Adalberts Mund gezwängt. Hierbei aber sei bei einem Stoß Adalberts an das Glas ein Tropfen von dem Inhalt desselben ihm, dem Grafen, auf die Wange gespritzt und jetzt erst habe er mit tödtlichem Schreck den Fehlgriff des Indianers bemerkt.

Dies der wesentliche Inhalt einer Angabe, welche

im ganzen Saale nur ein Achselzucken erregte. Die Vertheidigung war doch auch gar zu schwach, fast albern und lächerlich. Jedermann fühlte, daß der Graf daran verzweifelte, sich aus dem Netze von Beweisen gegen ihn loszuwinden, zu welchem die sorgsame Instruktion des Processes Masche an Masche gereiht hatte. „Er gibt sich verloren", dachte Ottmar.

Das Verhör Milimachs ergab nichts Neues. Der störrige Wilde, welchem das ganze Verfahren offenbar ein Räthsel war, gab nur einige wenige Antworten und blieb in diesen dabei, er hätte dem Bruder des Sachems das „tödtliche Feuerwasser" mit Gewalt eingegossen, weil derselbe dem Sachem jederzeit feind gewesen und zuletzt noch den Sachem in die Hand gebissen. Auf weiteres Andringen sagte er noch mürrisch, die weiße Squaw des Sachems, wie er die Gräfin nannte, sei bei der Sache nicht betheiligt gewesen.

So wurden denn die Angaben Eva's, die sie mit ruhiger Bestimmtheit, ohne alle Affektation, mit keinem Schwanken der Seele, keinem Beben der Stimme machte, schon mit einem günstigen Vorurtheil angehört. Sie behauptete, umsonst sich bemüht zu haben, den Streit zwischen den beiden Brüdern zu schlichten. Während der eigentlichen Katastrophe sei sie im Nebenzimmer gewesen, einfach deßhalb, weil sie das Widerwärtige, was sie nicht zu hindern vermochte, den Zank zwischen den Brüdern nämlich, nicht länger habe mitansehen können. Den Einwurf, warum sie denn nicht nöthigenfalls Leute

herbeigerufen, um den Streit zu schlichten, parirte sie gewandt, indem sie sagte, es hätte sich für die Frau ihres Mannes doch wohl kaum geziemt, die Dienerschaft einen solchen Auftritt mitansehen zu machen. Daß sie, nachdem das Unglück geschehen, befohlen habe, das Zimmer aufzuräumen und zu scheuern, das sei, wie sie jetzt einsehe, allerdings eine Unklugheit gewesen, eine Unklugheit jedoch, welche, wie sie glaube, wenn auch nicht die Männer, so doch die Frauen leicht begreiflich und verzeihlich finden würden.

Der Hauptsache nach war diese Aussage dieselbe, welche Eva vom Anfang der Untersuchung an gemacht und woran sie mit ruhiger Konsequenz festgehalten hatte.

Die Zeugenverhöre währten bis tief in den folgenden Tag hinein, und wie die Trauerspiele Shakespeare's, so hatte auch diese kriminalistische Tragödie ihre komischen Zwischenscenen. Man athmete ordentlich auf, wenn in dieses düstere Gewebe, inbetreff dessen Zettelung trotz alledem, trotz der halben und ganzen Geständnisse, trotz der festgefugten Kette der Schuldbeweise noch so vieles dunkel blieb, so dunkel, daß der eigentliche Nerv des Gräßlichen immer nicht zum Vorschein kommen wollte und auch, wie viele fühlten, wirklich überhaupt nicht zum Vorschein kam, weil der Proceß um den Forgforst dieser Nerv doch wohl nicht sein konnte — wir sagen, man athmete ordentlich auf, wenn in dieses düstere Gewebe der Humor da und dort einen hellen Faden einschlug.

So ein heller Faden war die Erzählung des guten Herrn Tauberich, der zum höchsten Ergötzen der Zuhörer seine mit unendlich vielen Gleichsams durchspickte Tabacksgeschichte, die wir schon kennen, als Zeuge hier nochmals zum besten gab. Ferner gestaltete sich zu so einem hellen Faden zuletzt auch die Vernehmung des frommen Jeremias, welcher als Belastungszeuge gegen die Gräfin auftrat und dieselbe unter vielen heiligen Redensarten als eine „Teufelin" bezeichnete, welche des Aergsten fähig sei. Zu seinem Unglück verleitete aber sein Tugendeifer den würdigen Mann dazu, ein Beispiel dessen anzuführen, wessen die Angeklagte wirklich fähig war. Er erzählte nämlich, wie er auf unzweifelhafte Veranstaltung der Gräfin tückischer Weise in den Schloßgraben gestürzt worden sei, wobei er nur durch Gottes besonderen Beistand mit dem Leben davongekommen. Da hatte sich denn Ottmar wieder einmal für den Bruder zu schämen und dachte bei sich, der Jeremias müsse bei der fraglichen Gelegenheit allerdings etwas Wichtiges, nämlich ein gut Theil von seinem Verstande verloren haben, daß er sich so blamiren möge. Ueber die Sache befragt, erklärte die Gräfin trocken, mit dem Sturze des Pfarrers in den Graben, welcher übrigens nicht lebensgefährlich tief sei, habe es seine Richtigkeit. Der Mann hätte sich nämlich erfrecht, unter leidenschaftlichem Gebaren ihr eine Liebeserklärung zu machen, und sie hätte dieser für seinen Stand höchst unpassenden Flamme eine kleine Abkühlung zutheil werden lassen wollen. Die Heiterkeit, welche hierauf allwärts im

Saale losbrach, überzeugte Jeremiam, daß er besser gethan hätte, seine Grabenfahrt für den Verlag des Rauhen Hauses zurechtzustutzen, als diese „erweckliche Geschichte“ hier einem profanen Publikum preiszugeben, und wenn er früher im Sinne gehabt, auch über die Liebessignalgeschichte auszusagen, um die Angeklagte recht zu kompromittiren, so hielt er es jetzt für gerathen, zu schweigen, um nicht noch länger in der etwas bedenklichen Beleuchtung eines verschmähten Liebhabers dazustehen.

Erst am dritten Tage der Procedur konnten die Parteivorträge beginnen. Der Staatsanwalt hielt zwar auch gegen Eva die Anklage fest, mußte aber selbst gestehen, daß die Motivirung derselben unter den Umständen, welche sich aus den Verhandlungen ergeben hätten, auf schwachen Stützen stände.

Das Plaidoyer Ottmars beseitigte diese Stützen vollends und so überraschte es nicht, daß, nachdem der Präsident sein Resumé gegeben und die Fragestellung besorgt hatte, die Geschworenen nach nicht sehr langer Berathung mit ihrem Schuldig! für Hippolyt und Milimach ein Nichtschuldig! für Eva zurückbrachten.

Sie nahm es hin, wie sie die ganze Procedur hingenommen hatte, mit Ruhe. Ueber das Gesicht des Grafen lagerte sich für einen Augenblick fahle Blässe und er senkte das Haupt tief auf die Brust. Dann hob er es wieder in die Höhe und der Blick, welchen er jetzt auf seine Frau warf, erwirkte ihm von vielen der Anwesenden

Verzeihung. Es war der Blick eines Wilden, aber eines Wilden, dessen Wildheit in Liebe schmilzt.

Der rothhäutige Wilde an seiner Seite konnte das Todesurtheil — zu vollziehen mittels des Fallbeils — welches der Präsident über die zwei Schuldigbefundenen aussprach, mit nicht größerem Stoicismus vernehmen, als sein Sachem es that.

Der Unglückliche begnügte sich, zu seinem Schicksalsgenossen gewendet in indianischer Sprache zu sagen:

„Mein Bruder Milimach und ich sterben zusammen. Es ist alles gut: Eva ist gerettet!“

Es erfolgte von seiten der Verurtheilten keine Berufung an den Kassationshof.

Das Urtheil wurde daher am dritten Tage darauf in der Kreisstadt unter ungeheurem Zulauf vollzogen.

Eva war bei ihrem Manne geblieben, bis er zu dem schrecklichen Gang abgeholt wurde. Er hatte sie zuletzt noch gebeten, ihm das Flortuch, welches sie um den Hals trug, um den Nacken zu schlingen. Dieses Tuch hielt er noch fest in der Hand, als das Fallbeil seinen Kopf vom Rumpfe schlug. Priesterlichen Trost hatte er mit ruhiger Bestimmtheit zurückgewiesen. Der Indianer, der unmittelbar nach seinem Herrn gerichtet wurde, hatte beim Besteigen des Schaffots die rauhen Töne des Todesgesangs seines Stammes angestimmt.

Und den Bewohnern des Forgthals sollte der trübe Wintertag, an welchem der letzte Bernwart durch Henkershand starb, noch durch eine weitere Katastrophe ins

Gedächtniß geprägt werden. In der Nacht, welche diesem Tage folgte, wurden die schlafenden Dörfler durch eine furchtbare Explosion aufgeschreckt. Das Tagesgrauen zeigte den Herbeigeeilten die theilweise Zerstörung von Bernwartshall. Das Laboratorium des Grafen und mit demselben ein gut Theil der anliegenden Baulichkeiten war in die Luft geflogen.

Unter den Trümmern fand man den gräßlich zerfetzten, fast nur noch an seiner Hautfarbe erkennbaren Leichnam der Tochter Milimachs.

5.

In die weite Welt und in die Brautkammer.

Aber auch schreckliche Ereignisse verlieren in dem rastlos sich umschwingenden Wirbel des Lebens die Grellheit ihrer Färbung, welche anfangs den Augen so wehthut, und dem Rückblick auf die Vergangenheit erscheint auch das Unerhörteste und Furchtbarste, was damals geschehen, so und nur so, als hätte es gerade geschehen müssen, wie es geschah. Ungewöhnlich frohe Tage der Gegenwart verflüchtigen vollends die Schatten, welche vorübergegangenes Unheil in den Gemüthern zurückgelassen, und es ist gut, daß es so ist; der Mensch käme sonst aus dem Jammer gar nicht heraus.

Als die ersten Lerchen aus den sich begrünenden Matten am Ufer der Forg tirilirend in die Höhe stiegen, da dachte im Forgthal wohl kein Mensch an das Trauerspiel von Bernwartshall. Das machte, jedermann hatte genug zu denken und zu reden von der prächtigen Hochzeit, die am heutigen Frühlingstag in der Goldforelle im Bühl gefeiert wurde.

Das ganze Thal war so zu sagen geladen, denn Meister Baldung wollte sich heute noch einmal als Wirth sehen lassen, wollte den Leuten noch einmal zeigen, was die alte Goldforelle inbezug auf Küche und Keller zu leisten im Stande wäre. Dann, zugleich mit dem Ehrentag seiner Tochter, sollte auch das Wirthschaften ein Ende haben. Sowie die letzten Gäste fortwären, sollte das alte Goldforellenschild, welches unter dem vorspringenden Dach des Hauses so lange in Ehren gehangen, herabgenommen werden.

Es war dem alten Manne doch recht schwer geworden, diesen Entschluß unwiderruflich zu fassen, aber er brachte dieses Opfer seinem Schwiegersohn, ohne ihm auch nur den leisesten Wink zu geben, daß es ein Opfer sei.

Gegen die zehnte Morgenstunde setzte sich der Hochzeitszug vom Bühl herab nach der kleinen Kirche von Forgau in Bewegung. Es ging hierbei, wie bei der ganzen Hochzeit, streng nach altem Brauch und ländlicher Sitte zu. Vorauf blies und geigte eine Bande von Bergknappen den Hochzeitsmarsch, mächtige Bandschleifen an ihren Geigen und Klarinetten und Waldhörnern. Dann eröffneten die ledigen Mädchen den Zug und hinter ihnen schritt die Braut, die altgebräuchliche, aus Gold- und Silberflittern hochaufgebaute Brautkrone auf dem Haupte, zwischen den zwei Brautführern gehend, und diese waren der alte Brosi und Wate im Bart, ausgerüstet, wie sich's für ihr hohes Ehrenamt ziemte, nämlich

so: An dem linken Rockärmel, mittels weißer Schnüre befestigt, prangte ihnen das aus Silberzindel gefertigte Junggesellenkränzchen, auf den Hüten trugen sie kolossale Sträuße von künstlichen Blumen, in der Rechten hielt jeder von ihnen einen entblößten Degen, von dessen Griff bunte Bandschleifen herabhingen, und in der Linken eine Citrone, in welche ein mächtiger Rosmarinstengel gesteckt war. Hinter der Braut und ihren Führern kamen die ledigen Bursche, die sich bedeutend mit Juchzen angriffen, und dann sah man den Bräutigam, ebenfalls mit dem Junggesellenkränzchen geschmückt und mit einem großen Strauß auf dem Hut, zwischen den beiden Brautjungfern gehen, die aber eigentlich den Titel „Hochzeitmägde" führten. Nun kamen die verheirateten Frauen und nach ihnen schlossen die verheirateten Männer, an deren Spitze Baldung ging, den Zug.

Das war doch noch ein Hochzeitszug, der, schwarzwäldlerisch gesprochen, 'ne rechte Gattig*) machte und sich vor der Welt sehen lassen durfte.

Als er nach vollzogener Trauung in den Bühl zurückgekehrt war, da spielten die Musikanten zunächst der Hochzeiterin zu ihren drei „Ehrentänzen" auf, deren ersten sie mit dem Hochzeiter, deren zweiten sie mit dem alten Brosi, deren dritten sie mit dem grimmen Wate tanzte, welcher aber heute gar nicht grimmig dreinsah.

*) Gattung. Die ganze Redensart bedeutet: ein rechtes Ansehen haben.

Der alte Brosi aber drehte sich trotz einem Jungen und beschloß seinerseits den Tanz mit einem merkwürdigen Luftsprung, welcher, behauptete er, vor sechzig Jahren im Forgthal bei solchen Anlässen bräuchlich gewesen.

Inzwischen war das „Mahl“ aufgetragen worden, jene reichliche Hauptmahlzeit, welche bei schwäbischen Bauernhochzeiten nie fehlen darf und herkömmlicher Weise statt mit einer Suppe mit dem „Voressen“ anhebt, einer Art säuerlichen Ragouts, welches den Appetit reizt, was inbetracht der ungeheuren Quantitäten von Fleischspeisen, Gemüsen (vorab Sauerkraut) und Backwerk, die auf die Tische kommen, nicht ganz überflüssig sein dürfte. Der Brauch wollte, daß bei diesem Mahl der ältere der beiden Brautführer einen Trinkspruch auf das Brautpaar ausbrachte, und der Brosi entledigte sich dieser Obliegenheit mit hinlänglicher Grazie. Da in diesem bäuerlichen Toast neben „mei'm Aivli“, wie Brosi in der Fülle seines Herzens die Braut nannte, und neben dem „jungen rechtschaffenen Meister“, wie Ottmar betitelt wurde, auch sehr herzlich von dem „braven alten Meister“ die Rede war, so vermuthen wir, daß der alte Knabe sich vollständig wieder mit seinem Herrn ausgesöhnt hatte.

Die Gäste saßen noch beim Mahl, als Wate, welcher mit eigener Hand ein Dutzend sardanapalischer Bomben angefertigt hatte und mit unbeschreiblicher Befriedigung gesehen, daß in unglaublich kurzer Zeit besagte Bomben spurlos von den Tischen verschwunden waren — ja, die Gäste thaten sich noch beim Mahle gütlich, als Wate,

ohne Aufsehen zu erregen, das Brautpaar aus der großen Oberstube holte.

„Die Gräfin hält unten in ihrem Reisewagen", sagte er leise. „Sie möchte der Braut ihren Glückwunsch darbringen und dir, Ottmar, zugleich Lebewohl sagen. Kommt, wir wollen hinunter."

Sie fanden Eva neben ihrem Reisewagen stehend, welcher bei der Einfahrt zum Bühl auf der Straße hielt. Sie war in Trauerkleidung, aber ihre Schönheit leuchtete aus dem Düster derselben nur um so heller hervor.

Sie trat auf Ottmar und ihre Namensschwester zu und begrüßte beide mit lebhafter und herzlicher Freude.

„Das also ist die Braut?" sagte sie, das erröthende Mädchen mit ungeheucheltem Wohlgefallen betrachtend. „Ottmar, mein edler und theurer Freund, Sie haben die beste Wahl getroffen — ich wünsche Ihnen aus tiefster Seele Glück! Und nicht minder Ihnen, Aivli; vertrauen Sie Ihrem Manne allzeit, Sie dürfen es."

„Und ich gehe leer aus?" fragte Wate, bemüht, in die gespannte Stimmung einen leichteren Ton zu bringen.

„Sie haben ja Ihren Freund und Ihren Humor", versetzte Eva. „Lassen Sie andere klagen, welche zu spät einen Freund fanden und denen der Humor zu früh abhanden kam."

„Aber, Frau Gräfin", sagte die Braut in ihrer Gutmüthigkeit, „wollen Sie denn nicht in die alte Goldforelle treten, um —"

„Nein, liebes Kind; ich würde nur eine Störung veranlassen und nicht deßhalb bin ich gekommen. Ich habe den Umweg durch das Forgthal nur gemacht, um meinem Freund und Vertheidiger noch persönlich ein Wort des Dankes zu sagen und ihm und Ihnen, Aivli, meine Glückwünsche darzubringen."

Ottmar, welchem diese Episode seines Hochzeitstages wirklich eine störende war, fragte etwas hölzern:

„Sie scheinen im Begriffe, gnädige Frau, eine Reise anzutreten. Haben sich Ihre Verhältnisse alle nach Wunsch geordnet?"

„Oh ja, mein Freund. Die Herrschaft Moosbrunn ist verkauft und der Forgforst auch, wie Sie vielleicht schon gehört haben werden. Von letzterem behielt ich mir bloß das Bärenschlößchen vor und den Umkreis der Stelle, wo mein Großvater schläft. Bernwartshall wollte ein Spekulant erstehen, um es zu einer Fabrik umzuwandeln. Aber ich behielt das Schloß — es mag in Trümmer fallen. Die unglückselige Estrella hat ja schon für den Beginn des Verfalls gesorgt. — Ich bin jetzt", setzte sie mit einem bitteren Lächeln hinzu, „reich, sehr reich. Auch Adalbert hatte mich ja, wie Sie wissen, zur Erbin eingesetzt."

Sie sprach die letzteren Worte kalt, mit einer fast schrecklichen Kälte, aber dabei entfunkelte ihren Augen ein flüchtiger Stral dämonischen Feuers.

Hätte das Aivli diesen Stral wahrgenommen, sie würde den Abschiedskuß, welchen die Gräfin ihr jetzt

bot, kaum so herzlich haben erwidern können, wie sie that.

Wate faßte die Gelegenheit beim Schopf und erbat und erhielt von der scheidenden Tochter der Luft ebenfalls einen Kuß.

Eva schien zu erwarten, daß auch Ottmar von dem Rechte des Abschieds Gebrauch machte, aber er begnügte sich mit einem Händedruck.

Als Eva schon auf dem Wagentritt stand, fragte er noch:

„Und dürfen wir erwarten, Sie wiederzusehen?"

„Nein", erwiderte sie, indem sie sich auf den Polstern zurechtsetzte, „ich gehe für immer."

„Und so ganz allein?"

„Ganz allein."

„Aber wohin?"

Sie bog das schöne, jetzt von einer düsteren Wolke überflogene Antlitz aus dem Schlag und ließ das unergründliche Auge einen Moment fest auf Ottmar haften. Dann winkte sie mit der Hand und sagte leise, wie mit brechender Stimme:

„In die weite Welt!"

Die Postillone spornten ihre Pferde und der Wagen flog davon.

Nachdenklich gingen die drei dem Hause zu, aus welchem ihnen eine muntere Walzermelodie und fröhliches Lachen entgegenschollen.

„Und so hab' ich mir doch zu guter letzt einen Kuß erobert!“ sagte Wate mit behaglichem Schmunzeln.

„Ich konnte dieses Weib nicht küssen“, bemerkte Ottmar.

„Warum nicht, Ottmar?“ versetzte das gute Aivli. „Ach, wie ist sie so schön und so unglücklich!“

Endlich, endlich waren die Gäste fort und der Hochzeitsjubel verhallte das Thal entlang. Bei Fackelschein nahm der Goldforellenwirth mit eigener Hand das alte Schild herunter und Wate hielt dazu eine Rede, die in ihren humoristischen Sprüngen von dem versammelten Gesinde zwar nicht so ganz verstanden, dessenungeachtet aber mit der Andacht angehört wurde, welche diesem feierlichen Akt geziemte.

Unterdessen hatte Ottmar seine Braut in die stille Brautkammer geführt.

Als er ihr dort die Brautkrone vom Haupte nahm, richtete sich die Jungfrau einen Augenblick in seinen Armen auf und flüsterte mit schalkhaftem Lächeln:

„Ist's keine Eva, so ist's doch ein Aivli, gelt?“

Er sagte nichts, sondern zog sie nur zärtlicher an sich, und als die Bebende, Verschämte ihm wieder ins Auge zu sehen wagte, las sie darin die beseligende Gewißheit, daß sie dem geliebten Manne theurer sei als alle Even der Welt.

Schlußkapitelchen,

worin die Moral des Stückes brieflich angedeutet wird und Autor einem werthen Publico sich empfiehlt.

Dieser Tage hat mir der grimme Wate unter anderem Folgendes aus dem Forgthal geschrieben:

„Deine Zweifel, lieber Junge, ob sich unser Freund Ottmar in seinem neuen Leben auf die Dauer befriedigt und glücklich fühlen würde, sind schmählich zu Schanden geworden. Ottmar ist glücklich und das Aivli blüht vor Zufriedenheit wie eine Rose. Da aber, um mich bimbambummlerisch auszudrücken, die Rosen auf den Wangen des herzigen Weibchens zeitweilig mit Lilien wechseln, so vermuthe ich stark, daß ich neben meinen gastrosophischen Arbeiten, welche das Erscheinen meiner epochemachenden „Philosophie des Magens" in nahe Aussicht stellen, zu denjenigen Studien mich wenden muß, welche einen befähigen, die Rolle eines Gevattermanns mit Anstand und Würde zu spielen. — Natürlich wohne ich noch immer in der Goldforelle und sehe nicht ein, warum ich jemals

anderswo wohnen sollte. Ich gehöre nun schon zur Familie und selbst der alte Brosi, von den anderen gar nicht zu sprechen, würde, Gott straf' mich! gegen mein Wegziehen entschiedenen Protest einlegen, namentlich seit der Stunde, wo ich eine höchst sinnreiche Vorrichtung erfunden, welche dem alten Knaben den ewigen Garnknäuel erspart. Dazu aber hab' ich mich durch das Beispiel von Ottmars rüstiger Thätigkeit freilich verleiten lassen, daß ich in der Woche ein paarmal ins Trausigthal hinüberreite, um dem Werkführer in der Glashütte auf die Finger zu sehen, damit dieselben nicht gar zu polizeiwidrig lang werden. — Von der Tochter der Luft haben wir keinen Laut mehr vernommen. Wo sie wohl jetzt sein mag? Es war doch ein wunderbares Wesen! Wenn die Rede auf sie kommt, pflegt Meister Baldung mit einem echt schwarzwälderischen Kopfruck zu sagen: „Ich wünsch' der Frau alles Glück, aber — aber so ganz sauber war sie doch nicht, schätz' ich." — Dem Ottmar ist eine tüchtige Sorge zugewachsen durch die Vormundschaft über die Kinder seines Bruders. Der Jeremias hat sich von der Blamage vor dem Schwurgericht nie mehr recht erholt. Er wurde tiefsinnig, versenkte sich, jetzt nicht mehr aus Spekulation, sondern in allem Ernst, in mystischen Kram und schnappte zuletzt völlig über. Er hat sich mit der seltsamen fixen Idee, in eine Schlange verwandelt zu sein, im Irrenhaus herumgequält, bis er vor einigen Wochen daselbst starb. Zum Glück hatte er aller Frommheit zum Trotz das Vermögen seiner Frau tüchtig umzu-

treiben gewußt. — Daß die beiden Bimbambummler, welche im Forgthal auf den Hund und auf die Katze gekommen, fortfahren, Deutschland mit ihren Dichtungen zu entzücken, wirst du besser wissen als ich. Ich fürchte jedoch, ihr Ruhm möchte nicht von Dauer sein. Die Zeit ist allgemach zu ernst geworden, um an süßlichen Mittelalterlichkeiten ernstlich Geschmack zu finden. Lasse man die alten und jungen Kinder der Salons immerhin noch eine Weile mit diesem literarischen Rokoko spielen. Umgekehrt lockt man aber auch mit dem Byronismus und der faustischen Himmelsstürmerei keinen Hund mehr vom Ofen. Ebenso gehen den Leuten über den merkantilistischen Schwindel, welcher die Gegenwart charakterisirt, allmälig die Augen auf und immer kräftiger macht sich das Gefühl geltend, daß man überall zur Einfachheit, zur Solidität und Genügsamkeit wird zurückkehren müssen, wenn der gesellschaftliche Bau nicht aus den Fugen gehen soll. Mit dem aus den Fugen Reißen desselben ist es aber eine eigene Sache: du weißt, die proletarische Herrlichkeit, welche kommunistische Schwindler uns belieben wollten, war nie nach meinem Geschmack. — Wir müssen lernen, uns zu bescheiden. Eine Umkehr ist für unsere Zeit allerdings vonnöthen, freilich nicht zum Köhlerglauben, zur Sklaverei, zum Privilegium, sondern zur Natur und zu naturgemäßer Existenz. Darum lobe ich mir unsern Ottmar, daß er den Muth hatte, dem Schein der sogenannten guten Gesellschaft, welcher ihn in allerverlockendster Gestalt, in der Gestalt Eva's von

Bernwart umspinnen wollte, das Sein eines Lebens mit der Natur und dem Volke vorzuziehen. Es war dies keine idyllische Illusion, es war der Entschluß und die That eines Mannes, welcher ehrlich und energisch genug ist, die geforderte Reform der Gesellschaft bei sich selber anzuheben und für die Möglichkeit einer solchen Reform mit der eigenen Person einzustehen."

Soweit Wate im Bart.

Und nun, lieber Leser, sage ich dir Lebewohl für heute. Du hast vielleicht, als du diese Erzählung zur Hand nahmst, besorgt, es würde wieder so eine traurige Geschichte sein, wie ich sie dir sonst zu erzählen gewohnt bin. Aber diesmal, siehst du, kam es anders und glaube ich dich für das Traurige, was zu berühren unvermeidlich war, hinlänglich durch die Hochzeit schadlos gehalten zu haben, welche ich dir schließlich aufgetischt habe. Im übrigen empfehle ich dir meine Freunde im Forgthal und mich selbst zu geneigtem Andenken.

Druck von Fr. Andrä's Nachfolger in Leipzig.

